



00 142 877 U



DER QUERSCHNITT

Band 11/1
1931

KRAUS REPRINT

Nendeln / Liechtenstein

1970

1
3X
1:|

0644

Reprinted by permission of Verlag Ullstein GmbH., Berlin
by

KRAUS REPRINT

A Division of
KRAUS-THOMSON ORGANIZATION LIMITED

Nendeln/Liechtenstein

1970

Printed in Germany

DER QUERSCHNITT

XI. Jahrgang

Berlin, Ende Januar 1931

Heft 1

INHALT

<i>Blaise Cendrars: Gruß an den Film</i>	1
<i>Bernard Fay: Der Tod des Kinos</i>	3
<i>Joseph Delteil: Die Vorherrschaft des Auges</i>	9
<i>Georges Duhamel: Die Maschinerie der Verdummung</i>	11
<i>George Grosz: Das feine Milljöh</i>	14
<i>Paul Schiller: Titelsong des stummen Films</i>	18
<i>Sergej M. Eisenstein: Der Kinematograph der Begriffe</i>	19
<i>René Clair: Rhythmus</i>	22
<i>Jacques Feyder: Ich glaube an den sprechenden Film</i>	24
<i>E. A. Dupont: Hinter dem Objektiv</i>	27
<i>Grock: College Chaplin</i>	29
<i>Charlie Chaplin: Sieben Sätze</i>	31
<i>Jean Renoir: Märchenhafte Begebenheit</i>	32
<i>Paul Medina: Von Pathé Frères zu René Clair</i>	34
<i>Anton Kuh: Sach-Lexikon</i>	38
<i>Carl Zuckmayer: Verfilmung</i>	39
<i>H. H. Stuckenschmidt: Musik im Kino</i>	42
<i>Walther Schneider: Kurze Dramaturgie</i>	44
<i>Erich Pommer: Dichter und Tonfilm</i>	45
<i>Sigma: Was wird beim Film verdient?</i>	46

Traumbuch des Films / Warum Eisenstein Hollywood verließ / Hollywooder Enthüllungen / Dorothea Ziegel: Die Clique / Friedrich Karinthy: Der Bumerang von Burdonberg / Vom Zeitungsjungen zum . . . / Antworten der Filmredaktion / Briefe an eine Filmgesellschaft / Briefe an einen Filmschauspieler / Bücher - Querschnitt / Filmplatten

Mit 20 Zeichnungen im Text und 32 Kunstdrucktafeln

Umschlagbild nach einer Zeichnung von George Grosz

Herausgeber: H. v. Wedderkop — Chefredakteur: Victor Wittner

VERKAUFSSTELLEN

DEUTSCHER WK-MÖBEL

Berlin S 42, Oranienstraße 144
 Bielefeld, Niederstraße 17
 Breslau, Neue Graupenstraße 7
 Danzig, Gr. Wollwebergasse 28
 Dortmund, Reinoldihaus
 Dresden-A., Wallstraße 14
 Düsseldorf, Königs-Allee 60
 Essen, Eickhaus, a. Hauptbahnh.
 Frankfurt a. M., Kaiserstraße 28
 Freiburg i. Br., Kaiserstraße 149
 Halle a. S., Alter Markt 1-2
 Hamburg, Hütten 85-92
 Köln, Zeppelinhaus, Richmodstraße
 Königsberg i. Pr., Steindamm 139
 Leipzig C 1, Georgiring 6 b.
 Magdeburg, Breitenweg 3 a
 Mannheim, M. I. 4 und G. 2-22
 München, Briener Straße 52
 Nürnberg, Königstraße, Mauthalle
 Saarbrücken, Hohenzollernstr. 9
 Stettin, Kantstraße 3
 Stuttgart, Krügsbergstraße 42
 Verlangen Sie bitte von der
 nächsten WK-Niederlassung
 kostenlos
 unsere Broschüre Nr. 26

MÖBEL

BESTER

WERTARBEIT



DEUTSCHE WK-MÖBEL

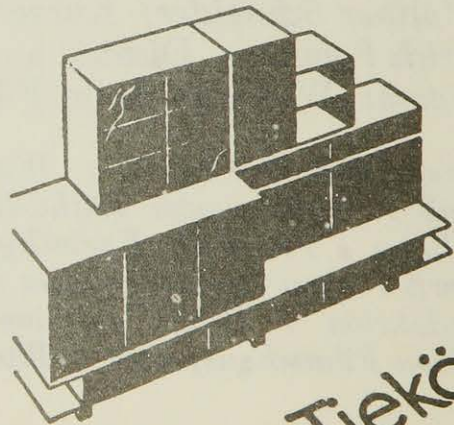


nur **45,-** *sind dennoch die berühmte*
 mk Patent-
 Etui-Kamera

Verlangen Sie Druckschrift QF gratis

KAMERA WERKSTÄTTEN
 GUTHE & THORSCH DRESDEN-A. 32

Kombinations-Typenmöbel



Krönig u. Tiekötter
 Berlin SW 68
 Kochstraße 10
 Bergmann 1862
 Fordern Sie Preisbuch



Eduard Braun (Holzschnitt)

Gruß an den Film

Von

Blaise Cendrars

Der Film. Wirbelwind des Bewegten im Raum. Er läßt alles zu Boden sinken. Die Sonne sinkt. Wir sinken mit ihr. Wie ein Chamaeleon wandelt sich der menschliche Geist, er wandelt das All: Die Welt. Die Erdkugel. Den Nord- und Süd. Die Monaden des Leibniz. Die „Vorstellung“ Schopenhauers. Meinen „Willen“. Die Axiome der Wissenschaft spitzen sich zu, die Koordinaten häufen sich. Verschmelzung. Alles öffnet sich, alles stürzt heutigtags. Alles schmilzt, alles höhlt sich, steilt sich, entfaltet Blüte. Das Geld und die Ehre. Alles wandelt sich. *Der Wandel*. In Sitte und Wirtschaft. Eine neue Sachwelt. Eine neue Menschheit. Die

Zahlen haben einen mathematischen, gedachten Zusammenhang aufgebaut: Maschinen für den groben Nutzen der größten Bedürfnisse; und dennoch herrlichste Niederschrift des Hirns. Mechanisierung. Gleich Psychisierung. Neues, schönes Leben. Apparate. Doch der Apparat schafft um, stellt um zu neuem Ortssinn. So entdeckt er die letzten Quellen der Sinne, wie einst Livingstone und seine Nachfolger die Quellen des Nils bezeichneten. Unsere Entdeckung aber geschieht namenlos. Kein Eigenname kann mit ihr verbunden werden. Welch eine Lehre! Was kümmern uns die Prominenten, die Stars! Einhundert Welten, eintausend Bewegungen, eintausendmal tausend Dramen treten alle zugleich in das Gesichtsfeld des neuen Auges ein, mit welchem der Film den Menschen begabt hat. Und dieses Auge ist wunderbarer, bei aller Freiheit, als das Fazettenauge der Mücke. Dieses Auge wälzt das Hirn um. Umsturz und Auszug der Bilder. Die aristotelischen Einheiten weichen. Wir lernen wieder. Wir trinken in Zügen. Rausch. Und das Wirkliche wird uns sinnlos. Ohne Sinngebung. Alles ist Rhythmus, alles Sprache und Leben. Die Beweise fallen weg. Wir sind eins mit den Dingen, wir sind in Kommunion.

Man richte das Wunderglas auf die menschliche Hand, man stelle es auf den Mundwinkel ein, auf das Ohr: Das Drama erhält ein neues Profil, es wächst in seinem Raum eines geheimnisvollen Lichtes. Schon ist das Wort Überdruß geworden — noch ein wenig, und auch der Mensch ist überflüssig. Hier unter der Zeitlupe ereignet sich das Königsdrama der Pflanze, shakespearisch; und die ganzen Klassiker liegen beschlossen in dem einen verlangsamten Spiel eines Armmuskels. Ein noch so leiser Ruck auf der Leinwand bringt Körperpein oder Musik; die Insekten, die Mikroben, sehen hier ganz wie unsere berühmten Zeitgenossen aus. Ewigkeit des Augenblicks. Gigantentum. Mit der ästhetischen Wertung erschöpft man es nicht, schon eher mit der Nutzung. Denn das Bühnengeschäft mit Handlung und allen den Drahtfäden wurde entbehrlich. Es richtet sich das Augenmerk ganz allein auf den drohenden Strich zwischen den Brauen. Auf die verräterischen Schwielen einer verbrecherischen Hand. Auf einen Lappen, der rot immer fortblutet. Auf die Uhrkette, straff oder geschlängelt, gleich einer Schläfenader. Nun stehen Tausende von Tausenden Herzen alle miteinander still in dem gleichen Augenblick, in allen Städten; auch noch in den verlorensten der Dörfer zerreißt das Lachen die Felderstille.

Daguerre, ein Franzose, hat das Lichtbild erfunden. Nach fünfzig weiteren Jahren wird der Kino geboren. Erneuerung! Erneuerung! Immer wieder Umwälzung! — Letzte Ergebnisse der exakten Wissenschaft, der Weltkrieg, die Relativitätslehre, die politischen Zuckungen: das alles weist hin auf eine nahe neue Weltschöpfung des Geistes, auf eine nahe neue Menschlichkeit und Menschheit. Ihre Sprache wird der Film sein.



Johannes Wüsten

Der Tod des Kinos

Von

Bernard Fay

Das Kino hat uns fünfzehn Jahre lang in Schlaf gewiegt und machte uns Freude, wie eine neue Art Schlaf mit schöneren, weniger ermüdenden und dennoch nicht sinnlosen Träumen. Das Kino war ein schwarzer Raum, wo man sich im Finstern, inmitten der trägen Lässigkeit einer schweigenden Versammlung, küssen konnte, wo man kleine, verschwimmende Bilder vor sich sah, die vor den Augen flimmerten, die die Sinne unbestimmt erregten und uns von der Wirklichkeit loslösten. Ein Piano — von Menschenhand gespielt oder mechanisch —, ein verschlafenes Orchester ersetzte uns die Ammenlieder. Jedes Jahr verbesserte sich die Technik des Kinos, dessen Bilder anfangs linkisch und ruckweise abrollten, und gewann an Flüssigkeit, Lebendigkeit und Eleganz.

Für die ganze Welt bedeutete das Kino mehr eine Illusion als eine Kunst. Wie ein impulsives, schlichtes Kind lernte es niemals denken und reden, nicht einmal die Natur richtig nachzuahmen. Sein Reiz bestand in den phantastischen oder naiven Erzählungen, in seinen Tricks, Schelmenstreichen und Übertreibungen. Wenn es eine Kunst war, dann eine ausgesprochen physische. Wie die Schauspieler

dachten, fühlten, ja selbst handelten, darauf kam es wenig an; wenn nur ihre Bewegungen Rhythmus besaßen, wie es die Leinwand braucht, wenn nur ihre Züge, die Form ihres Gesichts und ihres Körpers die reine Linie und den Glanz zeigten, die die Illusion von Schönheit erzeugen. Im übrigen war das Kino eine Illusion nach amerikanischer Vorstellung. Der deutsche und der russische Film waren nur ein Alpdruck, die schlechte Verdauung von Bankiers, die zuviel gegessen haben, oder von angeheiterten Proletariern. Nur der amerikanische Film besaß die Trägheit, den physischen Glanz, die Schlichtheit der Konturen und den wahrhaft königlichen Mangel an Gedanken, wie es die Leinwand verlangt. In seinem Stumpfsinn lag seine Größe. Er war echt, im Vergleich zu den deutschen, die eine ungeheure Menge philosophischer Ideen nur schlecht als menschliche Wesen verkleideten, oder zu den heuchlerischen und moralisierenden Russen-Filmen. Bei dem einen wie bei dem andern Volk wurde das Kino von einer falschen Intelligenz beherrscht, die außerstande war, plastische Schönheit zu schaffen, jedoch gierig, sie für Zwecke auszu-beuten, die nichts mit Körperfreude und Illusion zu tun hatten.

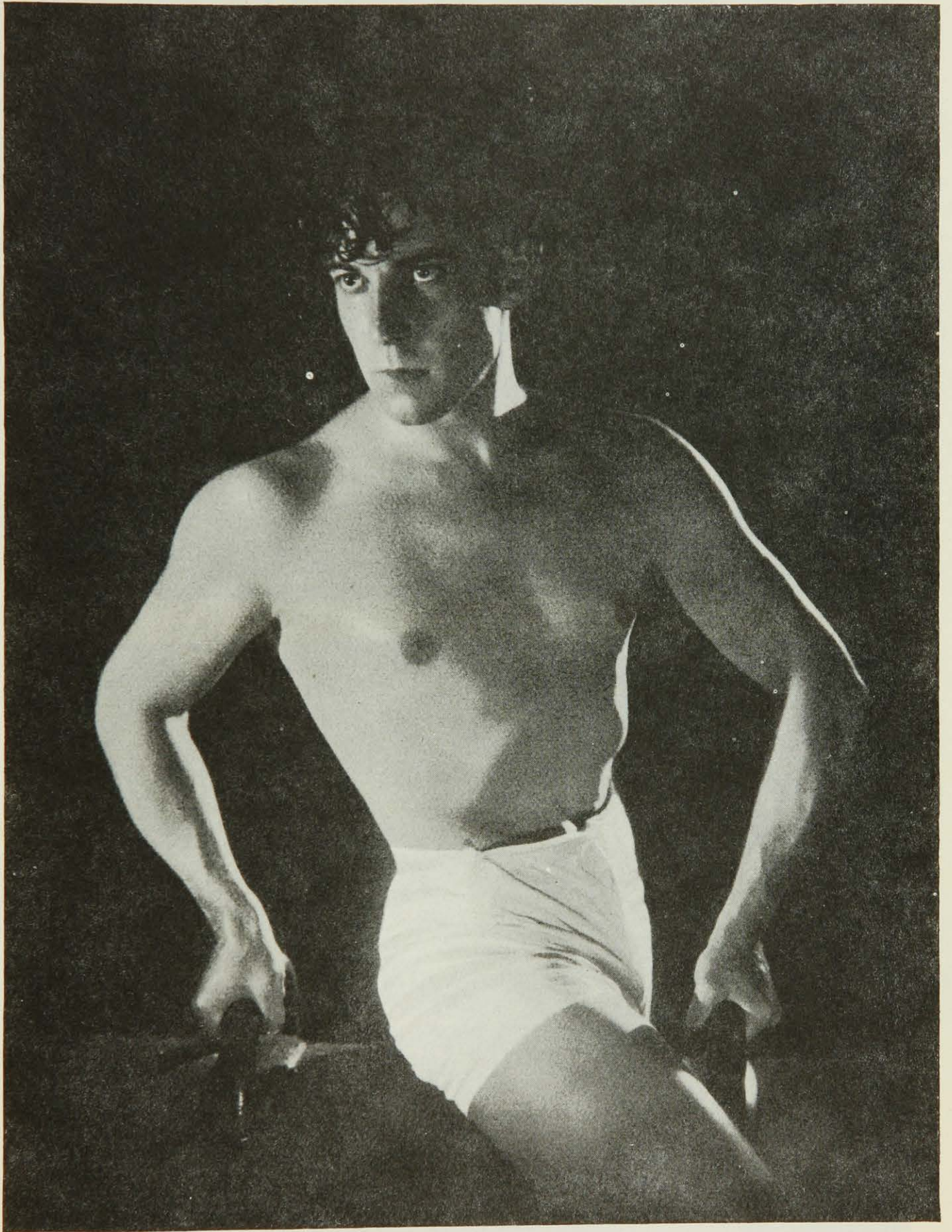
* * *

Das Kino wiegt uns nicht mehr in Schlaf.

In den Straßen von Hollywood warten Tausende von jungen Männern und jungen Mädchen auf Arbeit, die nicht kommen will. In den Schlössern aus Pappe und vergoldetem Sauerkraut rund um Los Angeles hört man keine Rolls Royces mehr brummen. Das Kino ist krank. Es liegt im Sterben.

Seit zwei oder drei Jahren ist es von dieser Krankheit befallen. Man fühlte es, wenn man die langen Gesichter der Unternehmer sah, die mit ernster, gefurchter Miene sagten: „Wir haben keine Fabeln mehr. Das Kino wird sterben, weil es nichts Neues mehr zu sagen hat.“ Die Direktoren der Gesellschaften zogen eifrig, die Tasche voller Dollars, durch die ganze Welt, um Ideen zu kaufen, und man erzählt sich die Episode vom jungen Autor, der einem dieser Film-Pilger sein Manuskript vorlegte. Der Allmächtige las das Dokument zuerst lässig, dann neugierig und schließlich begeistert, sprang mit einem Satz in die Höhe, umarmte den jungen Mann und stellte ihm anstandslos einen Scheck über zwanzigtausend Dollar aus. Dann trocknete er sich die feucht gewordenen Augen und gab ihm seine Blätter mit den Worten zurück: „Herrlich ist es! Ich kaufe Ihnen auf der Stelle für zwanzigtausend Dollar die Idee ihrer Geschichte und den Titel ab. Das Manuskript können Sie wieder mitnehmen, das brauche ich nicht.“

Das Kino wurde von heftigen Krämpfen geschüttelt. Einige Zeit ließ es sich völlig von der Hysterie der historischen Geschichte gefangennehmen, und alle Gesellschaften brachten historische Filme heraus; dann hatte es ein Russenfilm in seinen Bann gezogen, und man sah auf der Leinwand nichts als Massen; dann wieder schlug es — unter dem Einfluß von Deutschland — in Symbolismus um; aber der Mangel an neuen Ideen machte sich immer empfindlicher bemerkbar, und man erblickte in diesem Mangel an Fabeln eine lebensgefährliche Krankheit.



Ramon Novarro



Greta Garbo in „Romance“



als 16jährige Verkäuferin in Bergströms Warenhaus, Stockholm (1920)



Photos Cecil Beaton

Dolores del Rio



Lillian Gish



Florence Vidor

Paramount

In Wahrheit war es nur ein Symptom. Das Kino wurde von einem viel schwereren Übel heimgesucht. Es hatte uns entzückt, doch ohne zu wissen wie — und ohne zu wissen wie, ging es mit ihm zu Ende. Da es von Komplimenten verdorben und von Schmeichlern umgarnt wurde, hatte es niemals daran gedacht, zu einer wirklichen Kunst zu werden; es hatte nicht einmal verstanden, schöne Körper zu entdecken und Vorteil daraus zu ziehen. In seinem Dummstolz ließ es seine wahre Bestimmung außer acht, die ihm seinen Platz zwischen der Laterna Magica und dem Ballett zuweist, um zu einem Literaturzweig zu werden. Im selben Augenblick, da sich das Kino für die Geschichten, die es erzählte, wirklich interessierte, war es mit ihm zu Ende, trotz des Genies eines Chaplin, Fairbanks und zwei oder drei anderer, die den wahren Sinn erfaßt hatten. In dieser großen Not griff das Kino zu heroischen Mitteln. Es wollte — ganz gleich, zu welchem Preis — neue Fabeln erwerben; mußte jedoch entdecken, daß La Bruyère recht hatte: es gab keine neuen Fabeln. Nun wollte es den entschwundenen Reiz durch Reklame ersetzen, die sehr viel Geld kostete und das Publikum nicht herbeilockte. Es nahm seine Zuflucht zur Organisation, es brachte in seine Verluste System, ohne ihnen dadurch Einhalt zu tun. Schließlich, kurz vor dem Tode, schloß es ein Bündnis in extremis mit dem Grammophon, und dieser Verzweiflungsehe ist der Tonfilm entsprossen.

Er kam vor zwei Jahren in Hollywood zur Welt und ist jetzt ein großer, dicker, blasser Junge, der mit seiner rauhen Stimme die ganze Welt erfüllt. Als er geboren wurde, lief ein Freudenschrei durch Hollywood: „Er ist unser Retter“ sagte man. „Wir brauchen keine neuen Fabeln mehr. Er wird die verwenden, die wir seit fünfzehn Jahren für die stummen Filme benutzen. Für fünfzehn Jahre haben wir nun wieder Vorrat.“ Man kann sich die Freude der Unternehmer vorstellen: Fünfzehn Jahre Arbeit lagen vor ihnen, ohne daß sie einen einzigen Gedanken oder ein einziges neues Gefühl aufwenden mußten! Noch nie hatte die Menschheit eine so wunderbare Ökonomie bewiesen, eine Operation mit so enormem Erfolg vorgenommen. Die neuen Kapitalsinvestierungen, die nötig waren, um den Tonfilm hochzubringen, brachten ebenfalls nur Vorteile. Von dem Erfolg der Bankiers hing die Ruhe der Kaufleute ab. Der Tonfilm wurde von Direktoren, Finanz- und Geschäftsleuten und vom Publikum freudig aufgenommen.

Trotzdem ist er matt und tödlich langweilig. Der stumme Film verwendete alberne Geschichten, aber niemand achtete darauf. Sie dienten nur als Vorwand und glitten unbestimmt und unbemerkt vorüber, wenn nur das Spiel der Bilder schön war. Der Tonfilm aber schiebt die Handlung ganz in den Vordergrund; der Ton ist zu unschön, als daß er an sich gefallen könnte. Das Bild, das seitdem in den Hintergrund gedrängt worden ist — schon aus technischen Gründen —, zieht die Aufmerksamkeit des Zuschauers nicht mehr auf sich. Der Tonfilm bedeutet vor allem literarisches und dramatisches Kino. Aber ihm fehlt absolut die Vorbedingung dazu. Die persönliche Leitung liegt in allen Ländern in den Händen einiger ungebildeter Unternehmer ohne jeden Geschmack; die Schauspieler haben sich von der elementarsten Kultur losgesagt, die die Grundlage des Theaterschauspielers

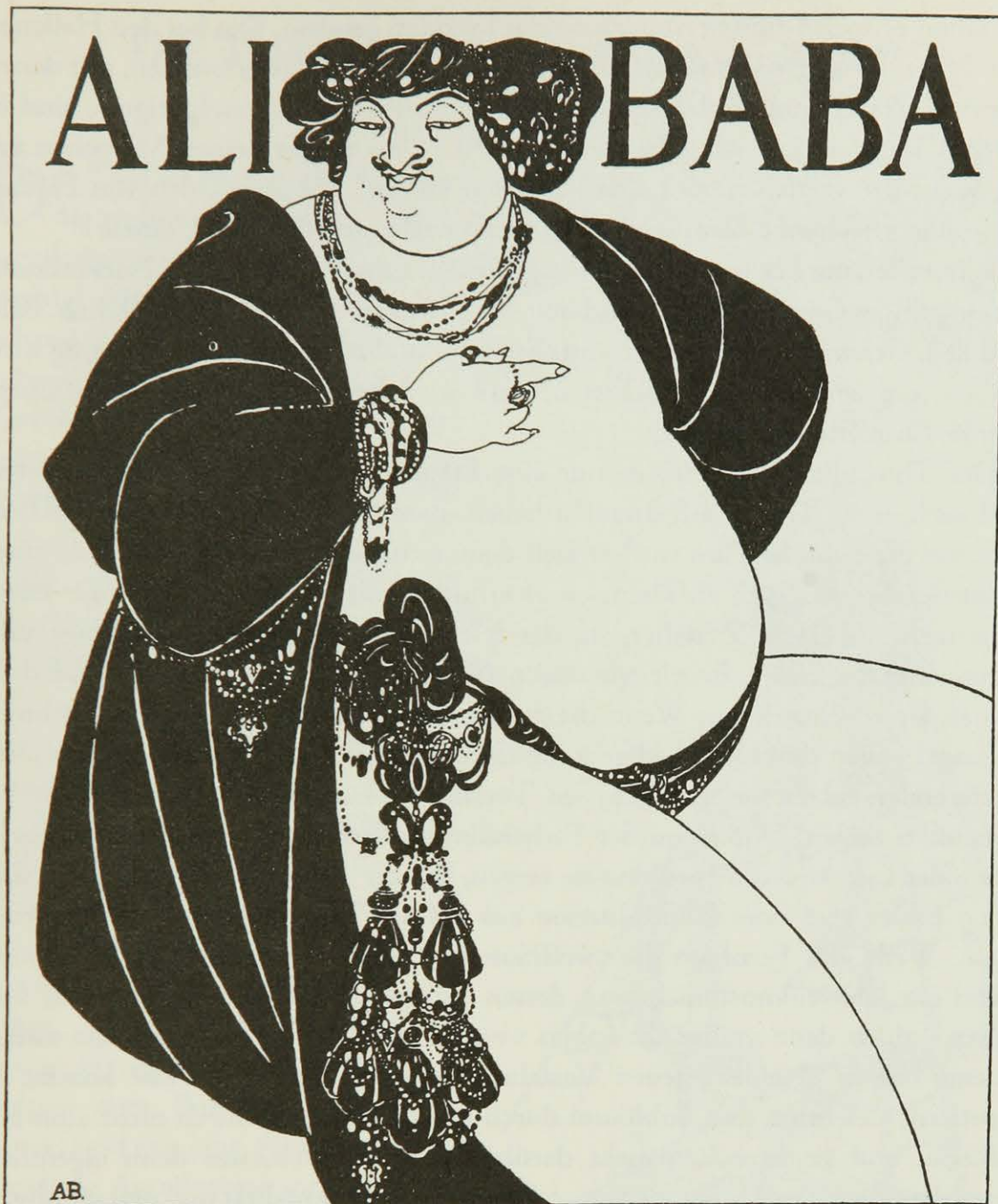
bildet; das Kino-Publikum schließlich, die breite, barbarische Masse, die die Säle füllt, ist ja nur an das Lesen von Zeitungen gewöhnt. Wenn das Kino eine gute Literatur schaffen wollte, müßte es auf sein Publikum verzichten; wenn es sein Publikum behalten will, wird es auf den Ton verzichten und sich mit dem Literatur-Genre begnügen müssen, das es seit fünfzehn Jahren kultiviert.

Die mit dem Tonfilm verbundene und ihm zugrundeliegende Minderwertigkeit ist noch nicht das schlimmste seiner Übel. Die Menschheit hat sich auch an die Zeitungen gewöhnt und hat es sogar fertiggebracht, noch stolz darauf zu sein. Es wäre nur logisch, wenn sie sich auch an den Tonfilm und an seine Literatur gewöhnte. Unglücklicherweise aber hat man im Film ein Prinzip eingeführt, das seinem Geist völlig widerspricht. Der stumme Film ist nur verlockend, weil er uns wie eine Illusion anspricht. Der Tonfilm aber verlangt, daß man aufpaßt und zuhört, wie einer komplizierten Wirklichkeit. Er ist eine Anstrengung, eine Plage, hindert uns am Schlafen, läßt uns keine Zeit zum Küssen und macht Zärtlichkeiten und verliebtes Flüstern unmöglich. Das ist das Unglück! Selbst Präsident *Hoover*, der gewöhnlich nicht so kühn ist, hat das mit einem Nachdruck bestätigt, der seiner geistigen Unabhängigkeit alle Ehre macht: „Ich mache mir nichts aus dem Tonfilm“, sagte er, „weil er mich zwingt aufzupassen.“

Selbst wenn er sich noch vervollkommen sollte, wird sich der Tonfilm doch niemals von seiner Schwerfälligkeit freimachen können. Es mag ihm gelingen, albern zu sein — aber leicht zu sein, ist ihm versagt. Ebenso wenig kann er international sein, wie sein älterer Bruder. Tonfilm bedeutet Rückkehr des Films zum Nationalismus und Knebelung durch sämtliche Vorbedingungen des Theaters. Der stumme Film hatte eine neue Art, das Leben einzufangen, hatte einen Stil entdeckt. Durch die Methode, die Bewegungen des menschlichen Körpers loszulösen und zu isolieren, verlieh er ihnen künstlerische Bedeutung. Der Tonfilm bindet Dinge, die der stumme Film auflöste; er sieht aus wie eine technische Entdeckung, und hat doch nur eine Kunst zerstört und eine Erfindung vergessen. Atlantis ist untergegangen — durch einen dummen Kunstgriff!

* * *

Es wäre lächerlich zu behaupten, daß der stumme Film am Leben bleiben, oder daß der Tonfilm sterben würde. Der Tonfilm zieht die Massen an, die sich früher vor der stummen Leinwand drängten. Diese Menschenmassen, auf die die Film-Industrie nicht verzichten kann, strömen zu dem neuen Ankömmling. Das Fremdartige an ihm besticht sie, er ist „die neueste Errungenschaft der Wissenschaft“. Bei dem Anblick der sprechenden und sich bewegenden Schatten bleibt den braven Männern und Frauen der Mund offenstehen, und sie verlassen das Lokal ungeheuer verwundert. Am nächsten Sonntag nehmen sie ihre Kinderchen mit, die noch viel begeisterter sind. Das neue Spielzeug ist faszinierend, ja, es ist schon fast Magie. Alle die Menschen, für die allein die reale Welt existiert, müssen daran ein verblüffendes Vergnügen finden. So drängten sich die ersten Menschen, als sie zum



Aubrey Beardsley

(Aus der Galerie Arnot, London)

erstmals einen beinlosen Krüppel und eine Frau mit Bart sahen, mit lautem Geschrei um sie, und wurden nicht müde, sie anzusehen und zu betasten.

Genau so kann auch der Tonfilm leben und bestehen. Er muß dem stummen Film den Garaus machen, der sich nach fünfzehn fetten Jahren unmöglich an die Armseligkeit und die Misere gewöhnen wird, denen ihn sein jüngerer Bruder überantwortet. Der stumme Film wird zweifellos als Lakai der Reichen, als Spielzeug der Literaten und als Liebling einiger alter Damen vegetieren, die um 1925 jung waren. Seine Lebenskraft nährte sich vom Gelde und von den naiven Illusionen der Menge, von den schönen, instinktiven Regungen der amerikanischen Nation in ihrem ersten Stolz und ihrer Sinnlichkeit, von der Sucht, zu träumen und die Nachkriegszeit zu genießen. Das alles wird ihm jetzt entgehen. Warum auch nicht? Die Menschheit

hat schon oftmals Künste erstarren oder schwinden gesehen. Das bei den Hellenen so beliebte Theater war im Mittelalter fast unbekannt. Die Marionetten, mit denen unsere Vorfahren im 18. Jahrhundert sich so ausschließlich beschäftigten, sind in unseren Tagen so gut wie ganz verschwunden. Und es gibt keinen Menschen auf der Welt, der verstehen oder sich vorstellen könnte, wie man Oden von Pindar, das größte griechische Kunstwerk nach dem Geschmack der Alten, tanzte!

Wir wollen uns beeilen und das Kino genießen! Es war ein göttliches Narkotikum, das ein gütiges Geschick der Menschheit des Kriegs für einen Augenblick lieh. Bald wird kein Geschäft mehr damit zu machen sein, und nichts als die Erinnerung wird bleiben, ein Schatten jener Schatten. 1918 wird bedeuten: *Foch, Hindenburg, Charlie Chaplin und Fairbanks.*

Der Ton- und Sprechfilm ist nur eine Etappe. In spätestens fünfzehn Jahren wird auch er alle Fabeln aufgebraucht haben, dann wird auch er eine Krise erleben. Und wie der stumme Film wird er sich dann entscheiden müssen, ob er zu einer Kunst werden oder sich auflösen, ob er erfinden will — oder sterben. Wir leben nicht mehr in einem Zeitalter, da der Menschegeist menschliche Dinge und Künste leicht erfindet. Er gleicht diesen Mangel durch Entdeckungen auf dem Gebiet der Mechanik aus. Wenn die zwölftausend Fabeln, die die Unternehmer auf Lager haben (in Hollywood geht das Gerücht, daß dies die Gesamtsumme aller existierenden Fabeln wäre), durch den Tonfilm verkündet sind, wird man sie im Farbfilm zeigen. Und wenn der Farbfilm wiederum die zwölftausend Fabeln verkündet hat, wird das Fernkino sie zeigen, das die Fähigkeit besitzen wird, dieselben Bilder von einer Zentralstation aus auf alle Wände einer Stadt zu projizieren. Wenn das Fernkino die zwölftausend Fabeln verkündet hat, dann wird irgend ein Ich-weiß-noch-nicht-was, dessen Schöpfung die Industriellen und Gelehrten jedoch dann vollbracht haben werden, der Menge wiederum die zwölftausend Fabeln in einem neuen Verfahren zeigen. Auf diese Weise kommt es Künstlern, Gelehrten und Publikum durch Jahrhunderte hindurch nicht zum Bewußtsein, und sie brauchen nicht darüber nachzudenken, was denn eigentlich Neues daran wäre; sie bewundern nur ihre unerhörte Genialität und den ständigen Fortschritt der Menschheit.

Vielleicht wird eines Tages irgend jemand, der Zeit dazu hat und sehr anspruchsvoll ist, ein Mittel entdecken, die Wissenschaft zu zivilisieren und eine Erfindung in eine Kunst zu verwandeln, wie es beim Theater manchmal vorkam, und wie es beinahe dem guten, alten stummen Film geschehen wäre. Bis zu dem Zeitpunkt, da der Mensch über seine eigene Wissenschaft nicht mehr staunen und lernen wird, lieber mit sich selbst als mit Maschinen zu spielen, wollen wir feierlich das Kino begraben, das reizvolle, dunkle Asyl, das uns die Wissenschaft durch einen Zufall bescherte, wo unsere Müdigkeit und unsere Sehnsüchte sich an Bildern einer hellen, schönen Menschheit ergötzen.

Laßt uns einen Flügel des Louvre für das Kino-Museum reservieren!

(Deutsch von Eva Maag)

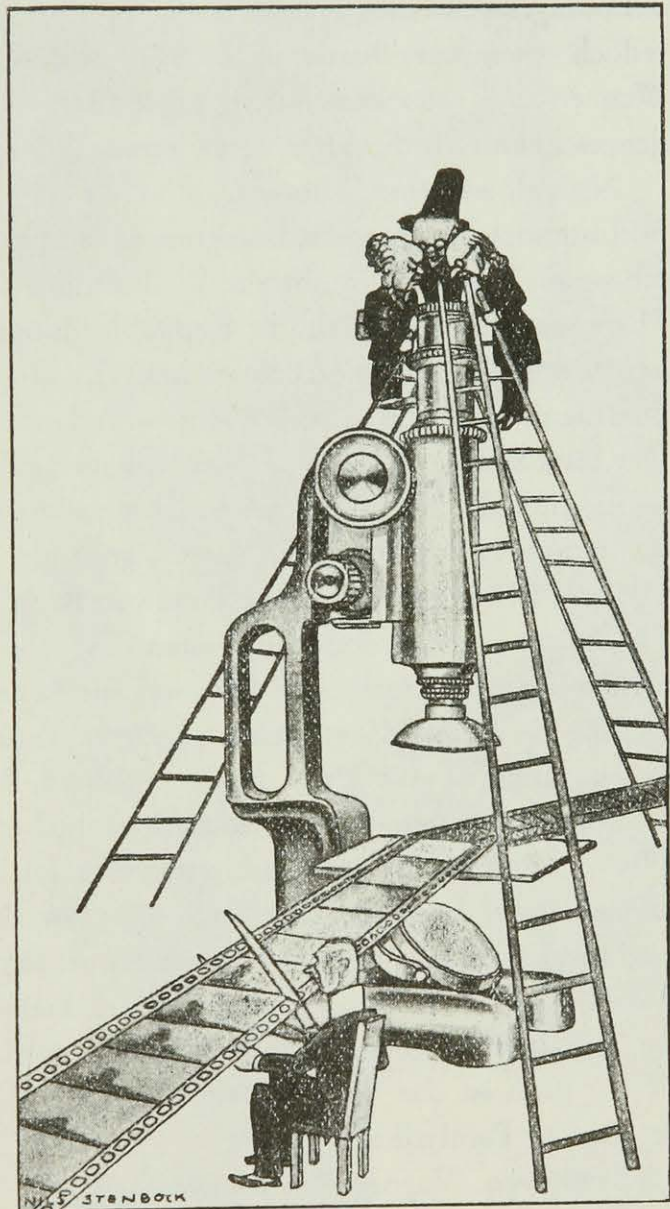
Die Maschinerie der Verdummung

Von
Georges Duhamel

Das Kino ist eine Unterhaltung für Sklaven, ein Zeitvertreib für Ungebildete, die verblödet sind durch Arbeit und Sorgen. Es ist die Nahrung der künstlich vergifteten Menge, die des Molochs Macht vor Gericht zitiert, verurteilt und erniedrigt. Das Kino — es ist ein Schauspiel, das keinerlei Kraftaufwand erfordert, keine gedankliche Konzentration voraussetzt, keine Fragen aufwirft, keine ernsten Probleme vorrückt, keine Leidenschaft erweckt, kein Licht im Grunde des Herzens entzündet, keinerlei Hoffnung auftauchen läßt, außer der einen, lächerlichen, einen Tag Star zu sein in Los Angeles.

Die Dynamik des Films ist so beschaffen, daß sie uns die Bilder entreißt, bei denen wir in unseren Träumereien gern verweilen. Wie im geschäftlichen Umgang schlimmster Sorte, so wird hier das Vergnügen dem Publikum angeboten, und nur eine ganz oberflächliche Anteilnahme wird verlangt. Und die Vergnügungen dieser Art wechseln mit solcher fieberhaften Schnelligkeit, daß man niemals Zeit hat zu erfassen, was einem vor der Nase vorbeiflitzt. Alles ist so eingestellt, daß niemand dazu

kommt, sich zu langweilen, daß vor allem niemand imstande ist, eine Regung von Intelligenz zu empfinden, zu widersprechen oder sich überhaupt auf eine persönliche Art mit dem Gebotenen auseinanderzusetzen. Und diese furchtbare Maschinerie, die sich aus Blendwerk, Luxus, Musik und menschlicher Stimme zusammensetzt, diese Maschinerie der Verdummung und inneren Spaltung gehört heute zu den bedeutsamsten Faktoren der Welt.



Nils Stenbock

Filmzensur

Ich behaupte, daß sich ein Volk, wenn es ein halbes Jahrhundert die Herrschaft des amerikanischen Films erduldet, auf dem Wege des Abstiegs befindet. Ich behaupte, daß ein solches Volk, stumpfsinnig geworden durch oberflächliches und flüchtiges Vergnügen, wozu nicht die geringste Anstrengung der Intelligenz nötig ist — daß ein solches Volk eines Tages gar nicht mehr fähig sein wird, eine Sache von Wert zu betreiben oder sich überhaupt noch, wenn auch nur ein wenig, durch gedankliche Energie zu erheben. Ich weiß, daß man mir die wunderbaren Unternehmungen Amerikas vorhalten wird, die großen Schiffe und die großen Buildings. Jedoch — ein amerikanisches Building wächst zwei oder drei Etagen wöchentlich; Wagner aber brauchte zwanzig Jahre für die Tetralogie, und Littré brauchte ein ganzes Leben für die Herausgabe seines Wörterbuches.

Niemals war eine Erfindung schon in ihren Anfängen einem so allgemeinen und brennenden Interesse begegnet. Der Film steckt noch in den Kinderschuhen, ich weiß. Trotzdem glaubt alle Welt an ihn. Der Film hat, so wie er aufkam, die Phantasie bewegt, unerhörte Kapitalsbildungen veranlaßt, die Zusammenarbeit von Gelehrten und Verrückten bewerkstelligt, mannigfache und überraschende Talente geschaffen und verbraucht — und er hat bereits seine eigene Märtyrerliste. Der Film konsumiert unglaubliche Mengen von Energie, Mut und Erfindungsgabe — für einen lächerlichen Zweck. Ich gebe die gesamte kinematographische Literatur, einschließlich ihrer „Klassiker“, gern hin für ein Stück von Molière oder ein Bild von Rembrandt oder eine Fuge von Bach. Der Film ist noch keine Kunst. Ich fürchte, er wandelt seit dem ersten Tag auf falschem Wege und entfernt sich täglich mehr und mehr von dem, was ich Kunst nenne.

Alle die Werke, die in meinem Leben eine Rolle spielten, all diese künstlerischen Werke, die aus mir einen Mann machten, bedeuteten eine Eroberung. Vieler Kämpfe und brennender Leidenschaft bedurfte es zu ihrem Verständnis. Die Werke der Kinematographie braucht, bei der heutigen Ordnung der Dinge, kein Mensch zu erobern; sie bieten sich selbst an, sie prostituieren sich; sie regen Geist und Herz niemals zu einem Versuch an, sie sagen bloß, was sie wissen; in ihnen ist nichts Geheimnisvolles, keine List, keine Tiefe und kein Vorbehalt; sie versuchen uns zu sättigen und lassen ein peinliches Gefühl der Unbefriedigung zurück. Seiner Natur nach ist der Film Bewegung; tatsächlich macht er uns unbeweglich und schwer wie Paralytiker.

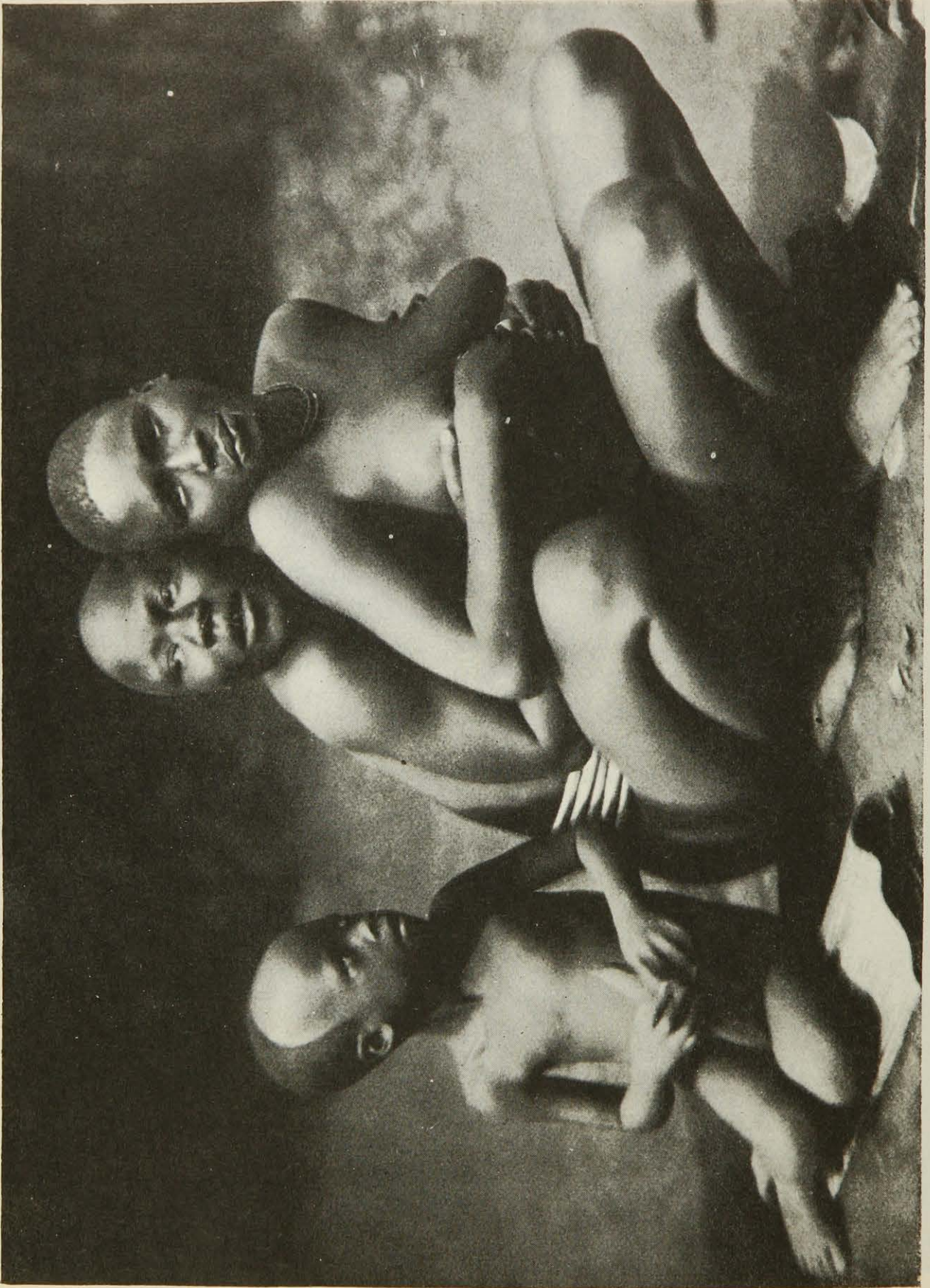
Beethoven, Wagner, Baudelaire, Mallarmé, Giorgione, Leonardo — ich zitiere durcheinander, nenne sechs Namen, aber es gibt hundert — das ist wahre Kunst. Um die Werke dieser Großen zu verstehen, den Kern zu erfassen, dazu brauchte ich und brauche ich Kräfte, die in meinem tiefsten Innern tätig sind; stets galt mir richtiges Verständnis als ein freudiger Sieg. Das Kino lenkt mich manchmal ab, bewegt mich auch manchmal, verlangt jedoch niemals von mir, daß ich mich selbst übertreffe. Das ist nicht Kunst; das ist bestimmt nicht Kunst.

Ich weiß, viele junge Menschen empfinden, angelockt und bezaubert vom Film, seine Unzulänglichkeit, seine Fehler, alles Jammervolle daran ahnungsvoll; ich



Photo Milton Brown

Der Kuß (Johnny Mack Brown und Joan Crawford)



Aus einem Afrika-Film

weiß, sie versuchen, die Karre aus dem Morast herauszuziehen. Ich verbeuge mich angesichts ihrer Leiden, weil der Dienst am Film noch schwerer, noch grausamer ist, als der Dienst am Theater.

In Frankreich haben die Intellektuellen, und namentlich die Schriftsteller und Künstler, großen Anteil an der Verwirrung und dem Mißgeschick dieser totgeborenen Kunstmanier. Das Kino debütierte bei uns zu einer Zeit, als noch romantische Moral diese literarische und künstlerische Gesellschaft beherrschte; es wäre aber übertrieben, sie um jeden Preis die denkende Welt zu nennen. Die romantische Moral hatte, trotz manchem Lächerlichen, immer wieder etwas Adeliges. Die Künstler glaubten sich zu großen Aufgaben berufen und bildeten sich etwas auf ihre Verantwortung ein; sie hielten sich für berufen, die Vergnügungen der Menge zu bekritteln, manchmal durch Bloßstellung, und immer in Form einer ernsten Kritik im Namen des Geistes. Ein solcher Künstler hatte seinen Himmel, seine eigene Freude und Wonne, er war stolz und dünkte sich rein.

Es kam aber ein Moment, da eine Anzahl Intellektueller, die sich in ihrem Elfenbeinturm langweilten, von den gemeinen Vergnügungen der Bourgeoisie, die sie vor demso streng kritisiert hatten, ohne Scham kosteten. Sie entdeckten, daß Konzertcafé und Kinos der hungrigen Seele zuweilen gute Erquickung bieten. Einige Zeit hatten sie noch mit ihrem Magen zu tun; dann gewöhnten sie sich, wurden beherzter. Sie vertrieben entschlossen ihre Zeit mit Vergnügungen, die zwar durchaus nicht beschämend waren, jedoch unfruchtbar, gewöhnlich. Als sie den Standort des Hochmuts aufgaben, verkündeten sie sogleich, der Film sei eine Kunst, denn er gefalle den großen, den berühmtesten Künstlern. Daher diese Literatur des Unsinn und der Speichelleckerei, die sich in den Revuen und in der Presse breitmacht; und mit einem Schlage wurde so auch die halbkultivierte Öffentlichkeit beruhigt, die bloß auf ein Wort, eine Geste, eine Entschuldigung wartet, um ohne Gewissensbisse ihren Appetit zu stillen.

Niemals kannte wahre Kunst solche Übertreibung. Die Intellektuellen, die die Kinos besuchten und begünstigten, wünschten für sich eine leichte Unterhaltung; dabei wußten sie doch genau, in was für einem Sumpf von Unsinn die Sache steckte. Schlimmer noch ist, daß diese Herrschaften — ich komme wieder auf sie zurück — es duldeten, daß das Kino, dieser Schmarotzer, die Musik für ihre niedrigen festlichen Zwecke zerstückelte und entwürdigte, die Werke großer Meister, für die die Elite sich begeisterte, und für die sogar die große Masse Verehrung hatte, wenn sie sie auch nicht kannte. Man ließ es geschehen, daß um das Kino herum eine merkwürdige Literatur entstand, in der man nicht ohne Staunen Werken wie beispielsweise „Le rouge et le noir, nach Stendhal“ begegnet.

Man ließ es geschehen — wer? Großer Gott, vielleicht wir alle! — daß der Film eines der mächtigsten Instrumente wurde bei der Formgebung für Moral, Ästhetik und Politik. Und man läßt heute die Wogen amerikanischer Kinematographie über unser Land dahinfluten und für alle Zeiten die Quellen des Geistes verstopfen.

(Deutsch von Georg Sipos)

aus den expressionistischen Pantinen gekippten Dichterschwärmern. I wo, kein ernster Mensch kümmerte sich in den Anfängen groß um den Film. Die drehten da lustig und immer munter ihre volkstümlichen Dramen und Komödien. Der Autor und Hersteller prangten noch nicht mit ihrem reklamehaften Drum und Dran, sämtlichen Mitarbeitern, Ausstattern, Bauleitern, Lieferanten usw. auf dem Vorspann. Man war wesentlich bescheidener . . . Kino, Sache der kleinen Leute auf den Rummelplätzen . . . 20 Nummern keine Seltenheit, Eintritt 10 und 20 Pfennig. Neulich einmal habe ich am Kurfürstendamm, ich glaube im Marmorhaus, eine solche Sammlung alter Filme wiedergesehen . . . Komisch natürlich, schon die Moden, gewisse allzu hastige Bewegungen, meist auch zu sehr noch Papp- und Guckkastentheaterprinzip . . . und doch muß ich sagen, abgesehen von vielem technisch Unzulänglichen, war der Abstand gar nicht so gewaltig. Der vielgepriesene Fortschritt?? — ist denn der wirklich so enorm? Na ja, sie haben sozusagen das Stilleben im Film entdeckt, fotografieren raffiniert eine Flasche, Blumen, eine Hand, die sich monumental ballt, machen Großaufnahmen . . . und machen sich mit der (N. B. nicht aus Rußland kommenden, sondern aus Amerika stammenden) hochtönend benannten „neuen Optik“ wichtig. Man fotografiert von oben, von unten, von hinten durch die Beine nach oben, schneidet, montiert . . . wemns hoch kommt, bei Strohheim z. B., gelingt es dann wohl auch, vermittels des Apparates tatsächlich eine psychologische Situation zu erfassen (die Mutter, die sich von der Tochter löst, die Treppe heruntergeht, von unten aufgenommen, so den Begriff des Mütterlichen gebend); das sind Seltenheiten.

Merkwürdig, früher ging ich sehr viel häufiger in ein Kino . . . heute bedarf es immer erst der Suggestion von guten Bekannten und Freunden, die einem sehr eindringlich nahelegen, ja nicht diesen oder jenen Film zu verabsäumen. Eigentümlich, obwohl ich nicht zu gewissen snobistischen Elitemenschen gehöre, die immer alles fünf Minuten früher wissen, alles fünf Minuten früher hinrichten . . . so muß ich doch eingestehen, ich bin ein wenig filmmüde. Schwer zu sagen, woran das eigentlich liegt. Es ist wohl so, daß neben dem rein technisch Unzulänglichen, es in der Hauptsache das sich ewig gleichbleibende Inhaltliche ist. Grob gesagt, das ständig Verniedlichte, das unentwegt Gezuckerte der Themen. Doch davon später.

Zunächst einmal möchte ich als Filmfreund sprechen . . . ich glaube nämlich, was ich schon früher ausgesprochen habe, den Film als einen wirklichen Bild- und Kunstausdruck unserer Zeit anzusehen. So scheint er mir heute als der realisierte Wunschtraum der kleinen Leute, der Millionen Arbeitnehmer jeden Gehaltsgrades. Nur im Film, oder fast nur im Film (mal vom Kriege abgesehen) findet heute der in den Arbeitsprozeß unerbittlich eingeschaltete Mensch von den unerbittlichen wirtschaftlichen Gesetzen begrenzt, seinen Wunschtraum von leichtem Aufstieg, gesellschaftlicher persönlicher Freiheit und Glück. Der Film schafft ihm nach tagtäglichem mehr oder weniger vernünftiger Arbeit und Sorge die notwendige romantische Entspannung . . . Moderne Arbeit an laufenden Bändern, beteiligt an einem strengen Arbeitsprozeß: Der einzelne nunmehr höchstens ein winziges Rädchen einer ihm unbegreiflichen Wirtschaftsmaschine, die ihm noch nicht einmal gehört. Das tägliche dunkle Gesetz, diktiert von anonymen Göttern, deren höchste Spitze sich oben im Nebel

der Kartelle und Aktiengesellschaften verliert, nur als Gesetz des täglichen Zwanges erkennbar. Ja, diese Millionen emsiger Bienen wollen den Film als angenehme Unterhaltung, als sichtbare Wunschträume ihrer freien Lohnsklaverei. Da auf dem Zelluloidband ist ja Gott sei Dank alles ein bißchen besser, geradezu ideal, von gewissen bolschewistischen und amerikanischen Filmen abgesehen, geht es da so zu, wie es im Leben eben sehr selten zugeht. Da findet sich immer für die kleine Stenotypistin im richtigen Augenblick der hochherzige Chef mit wahrer Demokratie und heiratet sie, da wird wirklich noch das Gute belohnt und das Böse bestraft. Da hat der romantische Harry Piel und andere noch freies Spiel über Tod und Leben . . . Und mit einem guten Gedanken an Hochherzigkeit, kollerndes lächelndes Glück in Gestalt einer in jeder Szene neu und hochmodern bekleideten — resp. unbekleideten Diva geht man nach Hause . . . Ja, sollen die da ruhig in ihrer neuen schönen Villa glücklich sein, „Donnerwetter, hast du den Wagen gesehen? wie die da vor der Tankstelle hielt? Mensch, scharfe Nummer, war doch fein, was . . .?“ So legt man sich zufrieden ins Bett . . . ein Blick, wenn ich so sagen darf ins Paradies . . ., in die zweifelhafte Kehrseite einer durch und durch materialistischen Welt. Noch im Bild Propaganda für Luxusbedürfnisse, die dem kleinen Mann niemals zugänglich. Frauenbein, Bembergseide, Frack, sportliches Wagnis, hinter jedem Stuhl Kellner mit umwickelter Flasche, Geld in Haufen, Tanzgirls und klotzige Autos. Mit einem Wort die Ideale der Massen unserer Zivilisation.

Es ist ganz dumm, immer nur die Filmverfertiger anzuklagen und zu sagen, ja ihr, ihr verschlechtert den Geschmack. So ist das nicht, es sind ebenso die Massen der Kinobesucher, die diese Filme haben wollen . . . es ist ein Stück Ausdruck dieser ganzen Zeit, auf deren Hintergrund diese platten Phantasien abrollen, eine Zeit, deren höchstes Ziel sinnlose ungeordnete technische Entwicklung ist. Ich bin leider kein Optimist, ich glaube, diese Entwicklung wird zunehmen, je mehr die früheren Ideale abnehmen, und je mehr der Anteil des Menschen am Geschaffenen nur noch in der Lohntüte besteht. Auch bei uns gibt es auf allen Gebieten den „tired business man“ . . . und der braucht leichte Kost. Was sollen ihm Probleme da oben, hat er ja am Tage übergenug . . . stört nur unangenehm. Nun und unten, der Arbeiter will eigentlich auch dasselbe . . . der will, außerhalb der Partei — eben auch seine Ruhe haben, mal was Lustiges, Angenehmes sehen . . . kann mans ihm verdenken? Hier, ich weiß, berühre ich ein heikles Kapitel, viele meiner Freunde werden schimpfen, weil ich den Arbeiter so sehe, wie er in den allerhäufigsten Fällen ist . . . Aber ich denke an Rußland, und es ist sehr typisch, daß gerade dort gewisse amerikanische platte Filme sich großer Beliebtheit erfreuen . . . Wie sollte dies auch anders sein, solange die Maschine den Menschen beherrscht. Ich sehe gelegentlich Filme hier in einem kleinen Kino . . . und es ist so bezeichnend, daß gerade jene, von der zünftigen Literatur als besonders albern bezeichneten Filme, den meisten Zulauf haben. Da stehen die Leute buchstäblich vor der Kasse Schlange; kleine Leute der Gegend und Dienstmädchen. Man soll sich doch da nichts vormachen, so ist es eben.

Zum Schluß noch ein paar Notizen: *was ich mir noch vom Film wünsche* . . . Nach Vorausgegangenem wird man verstehen, das, was ich fordere oder, bescheidener, mir wünsche, ist nun einmal ohne weiteres nicht möglich. Die Film-

industrie muß mit Massen arbeiten und mit Absatz größten Stils rechnen. Geld ist eben auch noch, scheint, eine unbezwingliche Macht. Ich meine, mir stehen persönlich die Filme, die die Wahrheit verfilmen, am nächsten, unter uns gesagt, tun das die heutigen Kurbelmänner viel zu wenig. Ich könnte mir einen wirklichen deutschen Film denken, der ähnlich, wie ich es mit meinen mittelalterlichen Mitteln tue, ein *wahrhaftiges Bild der heutigen Zeit* gibt. Einfach, ich möchte gern einmal im Film den Mann sehen, der neben mir wohnt. Aber ihn selbst, nicht als Charge dargestellt, die sich im Bewußtsein ihrer guten Type aufdringlich in den Vordergrund spielt. Auch die Stube von nebenan möcht ich gern sehen, das „Milljöh“ sozusagen, nicht erst hervorragend einfallsreich von illustren Architekten aufgebaut . . . nein, so nebenbei wie im Leben . . . Und dann diese ewig und mit der Zeit wirklich albernem Filmvorstellungen vom Leben der oberen Zehntausend, hat da überhaupt einmal von den Statisten einer einen Bauch? . . . Wenn, dann doch auch nur wieder, entweder als Kontrast um einen dicken Liebling des Volkes dünner erscheinen zu lassen . . . oder als dämonische Raffkecharge . . . aber dieser sanfte mittlere Bauch des Mannes gegen vierzig, wie er bei uns so häufig, den habe ich nie gesehen. Alles ausgeborgte schlechte Statisterie . . . jeder von sich träumend übermorgen ein Menjou oder so . . . was eben gerade in Amerika modern. Ich denke mir immer, was könnte man hier für schöne Filme drehen . . . könnte man nicht im Film etwas von dem rätselhaften unterirdisch bewegten Deutschland zeigen? Immer wenn ich im Ausland einen deutschen Film sah, sah ich eine Schauspielerwelt . . . Wo sieht man den unteretzten tüchtigen Mann mit dem Eckenkragen, mit der Mappe und Hornbrille, der nebenbei in einem literarischen Verein ist, Musik liebt, und auch sonst seinen Mann steht . . . sieht denn wirklich, das Filmmilljöh ausgenommen, so unsere Gesellschaft aus? Ich kenne ziemlich alle Kreise, ich muß sagen, kaum.

Warum diese Veridealisierung des, im Film immer so trauten, Kleinbürgerdaseins mit Balkon und Gießkanne und Kanarienvogel . . . vom Arbeiter im Film gar nicht zu reden; den gibts ja nur als neckisch zurechtgemachten Ziehmann oder sächsisch sprechenden Schofför. Warum denn überhaupt alles den Amerikanern abgucken? Deutschland hat so wundervoll filmreife Menschentypen. Denn man vergesse doch eins nicht, der Amerikaner sieht meistens in der Wirklichkeit, jedenfalls was die jüngeren anbelangt, so aus, wie er im Film gezeigt wird, diesen smarten gutrasierten oberflächlichen ewig lächelnden Typ trifft man zu Millionen in U.S.A. . . . Bei uns sind solche Typen, falls man ihnen begegnet, entweder Homos oder Filmschauspieler. Wir haben doch auch einen Typ des jungen Mannes, der wohl angenähert, doch ganz anders ist . . . und keineswegs schlechter dasteht. Die Russen haben doch in ihren besten Filmen ebenfalls ihre typischen Russenphysiognomien. Toll, bei uns ahmt man nach und imitiert und hätte es eigentlich gar nicht nötig. So kommt es, daß tatsächlich das einzige Stück wirklichen deutschen Lebens ausschließlich den Wochenschaubildern vorbehalten bleibt. Das andere ist meistens Pappe, Dekoration und im besten Falle Märchen für erwachsene Kinder.

Ich bin wieder da angekommen, wo ich begann . . . und solange die Menschen im Banne dieser materialistischen Zivilisation unmündig verharren, wird sich auch im großen und ganzen der Film kaum ändern.

Titelsong des stummen Films

Von

Paul Schiller

... Und wieder waren zwanzig bange Jahre vergangen ...
... Erna verzehrte sich in ohnmächtigem Verlangen ...
... In Körtings Brust begannen Zweifel zu nagen ...
... Was, du Robling, du wagst es, deine Mutter zu schlagen?! ...
... Inzwischen hatte Adolf der Polizei den Schmuck übergeben ...
C'est la vie — so ist das Leben.

... Isolde bebte, als Bodo angaloppiert kam ...
... Theodor, empfindest du vor dem eigenen Kind keine Scham? ...
... Die Schatten der Vergangenheit verdüsterten des Grafen Gemüt ...
... Inzwischen war Carola zur holden Jungfrau herangeblüht ...
... Mit zitternder Hand schoß Johannes daneben ...
C'est la vie — so ist das Leben.

... Die Komtesse war der Sonnenschein des Rittergutes ...
... Deutlich vernahm Erich die Stimme des Blutes ...
... Im Dienste des Freiherrn war Sebaldus ergraut ...
... Hände weg! Diese Dame ist meine Braut ...
... Schurke — für den Schimpf wirst du mir Genugtuung geben ...
C'est la vie — so ist das Leben.

... Und unermüdlich warf das Weltmeer seine ewigen Wogen ...
... Ha, Schändliche, also hast du mich doch betrogen?! ...
... Sie schmückte täglich mit Rosen das teure Grab ...
... Franz erkannte, daß es keine Rettung mehr gab ...
... Auf felsiger Klippe sah die Geliebte er schweben ...
C'est la vie — so ist das Leben.

... Im ewigen Eis ... von jeder menschlichen Hilfe abgeschnitten ...
... Du Armer — was hast du meinetwegen gelitten! ...
... Da fuhr dem Bankier der Schreck in die Glieder ...
... Tödlich getroffen sanken die Liebenden nieder ...
... Und so wollen wir auf das durchlauchtige Paar unsere Gläser erheben ...
C'est la vie — so ist das Leben.

Der Kinematograph der Begriffe

Von

Sergej M. Eisenstein

Wir wollen Wissenschaft und Kunst nicht länger qualitativ gegenüberstellen. Wir wollen sie quantitativ gleichsetzen und davon ausgehen, die einheitliche neue Form eines sozial-wirksamen Faktors einführen. Gibt es eine Grundlage für den Ausblick auf einen derartigen synthetischen Weg? Gibt es eine Allgemeinheit in den Wirkungssphären dieser bisher einander gegenüberstehenden Bereiche?

Beginnen wir mit der *Kunst*. Es gibt keine Kunst ohne Zusammenstoß. Die Kunst als Prozeß verstanden. Mag man an den Zusammenstoß des gotischen Spitzbogengewölbes mit dem unerbittlichen Gesetz der Schwere denken. Mag man an den Zusammenstoß des Helden mit der Schicksalswendung in der Tragödie denken. Mag man an die funktionelle Bestimmung eines Gebäudes mit den Bedingungen des Bodens und Baumaterials denken. Mag man an die Überwindung des Verses, der toten Metrik, des Verskanons durch den Rhythmus denken. Überall

Kampf, Forderungen, Geburt von Zusammenstößen, Widersprüche. Das Gebiet des Kampfes wächst an Intensität durch die Einbeziehung immer neuer Sphären der gefühlsmäßigen Reaktion des Aufnehmenden. Bisher, auf dem Höhepunkt, ist er nicht völlig einbezogen. Nicht als Einheit, Individuum, sondern als Kollektiv, Publikum. Mehr als das: bisher ist er noch nicht in das Spiel der schöpferischen Kräfte eingetreten.

Dieses Kollektiv haben wir im sportlichen Spiel. Das sportliche Spiel als



Felix Bogorodsky

höchste Form der Kunst bezieht den Beschauer vollständig in den Bereich des Schöpfers. Er wird zum Teilnehmer. In zeitgenössischer Berechnung ist dies die Rückkehr durch den Sport zur Schließung des Ringes mit den antiken Schauspielen vor Geburt der Tragödie.

Und die *Wissenschaft*? Das Buch, das gedruckte Wort, das Auge, das Gehör. Es steht schlecht damit. Buch, Wort, Auge. Wandern von einer Zimmerecke in die andere. Es wird schon besser. Wer hat nicht als Student gebüffelt und ist, das Buch in der Hand, von einem Ende des Fußbodenrechtecks in die andere gelaufen unter dem Gemurmel: „Der pythagoräische Lehrsatz.“ Wer hat nicht rhythmisch mit der Faust zur Stützung seines Gedächtnisses auf den Tisch geklopft? Das heißt: Wer hat nicht den optischen Erreger durch Einbeziehung der Motorik in den Erinnerungsprozeß abstrakter Wahrheiten gefördert?

Es wird noch besser. Das Publikum. Der Lektor. Natürlich nicht ein kalter Aufklärungsbürokrat, sondern irgendeiner der alten flammenden Fanatiker (ihrer werden ja jetzt weniger), wie mein verstorbener Mathematikprofessor Sochatzki, der in meiner Studienzeit an der Technischen Hochschule eine Rede über die Integrale halten konnte, wie sie Danton nicht flammender gegen die Feinde der Revolution halten konnte. Das Temperament des Vortragenden erfaßt den Zuhörer vollständig. Und ringsum in der stählernen Umklammerung beginnt das Auditorium elektrifiziert zu atmen. Das Auditorium ist plötzlich zum Zirkus wie zum Boxerring, zur politischen Versammlung geworden. Zur Arena eines einheitlichen kollektiven Durchbruchs. Zum einheitlich pulsierenden Interesse. Die mathematische Abstraktion ist plötzlich Fleisch und Blut geworden. Man erinnert sich der publizierten Formel im Rhythmus seines Atems. Man erinnert sich des trockenen Integrals im Glanze fieberhafter Augen. Die Gedächtnisfindung wird zur kollektiv erlebten Aufnahme.

Weiter. Das Kollektiv hat plötzlich zwei Zeilen. Das Rednerpult spaltet sich. Zwei Opponenten treten auf. Das Pult wird zum Katapult. Im Feuer der Dialektik, in der Diskussion wird die objektive Gegebenheit, die Bewertung der Erscheinungen, die Tatsache geschmiedet. Das autoritativ-teleologische „So ist es“ fliegt zum Teufel. Die gläubig aufgenommene Aktion endet mit Krach. Das in Widersprüche aufgelöste Theorem, die Notwendigkeit von Beweisen erzeugt den dialektischen Konflikt. Er schließt das dialektisch ausschöpfbare, in Widersprüchen erreichbare Wesen der Erscheinung in sich. Unwidersprechlich. Die im inneren Kampf mobilisierten entgegengesetzten Gesichtspunkte erschöpfen die Elemente der Logik und des Temperaments der Persönlichkeit. Im Schmelzofen des dialektischen Feuers wird der neue Faktor der Ordnung geboren. Es wird der neue soziale Reflex geschmiedet.

Wo ist der Unterschied, wo der Abgrund zwischen *Tragödie* und *Referat*? Liegt nicht der Sinn beider darin, den inneren Konflikt anzufachen und durch seine dialektische Lösung die aufnehmenden Massen mit einem neuen Antrieb von Aktivität und dem Mittel zur Lebensschöpfung zu versorgen? Wo ist der Unterschied zwischen der vollendeten Methode der Redekunst und der *vollendeten Methode der Erreichung von Kenntnissen*? Dem Dualismus der Sphären „Gefühl“ und „Verstand“ muß die neue Kunst eine Grenze zu-setzen. Der Wissenschaft muß ihre *Sinnlichkeit* zurückgegeben werden. Ihrem intellektuellen Prozeß Feuer und

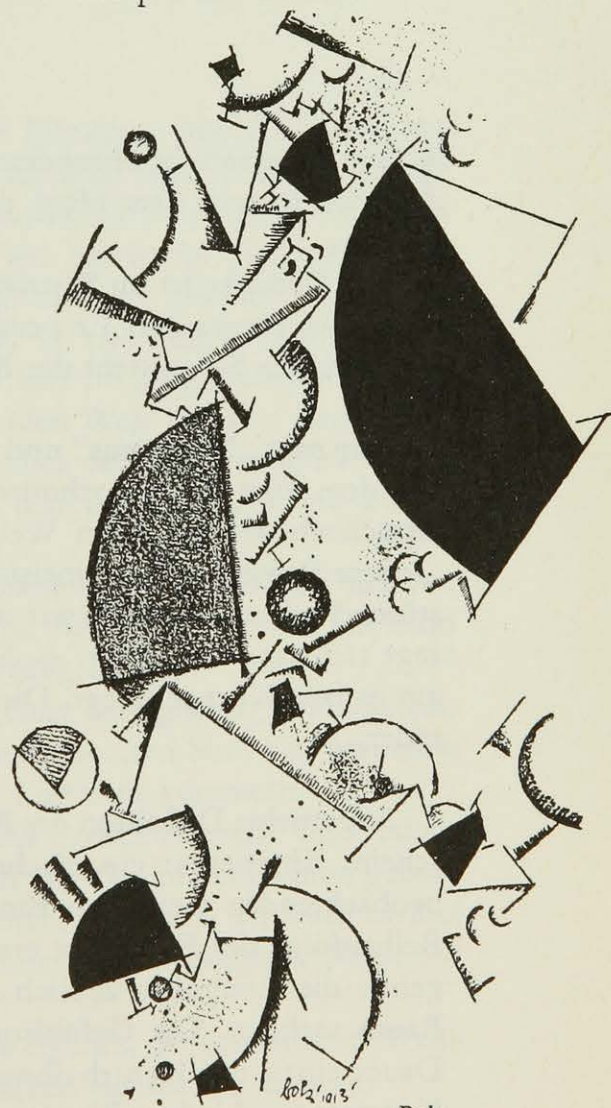
Leidenschaft. Der abstrakte Denkprozeß soll in das Siedefeuer der praktischen Tätigkeit getaucht werden. Der kastrierten, spekulativen Formel muß der Reichtum und die Üppigkeit der lebendig-fühlbaren Form wiederkehren. Der formalen Willkür muß die Genauigkeit ideologischer Formulierung verliehen werden.

Dies ist der Ruf, den wir erschallen lassen. Dies sind die Forderungen, die wir der anbrechenden Periode der Kunst entgegenstellen. Welche Form der Kunst ist ihnen gewachsen? Einzig und allein die Mittel der Kinematographie. Einzig und allein die *intellektuelle Kinematographie*. Die Synthese des emotionalen, dokumentalen und absoluten Films. Nur der intellektuelle Film wird imstande sein, die Zwietracht zwischen der „Sprache der Logik“ und der „Sprache der Bilder“ zu entscheiden. Auf der Grundlage der „Sprache der Kinodialektik“.

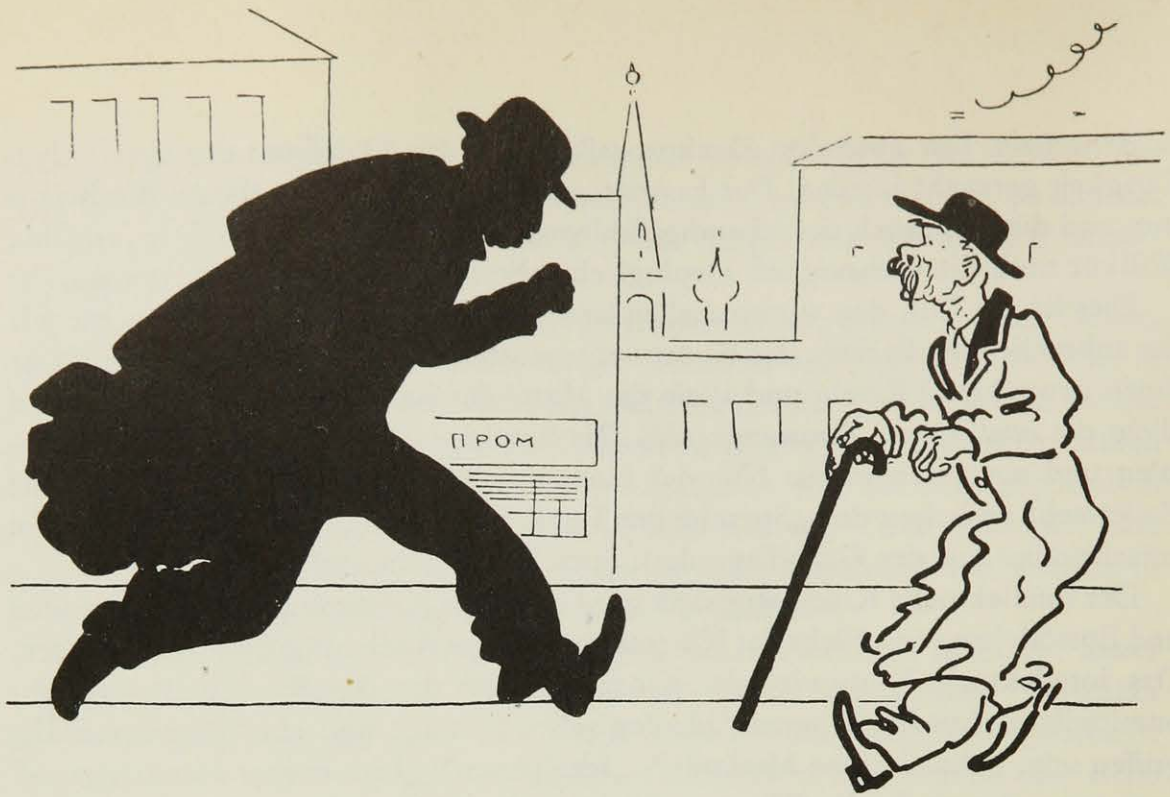
Der intellektuelle Kinematograph wird nicht der Kinematograph der Episoden und Episödchen sein. Nicht der Kinematograph der Anekdoten und Anekdotchen. Das intellektuale Kino wird der Kinematograph der *Begriffe* sein. Es wird der unmittelbare Ausdruck ganzer ideologischer Systeme und ein System von Begriffen sein. „Dialektische Methode“, „Idealismus“, „historischer Materialismus“ usw. usw., das sind seine Themen. Nicht in den Formen besonderer Einzelfälle. Nicht in Daten, nicht in Verallgemeinerungen, sondern durch die Auslegung der Methoden und Systeme dieser tief philosophischen Konzeptionen selbst.

Nur einem solchen Kino, das einzig befähigt ist, unmittelbaren dialektischen Konflikt in die Begriffsaufstellung einzuschließen, ergibt sich die Möglichkeit, neue Begriffe und Ideen in die Millionenmassen hineinzutragen. Nur ein solches Kino wird auch formal auf der Gipfelhöhe der modernen industriellen Technik sein. Nur ein solches Kino wird Daseinsberechtigung haben zwischen den Wundern des Radios, des Fernsehers und der Relativitätstheorie. Der alte Typus des ursprünglichen Kinematographen sowie der Typus des abstrakt-abseitigen Filmes wird vor dem neuen intellektualen, *konkreten* Film verschwinden. Jenen wird auch nicht die Verbindung mit dem Tonfilm retten. Im intellektualen Film wird der Klang seinen bescheidenen und notwendigen Platz zwischen den übrigen Wirkungsmitteln erhalten! Die Umwälzung des Kinos wird jedoch nicht vom Klang aus erfolgen. Die Umwälzung des Kinos erfolgt auf der Linie der Intellektualisierung des Kinos.

Dies ist der wahre Beitrag, den die Sowjetkunst in die allgemeine Geschichte der Künste einbringt. Dies wird der Beitrag unserer ganzen Epoche zur Kunst sein. Zur Kunst, die aufgehört hat, Kunst zu sein, auf dem Wege zu dem Ziel, Leben zu werden. (Deutsch von Erwin Honig)



Bolz



Chodotajew, Russischer Trickfilm

Rhythmus

Von

René Clair

Die Erde rutscht unter dem Motor . . . Zwei ausgestreckte Fäuste. Ein Mund, der schreit. Das Maul der Leinwand verschluckt einen Baum nach dem andern.

Der Gedanke ist im Wettlauf mit den vorbeieilenden Bildern. Er wird besiegt und steht überrascht. Er beugt sich. Die Leinwand, das neue Bild überwältigt unser Sehen. So entsteht der Rhythmus.

*

Man sagt „Rhythmus“ und ist befriedigt. Mit etwas Wohlwollen entdeckt man in jedem Film einen rhythmischen Wert. Es scheint indessen, als ob dieser Wert tatsächlich der gefilmten Welt fehlt. Nichts ist unzusammenhängender als die „innere Bewegung“ der meisten Filme. Die Formlosigkeit der Bildmassen würde störend wirken, wüßten wir nicht, daß es die Epoche des Chaos ist. Manchmal regt sich eine Hoffnung. — Drei kurze Trommelzeichen . . . Der Zuschauer ist am ganzen Körper erregt. Die Freude ist kurz. Die Bildflut läuft über die Stahlräder.

*

Allgemeine Definition des Rhythmus, ich glaube, sie ist von Professor Sonnenschein. Rhythmus: ein Nacheinander von zeitlichen Ereignissen, das in dem beobachtenden Geist den Eindruck einer richtigen Verteilung von Dauer und Reihenfolge der Ereignisse erweckt. — Nehmen wir an. Aber auf der Leinwand gehen die Ereignisse zeitlich und räumlich vor sich. Man muß auch mit dem Raum rechnen. Die Gefühlsqualität einer Handlung verleiht ihrer ermeßbaren Dauer einen relativen rhythmischen Wert. Beeilen wir uns nicht, die Natur des kinematographischen Rhythmus zu definieren. Halten wir die Augen offen!

Ich dachte einst, ehe ich der leuchtenden Bilderwand nähertrat, daß es möglich sei, dem Film einen richtigen Rhythmus zu geben. Ich habe im Filmrhythmus drei bestimmende Tatsachen unterschieden, mit deren Hilfe man zu einer Kadenz gelangen könnte, die nicht ohne Zusammenhang mit der Kadenz des lateinischen Verses ist:

1. Die Dauer einer jeden Vision.
2. Die Szenenwandlung oder die „Motive“ der Handlung (innere Bewegung).
3. Die Bewegung der durchs Objektiv verarbeiteten Gegenstände (äußere Bewegung, das Spiel des Schauspielers, die Beweglichkeit der Kulisse usw.).

Der Zusammenhang dieser drei Faktoren ist aber nicht leicht zu definieren. Die Dauer und die Wandlung der Visionen haben einen der „äußeren Bewegung“ untergeordneten rhythmischen Wert im Film, dessen gefühlsmäßige Qualität unschätzbar ist. Und welches metrische Gesetz gilt gegenüber dem Verhältnis zwischen dem um die Achse rotierenden Film und dem Zuschauer? Und gegenüber dem Übergang vom Objektiven zum Subjektiven, durch welchen wir so viele Wunder erleben? Der Zuschauer beobachtet den fernen Lauf eines Autos, und fühlt sich plötzlich unter den Rädern; er blickt auf den Schnelligkeitsmesser, und ergreift gleichsam das Steuerrad. Er wird zum Schauspieler, und seine Augen verschlingen die vorbeieilenden Bäume.

*

Agnostizismus. Wird unsere Generation je die Filmfrage und die durch den Film gestellten Fragen verstehen? Ich bezweifle es. Man könnte meinen, diese Zweifel seien unvereinbar mit der Kenntnis des Handwerks, die man gewöhnlich vom Künstler verlangt. Verlangen wir für den Film das Recht, nur auf Grund dessen beurteilt zu werden, was er verspricht. Ich bin gern geneigt, alles abzulehnen, was in der Welt der Bilder Regel und Logik ist. Die wundervolle Barbarei dieser Kunst reizt mich. Endlich einmal haben wir hier ein jungfräuliches Gebiet! Es mißfällt mir nicht, die Gesetze einer entstehenden Welt nicht zu kennen. In dieser neuen Welt gibt es keine Sklaverei. Der Anblick der Bilder ist mir ein Vergnügen, das allerdings nicht immer derart ist, wie man es mir vorgaukeln wollte. Für mich ist es das Gefühl musikalischer Freiheit.

Reiterin im Galopp . . . Horizonte stürzen zusammen, Tiefen öffnen sich . . . Sei Standbild, Haus, junger Hund, Goldsack, Eiche, reißender Fluß . . . Ich kann Dein Bild, o Jägerin, nicht trennen von Deinem Königreich . . .

Eine solche Bildfolge müßte bald an ihrer eigenen Unlogik zugrunde gehen. Doch diese Bilder, von welchen kein einziges einen absoluten Sinn hat, brauchen sich nicht um die alten Gedankengänge und um Logik zu kümmern.

Blondine, Sie heben den Kopf, und Ihr Haar läßt zurückweichend Ihr Gesicht erkennen. Dieser Blick wie Ihre Bewegung gegen die Tür kann den Sinn geben, der mir gefällt. Wenn Worte Ihnen Leben schenken könnten, so wäre es mir unmöglich, Sie ihrer Macht zu entziehen; Sie wären ihre Gefangene. Seien Sie meine Geliebte, schönes Bild.

Sei mein, liebliche optische Illusion! Es ist mein eigenes, neugeschaffenes Weltall, dessen liebevolle Erscheinungen ich nach Belieben auftauchen lasse . . .

Ich glaube an den sprechenden Film

Von

Jacques Feyder

Wie alle Welt, bin auch ich durch ein erstes Stadium hindurchgegangen: Tönender Film: ja! Sprechender: nein!

Absurdes Stadium! Sehr rasch ist man zum sprechenden Film hinübergeglitten, denn ein tönender Film mit geschriebenen Titeln gibt einen Eindruck von

Taubheit. Das ist ein schwächliches Zwittergenre, ein Übergangsgenre ohne Zukunft. Warum sollte man einen Teil der Geräusche hören und einen anderen nicht? Und in einer dramatisierten Geschichte müssen doch die Personen manchmal sprechen? Also!

Ohne Zweifel ist der sprechende Film überall die nächste kommerzielle und industrielle Zukunft. Sein Schauspielwert ist unbestreitbar. Aber ich gehe weiter: Der sprechende Film trägt alle Möglichkeiten einer erweiterten kinematographischen Kunst in sich, die endlich von allen Zwischentiteln befreit und um alle klanglichen Reize bereichert ist.

Lange Zeit hat man vom schweigenden Film gesagt: „Das ist eine Kunst im Kindesalter!“ Man wiederholte diese Phrase von Jahr zu Jahr, und das Kind wurde und wurde nicht

Oscar Berger, Jannings als Othello

größer! Bis zu dem Augenblick, wo man bemerkte, daß dieses Kind ein Zwerg war! Leider eine definitive Wachstumsstörung, denn der stumme Film ist und bleibt ein unvollkommenes Instrument, wenigstens für den Zweck, den man damit verband. Denn wozu sollte der stumme Film dienen? Geschichten zu erzählen, Romane, Dramen, Komödien? Es war ein beinahe unlösbares Problem, ein ständiger Eiertanz, so unmöglich, als wollte man eine Miniatur mit einem dicken Pinsel malen. Ein unzuweckmäßig, ja widersinnig gebrauchtes Werkzeug. Könnten wir nicht anderes tun als Geschichten erzählen? Nein ... Das große Publikum will Geschichten, und da der geringste Film hunderttausend Dollar kostet, ist es absurd, die Amortisation eines stummen Films zu versuchen, dessen Sujet dem sehr beschränkten, dem stummen Film eigentlich gemäßen und zugehörigen Motivenkreis entstammt. Solche Sujets möchte ich eher „Themen“ nennen: Das Thema der Lokomotive, das Thema des reißenden Bergstroms, das Thema des Trabrennens, das Thema des Meeres usw. usw. Sie können nur ein begrenztes Publikum interessieren, nämlich jenes, das für visuelle

Rhythmen, für gewisse dynamische Effekte, gewisse photographische Ausdeutungen und Einstellungen an sich Sinn hat, mit einem Wort für all das, was den Hauptgewinn und das einzig wahre Verdienst des stummen Films ausmacht. Sobald man aber dieses verhältnismäßig beschränkte Gebiet der Reize des visuellen Rhythmus verlassen, sobald man den Stoff mit etwas Psychologie, etwas Analyse oder abgestuftem Gefühl ausstatten will, nur so viel wie unbedingt erforderlich ist, um die Fabel zu deuten, um ihr die Farbe und das Relief zu geben, das sie über das rohstoffliche Interesse hinaushebt, fällt man beim stummen Film unweigerlich in das unübersteigbare Problem zurück: Miniatur mit dickem Pinsel!

Der Autor stummer Filme sieht sich also vor folgendes Dilemma gestellt: Entweder richtige Kinostoffe zu behandeln, die sich für die geschäftliche Auswertung in großem Stile nicht eignen, oder Dramen- und Romansujets zu nehmen, die das stumme Kino auf eine so kümmerliche Art und Weise behandelt, daß ein kindliches und zurückgebliebenes Spektakelstück entsteht, für das das große Publikum viel Duldsamkeit hat, ein wenig Mißachtung, aber ein immer mehr abnehmendes Interesse. In Amerika stand vor der Geburt des sprechenden Films die Krisis unmittelbar bevor: Das Publikum begann, sich der Kintheater zu entwöhnen, obgleich man sich in sensationellen Schlagern und pompösen Inszenierungen überbot. Die Herstellungskosten wuchsen infolgedessen ins Ungeheure, die Einnahmen blieben in trauriger Weise stationär. Und was Europa betrifft: niemals ist es bisher noch gelungen, das große Publikum ins Kino zu bringen. Zehn Prozent des französischen Publikums besucht die Kintheater, 14 Prozent des englischen, 16 Prozent des deutschen Publikums. Die sehr große Majorität dieses Publikums setzt sich nur für einen ganz und gar exzeptionellen Film in Bewegung.

Es besteht keinerlei Chance, diese Situation mit dem stummen Film zu ändern. Kaum darf man hoffen, den Status quo mühsam aufrecht zu erhalten. Und eine Industrie, die sich nicht entwickelt, ist gefährdet.

Sollen wir den Tod des stummen Films beweinen . . . ? Davon darf keine Rede sein, denn alle technischen und künstlerischen Errungenschaften des stummen Films bleiben erhalten. Die kinegraphische Bewegung, der visuelle Rhythmus, die optische Interpretation usw. usw. dienen auch dem tönenden Film. Dem kinegraphischen Rhythmus, der wesentlich bleibt, werden sich nun einfügen und verschmelzen die unzähligen Klangrhythmen der Musik und des Wortes; unendliche Vermählungen, die aus dem tönenden Kino einen vollständigen, unendlich reichen Ausdrucksmodus machen, ein Schauspiel mit zahlreicheren Möglichkeiten, als stummes Kino, Theater und music hall zusammengenommen.

Bisher sind die meisten tönenden Filme nichts gewesen als schnell photographierte Theaterstücke. Ich sage: die meisten, denn wir haben schon sehr bemerkenswerte gesehen, die jede Begeisterung rechtfertigen. Aber der Erfolg der tönenden Stücke ist so groß, daß die Produzenten für einige Zeit gar keinen Grund haben, ihre bequeme Arbeitsweise zu ändern. Ein halbes oder vielleicht sogar ein dreiviertel Jahr lang werden wir noch die dramatischen oder musikalischen Komödien sehen, die in zwölf bis fünfzehn Tagen gedreht worden sind. Peinlich starre Aufnahmen, nachlässige und ungleichwertige Photographie, das Bestreben, die Zeit zu ersparen, die jede Rückung der Mikrophone für jede

neue Bildeinstellung erfordert, primitive und kärgliche Dekoration, mühseliger und platter, ganz allgemein kindischer Sprechtext, und ein Dialog ohne Profil, ohne Farbe, ohne dramatische Lebendigkeit.

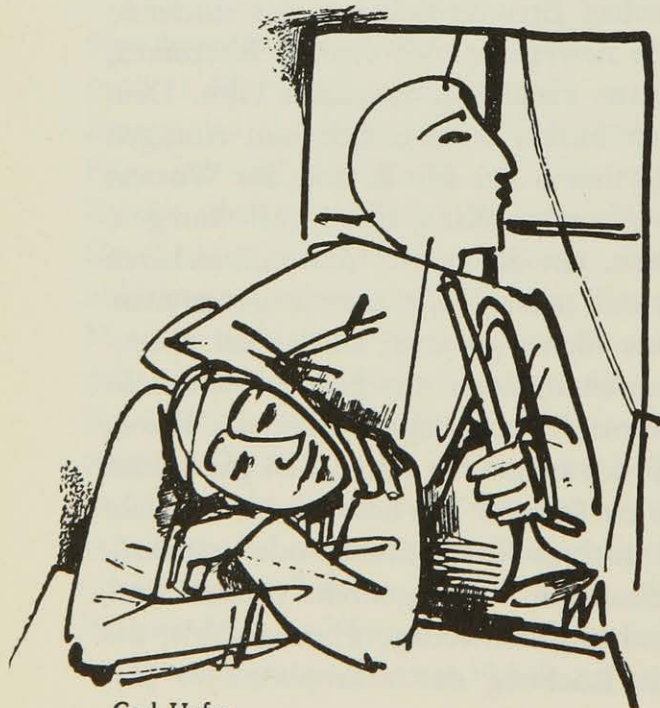
Alles das soll Ihnen aber nur nahelegen, mit Ihrem Urteil zurückzuhalten. Schon macht sich nämlich der Wettbewerb und seine Wirkung geltend. Das Klangspiel geht mit Riesenschritten einer Vervollkommnung, Verbesserung entgegen. — Filme wie „Halleluja“ von King Vidor, wie „Burlesque“ von C. Cromwell, wie „Thunderbolt“ von Sternberg bezeichnen Etappen, die ganz einfach beweisen. Diese Filme haben alle Eigenschaften der besten stummen: die filmische Bewegtheit, der Bildrhythmus sind maßgebend, aber das erregende Interesse wird verstärkt durch die Reizmöglichkeiten des Klangs und des Wortes; sie werden alle klug, diskret, künstlerisch angewendet. In diesen Filmen gibt es nicht mehr die gemeinen Konzessionen, die der Klang um des Klanges willen heischte; nicht mehr die Musik-Zwischenspiele, wie man sie der Handlung künstlich aufgeklebt hat, — Fehler der ersten Sprechfilme, die sich nur mit der staunenden Gier des Publikums entschuldigen lassen, das von dem neuen Wunder nicht genug bekommen konnte.

Alle hergebrachten Abarten des stummen Films bekommen, wenn sie tönend werden, neuen Wertausdruck; aber es entstehen neue, neue gewinnen Bedeutung.

Das Filmspiel erobert sich Neuland. Der Film als Dokument und als Aktualitätsbild verzehnfacht seine dokumentarische Bedeutung. Haben Sie etwa eine Rede von Mussolini gehört, das Gebet der tibetanischen Lamas, die Messe der Jeanne d'Arc, wie sie in Domrémy gesungen wird? Ist das nicht ganz anders dokumentarisch? Synchronisierte Laufbilder bekommen durch den Klang ein Mehrfaches an drastischem Ausdruck, einen neuen Auftrieb.

Drama und Roman gewinnen, wenn sie tönend werden und das Wort gebrauchen dürfen, die Möglichkeit, alle Nuancen, alle Konflikte, alle Empfindungen wiederzugeben, die der stumme Film nicht übermitteln kann; Möglichkeit, Charaktere zu schildern, den handelnden Personen nachzugehen,

ohne darum in die Unart des abgekürzten Theaters verfallen zu müssen. Ein Tonfilm-Drama ist vor allem Film und nicht photographiertes Theater. Der Grundunterschied läßt sich etwa folgendermaßen ausdrücken: im Theater wird die Situation durch die Worte umschrieben — im Film müssen sich die Worte aus der Situation ergeben. Das heißt: der Film umschleicht, weil er sich des Wortes bemächtigt hat, nicht das Theater; er behält die gleiche Distanz wie früher, bleibt eine davon verschiedene, nur weiterhin wirkende, nun freiere Kunst.



Carl Hofer

Hinter dem Objektiv

Von

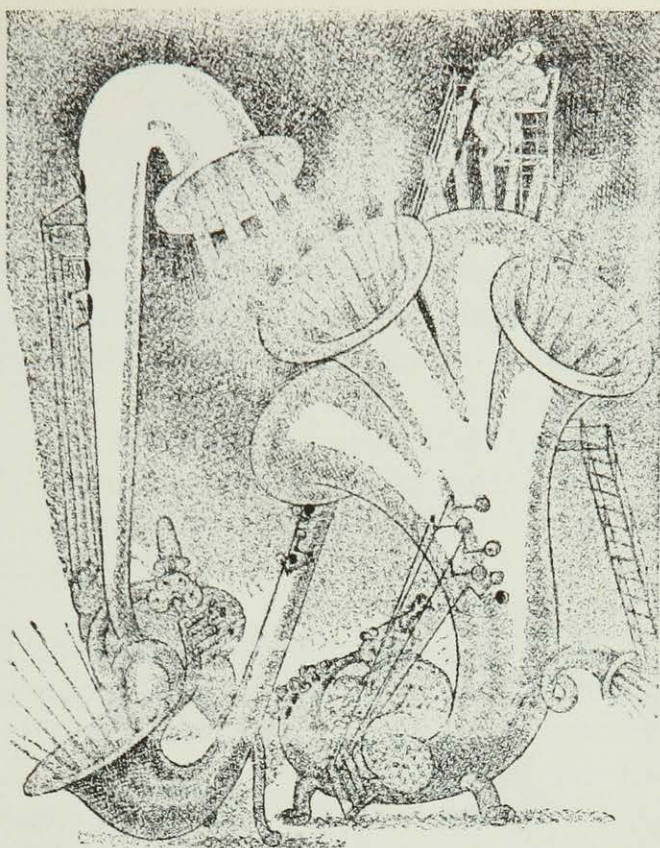
E. A. Dupont

Der Blick durch die Tür eines Filmateliers ist noch trügerischer als ein hinter den Theatervorhang riskiertes Auge. Der Gebärungsprozeß des Films ist für den Außenstehenden noch schwerer auf eine faßliche Form zu bringen, als der einer Theaterinszenierung. Die Atmosphäre, die die Presse den verzückten Filmenthusiasten vermittelt, ist bewußt (oder unbewußt?) mit einer süßlichen bengalischen Beleuchtung erhellt. Schminke statt Schweiß. Das Publikum überträgt die

Illusion des fertigen Films auch auf den Herstellungsprozeß. Es würde wahrscheinlich der ganzen Angelegenheit den Rücken drehen, wenn bewiesen würde, daß die Fabrikation von Käse und Aspirin romantischer ist als die Entstehung von Filmen.

Alle künstlerischen Darstellungsformen kranken (seit je und wahrscheinlich für immer) an der Diskrepanz zwischen Ursache und Wirkung. Eine große Wirkung muß einfach sein, ungezwungen, selbstverständlich, auf den ersten Anieb überzeugend, und somit durchschlagend. Der Witz und die dramatische Pointe (die gegensätzlichsten Pole der Wirkung) haben alles gemeinsam, bis auf die Auswirkung ihrer Wirkung. Sie müssen auf den Bruchteil einer Sekunde berechnet sein, aber die Berechnung darf keiner merken. Sie müssen ganz unabsichtlich zur Explosion gebracht werden, aber die Absicht dieser Unabsichtlichkeit darf nie zu Tage treten. Ein Bar-Tender mixt einen Cocktail. Der Entstehungsprozeß ist so amüsan-kompliziert, es schmeckt um so besser, je komplizierter er ist. Der Filmregisseur mixt aus Kulisse, Natur, Sonne und künstlichem Licht; aus Menschen, ihren Leidenschaften, Dummheiten, Ärgernissen, Hoffnungen, Sehnsüchten; aus Körpern, aus Sinnen — und jetzt auch aus Tönen, Musik, Worten, Geräuschen. Aber dieser Cocktail muß den Geschmack eines Natursprudels haben. Niemand darf sich der Kompliziertheit und Künstlichkeit des kompliziertesten aller Vorgänge bewußt werden. Dann wird Künstlichkeit zur Kunst.

Manchmal gelingt, manchmal gelingt nicht. Meistens gelingt — — nicht (sagen die Artisten vor einem schwierigen Trick). Wer ehrlich ist, muß zugeben, daß es wirklich meistens nicht (obzwar manchmal doch schon) gelungen ist. Das



Georg Losch

heißt, es gibt mehr schlechte Filme als gute, und die Weltmachtstellung des heutigen Films ist nur eine kommerzielle und keine künstlerische. Die Gloriette, die die Presse (nicht das Publikum) um den stummen Film webt, gleicht dem gefühlvollen Abschiedsgruß auf einer Kranzschleife. *De mortuis . . .* Der überlebende Sprößling Tonfilm wird vom Publikum verhätschelt, er ist noch klein, und doch schon so amüsan. Für die Presse ist er ein vorlauter Lämmel. Unreif, ungebildet, und doch schon so arrogant. Zugegeben, wenn die amerikanischen Siebenmalweisen gewußt hätten, was sie heute wissen — vielleicht hätten sie dem stummen Film nicht so plötzlich den Abschiedssegens erteilt. Vielleicht hätte man noch eine Verjüngungskur versucht, bevor man den noch in den Windeln befindlichen Thronfolger krönen ließ. Trotzdem: wir sind (technisch) in drei Jahren um Jahrzehnte weitergekommen. Und trotzdem sind wir nicht weitergekommen. Es existiert ein *Tonfilmproblem*. Aber es existiert auch (immer noch) ein Filmproblem. Dieses Problem existiert schon so lange, wie der Film überhaupt existiert.

Das Theater kennt sein Publikum, an das es sich wendet. Der Film wendet sich an alle und darum an keinen. Die Entwicklung des Theaters wird von geistigen Oberen Zehntausend bestimmt. Die Entwicklung des Films von Unteren Hunderttausend. Darum entwickelt er sich nicht, oder nur schwer. Die Intellektuellen gehen nicht ins Kino, weil es ihnen (durchschnittlich) zu dumm ist. Ihr Ventil ist die Bühne. Ihr Einfluß würde (für den Film ausgewertet) die Hunderttausende zunächst erschrecken, dann zurückschrecken. Die Folgen wären, deutlich sehbar, unabsehbar. Wer sich auf dieser rotierenden Scheibe auf den Beinen hält, ist geschickt, vielleicht sogar ein Künstler (zumindest ein Künstler der Geschicklichkeit). Wer vorwärts kommt, hat Glück. Wer Glück hat und ein Künstler ist, hat Erfolg. Dann ist (den Tatbeständen zum Trotz) die Oase entdeckt in der Wüste des (Kinopublikum-) Geschmacks: ein guter Film.

Die Situation des Tonfilms ist noch komplizierter. Aber alle Mißerfolge aller Tonfilme können nicht darüber hinwegtäuschen, daß der Tonfilm vielleicht die größte Erfindung dreier Generationen ist. Er hat sich in zu rasender Entwicklung um den letzten Rest seines Atems gelaufen (vorübergehend, wie zu hoffen ist). Augenblickliche Situation im Lande seiner Väter: schlechte Filme, immer schlechter werdende Kassen, wütende Kritiken. Wenn nicht bald ein Umschwung eintritt, steht Amerika vor einem Zusammenbruch seiner gesamten Filmindustrie. In Deutschland sind die Reaktionserscheinungen, die drüben selbst dollarfesten Millionären einen Schüttelfrost verursachen, noch nicht spürbar; sie werden sich aber pünktlich einstellen. Das Tonfilmfieber in den Staaten war der Goldrausch im Frack. Die mit grandiosem Schwung aus allen Publikumschichten mobil gemachten Millionen, die sich, von den magischen Klängen der Tonfilmschalmerei herbeigelockt, gehorsamst in den Safes einer Handvoll von Filmfürsten sammelten, befinden sich bereits auf der Rückkehr in ihre rechtmäßigen Brieftaschen.

Nun wird man daran gehen (*müssen!*), mit dem Tonfilm nicht nur Geschäfte, sondern — aus Ton und Film — auch Tonfilm zu machen. Und dieser neuen Ausdrucksform neue, ihr eigene, zweckmäßige Gesetze zu schaffen. Vielleicht wird diese Taktik den Abmarsch der Dollars zum Stillstand bringen . . .



Harry Liedtke und Pola Negri in „Madame Dubarry“ (1919)



Harald Paulsen und Fern Andra in dem expressionistischen Film „Genuine“ (1920)



Metro-Goldwyn-Mayer
Marion Davies

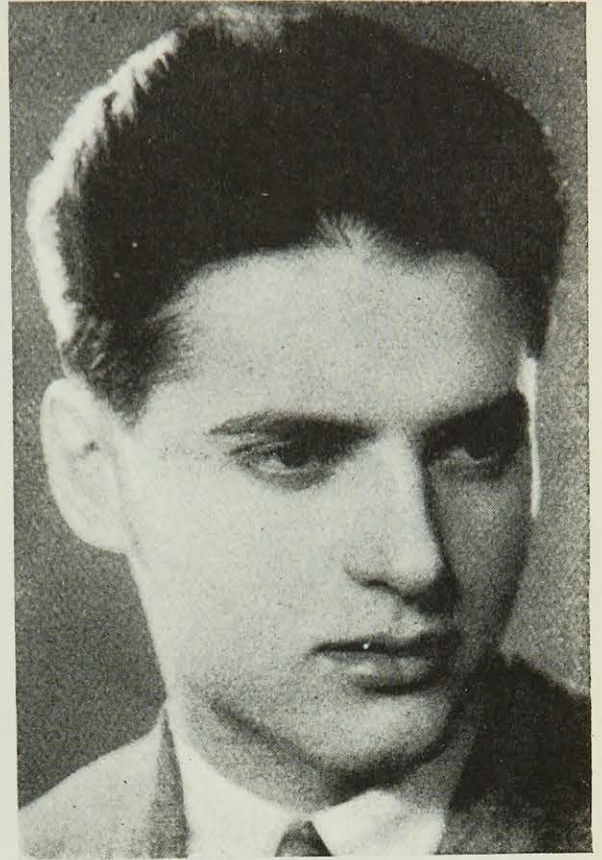


Paramount
Marlene Dietrich

Regisseure



René Clair („Sous les toits“)



Ilja Trauberg („Blauer Express“)



E. A. Dupont („Variété“) und seine Frau, Grete Scherk

Photo Jacobi



Aus dem Remarque-Film „Im Westen nichts Neues“ (verboten)

Universal-Film



Aus dem Film „Kriegsschwester“ (zugelassen)

Metro-Goldwyn-Mayer

College Chaplin

Von

Adrian Wettach (Grock)

Der Clown wird bezahlt, um der Menschheit das Lachen zu entlocken; der Exzentrik, die Geburt unseres, des Varietézeitalters, um das Lächeln hervorzuzaubern. Lächeln ist kostbarer, artistischer, weit schwerer zu erzwingen, weil es nicht mit dem drastischen Mittel der Komik, sondern mit einer gewissen Verinnerlichung, einer konzentrierteren Leistung erkämpft werden muß. Es ist lebendiger. Damit soll nicht gesagt sein, daß wir Clowns dem Bajazzoprinzip huldigen. Wir sind ernst, wenn es sich um unsere Arbeit, unsere Artistik handelt, wenn wir tagtäglich trainieren, den Körper stählen oder — wie in meinem Falle — die verschiedensten Instrumente meistern müssen. Alles Training, Übung. Wir sind auch ernst, wenn wir verliebt sind, aber das kommt ja so selten vor. Sonst sind wir Gaukler und werden uns immer bemühen, gute Artisten zu sein und zu bleiben, auch wenn wir uns schon zur Ruhe gesetzt haben. Dann arbeiten wir nicht mehr, um andere lächeln zu machen, sondern lächeln selbst. Ein wenig behaglich, ein wenig breit, sehr philiströs. Wir Artisten, von den Philistern als fahrende Gesellen angesehen, sind weit philiströser, weit bourgeoisier als sie selbst. Wir sind aber noch mehr: *wir sind seriös!* Das kann uns so leicht keiner nachmachen! Vielleicht haben wir deswegen auch etwas erreicht. Mein einstiger Kollege *Chaplin* war anderer Ansicht. Wollen Sie diese Geschichte von mir hören? Ich war zweimal Zeuge, wie Chaplin lächelte. Das sind Ereignisse anderer Natur gewesen. Dafür liegen sie auch um zwanzig Jahre auseinander. Eine gewaltige Zeitspanne im Leben schaffender Menschen.

Chaplin kann selten lachen oder lächeln, weil er immer an seine Arbeit denkt, immer mit seiner Arbeit beschäftigt ist. Er, der größte Exzentrik der Welt, ist halt seinem Stande treu geblieben, er war und ist Artist.

Eigentlich wurde die Bekanntschaft von Chaplin und mir über seinen Bruder *Sid* in London geschlossen. *Sid* arbeitete damals in einer Pantomime von *Fred Carno*, *Ein Abend im Londoner Tingeltangel*. Er spielte einen Betrunknen, eine Rolle, die ihm und dem Namen Chaplin zu großem Erfolg verhalf. *Sid* Chaplin — ein Darsteller, der in seiner Art, in der Drastik seiner vis comica schöpferisch, original war. Einige Jahre später wurde ich nach Südamerika verschlagen. In einer Music-Hall gastierte das „Tingeltangel“. Unter den angekündigten Namen war auch Chaplin verzeichnet. Es ist etwas Seltsames um Artistenfreundschaften. Jahre vergehen oft, bis man sich in einem Engagement, einer Stadt, einem Lande wieder trifft. Jahre, in denen der Akteur des Zirkus, der Music-Hall, des Varietés um den Kosmos kreist, reist und dennoch immer mit dem Kollegen, dem Freund verbunden bleibt. Ich freute mich, *Sid* wiederzusehen, wieder einmal seinen Erzählungen zu lauschen, die immer auf seine Jugend, einem freudlosen Aufenthalt zwischen Armut und Elend, gelenkt wurden. Die Freizeit eines Artisten ist in Amerika sehr begrenzt. Ich eilte zu jener Music-Hall, fragte nach Chaplin. *Da*, sagte man mir, da steht er ja! Ich stutzte; das war doch nicht Chaplin? Ein kleiner unscheinbarer Kerl, schwächig, derangiert gekleidet? Der Kleine sah mich, eilte auf mich zu. „Grock“, rief er, „Grock? Mein Bruder hat mir ja soviel



W.W.

Wilhelm Wagner

von Ihnen erzählt. Ich bin Charlie Chaplin!“ — Charlie hatte die Rolle des erfolgreichen Sid übernommen, da Sid sich einer anderen Tournee angeschlossen hatte. Welche Gegensätze, Sid und Charlie! Konnte Sid immer lachen, jugenhaft sich freuen, so war Charlie immer ernst. Wir traten einen Wintermonat zusammen in demselben Theater auf. Charlie war immer schweigsam. Riß er auch des Abends das Publikum zu lauten Beifallsäußerungen hin, so war er doch einer der wenigen Humoristen, die, durch Leid und Sorgen gegangen, ein trauriges Alltagsgesicht zur Schau trugen. Einmal — ich entsinne mich dessen noch sehr genau, wurde der Kleine erregt. Wir sprachen in der gemeinsamen Garderobe von der Zukunft. Ich erzählte von meinen Plänen. Groß, berühmt wollte ich werden, viel Geld verdienen.

„Du?“ schrie Chaplin, „du? *nie im Leben!* Hast du jemals gehört, daß Artisten Karriere machen? Sehr selten, das ist Glück, das kannst du nicht mit Arbeit zwingen, du *ebensowenig wie ich.*“

Und dann lächelte er. Dies Lächeln erinnerte mich an ein Kindheitserlebnis in meiner Heimat. Als ich meiner Mutter einmal erklärte, ich wollte noch reicher werden als der reichste Mann des Kantons Bern, erhielt ich Schläge. Chaplin lächelte, das schmerzte genau so.

Jahre sind vergangen. Chaplin hat den Menschen unserer Zeit das Verständnis für den exzentrischen Akteur nahegebracht, er hat sie das Lächeln gelehrt, er hat in den Ereignissen, die ihn ereilen, die ihm zustoßen, die lebendige Aktualität erfaßt, die den Zuschauern ihr eigenes Empfinden verdeutlicht, ihnen nahebringt: auch dir könnte es so ergehen.

Wir trafen uns wieder. Sid besuchte mich in London. Charlie traf ich in Amerika: „Du, Grock, wir sind immer noch nicht berühmt, immer noch nicht groß, wir müssen weiterkämpfen, weiterarbeiten! Wenn wir groß geworden sind, dann sind wir alt.“

Und dann lächelte er wieder. Er, der größte Komiker, der größte Darsteller der Welt, der Millionär, der Schloßbesitzer Chaplin. Wenn er jetzt hört, daß ich mich zur Ruhe gesetzt habe, dann wird er vielleicht sagen: „Armer Grock!“ Aber vielleicht meint er auch, daß ich gar nichts erreicht habe, nichts geworden bin? Das ist schon möglich. Nun filme ich selbst. Ich weiß nicht, wird es was werden, werde ich in dem einzigen Tonfilmwerk, das ich vorhabe, meine Ideen, meine Bühnenwirkung auch hier zur Geltung bringen? Wünschen tue ich nur, daß Chaplin diesen Film sieht, und wenn er ihn dann ernst betrachtet, ernst beurteilt und nicht lächelt: dann werde ich statt Gutsherr in Oneglia — Grock der Filmschauspieler. Vielleicht: nicht möglich.

Sieben Sätze

Von

Charlie Chaplin

Man hat hunderte Male die Gesetzmäßigkeit des Films formuliert, seine Dramaturgie, seine Montageprinzipien, seine dynamischen Geheimnisse — aber das Zelluloidband ist ewig entfesselt wie der Niagara und spottet aller Theorien.

Der elastische Streifen bäumt sich wild gegen die Gewöhnlichkeit auf, die er doch mit magnetischen Riesenkräften anzieht; wenn du nicht als von Grund auf neuer Mensch an jeden neuen Film herangehen kannst, ist es besser, daß du Beamter wirst.

Den Regisseur kannst du täuschen, den Apparat nie.

Der Film hat telepathische Eigenschaften. Stell dich grinsend vor das gläserne Auge und das Bild wird traurig, wenn deine Freude geheuchelt war.

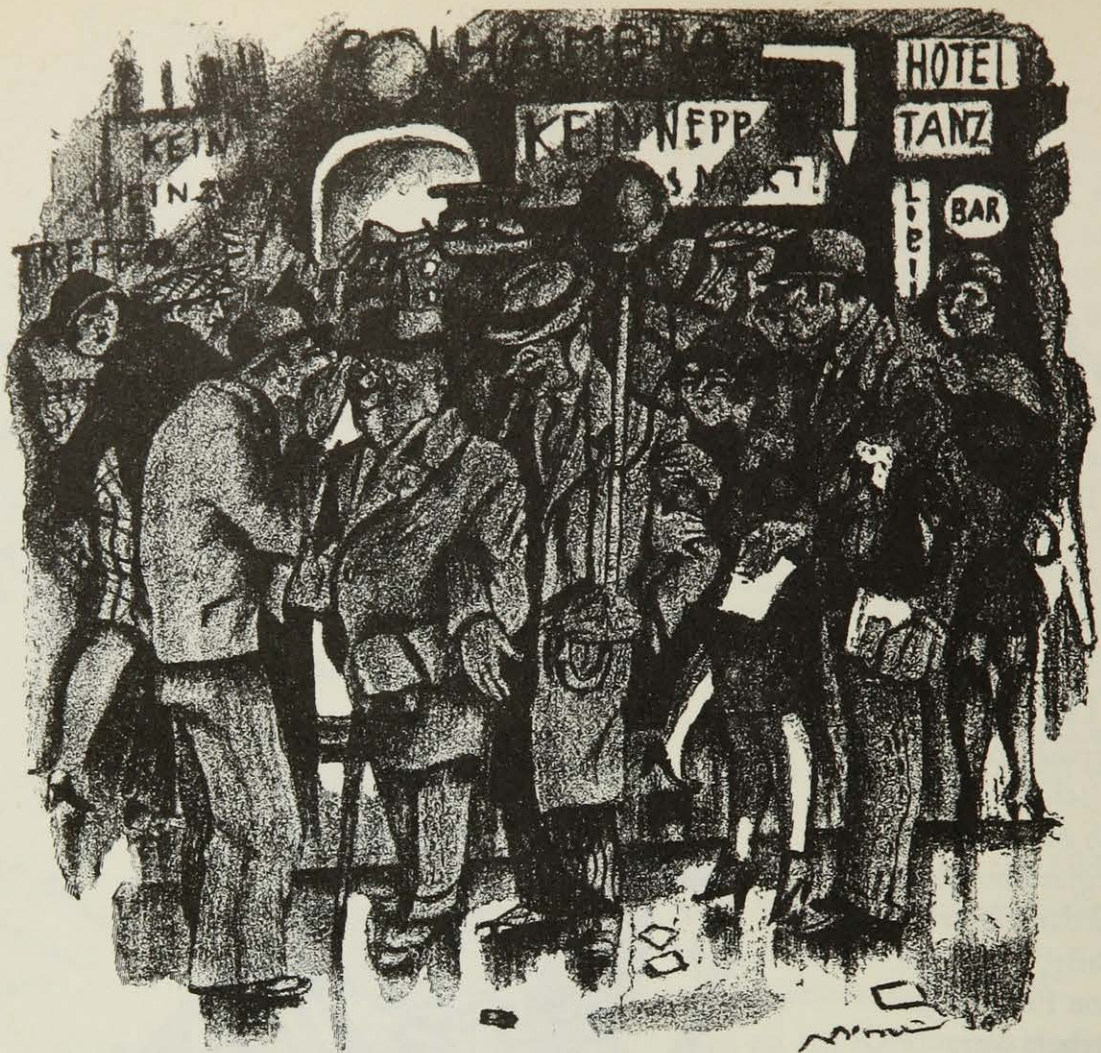
Die Kamera fängt nur ein paar Quadratmeter Erde, aber sie muß immer auf unendlich eingestellt sein.

Auch für den inneren Film gilt: komm ihm nicht mit offenem Feuer zu nahe; du läufst ja auch im Leben nicht mit brennendem Scheit herum.

Denk daran, daß dir am Tage des jüngsten Gerichts alle deine Filme wieder vorgeführt werden.



Wilhelm Wagner



Eduard Braun

Märchenhafte Begebenheit

Von

Jean Renoir

Als ich meine Schuhe an den Kamin im Salon stellte, hatte ich sie vorher sorgfältig geputzt. Trotzdem fand ich sie am Weihnachtsmorgen leer, was ein bitteres Gefühl der Entmutigung bei mir auslöste. Um von dem herrlichen Glanz zu profitieren, den ich ihnen verliehen hatte, beschloß ich, sie anzuziehen; und angetan mit diesen prächtigen Kleidungsstücken, ging ich auf die Straße hinunter, um mich bewundern zu lassen.

Die Straße war schmutzig, und ich konnte mich nicht entschließen, von den hübschen Fliesen herunterzugehen, die den Eingang meines Hauses am Torweg schmücken. Ein Herr, der müde war vom Herumpatschen in den Pfützen, suchte neben mir Zuflucht. Es dauerte nicht lange, und er begann ein Gespräch: „Guten Tag, Herr Jean Renoir, wie geht es Ihnen?“

Wenn man auch daran gewöhnt ist, auf der Straße erkannt zu werden, so schmeichelt es doch immer sehr, und so erwiderte ich äußerst liebenswürdig: „Nicht schlecht, und Ihnen?“

Dieser wundervolle Mensch war sichtlich gerührt; ich konstatierte, daß er einen Nerzpelz trug und eine „Coronas immensas“ rauchte. „Haben Sie Pläne?“

„Mein Gott“, gestand ich, „ich habe welche, und habe auch wieder keine.“
„Sie sollten einen philosophischen Film machen.“

Es schien mir wenig angebracht, dem Besitzer einer so schönen Zigarre zu widersprechen, und ich sagte: „Haben Sie eine Idee für einen philosophischen Film?“

Ich führte die Ethik Spinozas an und mußte erleben, wie dieser Mensch den Stummel seiner Coronas immensas fortwarf, um mir bequemer um den Hals fallen zu können. Er verhehlte mir nicht, daß ich ein Genie wäre, rief ein Sechszylinder-Taxi herbei und stieß mich mit den Worten hinein: „Würden Sie mit zwei Millionen auskommen?“

Als ich, etwas betäubt, nicht gleich antwortete, faßte er mein Schweigen auf seine Weise auf und brüllte mir ins Ohr, um den Lärm des schuckelnden Wagens zu übertönen: „Ich bin ja verrückt! Wie soll sich Ihr Talent mit zwei Millionen ausleben können! Sie brauchen natürlich sehr viel mehr, und ich werde meinen letzten Heller opfern, um die Verwirklichung dieses großen Werkes zu erleben.“

Im Studio angekommen (denn das Taxi hatte uns zu einem Studio gebracht), teilte er so enorme Trinkgelder aus, daß man seine Anordnungen auf der Stelle befolgte. Sein erster Wunsch war die Einberufung des gesamten Personals, das mir zujubeln sollte. Die Arbeit wurde sofort unter allgemeiner Begeisterung in Angriff genommen. Mein Geldgeber stand mir immer zur Seite und teilte Gold mit vollen Händen aus. Nach einem Jahr und acht Tagen war der Film vollendet und zur Vorführung bereit.

Wir hatten den Abgeordnetensaal gemietet, der sich unglücklicherweise als viel zu klein erwies. Durch den Beifall und das bewundernde Gebrüll konnte man den Text nicht hören, was aber nicht viel ausmachte; denn ich bin vor allem Dichter in Bildern. Am Ausgang erwartete mich der Präsident der Republik und legte mir die Commandeurschleife der Ehrenlegion an. Die Place de la Concorde war schwarz von Menschen, und die Menge drängte mir nach, um zu sehen, wie ich in die letzte Untergrundbahn stieg, auf der Station „Députés“. Der Stationsvorsteher mußte eine Ansprache halten und ließ den Zug nicht eher abfahren, als bis er ihn mit eigener Hand mit Fahnen in den französischen Nationalfarben geschmückt hatte. Auf dem Quai stand ein Gesangsverein als Deputation vor jenseits des Rheins und sang „Deutschland, Deutschland über alles“. Es war sehr rührend. Als sich der Zug in Bewegung setzte, wurde die Aufmerksamkeit der Menge für einen Augenblick durch ein dumpfes Geräusch abgelenkt. Es war die Hauptdarstellerin des Films, die sich eine Kugel durch den Kopf jagte, weil ich vergessen hatte, sie zu fragen, ob sie nicht mit mir schlafen wolle.

Mein Geldgeber, der während all dieser Ereignisse nicht von meiner Seite gewichen war, kam mit mir auf mein Zimmer und hielt mir folgende Ansprache: „Ich bin glücklich. Ich habe Ihnen alles gegeben. Ich habe kein Geld mehr, ich habe meine Wohnung verkaufen müssen, und um die Ausgaben dieses letzten Abends zu bestreiten, hat meine treue Enehälfte nach dreißig Jahren eines wolkenlosen Glücks sich mit einem Amerikaner prostituieren müssen. Damit das Opfer vollkommen sei, bleibt mir nur noch dies zu tun übrig . . .

Und damit ließ er seine Hosen herunter und entblößte einen schlichten, kleinen, rosigen Hintern.

Wintergarten.

Direction: **Dorn & Baron.**

≡ Neues Programm. **12 Debuts.** Neues Programm. ≡

Mlle. Gabriele Juniori

vom Empire-Theater in London.

The Eugens, Mr. Tompson Die Wüstensöhne, Brüder Marko,
die berühmten Hochturner. mit seinen drei Elephanten. 8 Araber. die sonderbaren „Zwillinge“.

Griffin u. Dubois, Rheingold-Trio, Egger-Rieser, Pettenati,
Excentriques. Komisches Gesangs-Terzett. Tyroler National-Sänger u. Tänzer. Italienisches Quartett.

Neu! Das Bioskop. Neu!

Die interessanteste Erfindung der Neuzeit

Maisanos,
musikalische Excentriques

Valentine Petit,
Kaleidoskop-Tänzerin.

Parter: **Familie Sylvester Schaffer**
in ihren unerreichten ikarischen Spielen.

Iwan Tschernoff
mit seiner Hinderniss-Jagd.

Lona Barrison, Siegmund Steiner, Sylvester Sohn,
singende Schulkriterin. Tenorist. Jongleure.

Aufang 7/8 — Sonntags 7 Uhr. — Vorverkauf von 10 bis 1 Uhr an der Tageskasse.

Die Berliner Premiere des Kinematographen (Skladanowski) am 1. November 1895

Von Pathé Frères zu René Clair

Kurzer Leitfaden der französischen Filmgeschichte

Von

Paul Medina

ALTERNUM. Die Brüder *Lumière*. 1897 erfinden sie den Kinematographen, indem sie früher gemachte Versuche beinahe anonymer Vorgänger fortsetzen und endlich ein Kolumbusei auf den Tisch stellen. Sie eröffnen in diesem Jahr das erste Kino der Welt in einem Kellerlokal des Grand Café auf dem Boulevard des Capucines. Vor drei Jahren hat da die französische Regierung feierlich eine Marmortafel anbringen lassen, zur Erinnerung an den Beginn einer neuen Epoche, an die vor dreiunddreißig Jahren selbstverständlich niemand geglaubt hat; nicht einmal das Brüderpaar selbst; der Überlebende der beiden, Herr Louis Lumière, hat dies kürzlich erst, von einer Pariser Tonfilmleinwand herunter, bestätigt. Da man damals das Vorurteil „Zeitalter der Technik“ nicht ernst nahm, lief alle Welt unbefangen in die Bude, bestaunte den fahrenden Eisenbahnzug und amüsierte sich über den allerersten Film *L'arroseur arrosé*. Es war ein netter Hokuspokus. Die Brüder Lumière machen weiter kleine Filme und eröffnen ein Jahr später schon eine neue Bude. Aber sie sind der geschäftlichen Seite ihrer historischen Tat nicht gewachsen; Lumière-Frères haben *Pathé-Frères* notwendig und etwas später *Gaumont*, die beiden historischen Namen des Films. Es waren

im, wenn man so sagen darf, bukolischen Zeitalter der Industrie. Pathé und Gaumont sind Marken von unbestrittener Weltgeltung, mehr noch, sie sind einfach zu allgemeinen Begriffen geworden. Kurz: es ist, wie man sieht, höchste Zeit, daß ein neuer Geschichtsabschnitt eintritt. Das geschieht mit dem Weltkrieg. Am 1. August 1914 beginnt für den Film

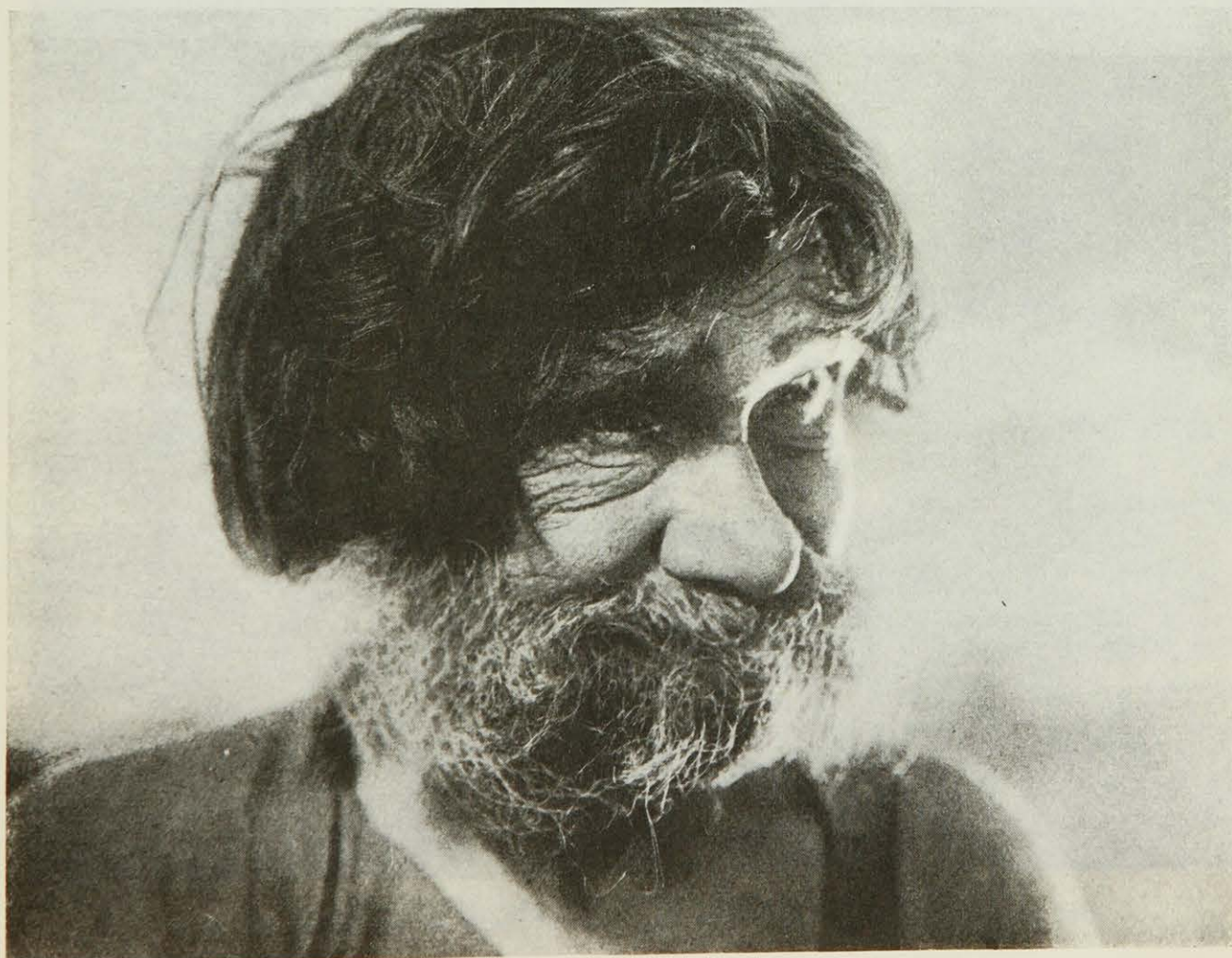
DAS MITTELALTER. Alle internationalen Bindungen sind verschüttet. Die Filmzentren der Welt machen sich unabhängig von Frankreich. Die Hegemonie ist gebrochen, der Kinematograph gehört jedermann und niemand. Die *Amerikaner* erobern den Kinematographen, sie adoptieren ihn, verbessern ihn technisch, kommerziell und schließlich sogar künstlerisch. Dies alles gelingt ihnen in der Folge bis zu einem solchen Grad, daß man in Versuchung gerät, zu vergessen, daß sie, wie so vieles, den Film gar nicht erfunden haben. Sie beginnen ihre Invasion in Frankreich, womit Pathé und Gaumont den Film strategisch verlieren. Von nun ab treten die beiden Häuser immer mehr in den Hintergrund. Der Qualität der Amerikaner wird — übrigens sehr oft heute noch — mit ironischem Achselzucken entgegengehalten, daß man ja den Film erfunden habe . . .

Charakteristisch für die böse, dunkle Epoche ist, daß man den Propagandawert des Films erkannt hat, was — im Krieg — kaum durch seine Qualität des Dokuments wettgemacht werden kann. Aber mitten in dieser furchtbaren Zeit des moralischen Niedergangs beginnt tief unten an der kalifornischen Küste ein neues Licht zu erstrahlen, das von einem begnadeten Menschenkind ausgeht. Es ist das Licht einer Auferstehung, der Absolution aller begangenen Sünden des Films und vielleicht aller, die er noch begehen wird, es ist:

CHARLIE CHAPLIN ODER DIE RENAISSANCE DES KINOS. Rein kulturgeschichtlich gesehen, stellt Chaplin den vorläufig gelieferten Beweis für die Existenzberechtigung des Filmbetriebes überhaupt dar. (Der Satz ist auswendig zu lernen!) Die Kolonisierung Filmfrankreichs durch die Amerikaner während des Krieges und des übrigen Europa nach dem Krieg geht Hand in Hand mit einer künstlerischen Entwicklung des Films, die so mancher Kunstpapst hätte gern vorausahnen wollen. Weder das künstlerische noch das industrielle Frankreich nimmt diese Entwicklung zur Kenntnis. Das Gros der Produktion unterscheidet sich von den Filmen der Vorkriegszeit nur durch Anpassung an das längere Programm. Vorhandene Talente stehen abseits, die Produktion wird auch quantitativ immer geringer, und Frankreich figuriert eine Zeitlang an letzter Stelle der Filmnationen. Ehrliche Versuche mißlingen früher oder später, weil die Entwicklung der anderen zu schnell gegangen ist. Die französische *Avantgarde* wird von der „prominenten“ Industrie verachtet, lange wie ein Schandfleck verheimlicht. Man ist wirklich versucht zu glauben, daß eine Erfindernation kein Talent zur Organisation hat, trotzdem der Augenschein lehrt, daß das französische Bürgertum seinen Vorkriegsgeschmack intakt bewahrt hat, und gerade der es ist, mit dem die neue Welt des Kinos nichts anzufangen weiß. Das Staunen der Franzosen ist groß, und auch ihr Gram darüber, wie schlecht eine Welt ist, die ihnen die Erfindung des Kinematographen damit lohnt, daß sie von ihren Filmen nichts wissen will. In dieser ausgehenden Epoche des Filmmittelalters, die bei den andern Völkern bereits mehrere, distinkte Entwicklungsperioden gezeitigt hat, sind nur einige wenige internationale Leistungen des französischen Films zu nennen, oder viel-



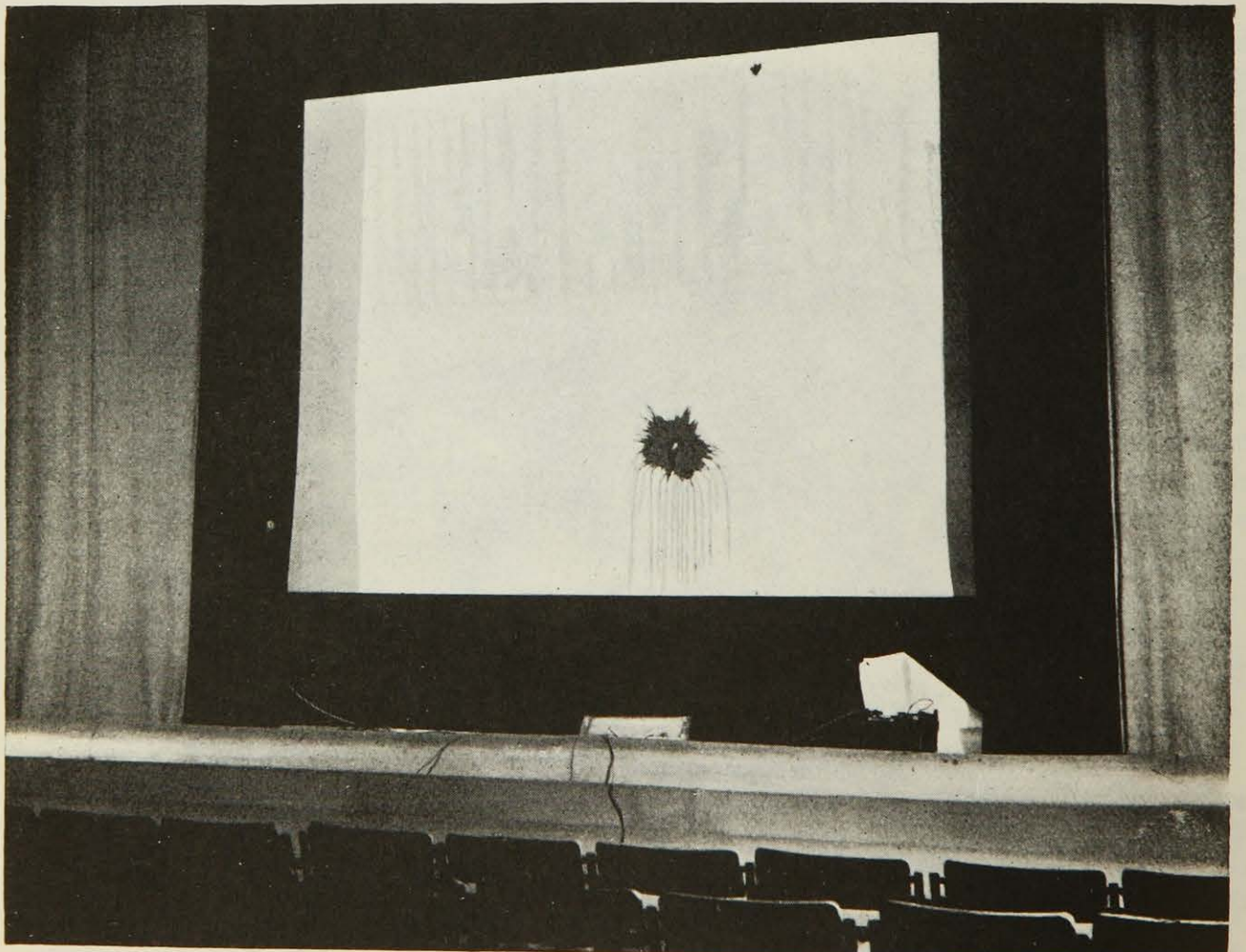
Sarah Bernhardt in ihrem letzten Film „Die Seherin“



Russischer Bauer in einem Sowjet-Film



„Das goldene Zeitalter“, Bunuels neuester surrealistischer Film,



der bei seiner Pariser Premiere mit Tintenfassern bombardiert wurde

Unionphotos



Szene aus Bunuels surrealistischem Film „Le chien andalou“



Metro-Goldwyn-Mayer

Joan Marsh und Conchita Montenegro, zwei neue Sterne



René Clairs „Florentiner Hut“ (Der Bräutigam: Albert Préjean)

mehr nur einige Namen wie *Feyder* und *René Clair*. Und der objektive Historiker muß feststellen, daß die großen Leistungen dieser beiden Künstler z. B. wohl in Frankreich entstanden sind, aber immer von landfremden Elementen und Kapitalien finanziert wurden. (Seit drei Jahren arbeitet übrigens Jacques Feyder in Hollywood und René Clair, nachdem er bei zwei von Russen dirigierten Firmen beschäftigt war, heute bei einer Pariser Gesellschaft, die mit holländischem Kapital gegründet wurde und von Deutschen geleitet wird.)

Trotzdem hatten sich in Frankreich, wo es immerhin zu einer Filmindustrie gekommen ist, die Dinge rein äußerlich zum Besseren gewendet. Ursache: die Banken. Sie hatten sich verleiten lassen, Geld zu investieren, wodurch sie gezwungen wurden, ihrem Geld nachzulaufen. So ist beinahe unabsichtlich Bewegung und Entwicklung in die Sache gekommen. Das Geld rollte, man suchte sich den modernen Bedingungen anzupassen, anständige Honorare für gute Manuskripte, für Schauspieler Regisseure usw. zu zahlen, überhaupt großzügig zu sein. Und am Ende der zweiten Epoche, gegen das Jahr 1928 etwa, schien sich ein Wunder zu vollziehen. Die beiden in den Hintergrund geratenen Häuser Pathé und Gaumont wurden frisch angestrichen, modernisiert, mit Geld und Optimismus ausgestattet. Man war gerade noch zurechtgekommen: ein neuer, entscheidender Abschnitt:

DIE NEUZEIT hatte begonnen, — — durch die Entdeckung Amerikas, durch den *Tonfilm*. Erfunden wurde diese diabolische Angelegenheit wohl in Deutschland und in Frankreich, aber entdeckt haben sie die Amerikaner. Zur Ehre der Europäer muß gesagt werden, daß, wäre es nur auf sie angekommen, kein europäischer Kaufmann, der in Massenpsychologie macht, an eine nutzbringende Auswertung des Tonfilms geglaubt hätte. Historische Tatsachen beweisen es zur Genüge. Das war Amerika vorbehalten. Man weiß, die Anfänge dieser Neuzeit sind durch das Umfallen aller bisherigen Werte gekennzeichnet. Die allgemeine Atempause, die da plötzlich in der ganzen Filmwelt notwendig geworden war, hat Frankreich den Vorsprung der andern einholen lassen, zum Teil wenigstens und in technischer Hinsicht. Das „talkie“ hat aus den bekannten Gründen der Sprachgrenzen die Internationalität des Films gebrochen. Die Franzosen waren mit einem Schlag wieder mehr oder weniger Herren im eigenen Land, ebenso wie die Deutschen. Zudem hatten sie sich große Bastionen mit einem Gesamtkapital von beinahe einer Milliarde Francs errichtet. In den Jahren 1929—30 sind nach amerikanischem Muster große „Kinoringe“ entstanden, große Ateliers und ganz große Ambitionen. Paris ist wieder ein internationales Filmzentrum geworden, es wird hier viel, d. h. relativ viel produziert. Doch auch hier muß die historische Wahrheit gesagt sein: wohl stehen französische Großbanken hinter dem Film, aber es sind Ausländer, die die Millionen zum Rollen gebracht haben, allerdings von solchem Kaliber, daß man weder von einer der Gegenwart entsprechenden modernen Organisation reden kann, noch von bedeutenden Persönlichkeiten. Die Amerikaner werden auf die Eroberung der Welt, zu der sie sich durch den Siegeszug ihres Films haben anregen lassen, nicht so schnell verzichten: Die Kolonisierung Filmfrankreichs schien und scheint ihnen besonders am Herzen zu liegen. Stellt nicht aber eine Niederlage des französischen Films eine europäische Niederlage dar?



Touchagues

Sach = Lexikon

Von

Anton Kuh

- Atelierkrach**, der. — Aufdeckung gemeinsamer Lebenserinnerungen, die zwei Filmbeschäftigte als Einwand gegen sich anführen.
- Einfall**, der. — Das, was ein anderer gehabt hat. Erscheint er in einem literarischen Druckwerk niedergelegt, so schwillt er zur Idee. (Siehe diese.)
- Etat**, der. — Schwierige Logarithmenrechnung zur Ermittlung des Kaufpreises für einen Packard.
- Exposé**, das. — Kurze leichtfaßliche Darstellung von Begebenheiten, deren Zusammenhang noch nicht feststeht. Verblüfft durch die Plastik, mit der ihr Inhalt umgangen wird.
- Generaldirektor**, der. — Antisemitisches Schimpfwort. Bezeichnet eine Art von Stadtpelzen, die ihren Träger schuldig geblieben sind.
- Gruppe**, eine. — (Das, was der Filmunternehmer hinter sich hat, wenn er nichts hat.) Eine Ansammlung von Individuen und Instituten, die einander durch wechselseitige Darlehensaufnahmen Garantien bieten, gegen die sie sich in

ihrer Gesamtheit durch Zahlungsunfähigkeit decken — und worunter in der Regel der sockenerzeugende Schwager des Produzenten tonangebend hervortritt.

Idee, die. — Beliebter Gegenstand von Plagiatprozessen.

Künstlername, der. — Mythologische Abart von Zahnputz- und Haarfärbemitteln. (Silvi Krin, Kalo Dont.)

Manuskript, das. — Was der Regisseur nicht brauchen kann. Dient in seinem Rohzustand zur Etatberechnung, im fertigen Zustand als gefürchtetes Wurfgeschöß.

Name, guter. — Ein Name, von dem man sich nicht genau erinnert, ob man ihn unter „Kunst“ oder „Gerichtssaal“ schon gelesen hat.

Name, schlechter. — Ein Name, von dem man sich genau erinnert, daß man ihn unter „Kunst“ gelesen hat.

Niveau, das. — Ausrede für schlechte Geschäfte.

Picturemaker, der. — Polnischer Staatsbürger mit amerikanischem Reisepaß. (Siehe Producer.)

Plagiat, das. — (Siehe Idee.)

Pleite, die. — (Siehe Welterfolg.)

Producer, der. — Auswanderer auf der Rückreise nach Europa. (Siehe Picturemaker.)

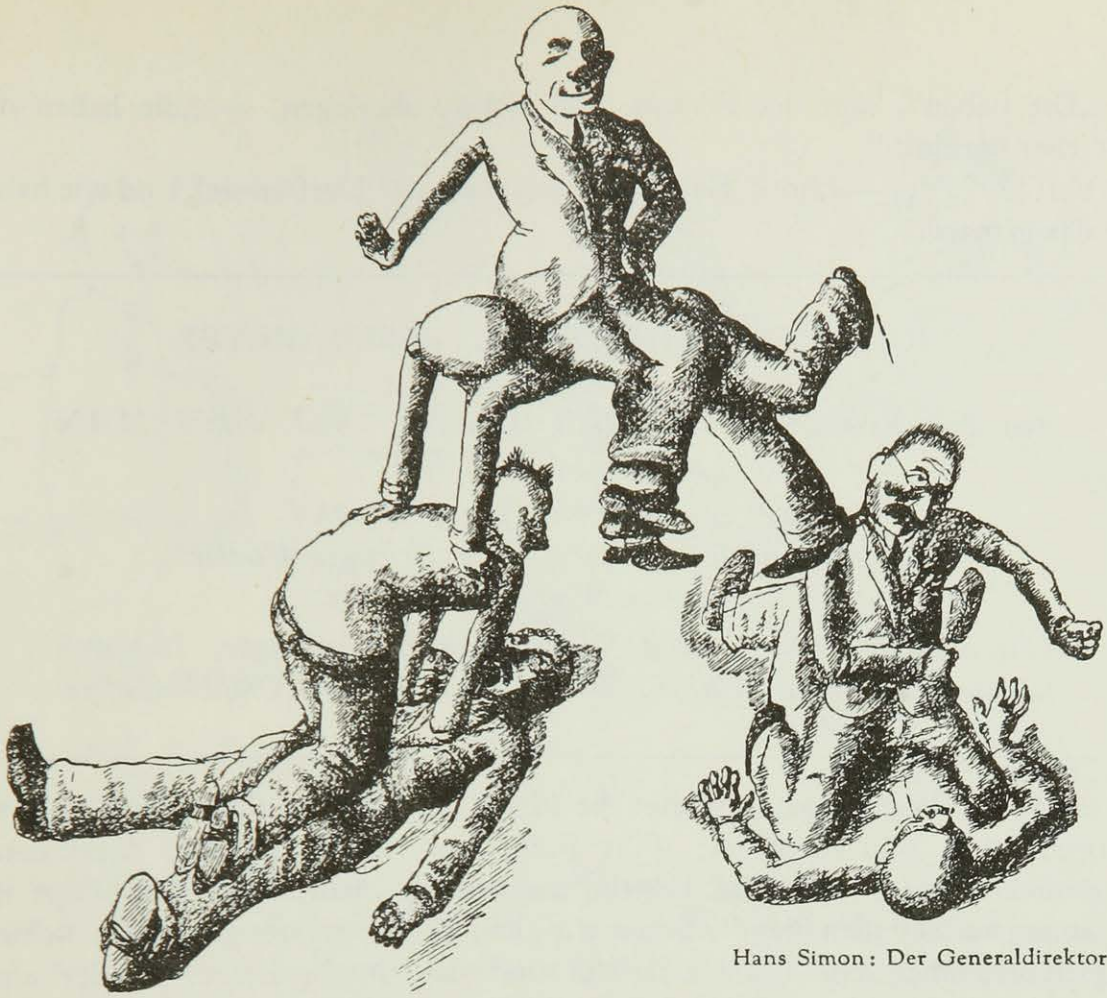
Sex Appeal, der. — Eigentümlicher stupider Augen Ausdruck, der entweder im Zusammenhang mit einem guten Schminkestift oder als Folge der Basedowschen Krankheit auftritt.

S (s), das. — Konsonant, der vor Erfindung des Tonfilms vielfach gebraucht war.

Ungar, ein. — Filmdarsteller (darstellerin) mit ausländischem Akzent.

Verfügung, einstweilige. — Formalität im Zahlungsverkehr; geht der letzten Rate voran.

Welterfolg, der. — Vorführungs-Effekt eines Films auf seine Hersteller.



Hans Simon: Der Generaldirektor

„Verfilmung“

Von

Carl Zuckmayer

Wenn ein Stück aufgeführt wird, liest man bis heute noch gewöhnlich auf dem Zettel einen einzigen Autorennamen, manchmal zwei, das ist schon bedenklich, und wenn man von einem Autorenkollektiv hört oder liest, so weiß man klipp und klar, es ist ein schlechtes Stück, und braucht gar nicht erst hinzugehen. Beim Film ist es anders. Es gibt sogar berühmte Filme mit sechs bis acht Autoren, die alle namentlich aufgeführt werden, erstens, damit die Leute, die infolge großen Andrangs noch am Billettschalter stehen, nicht zu viel vom Anfang versäumen, zweitens um die Zahlungs- und Kreditfähigkeit der Firma zu erweisen, denn, sagt der gesunde Menschenverstand, dem nicht genug mißtraut werden kann, wer auf der Leinwand namentlich vorkommt, der ist kein kleiner Mann und wird entsprechend bezahlt.

Wir sitzen im Kino. Die Wochenschau ist vorüber. Ein Löwe reißt das Maul auf, eine Weltkugel rotiert, die Spannung steigt aufs höchste, nun, denkt man, gehts los. Stattdessen flammen in wechselnden Lettern Texte und Namen auf, deren geistesgeschichtliche Bedeutung außer Zweifel steht, ohne jedoch einen Menschen zu interessieren.

„Was haben die alle mit dem Mann, auf den man fliegt, zu tun?“ fragt das Mädchen den Freund.

„Die haben“, sagt der Freund, und lächelt überlegen, — „die haben den Werther verfilmt.“

Verfilmt? Ver — filmt? Haben sie? Konnten sie? Durften sie? Und wie haben sie das gemacht?

JOHN GOLDSCHMIDT UND LESLIE MEYER
zeigen
den Bob-Rosenthal-Film: *DER MANN, AUF DEN MAN
FLIEGT, BIST DU!*
nach einer Idee von *Daisy Rosenthal*
unter Zugrundelegung der „*Leiden des jungen Werther*“,
Roman von *Wolfgang von Goethe*.
Manuskript: *Oskar Schmidt, Hans Friedrich Armbruster, Nepomuk
Clavacz*. Drehbuch: *Willy Freundlich, Jack B. C. Davis, Olaf Hoerluffsen*.

Auch auf diese Frage antwortet die Firma. Ist nicht im illustrierten „Vulva-Magazin“ ein Bild zu sehen: Willy Freundlich, Hans Friedrich Armbruster, Nepomuk Clavacz und Olaf Hoerluffsen bei der Arbeit am Manuskript des „Mannes, auf den man fliegt“? Sehen wir nicht Klubsessel mit geplatzten Nähten, Zigarrenstummel, eine Kognakflasche und das durchgeistigte Antlitz einer Schreibmaschine auf dem Bild? Ist das nicht ein Anblick, der uns den frierenden Dichter in der Dachstube als überlebtes Requisit der Spitzweg-Zeit vergessen macht? So dichten *Generaldirektoren!*

Da aber Generaldirektoren bekanntlich nicht dichten, tun es auch die Aufsichtsräte auf dem Bild nicht, sondern sie verfilmen, und das sollten sie besser bleiben lassen. Einer von ihnen allein kann vielleicht wirklich ein Dichter sein, zusammen sind sie Fachleute, und das ist der Grund ihres Versagens. Der Fachmann-Aberglaube herrscht leider nicht nur beim Film, sondern überall, besonders in der Politik. Ich wage zu behaupten, daß in vielen Fällen ein einigermaßen begabter Laie nach vierzehntägiger Arbeit den unersetzlichen Fachmann getrost vertreten kann. Aber Fachleute machen aus den einfachsten Dingen eine Geheimwissenschaft, die durch ihre Umständlichkeit abschreckend wirkt und ihnen den Nimbus der Unentbehrlichkeit erhält.

Beim Film ist das schlimmer als anderwärts, weil das Filmgeschäft durchweg, von wenigen Einzelfällen abgesehen, von ungebildeten und geistig untrainierten Emporkömmlingen beherrscht wird, die in Fragen des Niveaus kein Unterscheidungsvermögen haben.

Aus dieser Geschmacksunsicherheit der Herrschenden ist die Existenz der vielen unmöglichen Fachleute beim Film zu erklären, die ihrerseits wieder stets bereit sind, ihre eigene mangelnde Qualität dem „Publikum“ anzuhängen, von dem sie genau zu wissen vorgeben, was es „will“ oder „nicht will“, wenn sie selbst nicht wissen, was sie wollen.

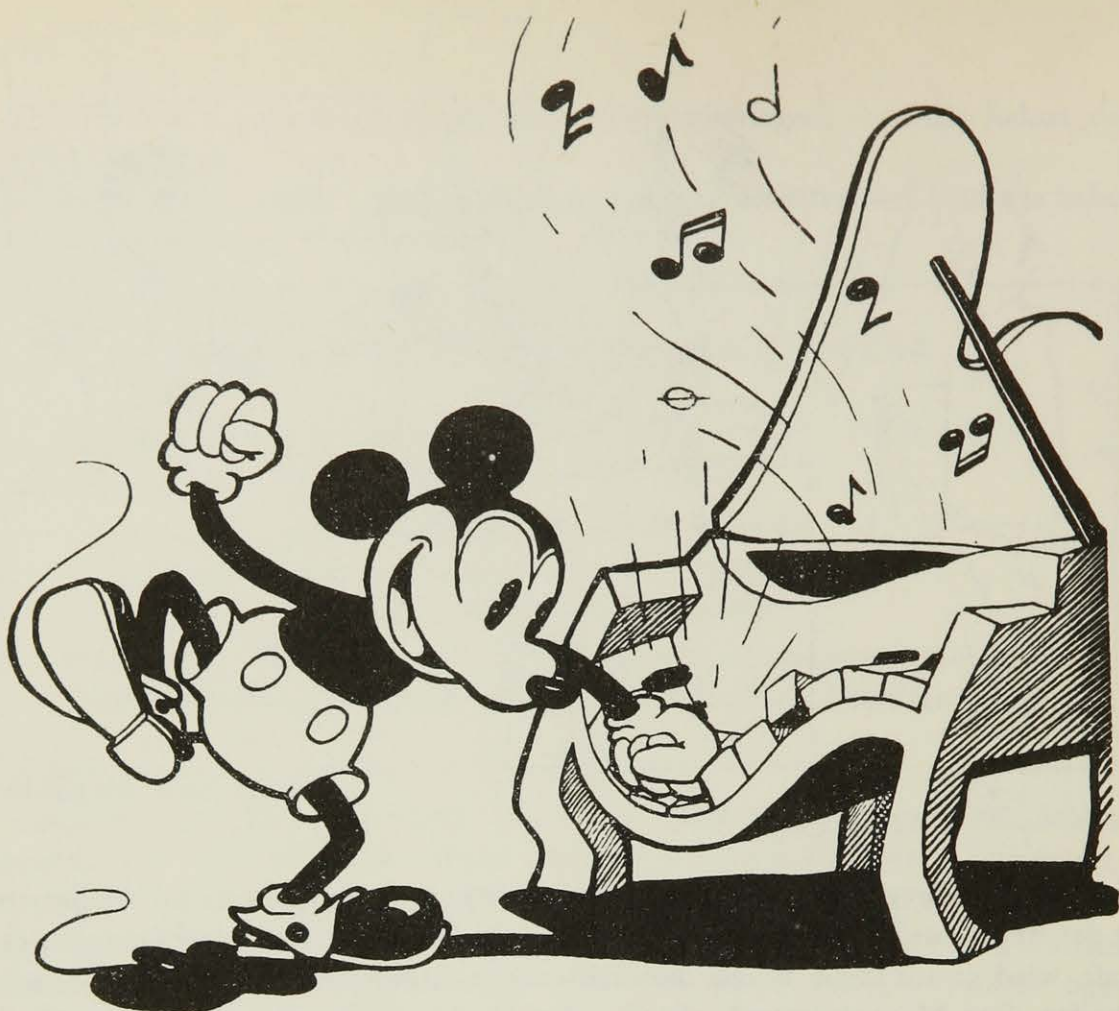
Daher erleben die Autoren von Bühnen- oder Prosawerken oft jene reizenden Überraschungen, wenn sie ihre „verfilmten“ Stücke sehn. Daher liegt heute noch



Friedrich Gabel: Die gute Idee

alles beim Filmregisseur, und das Dichten fängt gewöhnlich erst im Atelier an. Ist der Regisseur ein Künstler, ein Könner, ein Mann mit Nerv und Gestaltungskraft, wird er auf seine Weise die dichterische Atmosphäre eines Werkes nachschaffen. Das Manuskript gilt als eine Art Merkbuch für den Handlungsablauf, weil man es nicht von einem Dichter schaffen, sondern von einem halben Dutzend Fachleuten manuell herstellen läßt. Ich will keineswegs behaupten, daß alle diese Fachleute Schafsköpfe seien, mancher steckt sogar wirklich geistige Arbeit in seine Drehbücher, aber das System ist falsch, industriell, mechanistisch, wie das Wort „Verfilmung“. Sehr oft ist überhaupt schon die Idee der Verfilmung falsch, indem ein Werk, dessen Gestalt einmalig und nur in einer bestimmten Kunstform denkbar ist, vom Gesichtspunkt der nackten Stofflichkeit her zerhauen und seiner eigentlichen Wesenheit beraubt wird. Sehr selten kann man ein in anderer Form geprägtes Kunstwerk „verfilmen“, das heißt seinen künstlerischen Ausdruckswert filmisch darstellen. Gewöhnlich kann man nur den Stoff zur Grundlage eines Films, das ist einer vom Drama und auch vom Roman grundsätzlich verschiedenen künstlerischen Disziplin machen. Diese Unterscheidungen klar durchzuführen, wäre Aufgabe des Filmdramaturgen, des „Fachmanns“, nicht der Dichtung ins Handwerk zu pfuschen und gut Gedichtetes schlecht zu „verfilmen“. Es mag dichterisch berufene Menschen geben, denen der Film ihre einzige oder hauptsächlichste Ausdrucksform bedeutet: die aber werden nicht „verfilmen“, sondern wirklich „Film dichten“, ohne Aufsichtsratssitzung.

Wir aber, die wir den Film ernst nehmen und in seiner Zukunft die Möglichkeit einer eigenen, ursprünglichen Kunstform sehen, deren Nachteil in der ewigen Begrenztheit des Mechanischen, deren Vorzug in der räumlichen Unbegrenztheit ihrer Auswirkung bestehen wird, wir werden den Schlendrian der Drehbuchfachmännerei abschaffen, wir wollen nicht mehr „Verfilmung“, sondern — „Film-Dichtung“.



Micky Maus

Musik im Kino

Von

H. H. Stuckenschmidt

Stumm oder tönend, das ist auch hier die Frage. Ich zögere, sie als Musiker zu beantworten und neige ganz privatim der Ansicht zu, daß alle rein ästhetische Betrachtung in diesem Falle deplaciert ist. Eine technische Entwicklung, deren Folgen das alte Sprichwort „Reden ist Silber, Schweigen ist Gold“ durch die handgreiflichere und unwiderlegliche Realität vielstelliger Warner-Brothers-Dividenden und aktiver Tobis-Jahresbilanzen entkräften, läßt sich auch von schwersten musischen Einwänden nicht hemmen. Und mag Charlie Chaplin, das einzig legitime Genie der Leinwand, mit seinem Plan, im Talkie einen Taubstummen zu mimen, die bissigste Kritik an der neuen Kunst- (Kunst? ja Kunst!) Form geübt haben, selbst seine autoritative Opposition wird mit der Zeit, wird von der Zeit überrannt werden.

Ich bin ein leidenschaftlicher Kinoliebhaber, gelte bei meinen Freunden als dankbarstes Publikum, lasse mich gern zu Lachen und Tränen rühren. Dies vorausgeschickt darf ich meine Antwort formulieren: von allen stummen Filmen finde ich 5 Prozent gut, von allen Tonfilmen 95 Prozent schlecht.

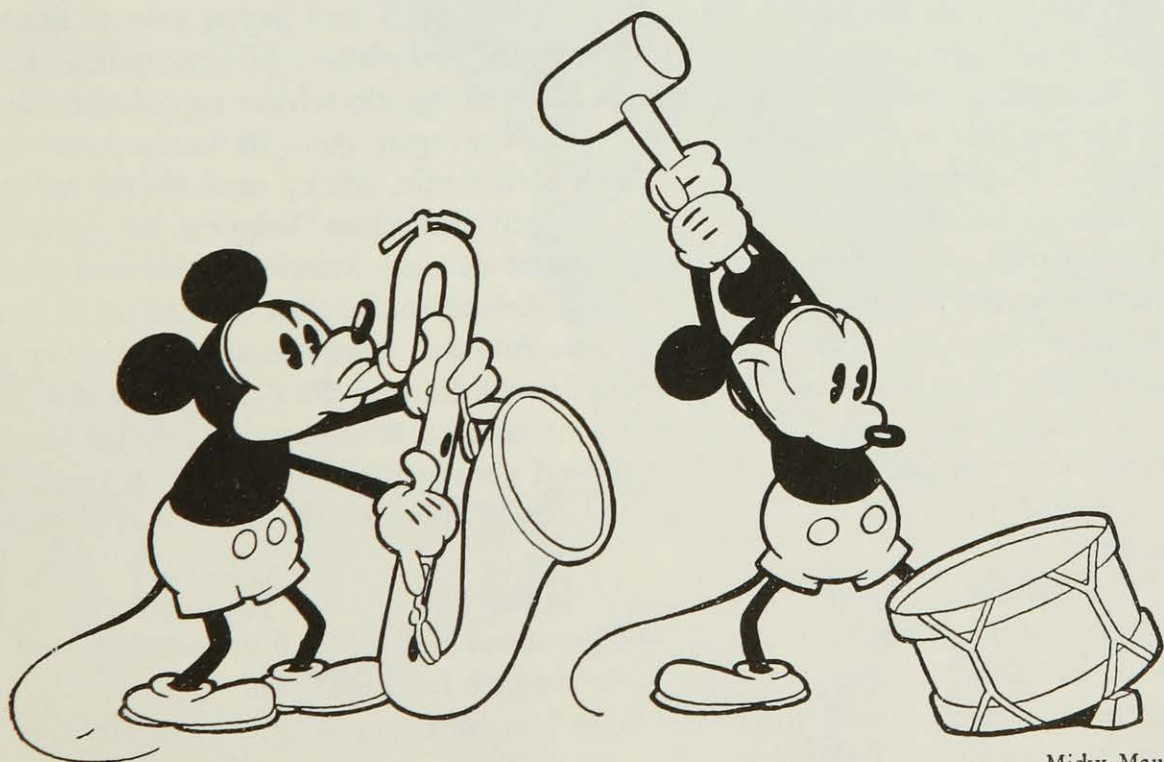
*

Was nun die Musik selbst betrifft, so halte ich ihre Zeit im Tonfilm noch nicht für gekommen. Solange nicht die Methoden der Klangaufnahme aus den Kinder-

schuhen herausgewachsen sind, solange die Instrumentalfarben nicht unverändert, dynamische Schattierungen nicht ausreichend fotografiert werden können, muß jeder Versuch einer musikalischen Gestaltung Stückwerk bleiben. Aber ich glaube an die Zukunft, und die Aufnahmen der Dreigroschenoper sind ein weiter Schritt auf dem Weg zur Vollendung.

Es gibt nun kluge und geschmackvolle Leute, die sagen: lieber ein verstimmtes Klavier zum stummen als das beste Orchester im tönenden Film. Sie vermissen die lebendige Kraft des Spielers und lehnen die „Konservenmusik“ der Selenzelle als unbefriedigend ab, weil sie tot, mittelbar und unkünstlerisch sei. Das scheint mir eine sentimentale Ungerechtigkeit und obendrein ein Argument, das man ja nicht nur gegen die Tonfilmmusik, sondern gegen die ganze Gattung Film aufbringen kann. Ich finde, man darf in dieser Diskussion keinen andern Standpunkt einnehmen als gegenüber dem Grammophon; und wenn Strawinsky meint, ein Pianola sei von keinem Leberleiden abhängig und deshalb einem lebendigen Pianisten vorzuziehen, so möchte ich diese Anschauung — mit einer kleinen Abwandlung — auch für den Tonfilm festgestellt haben. Denn erst durch ihn wird dem Besucher des kleinsten Vorstadtkinos die Möglichkeit gegeben, gute Musik in guter Interpretation (wenn auch vorerst nicht in guter Tonwiedergabe) zu hören.

Die Praxis der Illustration, der akustischen Umrahmung für den stummen Film, hat eine überwältigende Fülle interessanter musikalischer Erfahrungen gezeitigt, die zwar augenblicklich an unmittelbarer Aktualität verloren haben, doch auch für die Tonfilmmusik einige Wichtigkeit gewinnen dürften. Die Tugend absoluter Synchronität war nicht Sache des Schweigefilms; aber auf sie kam es ja auch nicht immer an. Diese gewissen Spielereien (Paukenschlag im Orchester — wenn Harry Piel auf der Leinwand schießt; und natürlich immer eine Sekunde zu früh oder zu spät!) hatte man sich bald abgewöhnt, da sie nie recht klappten. Auch das Hilfsmittel eines dem Film einkopierten, nur dem Orchester sichtbaren Ka-



Micky Maus

pellmeisters, der eine (konstante) Begleitungsmusik dirigierte, erwies sich als unzulänglich.

Nun gibt es aber fraglos Fälle, in denen man nicht auf Synchronität verzichten will. Einer der häufigsten: auf der Leinwand marschieren Soldaten. Es bedeutet immer eine ungeheure Schwierigkeit, ihr Marschtempo rasch aufzufassen und dem Orchester mitzuteilen. Im Tonfilm ist die Tempo-Anpassung (gesetzt selbst, Musik und Bild seien getrennt aufgenommen) ein Kinderspiel.

Es ist begreiflich, daß die Industrie im Bestreben, möglichst rasch ihr investiertes Kapital fruchtbar zu machen, zunächst die primitivsten Mittel versucht hat. Daher die Schauerlichkeiten der deutschen und amerikanischen Tonfilmproduktion, der gigantische Kitsch der Al-Jolson-Dramen, die photographierten Operetten, die Tauber-Filme und was dergleichen mehr ist.

Eine spätere Zeit wird auf die Realistik verzichten lernen; sie wird für den Tonfilm eine neue, arteigene Form des Musikkunstwerks erfinden müssen. Im Gegensatz zur Oper, wo die Szene sich aus der Musik ergibt, wird sich hier die Musik aus der Biogenetik des Bilds formen lassen. Zu den wichtigsten künstlerischen Erkenntnissen, die wir schon heute dem Tonfilm verdanken, rechne ich die *Entdeckung des Geräuschs*. Über diese wunderbare Tatsache werden künftige Ästhetiker noch Bände zu schreiben haben; wir stehen vorläufig am Anfang; doch einige der besten Talkies deuten uns an, wie unendlich vielseitig sich die Millionen Nüancen des Lärms filmisch verwenden lassen. Was die Futuristen und Bruitisten um Marinetti schon 1910 für die Erneuerung der Musik forderten, wird im Tonfilm einmal Wirklichkeit werden und zu einer neuen, bisher unbekanntem Art von Musik führen.

Ich sagte oben, daß der Tonfilm vorläufig noch keine künstlerisch diskutablen eigenen Formen hervorgebracht habe. Nun möchte ich eine bestimmte Reihe von Arbeiten dabei ausnehmen. Als der Film das Singen und Sagen gelernt hatte, vollzog sich nämlich in England eine zoologisch beispiellose Metamorphose: aus unserm geliebten Kater Felix wurde die Maus *Micky*, ein schwer zu definierendes Wirbeltier, dessen Gewohnheiten mehr als extravagant genannt werden müssen. Micky ist unverwundbar. Micky ist eine Melomanin. Micky muß überall sofort Musik machen, und sei es auf Kosten aller physikalischen Ordnung. Micky sieht irgendwo ein paar Schildkröten; schon nimmt sie einen Storchschnabel und spielt auf den harten Reptilien höchst melodisch Xylophon. Kommt ein Elefant in ihre Nähe, so wird sein Rüssel zur Baß-Tuba. Aus den Schwanzhaaren eines Gauls macht man flugs eine Harfe; das Klavier fletscht dräuend die Zähne und entpuppt sich so als gefährliches Fabeltier. Jede musikalische Wendung hat hier ihr szenisches Korrelat. Das Leben der Tiere ist auf geniale Weise in eine Welt versetzt, wo mechanische Ursachen und phonetische Wirkungen aller irdischen Gesetze spotten.

Ich habe mir als Kind oft gewünscht, zaubern zu können. Just dieser Wunsch scheint erfüllt, wenn ich einen dieser hinreißenden Tricktonfilme sehe und höre. Hier ist für das Sondergebiet der Groteske eine fruchtbare musikalische Kunstgattung, hier ist Neuland entdeckt. Von hier führt ein Weg zum unnaturalistischen Tonfilm der Zukunft.



Buster Keaton vor seinem Haus in Hollywood

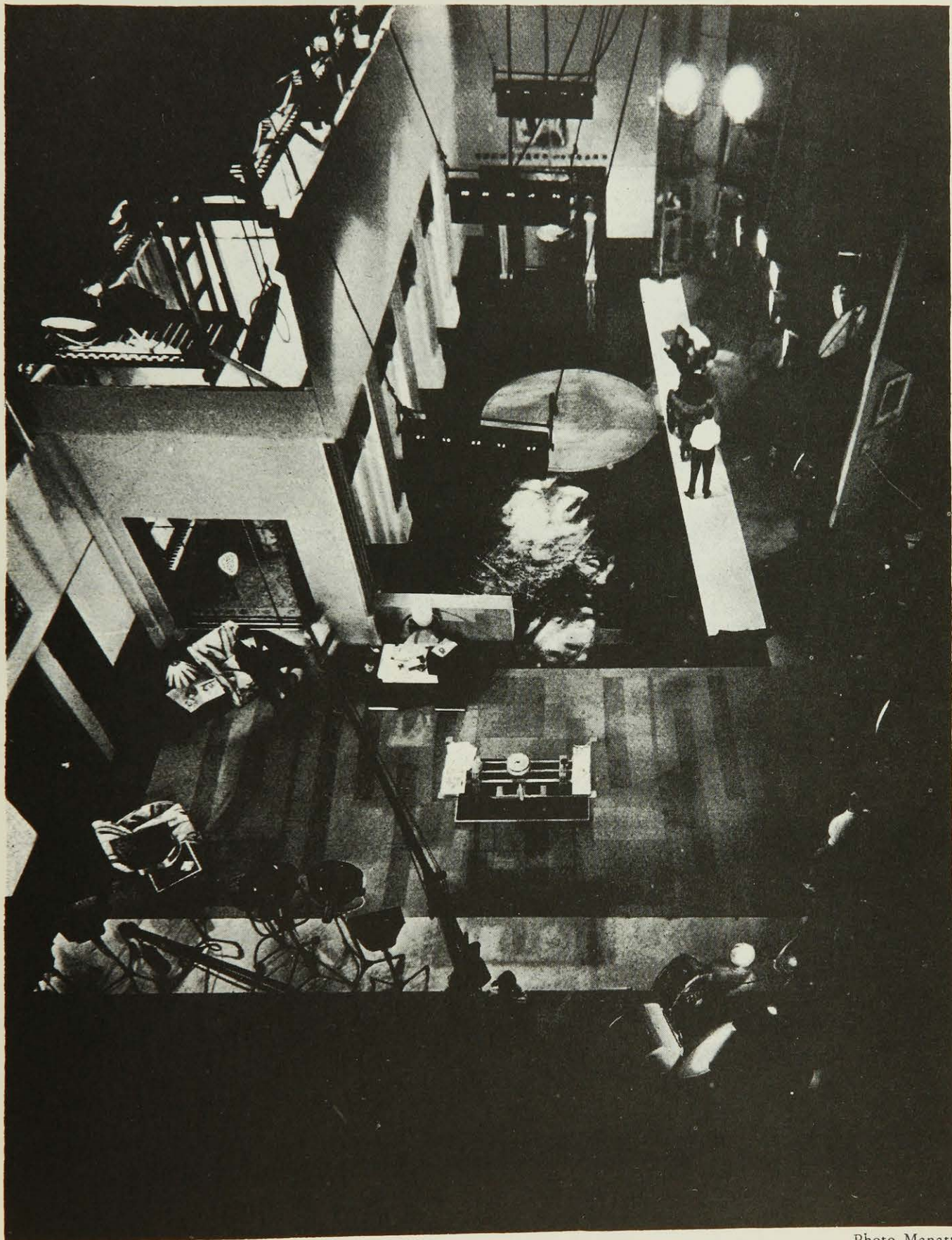


Unionbild

„Die Erde dürstet“ (Russischer Arbeiter)



Charlie Chaplin in seinem letzten Film „City Lights“

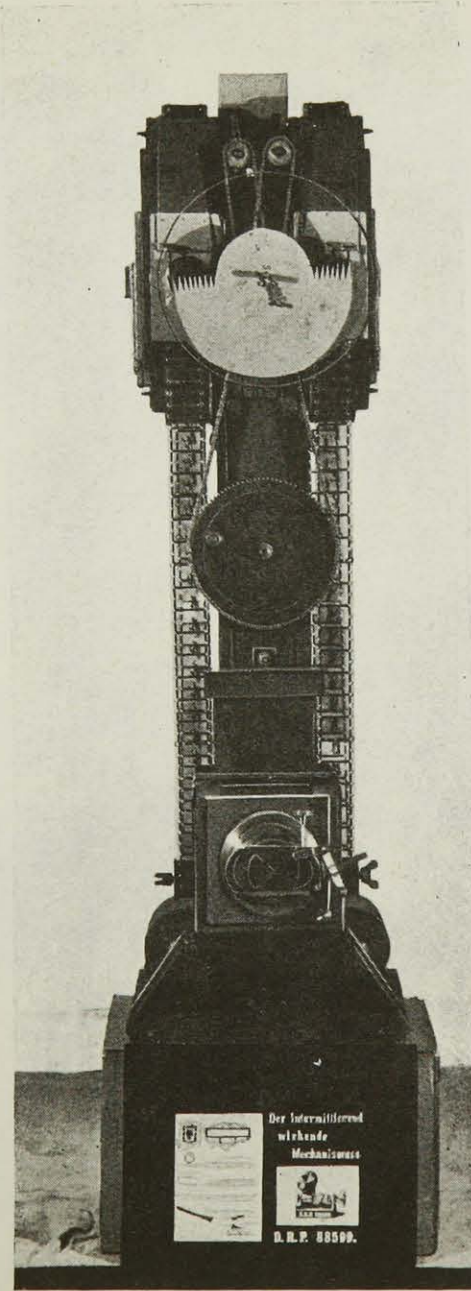


Tonfilmaufnahme in Hollywood

Photo Manatt



August Bebel spricht



Skladanowskys Bioskop und seine ersten Schauspieler-Filme



Bismarck im Reichstag

Kurze Dramaturgie des Tonfilms

Von

Walther Schneider

Der Tonfilm ist eine Theatervorstellung, der man von der Kulisse aus zuschaut. Man sieht nicht das ganze Schauspiel, nur Teile. Diesen Resten einer Szene, eines großen Auftritts, eines belanglosen Abgangs wohnen wir — sozusagen — persönlich bei. Der Tonfilm ist eine Theatervorstellung ohne Publikum — du glaubst als Zuschauer, der einzige Zeuge zu sein —, der Tonfilm ist ein dramatischer Vorgang *entre nous*, eine Schauspielkunst *en deux*. Der Tonfilm ist eine vollendete halbe Kunst. Er verhält sich zur Theatervorstellung wie ein vertrauliches Gespräch zu einer Parlamentsdebatte. Vergrößerung des Details heißt das Gravitationsgesetz des Tonfilms.

Wir sehen im Tonfilm — möchte man sagen — eine menschliche Leidenschaft unter der Zeitlupe. Die ältesten, abgebrauchten Themen sind hier wieder ergiebig.

Der Dichter des Tonfilms ist der Regisseur, der Filmautor ist nur Arrangeur der Handlung, Regisseur. Also vertauschte Rollen.

Das Geheimnis des stummen Films heißt: aus einer Begebenheit die halbwegs überflüssigen Bilder herauszuschneiden. Das des Tonfilms: noch mehr schneiden. Der Höhepunkt an Ausdruck im stummen Film ist das unbewegte Bild. Im Tonfilm das stumme Bild.

Das Lied (*Chanson*) ist die Großaufnahme der Tonfilmmusik. Eine Melodie, höchstens zwei Themagruppen (ein Augenblick, mit höchstens zwei Gefühlsthemen), von leicht faßlicher, einfacher Form, in sich abgeschlossen.

Das technische Wunder des Tonfilms ist die Übertragung der Stimme durch Metall — ein neuer unverbrauchter Nervenreiz. Wie das Kleid Körperformen betont, hervorhebt, so verstärkt der metallische Klang die Eigenart, den Charakter der Stimme. Sex appeal durch den Lautsprecher. (Wir hören das Gras wachsen.)

Der stumme Film ist die vierte Wand des Theaters, projiziert auf eine zweidimensionale Ebene (auf die Leinwand). Die Schallwellen des Tonfilms geben dem Filmbild — wörtlich gemeint — die dritte Dimension wieder.

Was beim stummen Film Vergrößerung ist, das ist beim Tonfilm Nähe, Unmittelbarkeit, Gegenwart. Plastisch ist auch das Stereoskopbild, und perspektivisch war schon der stumme Film.

Ist also der Tonfilm Annäherung an die Realität? Ersatz der Wirklichkeit, die es sowieso gibt? — Nein. Dieselben Dinge, die wir im Tonfilm sehen und hören, sind *in natura* langweilig. Wie die privaten Erlebnisse, aus denen die Dichter ihre spannenden Romane schöpfen.

Der Blick, der bis in die tiefsten Schluchten unserer Brust dringen soll, muß seinen Augenaufschlag mindestens in Hollywood haben. Und das zärtliche Wort, das uns widerstandslos betört, muß im australischen Urwald geflüstert werden. (Wirklichkeit und Gegenwart sind höchst überschätzte Angelegenheiten.)

Also: möglichste Nähe bei größter Entfernung, Erfüllung und Sehnsucht zugleich — das sind Sinn und tiefere Bedeutung des Tonfilms.



Johann Hazod (Holzschnitt)

Dichter und Tonfilm

Von

Erich Pommer

Die Filmherstellung fußte immer auf Kollektivismus, auf bunter Vielheit von Komponenten, die aus entgegengesetzten Richtungen zusammenströmten. Der Tonfilm bedingte äußerste Zuspitzung dieses Prinzips, verschob alle inneren Verhältnisse der Produktionshelfer, die im ersten Ansturm den Boden unter den Füßen wanken fühlten. Jetzt haben sich die Aufgagen geklärt. Der Drehbuchverfasser, den der Ton zu äußerster dramaturgischer und technischer Präzision zwingt (beim stummen Film konnte manche Flüchtigkeit später durch Schnitt korrigiert werden) gewann beträchtlich an Bedeutung. Dialogautoren wurden neu herangezogen. An Stoffen mangelt es nicht. Es dreht sich auch beim Tonfilm in der Hauptsache nur um das „Wie“.

Der Wunsch bleibt bestehen, daß sich *Dichter* der Filmproduktion widmen sollen. Dem soll die Tatsache keinen Abbruch tun, daß die Filmherstellung mit Dichtern auch schon recht schlechte Erfahrungen gemacht hat. Ausgezeichnete Schriftsteller vermochten dem Film manchmal nichts zu geben, weil sie mit der Hergabe ihres Namens, auf dessen Exploitation es ihnen ankam, die Aufgabe als erledigt ansahen und, wenn sie für die Schwarz-Weißkunst an die Arbeit gingen, nicht die gleiche schöpferische Anspannung voraussetzten, die ihnen für ihre literarische Tätigkeit als selbstverständlich erscheint. Der Film wird den Dichtern gehören, wenn sie sich ihm ohne innere Vorbehalte geben.

steller und Regisseur 1000 Dollars wöchentlich und ist mit dieser Gage unter den Gästen aus Deutschland ungefähr am besten gestellt. Dicht hinter ihm marschiert Paul Morgan, der zuletzt einen Wochenscheck von 900 Dollars einstecken konnte, als Darsteller, Dialogschreiber, Gagman und allgemeiner Ratgeber für alle Filme, in denen er spielt. Lissi Arna, die fast ein ganzes Jahr drüben arbeitete, hatte eine Wochengage von 350 Dollars, während Ivan Petrovich, der jetzt bei der Universal in Tolstojs „Auferstehung“ spielt, eine Wochengage von 750 Dollars bezieht.

Die anderen Helfer der Filmproduktion werden ähnlich bezahlt, wenn auch ihre Gagen die Spitzenhonorare der großen Stars nicht erreichen. Ein Chefarchitekt bekommt in Hollywood etwa 500 Dollars die Woche, ein guter Kameramann 250 bis 500 Dollars, ein fest engagierter Dramaturg 250 bis 3000 Dollars. Für frei erfundene Stoffe werden 5—10000 Dollars bezahlt, dagegen sind die Preise für Verfilmungsrechte gerade bei der augenblicklich herrschenden Krise an guten Filmmanuskripten stark in die Höhe geschneit. Für die Verfilmungsrechte von „Broadway“ sind seinerzeit nicht weniger als 225000 Dollars bezahlt worden, und die Universal erwarb soeben ein neues, überaus erfolgreiches Theaterstück für 125000 Dollars. — Und in *Berlin*?

Nun — der Gagenabbau, von dem in den Filmfachblättern so viel zu lesen steht, hat kaum eingesetzt. Er trifft nur diejenigen Leute, die durch den Tonfilm in den Hintergrund gedrückt worden sind. Die neuen Sterne kaum. Die sind eher noch teurer geworden. Wenn Harry Liedtke für jeden seiner stummen Filme, die im ganzen nicht mehr als 200000 Mark kosten durften, je 60000 Mark bezog, so ist ihm in Hans Albers ein tüchtiger Nachfolger entstanden. Albers, der für den „Greifer“ 50000 Mark bekommen hat, arbeitet jetzt nicht unter 100000 Mark für einen Film und steht mit dieser Gage ungefähr an der Spitze der deutschen Darsteller. Er hat auch Jannings und Veidt erreicht, denn Jannings hat für seine Rolle in „Liebling der Götter“ ebensoviel bekommen und auch Conrad Veidt hat für seine Rolle in „Land ohne Frauen“ den gleichen Betrag eingesteckt. Die Bergner ist an ihren Filmen beteiligt — sie bekommt einen sehr erheblichen Prozentsatz des Reingewinns bei einer hohen Garantie —, Lil Dagover verlangt pro Film 30000 Mark. Willy Fritsch und Lilian Harvey haben feste Ufa-Verträge mit 12000, beziehungsweise 15000 Mark monatlich. Käthe von Nagy bezieht ebenfalls bei der Ufa pro Film 15000 Mark, Renate Müller bekommt für ihre letzte Rolle bei der Greenbaum Film 17500 Mark. Ein Schauspieler wie Georg Alexander verlangt und bekommt etwa 5000 Mark die Woche oder 1000 Mark pro Tag, Felix Bressart, der sehr schnell in die Reihe der hochbezahlten Charakterdarsteller emporstieg, 700 Mark täglich. Ralph Arthur Roberts verlangt 1000 Mark pro Tag, Albert Bassermann 1300 bis 1500 Mark, Heinrich George ebensoviel. Allerdings hat er in einem seiner letzten Filme für drei Tage die Kleinigkeit von 10000 Mark bezogen. Ein so beliebter jugendlicher Schauspieler wie Ernst Verebes kann eine Tagesgage von 700 Mark für sich buchen. Gute Chargenspieler bekommen 150 bis 400 Mark pro Tag, und ein so freundlich beliebter und beliebter Typ wie der dicke Huszar-Puffy zum Beispiel bekommt 500 Mark pro Tag, damit er nicht zu verhungern braucht. Selbstverständlich ist die Beliebtheit der Wertmesser des Schauspielers. Eine einzige Rolle vermag den

Wert eines Schauspielers zu vervielfachen, und es gibt Darsteller, die über Nacht, mit einem einzigen durchschlagenden Erfolg, das Dreifache, das Vierfache dessen verdienen, was sie in ihrer letzten Rolle verdient haben.

Unter den *Regisseuren* marschiert — von Fritz Lang abgesehen, der nur gegen eine Beteiligung arbeitet — E. A. Dupont an der Spitze, wenigstens, was die Höhe seiner Gage betrifft. Für den Film „Zwei Welten“ hat er eine Gage von 170000 Mark bezogen, etwa 15 Prozent der gesamten Gestehungskosten des Films. Jetzt soll er billiger geworden sein, und für seinen nächsten Film soll er nur noch 140000 Mark bekommen. Hans Schwarz, der eine hübsche Reihe erfolgreicher Filme gedreht hat, arbeitet für 30—35000 Mark, Wilhelm Thiele, der Regisseur des Films „Die Drei von der Tankstelle“, bekommt für seinen letzten Film 50000 Mark. Im allgemeinen kostet ein guter, routinierter Regisseur für einen Film etwa 12—20000 Mark. Richard Eichberg und Richard Oswald sind ihre eigenen Herren. Einen guten *Architekten* bekommt man heute in Berlin für 1000 Mark die Woche, einen guten *Kameramann* für 1000—1500 Mark, einen Aufnahmeleiter für die gleiche Gage.

Sehr verschieden sind dagegen die Preise, die für *Manuskripte* gezahlt werden. Es gibt noch immer Firmen, die für den Autor das Wenigste ausgeben und für das Manuskript eines Films nicht mehr bezahlen wollen, als 3500 bis 5000 Mark, es gibt aber auch Filmautoren, die nicht unter 15000 Mark einen Film schreiben. Die Preise, die für Verfilmungsrechte gezahlt werden, sind auch in Deutschland stark in die Höhe geschwollen. Die Zeiten, in denen man die Verfilmungsrechte eines erfolgreichen Romans oder Theaterstückes für 5000 oder 6000 Mark bekommen konnte, sind unter dem Druck der amerikanischen Konkurrenz vorbei. Es ist bekannt, daß Brecht und Weill für die Verfilmungsrechte der „Dreigroschenoper“ 40000 Mark erhalten haben. Freilich wird mit den Verfilmungsrechten auch Zwischenhandel getrieben. Der Verleger kauft sie vom Autor, verkauft sie an einen anderen Verleger, und sie kommen erst aus der dritten Hand an eine Filmgesellschaft. So wurde ein Stück des ungarischen Autors Zilahy für 15000 Mark von einem Berliner Verleger erworben und landete schließlich für 50000 Mark bei der Paramount. Diese Steigerung des geistigen Wertes ist jedenfalls ein erfreuliches Zeichen — nur, daß dann die Behandlung des geistigen Wertes bei der Filmindustrie erheblich weniger erfreulich ist . . .

Freilich — auch die Behandlung des menschlich-darstellerischen Wertes ist nicht immer so erfreulich. Hinter einer verschwindend kleinen Spitzengruppe jagt in weitem Abstand das Heer der schlecht bezahlten Darsteller einher. Es gibt heute in Berlin Hunderte von Darstellern, darunter auch viele zuverlässige und begabte Leute, besonders ältere, die sich glücklich nennen, wenn sie in einem Monat vier oder fünf Tage zu 30 oder 40 Mark erwischen können. Den berufsmäßigen Komparsen geht es ebenso. Die Zeiten der großen Ausstattungsfilme sind schon vorbei, man muß sich freuen, wenn man ein paar Tage in irgendeinem Film erwischt. Und was wird bezahlt? 20 Mark pro Tag, manchmal auch 18 oder gar nur 15, wenn man Gesellschaftskleidung mitbringen soll und die Firma sehr nobel ist, dann vielleicht auch 30 Mark. Es ist kein leichter Verdienst, und dazu kommt noch, daß heute jeder Aufnahmeleiter seine Komparsenclique hat, die er zu beschäftigen sucht.



Marginalien

TRAUMBUCH DES FILMS

Abschließen einer Tür: Ein älterer Wüstling wird versuchen, eine siebzehnjährige Jungfrau zu vergewaltigen.

Aktenmappe: Militärische Geheimdokumente von höchster Wichtigkeit sind spurlos verschwunden.

Arzt: Trotz allen Bemühungen wird das Kind sterben.

Brief: Eine charaktervolle Frau sagt ab oder ein Erpresser droht oder die alten Eltern teilen — alle mit der gleichen Handschrift — ihre bevorstehende Ankunft mit.

Buch: Ein junges Mädchen wird im Eisenbahncoupé darin blättern.

Chef: Eine Portierstochter wird einen Direktor heiraten.

Eisenbahnzug: Eine Brücke wird einstürzen: a) entweder im selben Augenblick, in welchem der Retter und Warner den Zug einen Centimeter vor dem Abgrund zum Stehen bringt oder b) sofort, nachdem der Zug die Brücke passiert hat.

Fluß: Russen werden singen.

Kokotte: Die Jugend wird den Sieg davontragen.

Leutnant: a) Oesterreich: Die Komtesse wird einen Ball veranstalten.

Leutnant: b) Ungarn: Zigeuner werden spielen.

Leutnant: c) Deutschland: Es ist Krieg.

Plan: Eine Papierrolle, auf der die größte Erfindung aller Zeiten auf-

gezeichnet ist, wird geraubt und unter einem ausgehobenen Brett des Fußbodens versteckt werden, auf dem die Polizisten achtlos herumtrampeln.

Millionär: Ein Gartenfest wird stattfinden.

Revolver: Ein Schuß wird a) los-, doch fehlgehen, die Waffe wird b) im entscheidenden Moment versagen, wodurch ein gütiges Geschick den Vater davor bewahrt haben wird, zum Sohnesmörder zu werden oder vice versa.

Scheck: Ein Verführer wird für genossene Liebe Entgelt leisten wollen, worauf die Empfängerin den Scheck zerreißen und dem Aussteller die Schnitzel vor die Füße werfen wird.

Schlafpulver: Gläser oder Teetassen werden vertauscht werden.

Seil: An einer scharfen Felskante wird es durchgeschauert werden, worauf der Abzustürzende entweder an einem Faden hängenbleiben oder abstürzen und an einem Strauch sich festhalten oder ins Ungewisse stürzen wird, um dann gesucht zu werden.

Sekt: Auf ein durchlauchtiges Paar wird ein Toast ausgebracht werden.

Stuhl, elektrischer: Eine Hinrichtung wird im letzten Augenblick verhindert werden.

Testament: Ein Piccolo oder eine Dienstmagd werden, grade als sie teils aus Hunger, teils wegen Mißhandlung durch den Brotgeber Selbstmord begehen wollen, vom Notar benachrichtigt werden, daß sie von ihrem vor dreißig Jahren nach Amerika ausgewanderten und bisher verschollenen Glieduronkel zum Erben des zwei Millionen betragenden Vermögens eingesetzt wurden.

Telefon: Ein Hörrohr wird abgenommen, dann fallen gelassen und nicht mehr angehängt werden.

Zeitung: Hinter ihr hervor wird ein rauchender Mann einen andern verstohlen beobachten.

Paul Schiller.

WARUM S. M. EISENSTEIN HOLLYWOOD VERLIESS

Sergej Michailowitsch Eisenstein, der im Mai dieses Jahres unter rauschendem Tamtam der amerikanischen Presse in Hollywood seinen Einzug gehalten hatte, hat nach wenigen Monaten das Filmzentrum der Welt wieder verlassen, ohne einen einzigen Meter Tonfilm gedreht zu haben. Wer trägt schuld daran, daß die Synthese Eisenstein-Hollywood, gegen die alles bisherige europäisch-amerikanische Zusammenwirken im Film bedeutungslos verblaßt wäre, nicht wirklich werden konnte? Was bezweckte die Paramount mit diesem problematischen Engagement, dessen negativen Ablauf andere Film-Amerikaner mit Bestimmtheit voraussagten? (Hat doch S. M. Eisenstein vor seiner Abreise — von amerikanischer Seite! — ein Vertragsangebot erhalten, das ihn verpflichten sollte, über Berlin zurückzureisen, um hier einen Film zu inszenieren. Dabei war als selbstverständlich vorausgesetzt, daß er nach wenigen Monaten ergebnislosen Aufenthaltes Hollywood verlassen werde.) Hat etwa die Paramount nur „publicity“ halber Eisensteins Amerika-Trip arrangiert? Der Gedanke liegt nahe, aber die Gründe sind anderswo zu suchen. Eisenstein bedang sich, als ihn Jesse L. Lasky, der Produktionschef der Paramount, in Paris nach drüben verpflichtete, volle künstlerische Unabhängigkeit aus, er bekannte unzweideutig, daß auch sein in Hollywood zu drehender Film Träger seiner politischen Weltanschauung sein müsse. Man sicherte dem Russen vollständige Freiheit der Stoffwahl, der Regie, der Tendenz zu.

Als er drüben war, schlug man ihm etliche Stoffe vor: ein Unterwelts-Sujet von Oliva Garrett, „Christian Wahnschaffe“ von Jakob Wassermann und „Amerikanische Tragödie“ von Theodore Dreiser. Jedesmal, bevor Eisenstein den Stoff für den Film zu

bearbeiten begann, bestätigte die Paramount aufs neue, daß er in jeder Hinsicht plein pouvoir der Arbeit habe, und jedesmal, wenn seine Entwürfe diskutiert wurden, stellten sich seitens der Firma neue, unüberwindliche Bedenken heraus. Ueber Dreisers „Amerikanische Tragödie“ — dieses Angebot bekundete große Selbstverleugnung der Paramount — war man fast einig. Plötzlich retirierten die Amerikaner wieder. Was war geschehen?

W. H. Hays, der oberste Hüter der amerikanischen Film-Weltanschauung, hatte in aller Stille Dreisers Buch auf den Index gesetzt. Da entschloß sich Eisenstein, in dessen Willen es stand, das neckische Spiel noch lange fortzusetzen, zur Heimreise. Die Spekulation der Amerikaner war endgültig mißglückt. Die ging nämlich dahin, daß Eisenstein, der ja allwöchentlich tausend Dollar ausbezahlt erhielt (die er aber nicht als Privatgeld auffassen, sondern irgendwie mit seinem Staat verrechnen mußte), auf den Geschmack kommen und mürbe werden würde, daß er dann, wie es bisher schließlich bei allen europäischen Künstlern eintraf, sogar bei Lubitsch (wenn auch in gutem Sinne), zu *Konzessionen* bereit sein werde. Lasky und Schulberg, die Produktions-Bürokraten der Paramount, sahen sich in ihren Erwartungen getäuscht. Der Hollywooder Geist litt an dem russischen Regisseur, der drüben mit Chaplin innige Freundschaft schloß, Schiffbruch.

Dennoch ist S. M. Eisenstein nicht mit leeren Händen nach Rußland zurückgefahren. Er hat mit seinem Kameramann Tisse unbemerkt in Amerika einen stummen Reportagefilm gedreht. Und der soll, wie man vernimmt, das Gegenteil einer Welt zeigen, die sich bisher nur in Hollywooder Atelierfabrikaten offenbarte.

Al G. Gill.

Der Bonvivant auf Reisen



Max Linder und Frau in Wien (kurz vor seinem Selbstmord)



Photo Sport & General
Maurice Chevalier und Frau in London

Paare



Douglas Fairbanks jr. und Frau
(Joan Crawford)



John Gilbert und Frau (Ina Claire)



George Bancroft und Frau — Joseph Sternberg und Frau
vor dem Brandenburger Tor

Photo New York Times

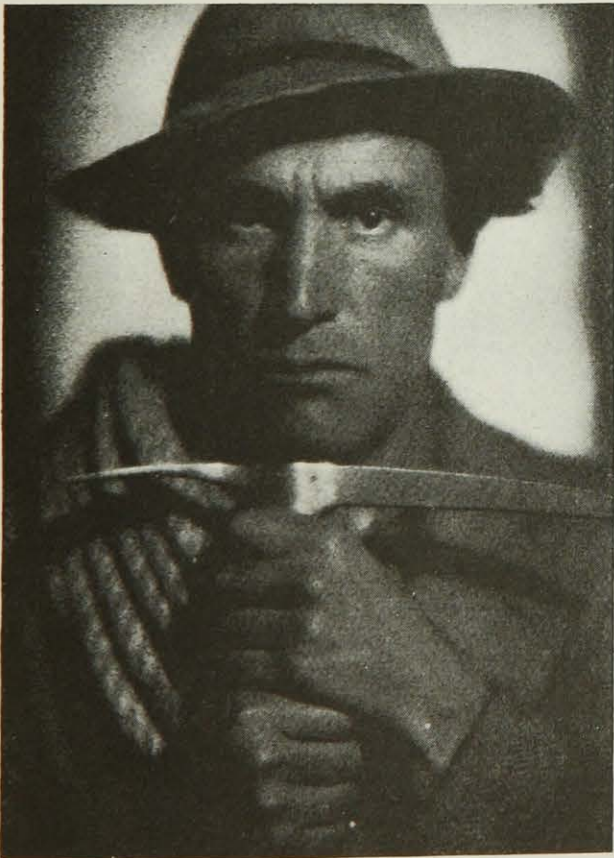
Vier Männer — vier Völker



Inkishinoff („Sturm über Asien“)



Rodolfo Valentino † („Der Sheik“)



Luis Trenker („Kampf ums Matterhorn“)



Wallace Berry („Blutsbrüderschaft“)



Ernst Lubitsch in „Meyer auf der Alm“



Der Filmdichter Hans Kraely und Frau Lubitsch in Hollywood

Photo Dr. Erich Salomon

HOLLYWOODER ENTHÜLLUNGEN

(Aus der „Los Angeles Times“ vom 8. Oktober 1930)

Lubitsch-Kraely nehmen Aufstellung zur „Zweiten Runde“

*Film-Regisseur und Schriftsteller tauschen
in der Oper durchdringende Blicke aus*

**Abspenstig gemachtes Weib dürfte Freund nach Scheidung heiraten
Gatte, der boxen lernt, lobt der Gattin „Schlag“**

Filmregisseur *Ernst Lubitsch* und sein langjähriger Freund, der Filmschriftsteller *Hans Kraely*, die am verflossenen Sonnabend nachts im Embassyclub den berühmten Kampf ausfochten — wie „The Times“ in ihrer gestrigen Ausgabe exklusiv berichteten —, standen sich Montag nacht in der Grand Opera wieder Angesicht in Angesicht gegenüber, aber Lubitsch versäumte es, den versprochenen Hieb auf Kraelys Kinn zu landen. Kraely befand sich in der Oper in Gesellschaft von *Mrs. Helene Lubitsch*, der geschiedenen Frau des deutschen Regisseurs, und obgleich man sich im Vorübergehen einige Male leicht streifte, fand kein Schlagwechsel statt, noch fielen Worte zwischen ihnen. Zeugen erklärten, daß gleichwohl einige durchdringende Blicke ausgetauscht wurden.

Lernt boxen

Als Krönung all dessen erfuhr man gestern, daß Lubitsch jetzt bei *Perry Hunt*, dem Athletic-Manager des Paramount-Studios, wo er seine Filme inszeniert, Boxlektionen nimmt. Zwar hat Lubitsch schon vor einiger Zeit Unterricht genommen, aber seine Freunde versichern, daß sein Interesse erst seit Sonnabend nacht augenscheinlich wurde, wo er Kraely, der bei einem von *Mary Pickford* und *Douglas Fairbanks* gegebenen Wohltätigkeitsfest im Klub mit *Mrs. Lubitsch* tanzte, anboxte.

Seine Freunde wagen es nicht, zu sagen, ob sein neuerwachtes Interesse an der mannhaften Kunst der Selbstverteidigung mit dem Ereignis vom vergangenen Sonnabend in irgendeinem Zusammenhang steht oder nicht.

Aus dem Vorfall in der Oper geht jedenfalls hervor, daß Lubitsch für einen zweiten Ueberfall nicht gerüstet war.

Neue Enthüllungen

In Konsequenz der in „The Times“ veröffentlichten exklusiv-Story, die die ersten Einzelheiten über den sensationellen Faustkampf brachte, regnete es förmlich neue Enthüllungen über den Lubitsch-Kraely-Brandherd. Zuerst munkelte man, daß *Mrs. Lubitsch* den vormaligen besten Freund ihres Mannes heiraten wird, bis die Scheidung durchgeführt ist. Dessen ist sie indes nicht absolut sicher, erklärt vielmehr, daß die Zeit es erweisen wird.

Sie promenierten, „um es ihm zu zeigen“

„Vielleicht will er bei der nächsten Gelegenheit wieder mit mir anbandeln“, sagte *Kraely*. „Ich bin zu smart, um dergleichen zu tun. Ich habe immer dafür gefochten, wozu wir alle verpflichtet sind, die Würde des Films zu wahren. Ich konnte nur der Verlierende sein, und ich bin überzeugt, er wollte meinem Ansehen Abbruch tun. Während der Pause in der Oper promenierten *Mrs. Lubitsch* und ich in den Gängen, um ihm zu zeigen, daß wir willens sind, zu vergessen, und vor nichts, was er zu tun vorhat, uns fürchten. Meine Einladung, mit mir über die Angelegenheit zu sprechen oder irgendeinen andren Weg zu gehen als Gentleman und nicht den in die Oeffentlichkeit, halte ich noch immer für ihn offen.“

Lubitsch stellte sich mit der Feststellung ein, daß einige Dinge, die seine

frühere Frau von ihm behauptet, unrichtig sind. „Mrs. Lubitsch sagt, Eifersucht war die Ursache“, versichert er. „Sie weiß es besser, und darum weiß sie auch, daß einige Punkte ihrer Behauptungen nicht ganz richtig sind; ich glaube aber nicht, daß dies vor die Oeffentlichkeit gehört.“

„Sie schlug mich“

„Hundertprozentig korrekt ist nur der Punkt ihrer Feststellungen, daß sie mir einen Stoß versetzte, als sie Mr. Kraely zu Hilfe kam. Natürlich konnte ich nicht zurückschlagen, und wenn ein Mann, um mich eines Box-Fachausdrucks zu bedienen, sich nicht verteidigt, ist er, technisch genommen, knock out geschlagen. So, möchte ich sagen, gewann Mrs. Lubitsch die erste Runde gegen ihren Gatten mit einem kunstgerechten Knockout.“

Hat harten Schlag

„Ich freue mich also, feststellen zu können, daß Mrs. Lubitsch über einen recht harten Schlag verfügt, und ich glaube, daß sie, wenn sich ihr Schlag nur noch etwas weiter entwickelt, eine große Zukunft vor sich hat. Mehr sage ich nicht.“

„Warum sollte ich keinen guten Schlag haben, nachdem ich doch sieben Jahre mit ihm verheiratet war?“ war Mrs. Lubitschs Entgegnung. „Ich mußte mich selbst schützen zwischen den Seilen.“

Bestreitet Verspottung

„Die Behauptung des großen Lubitsch, daß wir ihn öffentlich verspotteten, indem wir ihm nachahmten, ihn auslachten und anstarrten, ist lächerlich . . . Es ärgerte ihn nur, daß er mich mit einem andern Mann sah. Z. B. die Sache in der Oper. Solange wir verheiratet waren, hätte ich Lubitsch nicht mit zehn Pferden dazu gebracht, mit mir in die Oper zu gehen. Immer rief er Kraely, Mrs. Lubitsch mitzunehmen. Jetzt geht er selbst. Woher diese plötzliche Wandlung? Ich glaube daher, daß

er wußte, daß wir dort waren. — Einmal, als wir grade etwas Orangeade zu uns nahmen, ging er ganz dicht vorüber, um an Mr. Kraelys Ellbogen anzustoßen. Ich vermute, er wollte wieder etwas vom Zaune brechen, aber wir waren vorbereitet.“

Scheidung nicht endgültig

„Nun zur Frage, ob ich Kraely heiraten werde. Wir sind sehr zärtlich. Er ist ein feiner Mann. Indes wird meine Scheidung nicht vor neun Monaten endgültig durchgeführt sein. Wer kann sagen, was sich in dieser Zeit ereignen wird? Wenn wir dann noch in derselben Gemütsverfassung sein werden, wäre ich imstande, zu heiraten. Aber jetzt, da eben meine Scheidung eingeleitet wurde, denke ich noch nicht an Hochzeit. Das ist noch viel zu früh.“

Lubitsch gab zu, daß er Kraely und Mrs. Lubitsch in der Oper gesehen habe, konnte aber keine Aufklärung darüber geben, warum er Kraely keinen Kinnhaken versetzte. In seiner ersten Darlegung des Skandals hatte Lubitsch erklärt, er werde Kraely, wenn er ihn das nächste Mal sehe, anboxen.

Freunde trennen Kämpfer

Der Kampf zwischen den beiden brach aus, als Mrs. Lubitsch und Mr. Kraely tanzten. Lubitsch ließ seine Tanzpartnerin, *Ona Munson*, im Stich und startete einen Rechten gegen Kraelys Kinn. Er landete auf der Brust. Und dann glich Mrs. Lubitsch aus, indem sie einen Rechten auf Lubitsch plazierte. Freunde trennten sie. — Gestern erfuhr man, daß Lubitsch Sonnabend nacht gedroht hat, noch mit einem andern seiner Freunde einen Kampf zu starten, nämlich mit *Paul Kohner*, der mit *Lupito Tovar*, Josef von *Sternberg*, dem Regisseur, und *Marlene Dietrich*, der deutschen Schauspielerin, wie mit Mrs. Lubitsch und Kraely zusammensaß und an Lubitschs Tisch herantrat, um einen Vermittlungsversuch zu machen.

Trat an den Tisch heran

„Er kam an unsern Tisch zurück und sagte, Lubitsch habe gedroht, ihm einen Kinnhaken zu versetzen“, legte Mrs. Lubitsch dar. „Der große Lubitsch war in dieser Nacht sicherlich in faustkämpferischer Stimmung. Er und Kohner sind lange Freunde gewesen. Lubitsch will mit unsern gemeinsamen Freunden, die meine Freunde geblieben sind, nicht mehr sprechen. Ich glaube, das ist alles, was darüber gesagt werden kann.“

Kraely stellte als Tatsache hin, daß er Mrs. Lubitsch sehr lieb habe und daß sie eine wundervolle Frau sei, aber daß über eine Heirat noch keine Diskussion stattgefunden habe. Beide, er und Mrs. Lubitsch bestreiten, daß Kraely mit der Scheidung etwas zu tun hat. Mrs. Lubitsch gab die Erklärung ab, daß sich dies bereits in den letzten Jahren vorbereitet hätte.

Lubitsch und Kraely arbeiteten in Deutschland fünfzehn Jahre zusammen, der Regisseur hat ihn als Schriftsteller zum Film gebracht. Noch bis drei Tage vor Einleitung der Scheidung waren sie Freunde, sagt Kraely. Dann nahm Lubitsch gegen ihn eine kriegerische Haltung ein, die in der Faustkämpfer-Attacke im Embassy-Klub kulminierte.

(Wortgetreue Verdeutschung.)

Lubitsch über das Verhältnis zwischen Film und schöner Literatur: „Wir kaufen in Hollywood Meisterromane, um am Einband zu riechen.“

Unter Präsidenten. Als Masaryk vor zwei Jahren in Karlsbad zur Kur weilte, ließ sich der Präsident eines amerikanischen Filmkonzerns bei ihm melden. Masaryk empfing ihn sofort. Der Filmmagnat trat mit tiefer Verbeugung ins Zimmer und stellte sich vor: „Präsident Laemmler.“

Da lächelte Masaryk erfreut: „Nehmen Sie Platz, Herr Kollege...“



DIE „CLIQUE“

Von Dorothea Ziegel

Es gibt noch stumme Filme, in denen man das Leben des göttlichen Stars mit aufrichtigem Neid bewundern kann. Man sieht das marmorne Schwimmbecken im Garten Eden, stellt fest, daß die von Glücks-appeal umwobene Dame eine meterlange Spitzenschleppe über Onyxböden und Eisbärfelle schleift. Und man bemerkt, daß der wahrhaft vollkommene Ehe-Anwärter einen Kleiderschrank — groß wie ein Eisenbahnwaggon — besitzt (kein Kunststück nachher!), um den ihn jeder Konfektionär beneiden könnte.

Zuweilen will aber die werdende Handlung zwischen den kristallinen Schiebetüren, den elegischen Schmollwinkeln mit Palmen, Kakadus und Couchs, nicht recht in Fluß kommen. Zäh und trübe bleibt sie an den kostbaren Zutaten kleben, die ein emsiger Regisseur von der Fahrtribüne aus mit dem Megaphon hineinrührt. Der Zuschauer im Parkett fühlt beklommen, daß diese göttlichen Wesen, die sich die schmalgebogenen Nägel nachdenklich am Rockumschlag polieren oder die Fingerspitzen sinnend an die zarten Schläfen legen, zuweilen ohne die lebendige Resonanz sind, die ihr unerreichbares Aussehenkönnen dennoch braucht, um richtig zur Geltung zu kommen.

Tut einem die vielumworbene Lady, die anscheinend so kühl lächelnd und tugendhaft über gebrochene Millionärsherzen schreitet, nicht geradezu leid, wenn sie im eigenen Heim allein ist, und so verlassen wirkt, daß man aufstehen und ihr die eigene, unerhebliche Gesellschaft anbieten möchte... Da müssen erst erlösende Telefonanrufe kommen, damit die arme Reiche davon befreit wird, andauernd mit schmerzlichem Lächeln den Lieblingshund zu kraulen, die Zofen zu triezen oder träumend an einem hohen Fenster zu stehen. Will man den Star außerhalb der aufregenden Feste, Music-Halls und

kleidsamen Theaterlogen sehen, löst er sich leicht ohne alle Dimensionen in der trostlosen Weite des Raumes auf, wenn er allein ist. Deshalb schaltet der Dramaturg den spannenden Augenblick ein, wo der Diener (es mag auch eine blankäugige Zofe sein) zu später Stunde mit gestreckten Fußspitzen hereingetänzelt kommt und dem teilnahmslosen Star geheimnisvoll eine Meldung zuflüstert. Oft wird auch, der Wirkung halber, der ehrfürchtige Chargenveteran, der immer Kastellane oder Kammerdiener spielt, ungestüm über den Haufen gerannt. Denn herein stürmt, drängt, tobt, lachend und ins Objektiv winkend — die *Clique*...

Der Bann ist gebrochen. In der gewählten Ruhe der vornehmen Zimmerflucht schälen sich die (immer!) überraschend gekommenen besten Freunde, die immer nach Prohibitions-Whisky verlangen, aus den Pelzen und Mänteln. Und sie sehen (immer!) so aus:

Ist der nunmehr erfreute Star ein weiblicher Vamp, sind alle Freundinnen etwas weniger elegant, aber um so mehr angezogen. Ist er blond, was seit der Amerikanisierung der Baklanova äußerst schick ist, müssen die Mädchen natürlich dunkler und vertrauenerweckend gescheitelt sein. Die Freunde der Clique — die immer in der gleichen Anzahl der Mädchen plus Eins sind — haben eine breitschulterige Standardfigur als wirksamen, stumpfen Hintergrund für die überall tanzenden Flappers zu liefern. Und es gilt als ungeschriebenes Gesetz, daß alle männlichen Extras, die zur Clique gehören, ein glattes Gesicht haben, das höchstens von einem winzigen, mokanten Schnurrbart unterbrochen wird. Nur ein Intrigant darf sich der erfolglos Begehrten mit Krähenfüßchen, Monokel und einem um einige Nummern boshafteren Schnurrbart nähern.

Wenn der Star von neu-sentimen-

taler Gemütsart und erfreulich gutem Ruf ist, soll die Clique natürlich im betonten Gegensatz zu dessen zarter Fraulichkeit stehen. Man muß sofort merken, daß diese göttliche Frau viel zu schade für eine solche Gesellschaft ist, von deren Untergründigkeit sie natürlich keine Ahnung hat. Weshalb ihr das Schicksal den Dornröschenprinzen trotz aller Fähnrisse garantiert. Er erlöst sie im Frack oder Polodreß aus den Schlingen, die man ihrer Tugend legte.

Sitzt aber gar der hochgewachsene, edelmütige Liebhaber selbst am einsamen Kaminfeuer, stürmt die Clique mit geschwungenen Whiskyflaschen und wehenden Frackmänteln herein, wobei natürlich ein überzähliges Girl per Zufall mit dabei ist. Der Hausherr ist ebenfalls zufällig im Frack. Und die Schönheitskönigin unter den lockeren, aber durchaus tugendhaften Nachtschwärmerinnen maßt sich — um den Knoten zu schürzen — möglichst sofort alle Hausfrauenrechte an. Sie verliebt sich auf hervorragend exzentrische Weise in den bereits bang Liebenden, der sie noch kurz vor dem happy-end mit ritterlichem Anstand auf einen besseren Weg und damit aus dem Schlußbild bringt, das ihn (langsam abblenden!) mit der Frau, die ihn trotz aller Verwirrungen keinen Augenblick vergessen hat, endlich vereint.

Man fragt sich zuweilen schüchtern,

wovon diese junge, festzusammengeschmiedete Clique eigentlich lebt. Was die Leute tagsüber tun mögen, die jede Nacht zum Tage machen, immer einer Meinung, von einem Schneider angezogen, von einem Coiffeur verschönt sind und von einem Gedanken beseelt durch die Untiefen einer unbewegten Handlung treiben. Da stecken sie immer die gleich lächelnden Köpfe zusammen, zertreten mit Brokatschuhen und Lackpumps die guten Vorsätze des Daheimgebliebenen, sitzen beinebaumelnd auf Flügeln, Schreibtischen und Treppengeländern. Und mit dem kostbarsten Musikapparat gehen sie um, als wollten sie eine alte Ankerwinde lichten. Der stets in vornehmen Häusern gewesene Diener sieht das Treiben der Clique in der Großaufnahme mit höhnisch vibrierenden Nasenflügeln an. Man sieht, daß die Clique immer weniger fein ist als das Haus, in das sie einbricht. Aber sie ergießt sich wie ein unlösbares Bindemittel in neutraler Lösung in die Handlung, und kein noch so logisches Manuskript wird sie verbannen können, solange es noch „Gesellschafts“-Filme gibt...

Aber bewahre uns der kommende Tonfilm davor, daß diese Schlemihle des antiken Chores rhabarbermurmelnd aufs neue erstehen!

MONTE VERITA BEI ASCONA SCHWEIZ

**PROSPEKTE AUF ANFRAGE
DAS GANZE JAHR GEÖFFNET**

DER BUMERANG VON BURDONBERG EIN MONSTREFILM IN 22 TEILEN, 316 EPISODEN.

Von *Friedrich Karinthy*

Aufgenommen von der australischen „*Ultrahyper*“

Kurzer Inhalt der ersten Episoden:

Kentucky, der Direktor der Australischen Elefantenfabrik, steht auf gespanntem Fuß mit seinem besten Freund, dem Bergwerksmagnaten Ram-Ram, der schon jahrelang mit seiner Liebe verfolgt die schöne Mag Mary, in ganz Vorderindien „der weibliche Bulle“ genannt wegen ihres blauen, über die Schultern geworfenen Knebelbartes, dessen Geheimnis nur Parlton kennt, der vom Frachtbrief eines Unterwassertransportes die Marke abgeleckt hat, die der tollkühne Tsinfu in eine vergiftete Zyantorte mischte, die der blaurückige Ameisenforscher mit Mühe zurückbekommt und damit Asien vor der drohenden Katastrophe rettet.

Fast gelingt die List, als Teddy, der die Sicherheitsventile des vom Eiffelturm herabhängenden Unterseebootes durchbiß, das im Bassin zusammengelaufene Wasser auf den Expreszug herunterläßt, in dem Burdon und Harry dem sicheren Tod entgegen saßen. Mag Mary hat noch ge-

rade soviel Zeit, die Dampflocke zu erreichen, aber sie kann den Brillantengummi nicht mehr retten, der den elenden Ränkeschmieden in die Hände fällt. Die schöne Ellen, die die Macht an sich reißt, schreibt Parlton einen Brief, in welchem sie mitteilt, daß noch $5\frac{1}{2}$ Minuten Zeit ist, bis der Kolben das Stockwerk erreichen wird. Selbst die Liebe kann Parlton, der sieht, daß alles gegen ihn geht, nicht davon zurückhalten, die ganze Verschwörung Kentucky zu enthüllen. Schon zu spät: die beiden Elefanten können das Affenhaarwasser nicht ertragen, das Link der Chemiker, der nur aus List in den Dienst Eisenbackes getreten ist, um für die Ränkeschmiede Parltons Pläne aususpionieren, den Verteidigern des seinen letzten Todeskampf kämpfenden Liebespaares zur Verfügung stellt in dem — durch das vom Keller her entwickelte Hipperritt — zusammengeschweißten Rohr.

Auf dem Platz wurden auch die



BOMBASTUS-WERKE • FREITAL-ZAUCKERODE BEI DRESDEN

Eier gefunden: so ist also offenbar, daß Gertrud nicht die Gouvernante war, sondern Ten selber, der „Korvettenfresser“. Lifi erkennt ihren Feind nicht sofort, sie tut so, als ob sie ihren Vater in ihrer Verkleidung täuschen wolle, damit Poll, der in die Pläne der Salamimörder eingeweiht ist, glauben soll, daß Mag Mary in dem Futteral des Panzerschrankes war, als Messingkiefer-Max seinem Bruder die Haut vom Ellenbogen zog, um in den Besitz der mystischen Schrift zu gelangen. Mary gelingt es nicht, in Allans Bauchhöhle die Dose zu finden, aber sie hat noch Zeit, die Direktion zu benachrichtigen. Nach einem kleinen Intermezzo, während dessen die Liebenden endlich im Schornstein aufzuatmen scheinen, von dem sie ruhig mit den Köpfen herunterhängen können, weil Ten den Zeiger der Knochenflasche zurückgestellt hat, so daß die Schlangen nicht hinaufklettern können, entschließt sich Mary zu einem entscheidenden Schritt. Sie tut so, als ob sie den geheimnisvollen Marmeladensteifer schon bekommen hätte, und springt scheinbar herunter von dem Schießpulverkasten des Luftexpresses mit

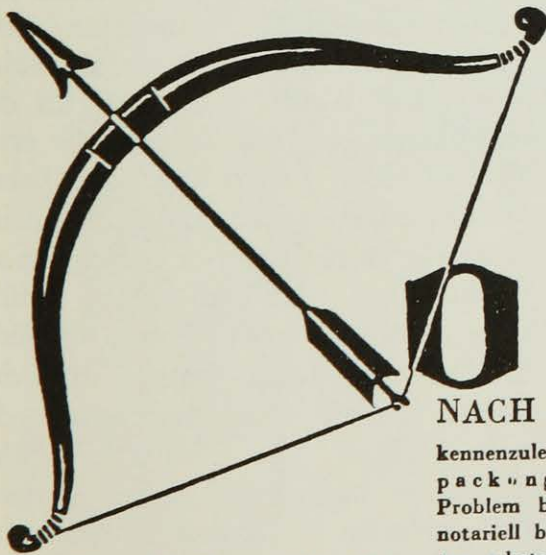
dem Kalmückentransport, — aber Poll, der im Ballon schon auf sie wartete, packt das Boot gerade in dem Augenblick, da man den Hebel aufdreht und die Reiter die Mondfinsternis erreichen.

Daraus wird klar, wer der Mörder war, und das junge Paar könnte vereint sein, wenn man nicht in dem Gasbadeofen des Ahnenschlosses den Brief gefunden hätte, aus dem hervorgeht, daß nur Marys werdendes Kind das Geheimnis wissen kann. In der nächsten Episode werden wir auch davon die Lösung erfahren.

(Deutsch von Paul Berend.)

Der Geist des Films. Dem stoffesuchenden Produktionschef einer Berliner Filmgesellschaft wird Wedekinds „Büchse der Pandora“ vorgeschlagen. „Machen wir, glänzende Idee! Ein Jagd-film rechtzeitig zur Grünen Woche!“

Der Regisseur Z. lädt einen Berliner Filmverleiher in seine Wohnung ein. Er telefoniert ihm die Adresse: „Pommernallee...“ Wie? Der Eingeladene versteht nicht recht. „Pommernallee... verstehen Sie nicht? Pommern wie Pommer...“ — Aha!



Okasa-Silber f. d. Mann . RM 9.50
 Okasa-Gold f. d. Frau . . RM 10.50
 In den Apotheken zu haben.

Es liegen tausende von Anerkennungen vor über die hervorragende Wirkung des Sexualhormon-Präparats Okasa hinsichtlich *Wiederbelebung der Sexualnerven und Stärkung der seelischen, geistigen und körperlichen Potenz.*

Wer das weltbewährte Sexualhormon-Präparat

OKASA

NACH GEHEIMRAT DR. MED. LAHUSEN

kennenzulernen wünscht, erhält (diskret verschlossen) 1 Probepackung umsonst gegen 40 Pf. Doppelbriefporto. Eine das Problem behandelnde, vom Arzt verfaßte, Broschüre und tausend notariell beglaubigte Anerkennungen werden beigelegt. — Zuschriften erbeten an Generaldepot und Alleinversand für Deutschland:

RADLAUER'S KRONEN-APOTHEKE
 BERLIN W42, FRIEDRICHSTRASSE 160

VOM ZEITUNGSJUNGEN ZUM — —

Ein Interview

Seit langem sehne ich mich danach, einen amerikanischen Millionär kennenzulernen, der infolge eines oder mehrerer schwarzer Mon- oder Freitage zum Zeitungsjungen avancierte. (Dieses Metier ist zweifellos gesünder und weniger aufregend.) So viele Zeitungsjungen ich auch interviewte, meine Bemühungen blieben erfolglos. Keiner gab zu, ehemaliger Millionär zu sein. Nun setzte sich in mir der Wunsch fest, einen emeritierten Zeitungsverkäufer zu treffen, der das Unglück hatte, Millionär zu werden. Einmal zeigte man mir im Hotel Adlon einen hochgewachsenen Herrn, Millionär, und flüsterte: Ehemals Postkutscher. Es war Charles M. Schwab, der Stahltrustler; ein anderes Mal traf ich einen hübschen, blonden Jungen, der mit seinem Wagen von London gekommen war, und hörte die erklärende Stimme: Sein Onkel begann mit geliehenen dreitausend Dollar. Es war John Wanamaker III. Endlich habe ich meinen Zeitungsjungen gefunden. Ich ging auf ihn zu, zog — Korpsgeist — tief den Hut.

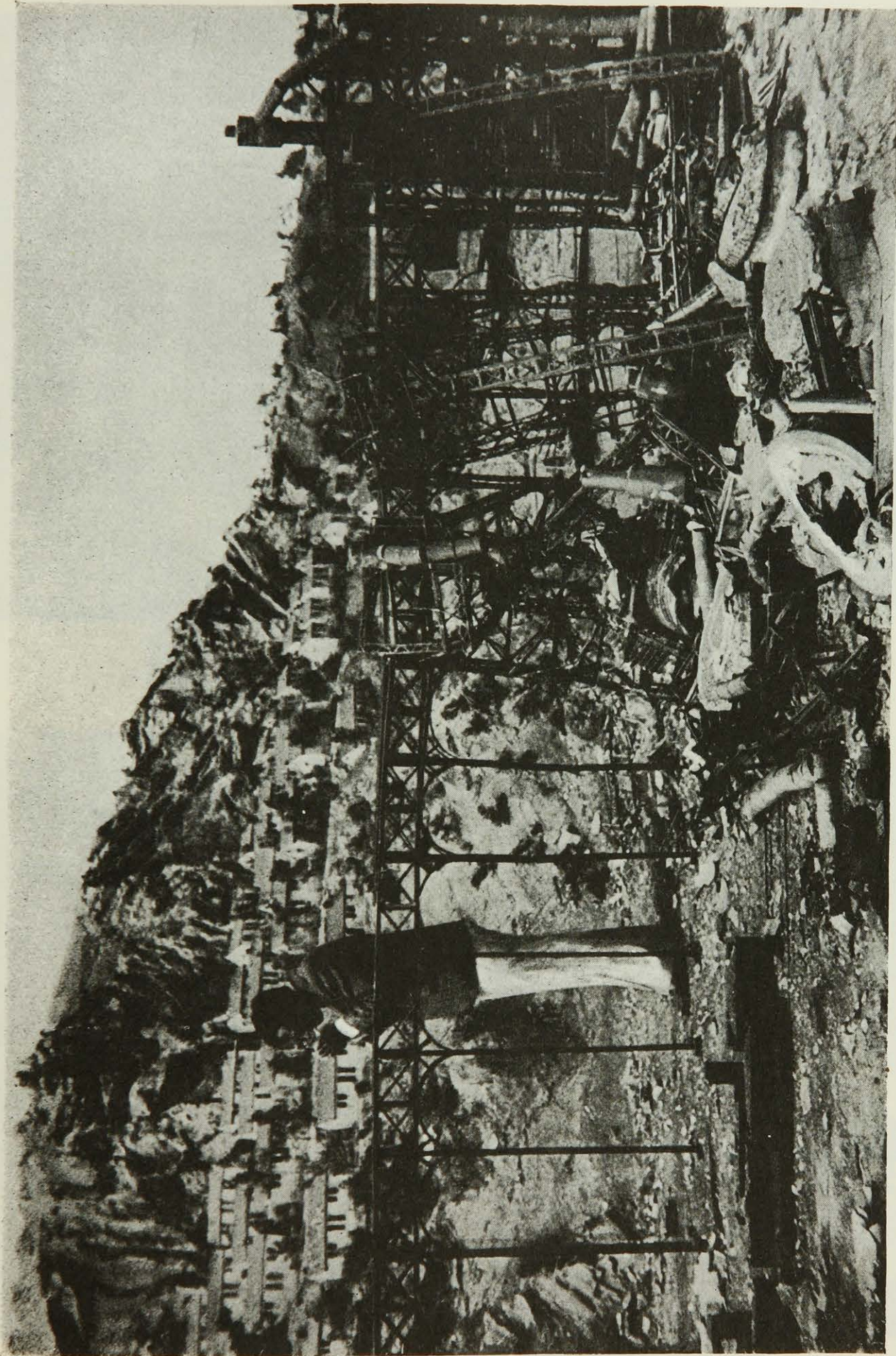
„Wie ich Millionär wurde, wollen Sie wissen? Dies war leichter, als sechstausendsiebenhundert Nummern der „San-Francisco-Post“ zu verkaufen! Ich hätte es auch nicht geschafft, wenn mein Organ nicht besser gewesen wäre als das meiner Konkurrenten; die flüsterten, ich schrie und nicht das, was gerade auf der ersten Seite fettgedruckt stand, denn das konnten die Leute ohnehin lesen, sondern irgendeine Kleinigkeit aus dem Innern des Blattes. Sehen Sie: das ist der Fehler eurer, übrigens tadellos gedrehten Zeitungsverkäufer. Die rufen den Namen der Zeitung aus. Dies ist no use. Daß um zwölf die „B. Z.“ erscheint, wissen die Leute; wichtig ist, daß der Passant erfährt, daß die heutige „B. Z.“ das und das bringt.“

„Zum Beispiel die Ankunft von John D. Lassky, des Filmgewaltigen“, warf ich furchtsam ein.

John D. lächelte: „Well, es kommt immer im Leben auf den Tonfall an. Ueber die Paramount wollen Sie etwas wissen? Ihr Deutsche wißt über Film und Filmindustrie ganz genug. Die Ateliers, die ich hier sah, sind tipptopp, die Kinos werden in der Ausstattung und im Programm auch von New York nicht übertroffen.“

Wieder beginnt er abzuschwenken. Beginnt von der Zeit zu reden, in der er Reporter der Zeitung war, die er bisher verkauft hatte: „Sehen Sie, ist so ein Reporter nicht selbst ein kleiner Filmunternehmer? Er rennt so lange herum, bis er Gelegenheit hat, etwas zu kurbeln, nur daß dies vom Leben und von keinem Regisseur gestellt wird. Ein gutes Wort übrigens: I bet your life, es gehört nicht mir, ich muß es wo gelesen haben . . .“

„Nun ja, die Paramount beschäftigt drüben und in Europa 35 000 Angestellte, hat heute 132 Auslandsfilialen und arbeitet in 37 Ländern. Im Jahre stellen wir ungefähr siebzig Filme her. Stumme? Aber Mann, man wird doch ein Zimmer nicht mit Kerzen beleuchten, wenn man elektrisches Licht hat! — Als ich als Goldsucher nach Alaska ging, war ich davon überzeugt: Jetzt kommt die erste Million. Die Fahrt und das Leben daselbst haben mich, verdammt, meine ganzen journalistischen Ersparnisse gekostet, so daß ich dann Mühe hatte, wieder nach Frisco zurückzukommen. Jetzt hatte ich den vierten Beruf, aber noch nicht die erste Million. Vor Trauer und Enttäuschung habe ich oft in der Einsamkeit geschrien und dabei bemerkt, daß mein Brüllen eigentlich sehr melodisch klang. Well, außer meiner schönen Stimme hatte ich eine ebensolche



Schauplatz einer Explosion (nach der Aufnahme)

Photo Dr. Erich Salomon



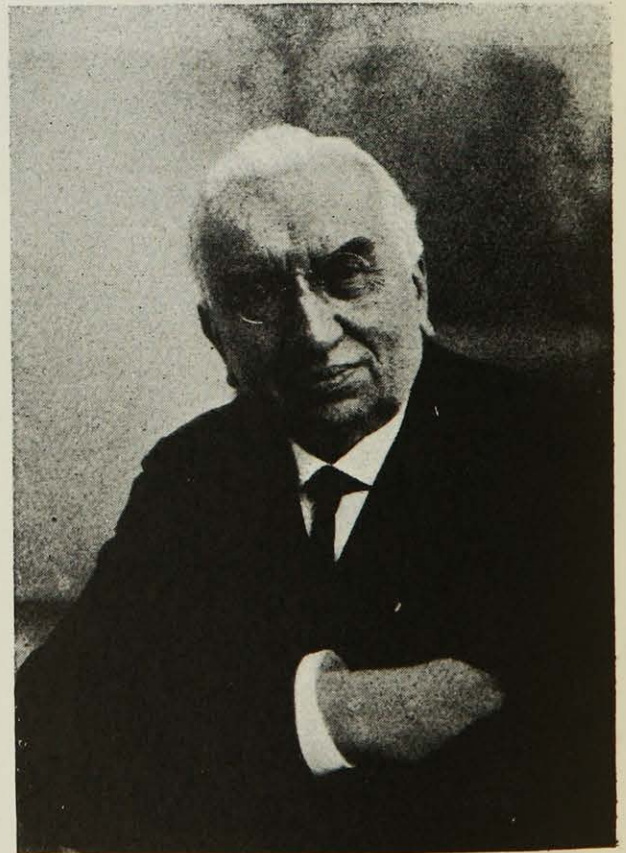
Henny Porten, die Mutter des deutschen Films
sechsjährig



als „Anna Boleyn“



Max Skladanowsky (Berlin)
die Väter des Kinematographen



Louis Lumière (Paris)

Unternehmer



Carl Laemmle, der Präsident der „Universal“

Photo Fleischhut



Al Kaufmann, Jesse Lasky und Ike Blumenthal von der „Paramount“

Photo P. & A.

Hollywood



„More stars than there are in the heaven“
(Devise der Metro-Goldwyn-Mayer-Gesellschaft)



„David Sharpe und Gertie Messenger
fühlen anscheinend ganz weihnachtlich“



Photo Robertson

Julia Marcus in einer Al-Jolson-Parodie (Maske von
Erich Goldstaub)



Photo Parufamet

Gibbon-Affe aus dem „Chang“-Film



Phasen (Leila Hyams)

Metro-Goldwyn-Mayer

Schwester, *Blanche*. Mit der begann ich kreuz und quer zu ziehen, und *The Musical Lasskys* hatten viel Erfolg. Da kam ich mit einer Wander-Operetten-Truppe zusammen. Und der Direktor brauchte jemanden, um den Kassierer zu kontrollieren. Man machte mich, den Wolf, zum Gärtner, und da lernte ich verschiedene Theaterleute kennen, u. a. *Sam Goldwyn*. Ein Jahr vor dem Kriege begannen wir Filme zu verleihen. Das Angebot war zu klein, und deshalb begannen wir mit der Produktion. Was ich nicht verstand, wußte mein Regisseur, *Cecil B. De Mille*, ein patenter Bursche, der herumreiste, um einen Ort für unsere Tätigkeit ausfindig zu machen, da New York viel zu teuer war. Wir mieteten zuerst eine Scheune in Los Angeles, dann in Hollywood, und unser erster Film hatte viel Erfolg: „*Brewster's Millionen*.“ Bei der Premiere trat meine Chance ein: *Adolph Zukor* war anwesend, der damals schon mehrere Theater am Broadway hatte. Wir gingen zusammen, die Paramount vereinigte sich mit der Californian-Verleih, der Bosworth- und der Lassky-Corporation, und so entstand die Paramount Public Corp., deren Aktienmajorität im Besitz von Mr. Zukor ist. Ich“, fügt er ganz, aber schon ganz bescheiden hinzu, „bin nur Vizepräsident und Produktions-Chef.“

P. G. Naschér.

Der Produzent. In Hollywood gibt es ein Zentralbüro, das historische Persönlichkeiten aller Zeitalter und Nationen sozusagen laufend auf Lager hält und bei Bedarf den Filmgesellschaften in kürzester Frist „liefert“. Der Geschäftsverkehr spielt sich etwa folgendermaßen ab: „Hallo?... Hier sprechen Paramount Pictures... Haben Sie einen Kaiser Franz Josef I. vorrätig?... Aber er muß wonderful sein...“

„All right — wir können Ihnen vier erstklassige Kaiser Franz Josefs zur Auswahl schicken... Gestern ist übrigens ein neuer prima Pippin der Kleine eingetroffen — falls Sie für ihn Interesse haben sollten...“

Vor einiger Zeit rief ein Produzent an: „Sagen Sie mal, haben Sie für einen historischen Film einen täuschend echten Heinrich an der Hand?“

Der Fachmann des Zentralbüros sprudelte los: „Meinen Sie Heinrich von Braunschweig, Heinrich den Frommen, Heinrich von Guise, Heinrich Jasomirgott, Heinrich den Löwen, Heinrich von Plauen, Heinrich den Seefahrer, Heinrich den Stolzen, Heinrich von Trastamare, Heinrich den Zänker, Heinrich den Ersten, den Zweiten, den Vierten, den Sechsten, den Achten...“

Nach geraumer Zeit kam es von dem Produzenten gedehnt zurück: „Wissen Sie was — schicken Sie mir doch lieber einen Napoleon I...“



TEEKLEIDER
ABENDTOILETTEN
PHANTASIE- UND
SCHNEIDERKOSTÜME
PELZE

TEL. NORDEN 4078
" 4079
" 4188

Modellhaus Max Becker

Berlin N 24 / Elsasser Straße 53

St. Moritz / Schweiz

Antworten der Film-Redaktion

Mia und Pia in Steglitz. — Ihr seid zwei neugierige Dingerchen. Ja, Ernst Verebes liebt Tuberosen, seine Lieblingsfarbe ist smaragdgrün, er freut sich an jungen Alligatoren. Er war im Gürtelfach tätig. Sein Schlafzimmer, im Stil der spätnormannischen Epoche gehalten, gibt die Illusion einer Segeljacht. Er ißt gerne Gänseklein. Gibt Autogramme.

Marlene-Schwärmerin. — Du hast's erraten. Marlene Dietrich lebt mit ihren zehn gezüchteten Tibet-Pfauen. Sie war bei Tobias & Grundmann. Ihr Lieblingsinstrument ist die Aeolsharfe. Bevor sie Direktor Sam Greenberg von den United Picture Universal Artists entdeckte, trat sie tragend in der Modeindustrie hervor. Sie liebt kalifornische Walnüsse, gebranntes Zedernholz, Siam-Frösche. Manchmal Topfennudeln. Gibt.

E. W. und R. G. in L. — Wer wird so wißbegierig sein? Ja, Ivan Petrovitch ist im Malayischen Archipel gebürtig, seine Wiege stand in Szegedin. Er schläft am liebsten beim Klang syrischer Flöten. War höherer Beamter bei einer noch höheren Gesellschaft. Wird in diesem Winter den „Hamlet“ lesen. Gibt Autogramme.

Goldelfe, Spandau. — Gewiß, Lilian Harvey gibt Autogramme. Womit Du ihr die größte Freude machen könntest? Mit einem kleinen einfachen Sträußchen Rapunzel. Sie liebt wilde Ponnies (Arkansas), Ahornblüten und javanische Wandmalerei. Hat die Volksschule absolviert. Ihr Großvater ist Schotte, ihre Geschwister leben gleichfalls in Brünn. Begeisterte Freundin der Treibjagd. Lieblings Speise: Dampfurst mit Sauerkohl.

Menjou, Berlin SO. — Du hast recht.

Menjou, der unvergleichliche Gentleman des Films, stammt aus einer alten savoyardischen Emigrantenfamilie. Er war Zahlkellner. Liebt Zigaretten, Kognak, französische Küche, Autoreisen, bequemes Bett, Modeanzüge, schöne Frauen. Sonst gesund. Wegen eines Autogramms müßtest Du Dich an das Europäische Generalsekretariat der Parametro Corporation in Paris wenden, sie gibt das Gesuch nach Hollywood weiter.

Toller Range. — Dein Briefchen weitergegeben. Ja, Lya de Putti heißt wirklich so. Sie ist eine geborene Wasservogel. Ihre Wiege stand auf dem Meere. Spricht perfekt ungarisch. Lieblingsfarbe: Ockerplatingrau. Lieblingsblume: Smyrnalorbeer. Lieblingsgeruch: Paprikaschnitzel. Ihr Badezimmer ist ein Tamarindenhain. Bevorzugt Maulbeersträucher und China-Porzellan. Liebt Geld. Sie gibt.

Czardasfürstin, Tempelhof. — Rolf van Goth ist kein Melancholiker. Sein Vater war armenischer Schiffskapitän, seine Mutter kanadische Bischofstochter. Tanzt beim Five o'clock. Lieblingslektüre: Tassos Gerusalemme liberata im Urtext. Er kann nicht italienisch. In seinem Schlafzimmer muß Weihrauch glimmen. Wenn Du ihm eine Aufmerksamkeit erweisen willst, schick ihm einen Teller Eisbein. Er gibt nur Autogramme.

Pseudonyme, 1931. — Dita Parlo heißt in Wirklichkeit Miguela da Fuentes y Rocca-Saona; Gerda Maurus' wirklicher Name ist Beatrice Aurelia Marquesa Bonvecchiati-Baroni; sie entstammt einer alten Venezianischen Familie, die sich im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts in Wien (XVI. Bezirk) ankaufte. Anton.

Die Schneiderin der „grande dame“

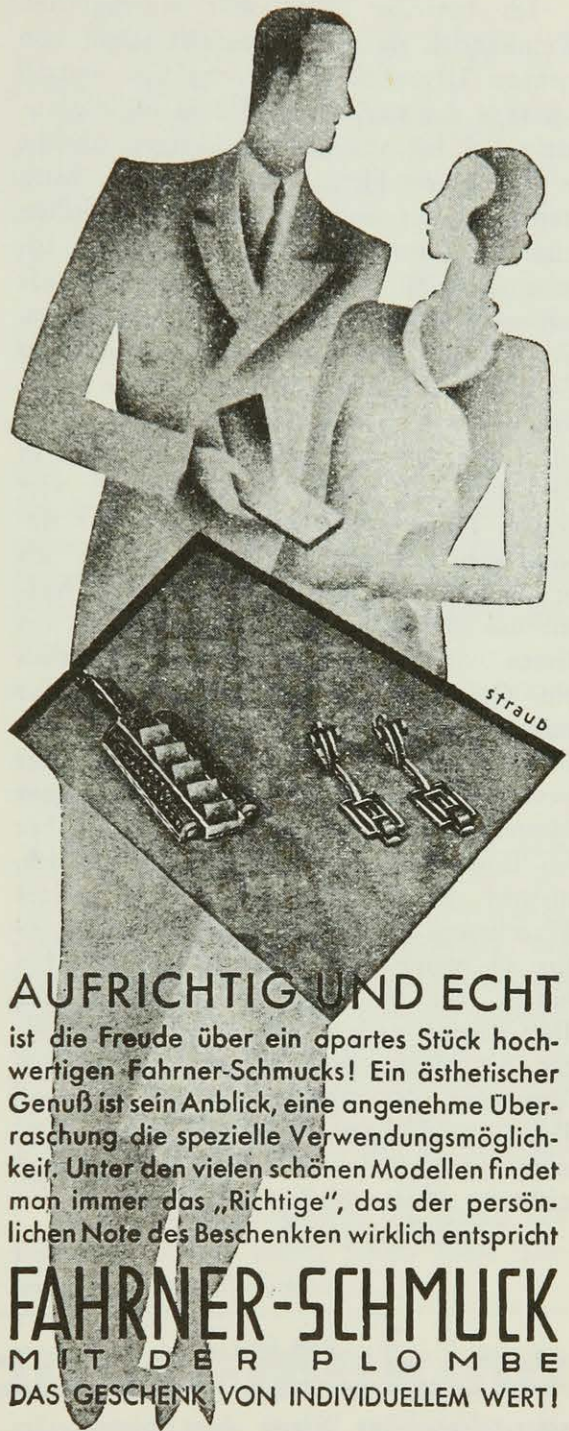
Clara Schultz

Fritzi Massary gehört zu unseren Kunden | Berlin W10, Tiergartenstraße 15

Gute Bilanz. Ein Berliner Filmregisseur, nichts weniger als schön, ist dafür bekannt, daß er allen Weiblichkeiten, die sein Büro betreten, ohne Umschweife in mehr oder weniger intensiver Weise den Hof zu machen versucht. Das ist natürlich nicht jeder Schönen Sache. Wieder einmal hatte sich kaum die Tür seines Zimmers hinter einer blonden Filmnovizin geschlossen, als schon ein lauter unzweideutiger Knall vernehmlich wurde. Als die Unnahbare fortgegangen war, trat der Operateur ein, heftete den Blick auf die hochgerötete Wange des Don Juans und bemerkte: „Sagen Sie, mein Guter, Sie müssen doch in Ihrem Leben schon viele Ohrfeigen bekommen haben . . .“

„Na ja“, bekannte der Gezüchtigte, „aber wenn ich die Bilanz ziehe, ergibt sich auf der Ohrfeigenseite ein großes Debet . . .“

Der Star. Eine neunzehnjährige junge Dame war durch ihren ersten Film über Nacht berühmt geworden. Ueber Nacht war ihr auch alle Launenhaftigkeit des Stars zugeflogen. Der Produzent, der sie aus dem Nichts gezogen hatte, redete sich die Lunge heraus — aber die Diva behauptete, „noch nicht in Stimmung zu sein“. Schließlich brüllte sie den Chef an: „Sekt brauch ich, Sekt . . .“ Der beherrschte sich mit übermenschlicher Kraft und ließ eine Flasche Sekt kommen. Als man ihr das Glas hinhielt, streifte ihr Blick zufällig die Pulle, und sie fuhr wütend los: „Deutscher Schaumwein? Ihr seid ja dußlig! Ich trinke nur französischen Champagner!“ Der Produzent stürzte wie ein Blitz ab, besorgte eigenhändig eine Flasche Veuve Clicquot, kredenzte ihr selbst den perlenden Trank und brüllte dazu, daß die Schnörkel von der Rokokofassade bröckelten: „Hier haben Sie Ihren französischen Sekt — aber wenn Sie nachher nicht in Stimmung sind, dann, so wahr mir Gott helfe, hau ich Ihnen zwei herunter . . . Prost!!!“



AUFRICHTIG UND ECHT

ist die Freude über ein apartes Stück hochwertigen Fahrner-Schmucks! Ein ästhetischer Genuß ist sein Anblick, eine angenehme Überraschung die spezielle Verwendungsmöglichkeit. Unter den vielen schönen Modellen findet man immer das „Richtige“, das der persönlichen Note des Beschenkten wirklich entspricht

FAHRNER-SCHMUCK

MIT DER PLOMBE
DAS GESCHENK VON INDIVIDUELLEM WERT!

Verlangen Sie das neue Schmuck-Modeheft: „Fahrner-Schmuck, der Schmuck unserer Zeit“ (mit vielen Abbildungen schöner Modelle), das in jedem guten Juweliengeschäft und Kunstgewerbehaus erhältlich ist. Bezugsquellen-Nachweis durch den alleinigen Hersteller Gustav Braendle, Theodor Fahrner Nachf., Pforzheim.

Briefe an eine Filmgesellschaft

Mainz, den 3. Februar 1929.

Ich betreibe einen sehr einträglichen Weinhandel, da unser Geschäft schon von meinem Urgroßvater übernommen wurde. Ich sage das nur, damit Sie ja nicht glauben, daß ich aus gewinnsüchtiger Absicht in Ihre werthe Firma eintreten will. Mich treibt nur der Gedanke, dem patriotischen Film ein gutes Niveau zu verschaffen. Ich reise selbst für meine Firma und muß oft mit meinen Kunden manche Flasche leeren. Der Wein zaubert immer aus meinem Geist schöne Bilder, die schon fertige Filme sind. Diese meine Gabe wäre ein Segen für Ihr geschätztes Geschäft. Ich wäre in der Lage, Ihnen jede Woche drei bis vier fertige Filme zu bescheren. Von der Beschaffenheit meiner Ideen kann ich als ordentlicher Kaufmann erst nähere Aufschlüsse geben, bis ein fester Vertrag mit Ihnen vorliegt. Da der Film bekanntlich eine Goldgrube ist, werden Sie es nicht für unbescheiden halten, wenn ich auf einem fünfjährigen Vertrag auf folgender Basis bestehe: Ich bin als Ihr Direktor mit einer Monatsgarantie von 8000.— auf fünf Jahre bei Ihnen angestellt. Sie verpflichten sich, meinen Bruder, der Mitinhaber meines Weinhauses ist, als stellvertretenden Direktor an meine Seite zu setzen. Ich bin bereit, zur mündlichen Verhandlung auf Ihre Kosten nach Berlin zu kommen. Sollten Sie binnen einer Woche auf meinen Vorschlag, der wirklich nur im Interesse Ihrer geschätzten Filmerzeugung liegt, nicht zurückkommen, bedaure ich, Ihnen nicht im Worte bleiben zu können.

Hochachtungsvoll X. Y.

Pirna, den 11. Juli 1930.

Ich stelle mich Ihnen höflichst als die einst sehr schöne Witwe eines Postsekretärs vor. Meine Tochter, die sich im blühendsten Alter befindet, hat alle meine Reize in verstärktem Maße geerbt. Sie wäre umsomehr ein vollkommener Nachwuchs für den Film, als sie seit Ostern bei Herrn Fachlehrer G., der nebenbei ein genialer Musiker ist, Gesangsunterricht nimmt.

Darum bitte ich Sie aus einem menschlichem und einem künstlerischem Grunde in einen Ihrer nächsten Hauptfilme mein begabtes Kind einzuschieben. Ich will es nur für einen einzigen Film, einen zweiten würde ich nicht dulden. Man wird die künstlerischen Anlagen meines Kindes bejauchzen und die Zeitungen werden Ihnen Lob spenden. Aber der Hauptzweck ist doch, daß viele Männer von meiner Tochter berauscht sein werden und sie einen geeigneten Mann wird aussuchen können. Darum will ich es nur für einen Film. Dann können wir beide zufrieden sein. Erfüllen Sie bestimmt die Bitte einer sorgenvollen Mutter.

N. N.,
Postsekretärswitwe.

Tübingen, den 20. November 1929.

Diese Idee zu einem Film ist gesetzlich geschützt und wird bei unbefugter Verwendung polizeilich verfolgt.

I. Es ist eine stürmische Krisenzeit, in der das Volk auf den Straßen tobt.

II. Die Atmosphäre ist mit Gewalttätigkeit geladen.

III. Das zarte Geschöpf paßt nicht in die rauhe Welt, aber sie hat einen heimlichen Geliebten.

IV. Zwischen dem Geliebten und dem Mädchen kommt es zu einem schmerzlichen Streit, wobei harte Worte fallen.

V. Plötzlich erhebt sich ein ungeheurer Brand, der ein gewaltiges Schauspiel bietet.

VI. Aus dem allgemeinen Aufruhr triumphiert die Liebe des Paares bis in den Tod.

Das Honorar beträgt Mark 100.—.

M. M.,
Bürobeamter.

Die Photographien von Asta Nielsen, Karl Laemmle, Lassky, Kaufmann, Blumenthal (in diesem Heft) sind uns vom Archiv der „Lichtbildbühne“, Berlin, zur Verfügung gestellt worden.

Das nächste Heft des Querschnitt erscheint am 12. Februar (Donnerstag).

Briefe an einen Filmschauspieler

Sie, nur Sie allein haben es mir angetan, daß ich endlich einen Mann lieben kann, denn noch bis vor kurzer Zeit habe ich sie alle gehaßt. Sie haben so schön in Ihren Rollen gespielt, sodaß ich föllig bezaubert war von Ihnen. Ich möchte nur einmal geliebt werden von Ihnen, denn ich weiß ja noch nicht, was Liebe ist. Sie können ja einen Arzt hinzuziehen, damit er Ihnen bestätigt, daß ich noch föllig Unschuldig bin. Ich bitte Sie herzlich, mich nicht abzuweisen, denn ich möchte mich doch verbessern durch Sie. Ich weiß es ja, daß Sie für mich unerreichbar sind, denn ein Schauspieler muß ledig bleiben, wenn er Lorbeeren erntet.

1. Sie werden mir so viel geben können, daß meine Zukunft gesichert ist und wenn ich ein Kind unter dem Herzen tragen sollte, so werde ich stolz sein, wie eine Königin.

2. Wenn es ein Junge sein sollte, so werde ich Ihn mit Stolz taufen lassen Karlo B.

Eventuell können Sie ja hier von einem Filmroman schreiben, Sie werden Erfolg damit haben und mir den Erlös zukommen lassen.

Ich bitte, schweigen Sie darüber, denn die ganze Sache ist mir zu heilig.

Ich werde im Monat Mai bis Juni kommen, denn bis dahin habe ich mir erst so viel Geld erspart für die Reise. Seien Sie mir nicht böse über diesen Brief, denn ich liebe Sie unaussprechlich. Ich bin keine Schönheit für Sie, aber Sie werden mir doch ein Heim schaffen, nur für mich mein Liebster.

Die besten Wünsche zum Geburtstage sendet Ihnen eine Unbekannte Verehrerin

mit 1000 heimlichen Küssen. Hoffentlich können wir Ihn noch am Ende dieses Jahres 1930 feiern.

*

Konstantinopel, den 25. März 1930.
Geehrter Herr,

Bezauberter Bewunderin Ihrer erhabenen Kunst, ich unterstehe mich Ihnen zu bitten die Güte zu haben, Ihre letzte Lichtmalerei mit Ihrem Autograph mir senden zu wollen.

Mit meiner voreiligen Dankbarkeit, genehmigen Sie, mein verehrter Herr, die Gewißheit meiner hehren Erwägung:

Brief an einen Autor. Herrn Dr. Franz Blei. Sehr geehrter Herr Doktor, wir haben Ihr Buch „*Himmliche und irdische Liebe*“ gelesen und möchten wir Sie hierdurch unverbindlich anfragen, was Sie für den Titel Ihres Werkes verlangen; wir möchten nach diesem Titel einen Film drehen.

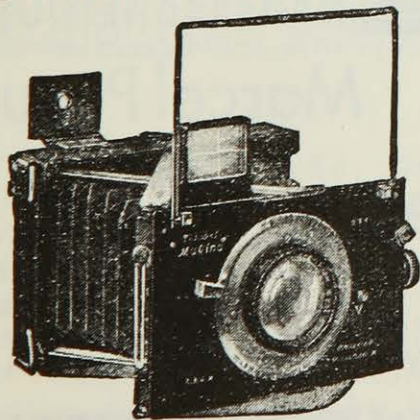
Hochachtungsvoll . . .

„Wie kommen Sie tonlich?“ — Neuer Gruß unter Darstellern; Variante der Frage: „Was machen die Geschäfte?“

Was ist sex appeal? Es war zur Zeit, als man eben den sex appeal bei uns importiert hatte. Ein bekannter deutscher Großfilmproduzent, selbstverständlich aus Rußland gebürtig, schrie im Atelier bei der Verfilmung einer Bankettszene die Hauptdarstellerin an: „Mehr sex appeal, mehr sex appeal!“ Aus ehrlich erstaunten Augen blickte die junge Dame zu ihm auf: „Ach, bitte, erklären Sie mir doch, wie ich das verstehen soll . . .“

Nach längerem Stocken definierte der Fachmann: „Man muß uunter Ihrer Toilette die Naacktheit ahnen . . .“

Das ist sie — die wundervolle



Plaubel-Makina für Amateure über dem Durchschnitt

Taschen-Präzisions-Kamera besonderer Art und Leistungsfähigkeit mit der großen und extra lichtstarken Optik F:2,9 und dem normalen, alibewährten Bildformat 6,5 x 9 cm, so daß man nicht immer erst vergrößern muß. Für Platten und Film packs 6,5 x 9 cm, die es auf der ganzen Welt gibt, da Standard-Größe. Visieren in Augenhöhe (keine Bauch-Perspektive!). Nachtaufnahmen aus der Hand. Für Reise und Wanderung einzigartig. Preis RM 265.— bzw. RM 280.—

Gratis-Broschüre durch:
Wauckosin & Co, Frankfurt a.M. 43

BÜCHER-QUERSCHNITT

BÉLA BALAZS, *Der Geist des Films*. Wilhelm Knapp Verlag, Halle.

Béla Balázs, ein genauer Fachmann, korrigiert von einem spirituellen Menschen, der weiß, worauf es ankommt, hat vor sieben Jahren die erste Theorie des stummen Films „Der sichtbare Mensch“ veröffentlicht. Jetzt gibt er in diesem „Geist des Films“ nicht nur die Korrekturen jenes ersten Buches, soweit die Entwicklung der Technik und seine eigene sie bedingen, sondern eine immer prinzipiell durchleuchtete Darstellung des gesamten Gebietes: der Technik und ihrer Möglichkeiten, der filmistischen Individuen und ihrer Möglichkeiten, und des die Produktion entscheidenden Faktors: des Publikums, das die große Masse ist, das in der Regel jene Individuen in die Herstellung ihres Vergnügens delegiert, die auch ihrerseits Masse sind —, ob in Rußland oder bei uns, ist im Grunde egal, nur im Effekt verschieden: in Rußland ist die Masse revolutionär, bei uns ist sie stumpfsinnig. Bei uns holt sie ihre Hoffnung im Vergangenen, in Rußland im Künftigen. Das vortreffliche Buch von Balazs enthält alles, was man über den Film wissen muß. Aber auch das, was man über den Film wissen müßte. Es ist nicht nur ein vortreffliches, sondern das beste Buch über diese populäre, also überaus wichtige Kunst. F. B.

ALI HUBERT, *Hollywood*. E. A. Seemann, Leipzig.

Dieses Buch orientiert auf eine harmlos humorige Art über die Film-Welt-Metropole und läßt den Leser ein wenig hinter die Kulissen kucken. Man möchte mit dem lebenswürdigen Verfasser ein, nein mehrere Glas Wein trinken, um von einem Augen- und Ohrenzeugen noch mehr zu erfahren, denn wir alle lieben ja doch ein wenig den Klatsch. Ein paar Seiten jedoch, in denen von Komparsen erzählt wird, berichten von einem dieser Gestrandeten, von einer dieser passiven Existenzen, die das Schicksal für gerade gut genug hält, um mit ihnen grausam zu experimentieren, und diese Biografie eines unbedeutenden Menschen mit zu vielen Talenten und zu wenig Talent wird man nicht vergessen. ost.

CESAR M. ARCONADA, *Leben der Greta Garbo*. Kindt & Bucher Verlag, Gießen.

Von der Garbo, die wir aus ihren Filmen so gut kennen, erfahren wir aus dem Buche nahezu nichts Neues. Es will die Sphäre beschwören, in der Greta wuchs, in der sie heute atmet — und es stellt ein Haus ohne Bewohner hin. Wo sind die Tatsachen dieses „Tatsachenromans“? Dies etwa: „Täglich begleiten sie die Wolken und lieb-kost sie der Wind“? Wo die Beziehungen zu der Welt, in der sie lebt? Glaubt man dem Verfasser, so existiert in Hollywood nur die Metro-Goldwyn-Mayer — jeder andere Firmennamen wird ängstlich vermieden. Das riecht verdammt nach Pressechef! So wird viel um Greta herumgeredet, aber sie selbst kommt nicht zu Wort. „Sie ist eine Frau“, sagt Arconada „die im Vitalen nicht existiert.“ Donnerwetter! Und darüber nun 207 Seiten! Der Verfasser hat recht, wenn er sich den Biographen eines Filmschattens nennt. —//—

NEUERSCHEINUNG

Die Herzogin von Guermantes

Marcel Proust

„Proust ist — in aller Deutlichkeit gesagt — der größte Dichter der modernen europäischen Literatur.“
Literarische Welt

Roman / 2 Bände
Kartonierte M 12.—
Leinen . . . M 16.—

VERLAG PIPER • MÜNCHEN

HERMANN SINSHEIMER, *Der Schauspieler Peter Unglaub*. Roman. Verlag Paul List, Leipzig.

Das ist kein Theaterroman im gewöhnlichen Sinn, sondern der Roman der Provinz mit dem heillosen Durcheinander der auswechselbaren Gesinnungen, der verunglückten Großgeschäfte, der Sehnsucht zum Theater der Gefühle und Masken, der muffigen Behaglichkeit und der auftrumpfenden blonden Herrenmoral. Das neue Biedermeier, das uns zu überwuchern droht, wird hier mit der Freude eines Ostade an der farbigen Vielfältigkeit des durch keine Dummheit zerstörbaren Lebens einem erbarmungslosen Gelächter preisgegeben.

o. m. f.



HEINRICH SCHWARZ, *David Octavius Hill, der Meister der Photographie*. Insel-Verlag, Leipzig.

Wohl die erste Monographie, die einem Photographen gilt. Allerdings war Hill, der 1802 bis 1870 lebte, ein Meister der 1839 erfundenen Kunst, wie die achtzig Bildtafeln zeigen, die den größeren Teil dieser Monographie bedeuten: wunderbare Bilder seiner Zeitgenossen, einzelne vielleicht zu bildhaft im Gemäldesinn (aber damals war die Photographie noch als Stellvertreterin der Porträtmalerei gedacht). Der größte Gewinn dieses schönen Buches ist der Blick auf Physiognomien des vorigen Jahrhunderts, neben denen die heutigen Filmgesichter wie schematische Masken wirken.

DR. ELFRIED BOCK, *Geschichte der graphischen Kunst von ihren Anfängen bis zur Gegenwart*. Propyläen-Verlag, Berlin.

Eine prachtvolle Gemädegalerie, jeder Saal ein europäisches Jahrhundert; mit wunderbarer Technik der Stoffverteilung: statt daß Text und Illustration einander in gleichen Verhältnissen durchschlingen, gibt das Wort — Entwicklung der graphischen Kunst vom Kupferstich zum Aquatinta-Blatt und Litho rasch durchfliegend — bloß eine Anweisung für den orientierteren Genuß an den darauf folgenden Bildtafeln. So hilft der Erklärer, ohne sich der Augenfreude wehrhaft entgegenzustellen. Man steigt mit ihm die Seiten von Dürer, Holbein, Rembrandt bis zu Whistler, Chagall, Munch, Lehmbruck empor und fragt sich am Ende nur, ob es ein „Empor“ war; d. h.: ob der Kampf mit Material und Technik den früheren Werken der Graphik nicht einen hintergründigen Glanz gab, der die Virtuosität der neueren tausendmal aufwiegt. Verblüffend bleibt in dieser Sammlung auf jeden Fall die *Verschlechterung der Physiognomie*; in den spiegellosen, kopistisch unwahreneren Zeiten haben die Menschen ein Gesicht gehabt, im Zeitalter von Photo und Film haben sie es verloren. K.

ROBERT HENSELING, *Der neu entdeckte Himmel*. Das astronomische Weltbild gemäß jüngster Forschung. Atlantis-Verlag, Berlin.

Landschaftsfotografie, die Kunst begabter Amateure, ist zum Behelf der strengsten Wissenschaft geworden: der Astronomie, die von ihren großen Sternwarten immer wieder die Himmelslandschaft fotografiert. Räume, die kein Riesenfernrohr durchdringt, geben ihr Geheimnis der fotografischen Platte preis; die lichtempfindliche Schicht empfängt und bewahrt Strahlen, die neuhunderttausend Jahre unterwegs waren, gibt dem Fotografen in Heidelberg und Chikago die Lage einer neuhunderttausend Lichtjahre entfernten Welt im Raum an. Erst dieser ihre Methoden stetig entwickelnden Weltraumfotografie verdanken wir unsere Vorstellung vom innern Bau des Universums. In Henselings vorzüglichem Werk findet man die neuesten und schönsten Himmelsfotografien des Mc. Wilson-Observatoriums, des Yerkes-Observatoriums, E. E. Barnards, M. Wolfs in Heidelberg versammelt: wunderbare Aufnahmen der Milchstraße, der großen Sternhaufen und Spiralnebel, der Sonnenoberfläche, der Mondkrater, dazu einen volkstümlichen Text, der über Maßstäbe, Größenverhältnisse, Entfernungen, Berechnungsmethoden informiert. —z—

Filmphotos wie noch nie. Kindt & Bucher Verlag, Gießen.

Eine gut redigierte Sammlung wirklich interessanter und zum Teil seltener Filmphotos, die sehr gut herauskommen, obschon ihnen kein Kunstdruckpapier unterlegt ist. Dafür 255 Seiten und auch Beiträge von Jannings, Menjou, Garbo usw.

BORIS PILNJAK, *Die Wolga fällt ins Kaspische Meer*. Deutsch von Erwin Honig. Mit einem Beitrag von Karl Radek. Neuer Deutscher Verlag, Berlin.

Boris Pilnjak gilt den Bolschewisten als ein Mitläufer der Revolution, dem man auf die Finger gucken muß. Man hat sogar schon mal den großen Bannfluch über ihn ausgegossen. Mit seinem neuen Werk wird er sich Absolution erworben haben. Es ist die grandiose Darstellung der gigantischen Anstrengungen der Sowjets, den Sozialismus aufzubauen und eine neue Welt zu schaffen. Viel Schutt der alten Gesellschaft liegt auf dem Bauplatz, der weggeräumt werden muß. Pilnjaks Werk faßt im Grunde nur die konkreten Vorgänge eines einzigen Tagesablaufs beim Bau eines Staudammes zusammen. Er fügt in dieses einfache Gerüst aber russische Geschichte aus Jahrhunderten ein, geologische Instruktionen, soziologische Betrachtungen. Und doch kreist alles um das Thema, kehrt immer wieder zum Ausgangspunkt zurück; die formale Lösung ist von artistischer Brillanz sondergleichen. Pilnjak kann jonglieren, alle Achtung! Er hat aber auch in Erwin Honig einen kongenialen Uebersetzer gefunden, dessen tiefes Wissen um Rußland bewundernswert ist. Und Karl Radek, wieder persona grata im Reiche Stalins, gibt die bolschewistische Approbation mit allen Künsten seines souveränen Stils. Immerhin, drei Könner in einem Buch.

Georg Schwarz.

HANS MÜHLESTEIN, *Die Kunst der Etrusker*. Band I: Die Ursprünge. Mit 250 Abbildungen. Frankfurter Verlags-Anstalt, Berlin.

Italien hat sein permanentes Komitee für die Etrusker-Forschung; es gibt italienisch-nationale und es gibt internationale Etruskologen-Kongresse; es gibt eine stattliche Reihe wissenschaftlicher, historischer, philologischer, archäologischer Arbeiten über dieses geheimnisvolle Volk auf italienischem Boden. Aber Hans Mühlestein legt hier zum erstenmal eine systematische Darstellung der originalen Kunst dieses Volkes vor. Es ist erstaunlich, wenn man sieht, mit welcher liebevoller Geduld und eindringlicher Sorgfalt in unserer Zeit des Tempos ein Privatgelehrter einer Frage nachgeht, die ihm über alles wichtig scheint: dem sonderbaren Lebenszusammenhang unserer europäischen Kunst und Kultur mit den schöpferischen Zentren des alten Orients, dessen Wirkungen sich nicht nur auf die unmittelbare Beeinflussung in den vorchristlichen Jahrhunderten vor der siegreichen Ausbreitung des Griechentums beschränken, sondern als Ferment weiterhin wirksam bleiben bis in die Neuzeit. C. F. R.

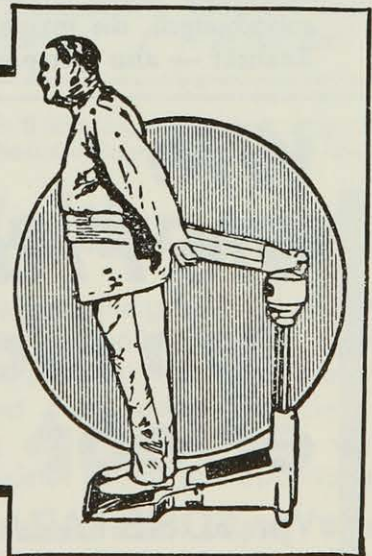
Die Sieben Jungen aus Oesterreich. Verlag Staackmann, Leipzig.

Diese Anthologie enthält Novellen von zwei bekannten Autoren und fünf unbekanntem: drei davon werden es wohl bleiben, sie sind provinzial und „kernig“, Ganghofer ihr Idol. Die beiden am Schluß des Bandes, der ausgezeichnete Waggerl und der eigenartige Zernatto, sind wirklich und echt österreichisch. Eine Sehenswürdigkeit ist der Herausgeber der Novellen, Herr Leopold Steiner, ein deutscher Mann, der in der Einleitung ein bekanntes Lessing-Zitat bringt: „... um im Sinne Klopstocks zu sprechen...“ Hinten in den Biographien der Sieben sagt er von einer Autorin: „... so lieb sie die Menschen hat, so einsam ist sie“ und „In ihre erste Kindheit träumte König Laurins Zauberreich; der herrliche Rosengarten glühte in ihres Kinderherzens offenem Ackerland“. Zernatto „kann ohne weiteres ein Switbert Lobisser (?) der Feder genannt werden.“ Von einem andern: „... sein letztes Wissen ruht darin, daß er alle seine zergrübelten Fehler beiseite schiebt...“ Kurz — Herr Steiner schließt den Band: „... zu Nutz und Frommen unseres deutschen Schrifttums.“ Man hört seinen Bart rauschen. Elbogen.

FRANZ RAUHUT, *Paul Valery, Geist und Mythos*. M. Hueber Verlag, München. Daß man über einen als „dunkel“ und „unverständlich“ verrufenen Dichter klar und verstehbar schreiben kann, ohne ihn ins Rationale zu fälschen, dafür ist diese sehr bemerkenswerte Schrift ein schönes Beispiel. Voraussetzung, daß man das Werk nicht nur kennt, sondern auch, ohne unkritische Affenliebe, liebt und auch sonst einiges über das Wesen der Dichtkunst weiß. Die Voraussetzung erfüllt Rauhut im höchsten Maße. Resultat ist dieses Buch von 300 Seiten, eine Rarität in unserm literar-kritischen Schrifttum, soweit es sich mit Zeitgenössischem beschäftigt. Franz Blei.

WENN ALLES VERSAGT HAT

um Sie schlank zu machen, dann probieren Sie den neuen Massage-Motor PROVITA. Abertausende verdanken dieser sinnreichen elektrischen Maschine das Normalgewicht, mehr Lebensfreude, Wohlergehen. Unzählige benützen heute täglich die PROVITA-Bandmassage, zum Vorteil der Erscheinung und der Gesundheit. Verlangen Sie heute noch unsere interessanten Druckschriften „M“ über diese Neuheit. — 4 Modelle — Miete — Zahlungserleichterung!



Alleinfabrikation:

ELEKTR.-GESELLSCHAFT QUALITAS
MULLHEIM (BADEN)

HERMANN UNGAR, Colberts Reise. Novellen. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin. Hier ist unter anderen Prosameisterstücken des frühverstorbenen Dichters die Novellenfassung seiner „Gartenlaube“ zu lesen. Ungemütlicher, knapper, anekdotischer und eben dadurch genialer. Mit dem Schluß von symbolkräftiger Derbheit („Das ist der Hauch des Umsturzes“ quittiert, in Ohnmacht sinkend, Herr Colbert), der dem armen Ungar im Vorabdruck einer noblen Zeitschrift zu seinem unüberwindlichen Kummer gestrichen wurde. Das beste Stück ist der „Weinreisende“. Eine Mordgeschichte von so sprachlicher Gespenstigkeit, daß man, würde mit diesem Namen nicht soviel Schindluder getrieben, doch wieder nur ausrufen könnte: Kleist. K.

JOHN DOS PASSOS, Der 42. Breitegrad. Roman. S. Fischer Verlag, Berlin. Querschnitt durch U. S. A. Wie Manhattan Transfer Querschnitt durch New York war, mit der soziologischen Einstellung auf das Typische im Entstehen, Schicksal und Vergehen. Aber die Schärfe des Blickes sieht immer hinreichende Einzelzüge, um ein typisches Bild unmittelbar lebendig zu machen. Das amerikanische Exemplar Mensch wird in etwa zwei Dutzend Variationen, männlichen und weiblichen, beschrieben. Nicht hintereinander weg, sondern zwiefach unterbrochen. Von einigen Dutzend kurzen Kapiteln, die Passos „Kamerauge“ nennt: die Eigengeschichte des Autors wohl, kaleidoskopisch. Und ebenso vielen Intermezzi, die er „Weltwochenschau“ nennt: in nebeneinander gesetzten Headlines der Zeitungen, lokaler Quatsch und Weltgeschehen bis 1918. Das alles füllt die 450 sehr interessanten und spannenden Seiten des Buches von Dos Passos, das deutsch in einer vortrefflichen Uebersetzung (von Baudisch, dem das meisterlich gelingt) erschienen ist. F. B.

HANNS JULIUS WILLE, Nach verlorenen Jahren. Roman. F. G. Speidelsche Verlagsbuchhandlung, Wien.

Man glaubt gern, daß dieser „Wirklichkeitsbericht eines Schicksals unserer Tage“ echt, ehrlich, wirklich ist. Der junge Mann, der durch den Krieg erschüttert, in eine verhexte Welt verstoßen, sich zuerst ganz erfolgreich, wenn auch unbefriedigt, mit dem Commerz herumschlägt, durch seine niederen und höheren Abenteuer getrieben sich auf den Geist besinnt und unter Opfern einer seelisch-geistigen Neugeburt entgegenarbeitet, diesen im Grunde tüchtigen und nicht unbegabten jungen Mann wird's wohl geben. Aber den Roman von ihm, die heutige „Education sentimentale“, gibt es noch nicht. Dieser hier ist zumindest kaum mehr als Rohmasse. Um Echtheit, Ehrlichkeit, Wirklichkeit als Kunst wirklich zu machen, dazu bedarf es, neben dem Schreibtalent, anderer Voraussetzungen, als bloßer Ehrlichkeit, oft recht monströser Voraussetzungen. Der Roman ist seiner inneren Komposition nach ein Einer-Schicksal, ein Ichroman, und der Autor ist genötigt, um seinen scheinfremden Helden recht viel herumzureden, ihn zu deuten, ihm den Sinn abzufragen, den ein Roman nicht sagen kann, aber trägt. Jedoch zeigt das Buch geistiges Bemühen und neben billigen Vereinfachungen, die manchmal mit etwas Sentimentalität gerändert sind, auch Sinn für Realität — also Versprechungen für die Zukunft. E. Sch.

Wie die Frau den Mann erlebt

Von **SOFIE LAZARFELD**

NEUES WIENER JOURNAL: „Ein hochinteressantes Werk, das mehr Hemmungen zwischen Mann und Weib beseitigen wird, als alle Eheberatungsstellen vermögen.“ Hier behandelt zum erstenmale eine wissenschaftlich berufene Frau das Problem des weiblichen Sexual-Liebes- und Ehelebens vom Standpunkt des Weibes.

LEINENBAND RM 12.—

In allen Buchhandlungen erhältlich!

**VERLAG FÜR SEXUALWISSENSCHAFT
SCHNEIDER & CO. / LEIPZIG · WIEN**

EDOUARD HERRIOT, Beethoven. Rütten & Loening, Frankfurt a. M.

137 Konversationshefte Beethovens bilden die Basis. Herriot hat sich alles angeschaut: die historischen Stätten, die Partituren, und auch das Verzeichnis des ver steigerten Nachlasses, bei welchem das Manuskript der 5. Sinfonie für sechs Gulden wegging. Rousseau schneidet wohl ein wenig zu gut ab, und Goethe schneidet wohl ein wenig zu schlecht ab. Ueber Napoleon, Klopstock, Gellert und Fichte äußert sich der kosmopolitisch gesinnte Autor mit deutscher Gründlichkeit. Begrüßenswert ist das Nebeneinander, das er immer aufzeigt. Nach San-Gallis Biographie eine Steigerung und eine Vertiefung. *br.*

Einzelmöbel und neuzeitliche Raumkunst. Verlag Alexander Koch, Darmstadt.

Ein wunderschönes Buch mit lehrreichen Beispielen moderner Innenarchitektur, unter vielen andern gute Inventionen und Lösungen von Kozma-Budapest, Groß-Wien, Buser-Brugg. Man wird nicht müde, immer wieder diese Galerie schöner Räume und Ecken abzugehen und von seiner nächsten Zimmereinrichtung zu phantasieren. — Eine Ergänzung, aber auch nach dem Graphischen und Malerischen hin (mit dem man also seine Zimmer pointieren könnte), ist der in zwei Bänden gebundene Jahrgang der „Deutschen Kunst und Dekoration“, die der verdienstvolle Hofrat Alexander Koch herausgibt: neben jener der Weisheit eine Schule des Geschmacks in Darmstadt. *Wtt.*

MAX PULVER, Symbolik der Handschrift. Orell Füssli Verlag, Zürich.

Das beste Buch über die Graphologie. Der Anlage nach zur Hälfte eine Kunst, zur andern Hälfte, als einer Methode zugänglich, eine Wissenschaft. Sie ist also nicht nur eine zur Fertigkeit ausgebildete Kunst. Pulver erfüllt, ein überaus seltener Individualfall, beide Voraussetzungen: er ist ein Dichter, was ihn aber nicht, begibt er sich auf wissenschaftliches Gebiet, zu einer Privatmetaphysik verleitet. Und er ist ein methodischer Denker, für den die Psychologie eine Naturwissenschaft ist. Also auch die Graphologie, als welche über den Menschen aussagt. Er hat keinerlei philosophische Vorurteile, die zumeist sprachliche Mißverständnisse sind. Er ist da sehr genau. Er versucht da keine Antworten, wo man nicht fragen kann. Wie es die Berufsphilosophen tun, die ihre Probleme nur vom Hörensagen kennen oder sich aus traditionellem Philosophieren mit Problemen beschäftigen, die keine sind. Das Netz, mit dem Pulver die Welt seiner Phänomene überzieht, ist außerordentlich feinmaschig. Es setzt ihn instand, Lage und Art eines Phänomens genauest zu bestimmen. Er entgeht, so weit solches überhaupt möglich, der Schlinge, welche die jeweilige Zeiteinstellung in der Konzeption des sittlichen Menschen aufstellt. Also einer Tautologie, bei der nichts herauskommt. Seine Methode ist wie gesagt naturwissenschaftlich wie etwa die des Chemikers, dem es von äußerster Unwichtigkeit ist, daß eine Verbindung stinkt, eines Botanikers, dem es gleichgültig ist, daß die Rose angenehm riecht. Pulver hat die Graphologie, die ein mißtrautes Pseudodasein dank der unzulänglichen Graphologen führte, zu einer Wissenschaft gemacht. *Franz Blei.*

BERLINER TAGEBLATT . . . „Das Buch ist sehr klug, wissensreich, mit großartigem Bildermaterial ausgestattet. Es dient der Wahrheit“ Rudolf Olden

Sittengeschichte des Weltkrieges

Herausgegeben von
Sanitätsrat
Dr. Magnus Hirschfeld

Komplett in zwei Leinenbänden, RM 25 pro Band.
In allen
Buchhandlungen erhältlich.

Die erste und einzige umfassende Darstellung der sittlichen und kulturellen Zustände während des großen Völkerringens und deren Auswirkungen auf die Menschheit der Nachkriegszeit. Eine wissenschaftliche und doch jedem Gebildeten leicht verständliche Darstellung der Zusammenhänge von Weltkrieg und Erotik von unerhörter Wucht und Spannung.

Verlag für Sexualwissenschaft Schneider & Co. / Leipzig · Wien

Filmische und andre Schallplatten

- „Hallelujah“: „Waiting“ and „Swanee Shuffle“. Colonial Club Orchestra with Vocal Chorus. Brunswick A. 8498. — Konzertant abgeschliffene, leicht europäisierte Trots.
- „Grenadiermarsch“ aus „Love Parade“. Orch. Debroy Somers Band. Columbia DW 2516 — Nach bewährtem Rezept fabriziert: Viel Aida, etwas Meyerbeer, Tsching-Bum, schmissig gerührt und brillant serviert.
- „In Paris sind die Mädels so süß“ (Waltz) und „C'est pas comme ça“ (Trot) aus „Sous les toits de Paris“. Orchestrola Jazzorch. Nr. 2453. — Wunderhübsch interpretiert, technisch einwandfreies Langspielplättchen.
- „Sittin' on a Rainbow“ aus „Call of the West“. Tom Clines and his Band. Brunswick A 8813. — Vorzügliche Orchesterleistung, interessierende Instrumentation.
- „It happened in Monterey“ (Waltz) aus „King of Jazz“. Jack Hylton Orch. Electrola E. G. 1997. — Bemerkenswertes Spiel mit allen Vorzügen Hyltonscher Jazzerei.
- „So war es in Sanssouci“ aus „Jazzkönig“. Alfred Beres Orch. Ges. Leo Emm. Ultraphon A 628. — Wertvoll durch intensive Musikalisierung und trefflichen Gesang.
- „Liebling, mein Herz läßt dich grüßen“ aus „Die Drei von der Tankstelle“. Barnabas v. Géczy Orch. Parlophon B 12298. — Textlose aber hübsch geratene Aufmachung des gesüßten Schlaglers.
- „Halloh, du süße Frau“ aus „Die Drei von der Tankstelle“. Oscar Karlweiß mit Lewis Ruth Band. Electrola E. G. 2008. — Wie man ohne Stimme scharmierend filmtönen kann, versteht Karlweiß aus dem ff.
- „In meinem Herzen ist nur Platz für Eine . . .“ aus „Der Greifer“. Refrain: Leo Monosson mit Ben Berlin Orch. Grammophon 23528. — Erfolgreich verarbeitete (bekannte) Motive. Stimmsicherer Tenor mit angenehmem Timbre.
-
- „Hochzeit des Figaro“ (Mozart): Cavatine der Gräfin und Saffis Zigeunerlied aus „Zigeunerbaron“ (J. Strauß). Elisabeth Rethberg. Odeon 4976. — Eine Meisterleistung. Brillante Orchesterbegleitung Dr. Weißmanns. Festgeschenk.
- „Meistersinger“ (Wagner). 3. Akt: Rethberg - Evchen und Schorr - Sachs. Electrola D. B. 1421. — Ebenfalls glücklich gewählter Ausschnitt. Sehr erfreuliches Duo.
- „Dich seh' ich wieder . . .“ aus Verdis „Aida“. Lauri-Volpi und Rethberg. Electrola D. B. 1341. — Trotz der Erinnerung an erlauchte Vorbilder äußerst genußreiche Platte. Bravissimo Aida!
- „Weiß ich doch eine die het Dukaten“ aus „Verkaufte Braut“ (Smetana). Tenor: Schmidt, Bariton: Bohnen. Stadtopernorch. Dir. Meyrowitz. F. 626. — Bewunderungswürdig richtig wiedergegebene Klangvaleurs, gut disponierter Bohnen, herrliche Tenortöne.
- „Traum durch die Dämmerung“ (R. Strauß). Gesang: Alexander Kipnis. Columbia D. C. 52. — Enragierte Gesangs-Konzert-Besucher werden von Stimme, Vortrag, Reproduktion und — ihrem Lieblings-Strauß begeistert sein.
- „Senta-Ballade“ aus „Fliegender Holländer“. Nanny Larsen-Todsen mit Orch. u. Chor. Dir. Dr. Weißmann. Odeon 2979. — Stark dramatische Auffassung großen Formats.
- „Martha“ (v. Flotow): M'appari . . . III. Akt. Gigli mit Orchester. D. B. 1382. — Vergleiche Giglis und Taubers Martha-Interpretation und Stimmführung.
- „Verteidigungsrede“ des Zola aus Schauspiel: „Affaire Dreyfus“ (Rehfish). Heinrich George. Ultraphon E. 570. — Erstaunlich gelungene Sprechplatte, klangfotografierte Atmung.
- „Czárdásfürstin“ (Kalmán) Potpourri. Berl. Konzert-Orch. Evans. Tri-Ergon 5990. — Erfreuliche Wiederauffrischung reizvoll gebliebener Schlager.
- „Sie hören jetzt“. Harry Jacksons Orchester. Tri-Ergon 1206. — Vollschlanke Schlagerplatte, angenehm gesanglos.

Thurneiser.

Verantwortlich für die Redaktion: Victor Wittner, Berlin-Charlottenburg. — Verantwortlich für die Anzeigen: Herbert Schade, Berlin. — Nachdruck verboten.
 Verantwortlich in Österreich für Redaktion: Ludwig Kiinenberger, für Herausgabe: Ullstein & Co., G. m. b. H., Wien I, Rosenbursenstr. 8. — In der tschechoslowakischen Republik: Wilh. Neumann, Prag. Der „Querschnitt“ erscheint monatlich einmal und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen; ferner durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste. — Redaktion: Berlin SW 68, Kochstraße 22-26.

Deutsche Kunst- und Auktionshäuser mit ihren Spezialitäten

BERLIN

Ab 17. Januar: Ausstellung Prof. Klein-Chevalier,
Florenz, anlässlich seines 70. Geburtstages.
Ferner Matilde Ziegler, Berlin:
Gemälde, Theater-Entwürfe, Holzschnitte.

GALERIE I. CASPER
Berlin W 10, Lützowufer 5

Alte Meister / Impressionisten

Galerie MATTHIESEN
Berlin W 9, Bellevuestraße 14

Zeitgenössische Kunst

Heckel, Kirchner, Klee, Otto Müller, Nolde u. a.
Januar Sonderausstellung Ewald Mataré

GALERIE
FERDINAND MÖLLER
Berlin W 35, Schöneberger Ufer 38

Gemälde alter Meister

GALERIE
FRITZ ROTHMANN
Berlin W 10, Viktoriastraße 2

FRANKFURT a. M.

Moderne Kunst

KUNSTHANDLUNG
LUDWIG SCHAMES
Frankfurt a. M., jetzt: Kaiserstr. 24

KÖLN a. Rh.

1. bis 27. Februar:
„GEORGE GROSZ“

GALERIE ABELS
Köln, Komödienstraße 26

MÜNCHEN

Malerei des 14.—19. Jahrhunderts

Galerie FLEISCHMANN
München, Maximilianstraße 1

Europäische Kunst
von Goya bis Beckmann

J. B. NEUMANN
& GÜNTHER FRANKE
MÜNCHEN, Briener Str. 10

Gemälde erster Meister
insbesondere des 19. Jahrhunderts

LUDWIGS-GALERIE
Otto H. Nathan
München, Ludwigstraße 6

Gemälde alter Meister
Kunstwerke früher Epochen

W. SCHNACKENBERG
München, Briener Straße 46

DIE KÖLNER WERK SCHULEN

stellen sich die Aufgabe, die Gestaltungskraft ihrer Schüler zu entwickeln und zu steigern. Der Unterricht umfaßt das ganze Gebiet der bildenden Künste, ohne einem Teil den Vorrang einzuräumen. Alles Lernen und Lehren ist von Anfang an an praktische und verwertbare Arbeit gebunden und alles Entwerfen zielt auf das Ausführen hin bis zur vollständigen Fertigstellung. Das wird ermöglicht durch ein Zusammenarbeiten mit den Werkstätten der Schulen, mit dem städtischen Hochbauamt und durch eine wirtschaftliche Abteilung, die um Arbeitsgelegenheit bemüht ist. Eine Abteilung für religiöse Kunst ist neu angegliedert. ● Die entscheidende Voraussetzung für die Aufnahme in die Schulen ist der Nachweis künstlerischer Begabung. ● Beginn des Sommer-Trimesters am 13. April 1931. Das Schulgeld beträgt für das Trimester 75 Mk. ● Weitere Auskunft durch die Geschäftsstelle der Kölner Werkschulen, Ubierring 40. Der Direktor: Riemerschmid

Spezialist für Kunsttransporte

CH. POTTIER

14, Rue Gaillon PARIS (2^e)

SPEDITEUR

packt, spedierte, verzollt

für die Galerien Flechtheim,

Matthiesen, Goldschmidt, Cassirer usw.

GUSTAV KNAUER

BERLIN W62, WICHMANNSTR. 8

BRESLAU - WIEN

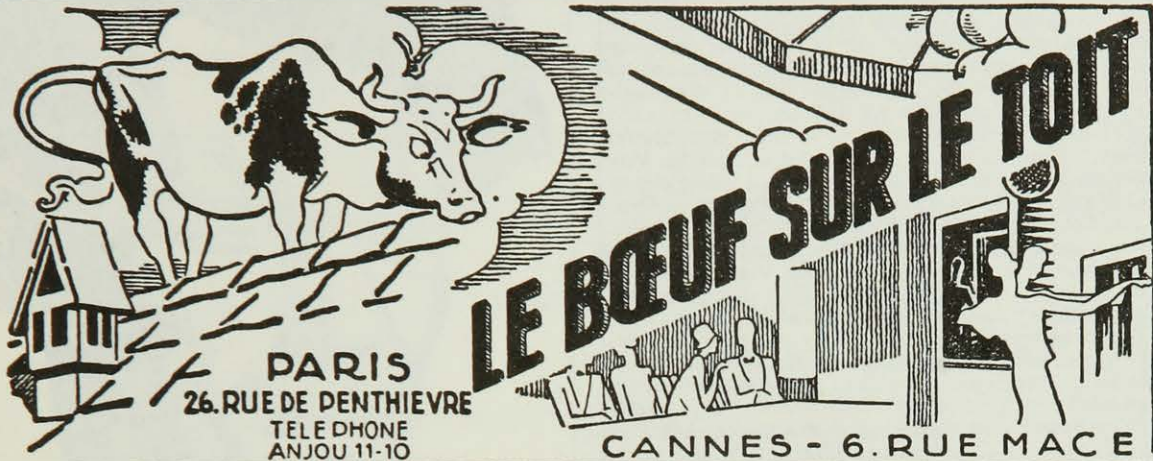
PARIS, 749, BOULEVARD HAUSSMANN

Sonder-Abteilung für Verpackung und
Transport von Gemälden u. Kunstwerken

Pariser Buch- und Kunstmarkt

Tableaux Livres illustrés contemporains	GALERIE A. L. P. 4, Rue Michalet - Paris VI ^e angle Avenue de l'Observatoire
Bücher in jeder Sprache Deutsche und englische Leihbibliothek Die besten Neuheiten	Librairie internationale « EDA » 6, rue Blanche, Paris IX ^e
GEMÄLDE	PAUL J. GELLNER Paris 8, 53, Rue de Ponthieu
Beaux livres illustrés EDITIONS ORIGINALES, LIVRES RARES ET RECHERCHÉS (Catalogue gratuit)	Librairie EDOUARD LOEWY 137, Boulevard Raspail - Paris 6 ^e à Mont- Parnasse (Tägl. bis Mitternacht geöffnet)
ART, Littérature, Philosophie, Editions de Luxe et Ordinaires, Editions Originales, GRAVURES Bestellungen werden sofort und nach allen Teilen der Welt ausgeführt!	AU GRAND MEAULNES Librairie S. Paulhan 147, Bd Montparnasse, Paris VI ^e
EPOCHEN: Restauration / Louis Philippe / Second Empire Biedermeier-Möbel. Pergestickte Bilder, Stickereien, Glas- und Porzellanmalereien, antike Beleuchtungskörper	« OPALINE » Antiquitäten Paris VIII ^e , 27, rue Vignon (Madeleine), Tel.: Central 10141
Tableaux modernes	GALERIE ZAK Paris, Place St. Germain des Prés. 16, rue de l'Abbaye Berliner Vertretung: CLARA LANDAU Berlin W 35, Schöneberger Ufer 31

EMPFEHLENSWERTE HOTELS UND RESTAURANTS IN FRANKREICH



PARIS
26. RUE DE PENTHIEVRE
TELEPHONE
ANJOU 11-10

CANNES - 6. RUE MACE

Auberge du Roy Dagobert-Paris

50, rue Richelieu, 45, rue Montpensier,
(gegenüber dem Théâtre Palais Royal!)

Erstklassige französische Küche

HOTEL BUCKINGHAM

PARIS, 43, rue des Mathurins, zentral gelegen (n. d. Oper u. Madelaine), jed. Komfort, prächt. Lage, für Familien besond. Preise. Man spricht Deutsch!

Terrass - Hôtel

große Halle in Marmor, 200 Z. od. Wohnungen, 80 Bäder, 2 Fahrstühle, Tel. in jed. Zimmer, Rundblick auf Paris. — Z. ab 25 Fcs. — 12/14, RUE DE MAISTRE, PARIS

MONTMARTRE

RESTAURANT DE LA COQUILLE

PARIS

6, RUE DU DÉBARCADÈRE
(Porte Maillot)

Erstkl. bürgerl. Küche, gepflegte Weine. Besonderheiten: Fische u. Schalltiere, französische Gerichte
Tel.: Galvani 25-95

A. BARDON, DIREKTOR

CAFÉ—BRASSERIE

Dîners — Soupers
son Bar Américain

Le Dôme

Rendez-vous international des artistes.

Zentrum des
MONTPARNASSE

Ouvert toute la nuit!

Merken Sie sich diese wertvolle Adresse für Ihre nächste Reise nach

Hotels Saint James et d'Albany PARIS

211, Rue St. Honoré et 202, Rue de Rivoli

Telegramm-Adresse: Jamalbany III Paris • Telefon: Opéra 02-30, 02-37, Inter 12-66

Das bekannte Hotel Saint James war ehemals das Palais und die Residenz König Karls X. und des Herzogs von Noailles. Heute durch einen gepflegten Privatgarten mit dem Hotel d'Albany zu einem Komplex vereinigt, gehört es, traditionsgemäß, zu den bevorzugten Häusern anspruchsvoller Gäste. Unter den vielen Vorzügen zählen wir hier nur folgende auf: äußerst zentrale Lage, die Zimmer bieten teils herrliche Aussicht auf die Tuilerien, teils gehen sie auf den Privatgarten aus. und zählen daher zu den ruhigsten von Paris, feine altfranzösische Küche, billige Preise / 300 Zimmer, 150 Badezimmer / Einen freundlichen Empfang versichert besonders allen Querschnittlesern

A. Lerche
Besitzer

AVIGNON. Hotel „Terminus“ Bes. Galtier, nahe d. Bahnhof, modernster Komfort, 100 Z., 4 Garagen, großes Restaurant, mäßige Preise.

CANNES, HOTEL REGINA Jeder Komfort, Tennis-Klubs in unmittelbarer Nähe, großer Garten, Garage. Pension ab 12 Reichsmark.

NIZZA: Hotel-Pension „SOLE MIO“ Rue du Grand-Pin — mod. Haus — gepf. Küche — Garten — man treibt Konversation und bietet günstige Gelegenheit zur Vervollkommnung der Sprachkenntnisse — Pension ab RM 5. -

Photo-Amateure, die über den Durchschnitt hinaus wollen, seien auf die wundervolle Taschen-Präzisions-Kamera Plaubel-Makina aufmerksam gemacht. Sie besitzt so wesentliche Vorteile, daß sie sich bei Kennern immer mehr einführt. Die Vorzüge dieser Klein-Kamera sind in erster Linie folgende: Die Makina gibt stets gleich ein richtiges, genügend großes Bild, so daß man nicht gezwungen ist, Vergrößerungen anzufertigen. Sie liefert scharfgestochene Bilder in der Größe $6,5 \times 9$ cm und ist für Platten und Filmpacks zu verwenden, die in diesem Format, da internationale Standardgröße, überall in der ganzen Welt an jedem Ort vorrätig und erhältlich sind. Die Makina besitzt eine große und extra lichtstarke Optik in der gewaltigen Lichtstärke von $F : 2,9$. Infolgedessen ist man in der Lage, Momentaufnahmen aus der Hand, ohne Stativ, auch bei schlechtem Licht und Wetter oder bei Verwendung starker GelbfILTER zu machen, desgleichen aber auch Nachtaufnahmen in hell erleuchteten Straßen, Lokalen, Zimmern, Theatern, Bühnen, Festsälen usw., und zwar, wie erwähnt, ohne Zuhilfenahme eines Stativs, direkt aus der Hand. Das Visieren bei der Makina erfolgt in Augenhöhe; es ergibt sich daher eine natürliche Perspektive, keine sogenannte Bauch- oder Frosch-Perspektive. Bei der Makina ist man nicht gezwungen, eine größere Anzahl Aufnahmen hintereinander machen zu müssen, vielmehr kann jede Aufnahme einzeln für sich entwickelt und kopiert werden, und das ist ein wesentlicher Vorteil, den jeder erfahrene Amateur zu schätzen weiß. Die Makina stellt zudem beinahe halbe Handarbeit erfahrenster Feinmechaniker dar, ist also kein Massenprodukt, am laufenden Band erzeugt. Ein Meisterwerk, das bei Kennern und Fachleuten überall Bewunderung erregt. Der Preis der Makina beträgt RM 265, bzw. RM 280. Die Firma Waukosin & Co., Frankfurt M., versendet kostenl. an jeden Interessenten eine Broschüre m. prachtvoll. Makina-Aufnahmen. Jede gute Photohandlung führt die Makina unverbindl. vor.



Michael Gold Juden ohne Geld

Michael Gold, einer der fähigsten und talentiertesten jungen revolutionären Schriftsteller der Vereinigten Staaten schildert in diesem Buch das Judenviertel von New York, in dem er seine Jugend verbrachte. Die schmutzigen Zinshäuser der East-Side, die Straßen der Bowery, fette Huren und heulende, karrenschiebende Händler, kreischende Weiber, kläffende Hunde, Zuhälter, Spieler, rotnasige Vagabunden, politische Schieber, Boxer und hochgewachsene Hafenarbeiter, ein endloser Zug von Eastside-Typen marschiert über die Seiten dieses Buches. Die Juden waren vor den europäischen Pogromen geflohen, voll frommem Glauben in das neue Land der Verheißung gezogen. Arm und landfremd erwarteten sie in der Eastside die Schwitzbuden, die Bordelle und die größte Not. Sie haßten die Prostituierten, ihren Beruf, aber sie konnten nichts tun, verschlossen die Augen, versuchten zu leben. Die Kinder hatten die Augen offen. Sie sahen und wußten alles.

Broschiert RM 4.—, gebunden RM 6.—

NEUER DEUTSCHER VERLAG
BERLIN W 8

Warum gerade TITUS-PERLEN?



Die neuen wissenschaftlichen Fortschritte.

„Titus-Perlen“ sind das Ergebnis der letzten Forschungen aus dem Berliner Sexualwissenschaftl. Institut der Dr. Magnus-Hirschfeld-Stiftung. „Titus-Perlen“ haben — und das ist ihr groß. Erfolg — 3 Angriffspunkte zur Einwirkung auf den Hormon-Apparat und zwar: 1. Die Inkretdrüsen, 2. die Organe, 3. das negative Nervensystem. Es ist also ein Kombinationspräparat, d. alle Möglichkeiten medikamentös. Potenzsteigerung berücksichtigt, seien diese Störungen psychischer, nervöser oder innersekretorischer Art. Daher wirken „Titus-Perlen“ meist auch da, wo andere Mittel versagten. „Titus-Perlen“ stehen unter ständ. klinischer Kontrolle des Instituts für Sexualwissenschaft, Berlin. Die wissenschaftl. Abhandlung, die Sie sofort kostenlos verschlossen erhalten, zeigt Ihnen durch zahlr. Illustrationen dargestellt, alle Ursachen, die zur Potenzschwäche führen.

Friedr. Wilhelmstädtsche Apotheke, Berlin NW 182, Luisenstraße 19. Originalpackung „Titus-Perlen“

100 Stück für Männer RM 9.80, für Frauen RM 10.80, „TITUS-PERLEN“, zu haben in allen Apotheken

Deutsche Kunst- und Auktionshäuser mit ihren Spezialitäten

BERLIN

Haus für moderne Gemälde und Graphik

GALERIE I. CASPER
Berlin W 10, Lützowufer 5

Alte Meister / Impressionisten

Galerie MATTHIESEN
Berlin W 9, Bellevuestraße 14

Zeitgenössische Kunst

Heckel, Kirchner, Klee, Otto Müller, Nolde u. a.

GALERIE
FERDINAND MÖLLER
Berlin W 35, Schöneberger Ufer 38

Gemälde alter Meister

GALERIE
FRITZ ROTHMANN
Berlin W 10, Viktoriastraße 2

KÖLN a. Rh.

GEORGE GROSZ
(Neue Arbeiten)

GALERIE ABELS
Köln, Komödienstraße 26

MÜNCHEN

Europäische Kunst
von Goya bis Beckmann

J. B. NEUMANN
& GÜNTHER FRANKE
MÜNCHEN, Briener Str. 10



Ernst Barlach: Singender Mann

HERMANN NOACK

GEGRÜNDET 1897 **BILDGIESSEREI**

Berlin - Friedenau, Fehlerstraße 8
Tel. Rheingau 133

GIEST FÜR:

ERNST BARLACH, RUDOLF BELLING, MAX ESSER,
EBBINGHAUS, DE FIORI, GAUL, O. KAUFMANN,
KOELLE, GEORG KOLBE, KLIMSCH, LEHMBRUCK,
MARCKS, REEGER, SCHARFF, SCHEIBE, SINTENIS,
TUAILLON, VOCKE, WOLF u. a.

SPEZIALITÄT:
WACHSAUSSCHMELZUNG



DIE KÖLNER WERK SCHULEN

stellen sich die Aufgabe, die Gestaltungskraft ihrer Schüler zu entwickeln und zu steigern. Der Unterricht umfaßt das ganze Gebiet der bildenden Künste, ohne einem Teil den Vorrang einzuräumen. Alles Lernen und Lehren ist von Anfang an an praktische und verwertbare Arbeit gebunden und alles Entwerfen zielt auf das Ausführen hin bis zur vollständigen Fertigstellung. Das wird ermöglicht durch ein Zusammenarbeiten mit den Werkstätten der Schulen, mit dem städtischen Hochbauamt und durch eine wirtschaftliche Abteilung, die um Arbeitsgelegenheit bemüht ist. Eine Abteilung für religiöse Kunst ist neu angegliedert. ● Die entscheidende Voraussetzung für die Aufnahme in die Schulen ist der Nachweis künstlerischer Begabung. ● Beginn des Sommer-Trimesters am 13. April 1931. Das Schulgeld beträgt für das Trimester 75 Mk. ● Weitere Auskunft durch die Geschäftsstelle der Kölner Werkschulen. Ubierring 40. Die Schulleitung

Spezialist für Kunsttransporte

CH. POTTIER

14, Rue Gaillon PARIS (2^e)

SPÉDITEUR

packt, spédiert, verzollt

für die Galerien Flechtheim,

Matthiesen, Goldschmidt, Cassirer usw.

GUSTAV KNAUER

BERLIN W62, WICHMANNSTR. 8

BRESLAU — WIEN

PARIS, 7 & 9, BOULEVARD HAUSSMANN

Sonder-Abteilung für Verpackung und Transport von Gemälden u. Kunstwerken

Pariser Buch- und Kunstmarkt

Nos catalogues périodiques
avec reproductions de tableaux, aquarelles, des-
sins et livres illustrés par les peintres contem-
porains, sont envoyés gratuitement sur demande

GALERIE A. L. P.
4, Rue Michelet - PARIS VI^e
angle Avenue de l'Observatoire

Bücher in jeder Sprache
Deutsche und englische Leihbibliothek
Die besten Neuheiten

Librairie internationale
« EDA »
6, rue Blanche, Paris IX^e

GEMÄLDE

PAUL J. GELLNER
Paris 8, 53, Rue de Ponthieu

Beaux livres illustrés EDITIONS ORIGINALES,
LIVRES RARES ET RECHERCHÉS
(Catalogue gratuit)

Librairie EDOUARD LOEWY
137, Boulevard Raspail - Paris 6^e à Mont-
Parnasse (Tägl. bis Mitternacht geöffnet)

ART, Littérature, Philosophie, Editions de Luxe
et Ordinaires, Editions Originales, GRAVURES
Bestellungen werden sofort und nach allen Teilen
der Welt ausgeführt!

AU GRAND MEAULNES
Librairie S. Paulhan
147, B^l Montparnasse, Paris VI^e

EPOCHEN:
Restauration / Louis Philippe / Second Empire
Biedermeier - Möbel, Pergestickte Bilder, Stickereien,
Glas- und Porzellanmalereien, antike Beleuchtungskörper

« OPALINE » Antiquitäten
Paris VIII^e, 27, rue Vignon
(Madeleine), Tel.: Central 10 41

Tableaux modernes

GALERIE ZAK Paris, Place
St. Germain des Prés, 16, rue de l'Abbaye
Berliner Vertretung: CLARA LANDAU
Berlin W 35, Schöneberger Ufer 31

DER QUERSCHNITT

XI. Jahrgang

Berlin, Ende Februar 1931

Heft 2

INHALT

<i>Karel Čapek</i> : Frankreich, Polen, Tschechoslowakei	73
<i>Philip Curtiss</i> : Leben des Josef Amadeus Schulze	78
<i>Jean Giraudoux</i> : Pawels Rückkehr	82
<i>Paul Wiegler</i> : Der Mann des Skandals	87
<i>Otto Stoessl</i> : Englische Anekdote	93
<i>Luise Straus-Ernst</i> : Der kölnische Karneval	94
<i>Hans Heinrich Schmidt</i> : Sitten der Stimmbilder	99
<i>Ramón Gómez de la Serna</i> : Clowns	103
<i>Nico Rost</i> : Hamburger Zimmerleute	107
<i>Hermann Rößler</i> : Vom Beruf einer Tischfliege	111
<i>Maria Piper</i> : Geïshas in Kioto	114
<i>Werner Finck</i> : Aengstliche Gedichte	119

Marginalien:

Matadore des neuen Reichstags: Dremitz, der Diktator vom Baktrog / Mrs. Lewis bedauert / Pennerlied / Grüne Woche / Geburtstage / Zwei Ateliertage = 60 Film-meter = 50 000 Mark / Aus alten Opern / Zweimal Kölner Dom / 4711 und Gegenüber / Künstlerverein Malkasten / Die Bohème hat's gut — in Japan / Die erste deutsche Filmkritik / Bücher- und Schallplatten - Querschnitt

Mit 20 Zeichnungen im Text und 32 Kunstdrucktafeln

Umschlagbild nach einem Stich von Gavarni

Herausgeber: H. v. Wedderkop — Chefredakteur: Victor Wittner

Sachliche Schönheit
ist das Kennzeichen der neuen
SOENNECKEN



ZWECKMÖBEL

Gut zueinander abgestimmte Maße, ausgezeichnetes Material, handwerklich und technisch hochwertige Verarbeitung ergeben eine ausgezeichnete Wirkung. Verlangen Sie ausführl. Sonderprospekt Nr. 02202 M

F. SOENNECKEN · BONN

BERLIN W 8, MOHRENSTRASSE 58/59 · LEIPZIG, MARKT 1 (ALTES RATHAUS)

„Die Seele wird heiterer“

Aus Professor Emil Orlik's Beurteilung der tonreinen Electrola Musikinstrumente:

„... eben habe ich das köstliche Trio von Schubert angehört. Da wird die Seele heiterer! Ihr großer Electrola-Apparat ist ein Meisterwerk der Technik! ...“

Emil Orlik

Diese ehrliche Begeisterung aus so berufenem Munde ist das höchste Lob, das Electrola zuteil werden kann. Und in dem wundervollen Modell 520 — elektrisch reproduzierend für Rundfunk und Plattenwiedergabe — ist die Klangschönheit und Naturtreue überwältigend. Vorführung in den Electrola Verkaufsstellen und Filialen sowie auf Wunsch im eigenen Heim. Zwei Titel jetzt schon für RM 3.25. Preisliste sowie Probenummer unserer Hauszeitschrift „Skizzen“ bereitwilligst.



Professor Emil Orlik

• **ELECTROLA** •

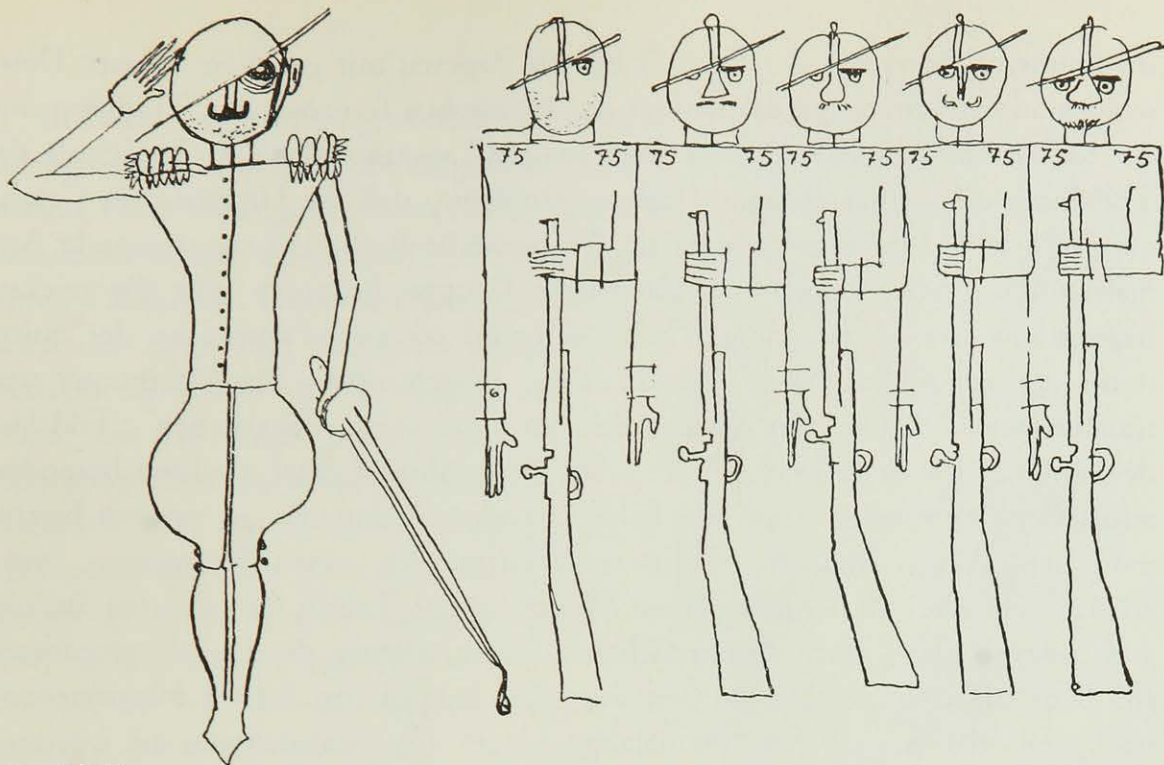
BERLIN

KÖLN a. Rh.

FRANKFURT a. M.

LEIPZIG

Autorisierte Electrola Verkaufsstellen an allen Plätzen



Hans Pfeiffer

Die tapferen 75er

Frankreich und Polen

Utopisches Tagebuch

Von

Karel Čapek

Frankreich

Durch lange Jahrzehnte hat die französische Demokratie mit außerordentlichen Schwierigkeiten gekämpft. Im Parlament waren nämlich 97 verschiedene politische Parteien, Fraktionen und Gruppen vertreten, darunter befanden sich 5 monarchistische, 3 katholische, 3 der rechten Mitte, 19 Zentrumsparteien, 26 Parteien der republikanischen Einigung, 3 Maginot-Gruppen, 6 Fraktionen, betitelt „des gesunden Menschenverstandes“, 11 nationale Parteien, 6 radikale, 7 sozialistische und 8 kommunistische. Die größten Schwierigkeiten lagen darin, daß, nehmen wir an, jede Partei der republikanischen Einigung jegliche Zusammenarbeit mit den übrigen fünfundzwanzig Parteien der republikanischen Einigung ablehnte: oder wenn eine Zentrumsgruppe in die Regierung eintrat, so eröffneten die übrigen achtzehn Zentrumsgruppen die schärfste Opposition gegen die Regierung. Infolgedessen lösten die Kabinette einander mit ungewöhnlicher Schnelligkeit ab: niemand wollte mehr die Funktion eines Regierungschefs übernehmen.

Um diese Zeit interessierte sich das intellektuelle Paris weit mehr für den Kampf zweier literarischer Gruppen: der Brasserie Dumesnil auf dem Boulevard Montparnasse und des Café „Aux deux magots“ auf dem Boulevard Saint Germain.

Im Dumesnil herrschte der Dichter Marcu Popescu mit gewissen Russen, Deutschen und Schweden, die das Banner der klassischen französischen Tradition und des Latinismus schwangen. „Aux deus magots“ versammelte sich die Schule der Tralalisten oder Chantéisten, welche verkündeten, daß die Urpoesie ein Gesang ohne Worte sei; daneben priesen sie die herrliche Barbarei und glänzende Animalität des großen Primitiven. Zu dieser Gruppe bekannte sich die reichste französische Jugend mit einigen Herzögen und schönen Frauen: an der Spitze stand der athletische Neger Gaston Tata, Abgeordneter für Martinique und tralalistischer Dichter, der allnächtlich im Café seine ekstatischen „Tralalas“ deklamierte. Dieser schwarze Riese erbot sich während einer gewissen besonders schwierigen politischen Krise zur Schaffung eines Kabinetts: er gewann hierfür zwei Beis, Abgeordnete für Tunis und Marrakesch, einen Senegalesen, einen Madagassen, drei Annamiten, einen Mischling aus Tahiti, den Prinzen Babuka vom Stamme Haus, einen Kambodschaner, einen Italiener, der zum Abgeordneten für Südfrankreich gewählt worden war, den kabylichen Schejk Mansour und noch drei oder vier andere Kolonialabgeordnete. Da veranstalteten die Literaten und Studenten vom linken Seineufer begeisterte Demonstrationen auf dem Boul' Miche; Gaston Tata an der Spitze der Demonstranten zertrümmerte die Brasserie Dumesnil und bestrich die lateinische Literaturgeneration mit Wagenschmiere. Nach diesem Erfolg rief er sich zum Sieger aus und gab dem Parlament bekannt, daß er jeden politischen Widersacher mit Wagenschmiere anstreichen werde. Ganz Paris fand, daß Gaston Tata entzückend und sehr amüsan sei; ernste politische Kreise erwarteten sodann, daß die Regierung dieses robusten Negers die französischen Kolonien inniger mit dem Mutterlande verknüpfen werde. Das geschah denn auch. Gaston Tata verkündete das Regime der großartigen Barbarei, errichtete an Stelle der Präfekturen Sultanate und erwählte als Gattinen sechshundertundsiebenunddreißig Frauen, zumeist Schriftstellerinnen und Tänzerinnen. Seine Popularität ist ungeheuer; mehr als fünftausend Neger leben davon, daß sie in den Kabaretten Gaston Tata inmitten seines Harems von nackten Schriftstellerinnen darstellen, mit mächtiger Bruststimme „Tralalas“ singend. Vor einer Woche hat der Erzbischof von Paris mit echtorientalischem Pomp den zweihundertfünzigsten Sprößling Tatas auf den Namen Dada getauft. Bei dieser Gelegenheit versuchten einige traditionelle Anarchisten, gegen den Klerikalismus zu demonstrieren; aber dank der Wachsamkeit des Pariser Polizeipräsidenten, des Schejks Mohammed ben Bsiri, wurden die Ausschreitungen von den Polizeibeduinen unter ausgiebiger Unterstützung seitens der Pariser Damen der Halle erstickt. Die Unruhe in den nördlichen Bezirken dauert an, anscheinend von Ausländern aus Osteuropa genährt, die sich durch diese Bevorzugung der französischen Eingeborenen zurückgesetzt fühlen. Die senegalische Polizei, mit Kriegsfarben bemalt, ist jedoch Herrin der Situation. Es wurden einige hundert Russen, Deutsche, Grusinier, Rumänen und Letten verhaftet, welche Flugblätter mit der Losung: „Gebt Paris den Parisern wieder!“ verteilt haben.

Polen

In Polen wurde ich ungewöhnlich gut aufgenommen; ich wurde in verschiedene adelige und politische Klubs eingeführt, wo ich die Fürstin Cz., die Gräfin W. und andere bedeutende und unwiderstehliche Persönlichkeiten kennenlernte. Ich muß konstatieren, daß die polnischen Damen über alle Maßen schön und bezaubernd sind. Während in Frankreich heute ein koloniales, kreolisches Französisch herrscht, wird die reine und klassische Sprache Racines nur mehr in Warschau gesprochen. Ich bin ungeheuer begeistert von dem polnischen Gesellschaftsleben. Leider kann ich über die hiesigen Verhältnisse nicht ausführlicher schreiben, weil ich gerade zu einem Ausflug eingeladen bin; aber sie sind einfach bezaubernd.

NB. Im Sejm können sich dem Vernehmen nach die politischen Parteien nicht einigen: infolgedessen hat der junge Leutnant Konietopski mit zwanzig Soldaten den Sejm auseinandergejagt und den Vorsitzenden des Sejm zum Duell gefordert.

Das Menu von gestern abend:



van Hauth



Erwin v. Kreibitz

Eczevisses sauce Beaumarchais

Potag Windsore

Saumon à la Lorraine

Filet Deauville

Esparges de Beaune

Crème chocolat Gaston Tata

Glace Monaco

Fruits.

Vins: Château Yquem 1961

Châteauneuf du Pape 1943

Clos de Marsan 1986

Grand Cordon Vert

Liqueurs.

PS. In Lodz sind infolge Arbeitslosigkeit blutige Unruhen ausgebrochen. Am meisten trägt man ganz leichte und kurze Toiletten aus Musselin, mit Handstickerei aus glänzenden Korallen verziert, mit leichtem Pelzbesatz (Chinchilla, weißen Hermelin).



Kiril Arnstam

Anhang über die Tschechoslowakei

Nach der denkwürdigen goldenen Blüteperiode unseres Staates war eine Zeit des tiefen Verfalls eingetreten, verursacht einerseits durch innere Uneinigkeit, andererseits durch schwere Mißerfolge auf außenpolitischem Gebiet. So waren wir im kanadischen Hockey unter den europäischen Staaten an siebente Stelle geraten; wir hatten unsere Weltamateurmeisterschaft im Tennis verloren, und unser Fußball war Wien im Verhältnis sieben zu eins unterlegen. Dadurch geriet unser alter nationaler Idealismus ins Wanken, und auch unser vormaliges Selbstbewußtsein, das uns behaupten machte, wir würden Europa Mores lehren, war erschüttert. Nationaler Kleinmut verschärfte die Parteizwistigkeiten in unerhörtem Maße.

Unter diesen trostlosen Verhältnissen schwang sich A.C. Sparta dank seinem Kapitän Lojza zu Leistungen empor, die unserer hussitischen Vergangenheit würdig waren. Er besiegte Wien mit einer Differenz von zwei Toren, schlug die Magyaren mit einem Score von 4 : 3 und versetzte schließlich den Engländern 6 : 3, Halbzeit 2 : 2. Damals fühlten wir, daß der alte böhmische Löwe wieder erwacht sei. Kapitän Lojza wurde Regierungschef oder, wie man richtiger sagt, Kapitän der Minister-Elf. Sein linker Flügel, der herrlich mit dem Ball fliehende Schtrup, wurde Außenminister, der glänzende Hintermann Jara Poch Kriegsminister.

Mit dem Sparta-Kabinett schien das Regime der tatsächlichen und ersten Autorität erneuert zu sein; da geschah es, daß in dem Kampf um die Meisterschaft von Böhmen S. K. Slavia die Regierungs-Sparta 1 : 0 besiegte. Die Nation teilte sich wieder in mehrere Lager: die einen behaupteten, das entscheidende Goal sei offside geschossen worden und der Schiedsrichter überhaupt ein Nebelspalter; ein anderer Teil der Öffentlichkeit war der Ansicht, daß in der Politik internationale Belange entschieden, wie etwa ein Sieg über Wien und Budapest, und daß ein



Mongolische Kämpfer

Press-Clichee Moskau



Hollywooder Sportstudenten

Photo Kurt und Margot Lubinski



Die Filmschauspielerin Trude v. Molo

Photo Georg Lorant



Frau Edith Rosenheim, Berlin

Photo Block



Schönheitspflege

International Graphic Press



Der polnische Ringkämpfer Stanislaus Zbysko

Photo Sport & General



St. Moritz

Photos Steiner, St. Moritz

bloßer Wettkampf um die Meisterschaft von Böhmen keine politische Reichweite besäße; der dritte Teil jedoch erklärte mit großem Radau, die Sparta solle sich mit ihren Auslandserfolgen ausstopfen lassen; regieren solle derjenige, der daheim der Stärkste sei; wir hätten dieses ewige Schieben schon satt, was würde Europa dazu sagen? Um diese Frage herum bildeten sich zwei große politische Blöcke: der eine (im allgemeinen der Linken entsprechend) erblickte den Schwerpunkt der Politik überhaupt in dem sogenannten internationalen Kräftespiel. Der andere Block (wir könnten ihn den konservativen nennen) verharrte hingegen auf dem Standpunkt, daß wir uns nur um unsere heimatlichen Wettkämpfe kümmern sollten; denn hier, dem heimatlichen Boden, entspringe die wahre nationale Energie; wir brauchten nicht zu bangen, daß wir Europa nicht klein kriegen werden, sofern wir nur auf unseren eigenen Rasenplätzen wüchsen. Infolge dieses stürmischen Meinungs austausches (während dessen die Polizei zu wiederholten Malen einschreiten mußte) übernahm die Slavia, an deren Spitze der Kapitän Lada Fara stand, das Kabinett; Kriegsminister wurde diesmal ein Mann aus der Stürmerreihe. Das neue Kabinett faßte sogleich festen Fuß, namentlich durch seinen Sieg über Viktoria Zizkov (4:2) und hat meines Wissens bis zum heutigen Tage die Regierung inne, obgleich Sparta es der gemeinsten Fouls bezichtigt.

Diese politische Entwicklung unseres lieben Vaterlandes weist zwei bemerkenswerte Dinge auf: vor allem, daß die Politik überall immer mehr in die Hände der Professionals übergeht; es ist nur folgerichtig, daß wir bei uns zu diesem Behuf echte Professionals aus den Fußballklubs erwählt haben. Zweitens wird ersichtlich, daß es in den meisten Staaten dem Volkscharakter entspricht, wenn sich das Volk in zwei Lager teilt. Bei einer solchen Teilung hat jeder Bürger jemanden, mit dem er zusammenhalten und den er hassen kann; sein politischer Haß zersplittert sich nicht in verschiedene Ideen Nuancen und grundsätzliche Gegensätze; er ist aus einem Guß und gleichsam instinktiv. Dem echten politischen Menschen ist nicht so sehr darum zu tun, was eigentlich sein Gegner will; die Hauptsache ist, daß er aus dem anderen Lager stammt. Die Menschen könnten einander nicht so leicht hassen, wenn sie nicht durch verschiedene Farben bezeichnet wären. Daher entspricht die Politik so gut gewissen Grundtrieben der menschlichen Natur. Es fehlt zwar nicht an rechtschaffenen Stimmen, welche fordern, daß Slavia und Sparta sich im Namen der allnationalen Einigkeit zu einem einzigen politischen Team zusammenschließen; aber es hat sich bei einer Reihe internationaler Scharmützel erwiesen, daß eine kombinierte Mannschaft der beiden Klubs niemals so aufopfernd und begeistert für die Ehre des Vaterlandes spielt, als wenn die beiden Klubs gegeneinander spielen, beflügelt von der Idee, den Burschen von dem andern Klub eins zu versetzen. Alte Leute, die sich noch dessen entsinnen können, behaupten, daß es auch bei den früheren mehr oder weniger ideellen politischen Zwistigkeiten ähnlich gewesen sei; hieraus ist zu ersehen, daß die Verhältnisse bei uns alles in allem konsolidiert sind.

(Deutsch von Otto Pick)

Leben und Briefe des Josef Amadeus Schulze

Von

Philip Curtiss

Schon in meinen Knabenjahren hatte ich den heimlichen Wunsch, Historiker zu werden. Mehr als das, ich wollte ein großer Historiker werden. Nicht, daß ich je ausgesprochen in dieser Richtung gearbeitet hätte. Ich bin nicht einmal sicher, ob Geschichte als solche mich jemals wirklich interessiert hat — es ist der



Herbert Landau

Stil der Geschichtsschreibung, der es mir angetan hat. Was manchen Menschen der Jazz und andern Oratorienmusik, das ist mir die tönende Phraseologie der Geschichte. Statt in der geheiligten Einsamkeit des Badezimmers „Donna e mobile“ hinauszuschmettern, ertappte ich mich dabei, wie ich sinnlose Sätze vor mich hinmurmelte: „Während Claudius sich dem ausschweifenden Wohlleben des Siegers hingab, sammelten sich an den Ufern des Tajo feindliche Heere.“ Oder: „Dem Vorstoß der Whigs folgte alsbald ein Gegenstoß der Föderalisten.“

Hätte ich zu Herodots oder Plutarchs Zeiten gelebt, ja wäre ich nur ein Zeitgenosse Macaulays oder Rankes gewesen, ich wüßte nicht, was der Erfüllung

meines Wunsches im Wege gestanden hätte. Zu jener Zeit dürfte es eine vergleichsweise einfache Sache gewesen sein, Geschichtsschreiber zu werden. Es genügte, die Ereignisse herauszugreifen, die eine bestimmte Person oder Periode betrafen, und sie ordnungsgemäß aneinanderzufügen, das heißt, mit dem Anfang anzufangen und mit dem Ende zu enden. Als ich die Universität verließ, entdeckte ich ein seltsames Phänomen, das mich damals in tiefe Bestürzung versetzte und seitdem dauernd beunruhigt. Ich entdeckte nämlich, daß heutzutage alle Menschen alles zu wissen scheinen und daß sie überdies ihr Wissen nicht einem stumpfen Bücherstudium oder langweiligen Lehrkursen verdanken, vielmehr, daß es ihnen angeboren zu sein scheint oder daß sie es instinktmäßig erworben haben. Allem Anschein nach besitzen sie die Gabe, ihr Wissen auf irgendeine, bisher unaufgeklärte, Weise der Luft zu entziehen.

Denken Sie zum Beispiel an Madame de Staël. Ich glaube sagen zu können, daß ich zu jener Zeit über eine anständige Durchschnittsbildung verfügte, und mein tägliches Lesequantum übertraf das der meisten Menschen; trotzdem gelang es mir nicht, etwas Genaueres über Madame de Staël zu erfahren. Ich will offen gestehen, daß ich die längste Zeit geglaubt hatte, diese Dame habe, gemeinsam mit Madame de Maintenon und Madame Dubarry, den Harem Ludwigs XIV.

oder Ludwigs XVI. oder gar den Robespierres verschönt, und erst kürzlich lichtete sich ein wenig der Nebel, und ich möchte daher allseits um Entschuldigung bitten.

Doch alle übrigen Menschen scheinen Madame de Staël ganz genau zu kennen. In den letzten zwanzig Jahren habe ich kein Buch, keine Zeitschrift gelesen, die nicht beiläufig auf Madame de Staël Bezug genommen hätten: doch keine und keines verriet mir, wer Madame de Staël tatsächlich gewesen ist. Natürlich hätte ich im Lexikon nachschlagen können, doch für einen angehenden Historiker schickt sich das nicht. Das Gleiche gilt natürlich von hundert andern Namen, von Guizot, Gambetta, Potemkin und Lord Holland. Wie immer ich es auch anstelle, Gambetta bleibt für mich eine geheimnisvolle Größe, trotzdem jedes Buch, das mir in die Hand kommt, hochmütige Hinweise hinausschleudert, scheinbar in der Annahme, daß jeder halbwegs gebildete Mensch von der Wiege an mit ihm auf du und du steht. Noch schlimmer ist es — bei den modernen Autoren — mit den endlosen Ludwigs und Herzögen von Orléans. Wenn früher ein Geschichtsschreiber einen Ludwig erwähnte, so ließ er den Leser wenigstens wissen, ob Ludwig XIV. oder Ludwig Bonaparte gemeint ist; heute herrscht die sympathische Mode, über eine einzige Seite drei Ludwigs zu streuen, und der arme Leser darf erraten, daß mit dem erstgenannten Ludwig der Fromme, mit dem zweiten Ludwig von Neapel (Vetter zweiten Grades von Anna von Thüringen) und mit dem dritten irgendein kleiner Ludwig linker Hand gemeint ist, der es niemals zu etwas gebracht hat. Und wenn man unvermutet einen Herzog von Orléans an den Kopf geworfen bekommt, so sagt das vielleicht manchen Leuten sehr viel, für mich könnte es ebensogut heißen: der Bürgermeister von Buxtehude.

Bis vor ein oder zwei Tagen sah meine Zukunft als Historiker recht düster aus. So weit ich die Sache beurteilen konnte, hätte ich, selbst bei täglich zwölfstündigem Studium, nach siebzig Jahren ungefähr so viel gewußt, wie der Durchschnittsleser oder -schreiber schon heute zu wissen scheint. Was bliebe mir also in diesem, dem besten Fall zu sagen übrig? Doch mit einemmal kam die Erleuchtung. Wenn *sie* alles wußten, wozu brauchte ich dann alles zu wissen! Meine Aufgabe konnte einzig und allein darin bestehen, ihrem Gedächtnis nachzuhelfen.

Und aus dieser Erkenntnis erwuchs mein großes historisches Werk, das, wie ich zuversichtlich hoffe, noch vor Jahresende die Druckerpresse verlassen wird. Es befaßt sich mit einer faszinierenden Persönlichkeit, mit *Josef Amadeus Schulze* (Leben und Briefe des Josef Amadeus Schulze). Und wer, fragen Sie, war dieser Josef Amadeus Schulze? Tja, das ist ja eben der heikle Punkt. Wenn Sie es nicht wissen, werden Sie es auch nie erfahren, wenigstens nicht aus meinem Werk. Josef Amadeus Schulze ist, kurz gesagt, meine Rache für Guizot, Lord Holland, Potemkin und Madame de Staël.

„Ich habe soeben einen Brief von ‚petit Jo‘ erhalten, von dem großen Sonderbaren Josef Amadeus Schulze“, so schreibt Madame de Staël an Carlmetz in den Tagen ihrer ausklingenden Freundschaft. Mit diesen Worten charakterisiert eine der klügsten Frauen der Geschichte einen der klügsten Männer. Mehr Dichter als Staatsmann, mehr Staatsmann als Dichter, halb Soldat, halb Friedenskünder, halb heimatloser Vagabund, halb in der Scholle verwurzelter Landjunker — Heiliger und Verbrecher, Gelehrter und Charlatan — das war Josef Amadeus Schulze.

So. Wäre das nicht ein schmissiger Anfang? Sehen Sie den Mann nicht geradezu

vor sich? Ist das nicht ungleich effektvoller als das langweilige altmodische: Josef, Amadeus, Marie, Constantin Schulze wurde am 22. Mai 1832 in dem Dorfe Neicy, nahe der deutschen Grenze, geboren. Und um wieviel einfacher, wenn man sich über einige Daten informieren will! Nachdem ich also Josef Amadeus Schulze als ausgewachsenen Mann in Ihr Bewußtsein gesprengt habe, was soll zunächst geschehen? Das ist sehr einfach. Ich werde Ihnen das Paris von 1832 schildern. Und was weiß ich von Paris?

„Das Paris von 1832“, schreibt Madame de Staël, „glich einem Narrenhaus.“

Aber obwohl Sie entschieden Anspruch auf einige Daten aus Josef Amadeus Schulzes Leben haben, wird kein richtiger moderner Historiker Ihren Tatsachenhunger jemals befriedigen, so zum Beispiel Ihnen berichten, wo er zur Schule gegangen ist, ob er einem Sportklub angehört hat und wie er es zu Wege gebracht hat, als Grandseigneur zu leben und in den europäischen Metropolen in der ersten Gesellschaft zu verkehren, obwohl er keinen Sou in der Tasche hatte — doch wird es mein ernstes Bemühen sein, Ihnen das Seelenleben Schulzes bis aufs letzte zu enthüllen. Welch besseren Mittler gäbe es hierfür als seine eigenen Briefe?

„Meine liebste Chu-Chu“, schreibt Schulze zur Zeit, als er noch in der Rue Racine wohnte — Chu-Chu war ein Kosenamen für seine jüngste, damals sechsjährige Schwester —, „du ahnst nicht, wie mein Herz sich nach Dir, der lieben Mama und dem lieben Papa sehnt. Was machen Fritzie (ein junges Kaninchen) und der Kardinal und Belisarius?“ (ein Meerschweinchen und eine Ziege).

Nichtsdestoweniger machen sich Anzeichen bemerkbar, daß Schulze sich seiner zur Entfaltung drängenden Kräfte bewußt wird; denn noch in der gleichen Woche sehen wir ihn an Guizot schreiben. Kopien dieses Briefes wurden im Nachlaß Potemkins, Lord Hollands, des Grafen Cavour und Ruskins aufgefunden.

„Oh, über die unendliche Schaltheit“, schreibt der Jüngling nunmehr aus der Rue Grossmann. „Gestern sah ich Gambetta, das Gespräch ging ausschließlich um die Ereignisse des neunundzwanzigsten. Augenscheinlich hat diese arme, wahnsinnige Nation sich nun endgültig entschlossen, ihre Seele zu verkaufen. Kashovski erschien bei mir, um mich über das russische Vorhaben zu unterrichten; doch ich glaube ihm nicht. Franz Schubert, Liszt, Ferdinand Lesseps zählten zu meinen Besuchern, später gesellte sich auch Richard Wagner zu uns, verdrossen wie ein Bär. Zuweilen frage ich mich, ob das Dasein überhaupt lohnt. Meine Kopfschmerzen werden immer schlimmer.“

Doch wir dürfen nicht glauben, daß das ganze Leben düster und freudlos für Schulze verlief. Denn tatsächlich erhalten wir von Lord Holland, der ihm zum erstenmal in Baden-Baden begegnet, ein ganz anderes Bild.

„Ich schlenderte gemächlich durch die Brunnenstraße“, schreibt Lord Holland („Mein Leben“, von George Lord Holland, Murdoch & Stoanes), „als ich eines bedeutenden jungen Mannes gewahr wurde. Der Eindruck war in der Tat so mächtig, daß ich eilends umkehrte, in dem Bemühen, diesen Eindruck durch eine zweite Begegnung zu vertiefen. Für Sekunden verweilte mein Blick auf den großen Zügen. ‚Voilà‘, sprach ich zu mir selbst, ‚voilà, sieh da, ein Mensch!‘

„Schulze stand zu dieser Zeit zwischen dem zweiunddreißigsten und dreiunddreißigsten Lebensjahr. Er war von mittlerer Größe, weder klein noch groß, hatte braunes Haar, eine edle, nicht übermäßig hohe Stirn, eine wohlgeformte Nase, Augen von unbestimmter Farbe, die aber fest aus dem Gesicht blickten.

Das Kinn war weder scharf noch weich, trotzdem: eine fesselnde Erscheinung. Ich erinnere mich, daß er einen mäßig langen Mantel und ein Halstuch aus feinem Muslin trug, das zugleich nachlässig und modisch wirkte.

„Noch am gleichen Nachmittag suchte ich ihn gemeinsam mit Gladstone in seinem bescheidenen Quartier im ‚Roten Ochsen‘ auf. Trotz seiner unvollständigen Toilette, an der ein jäh abgebrochener Nachmittagsschlaf Schuld trug, drängten sich zwanzig bis dreißig Personen in dem kleinen Raum, darunter die Prinzessin Feodora, Graf Cavour und Murphy, der Rekordgewichtsstemmer. Bei unserem Eintritt empfing uns herzliches Lachen, und wir wurden belehrt, daß ein eben stattgefundenes Vorkommnis die Ursache der ausgelassenen Fröhlichkeit bilde. Der Wirt sei mit einer Rechnung über fünf Mark erschienen, worauf Schulze ihm das Zitat des Thukydidēs: „*Εἶνε λέχεσλιχε κλεῖνιγχει*“ versetzt habe.

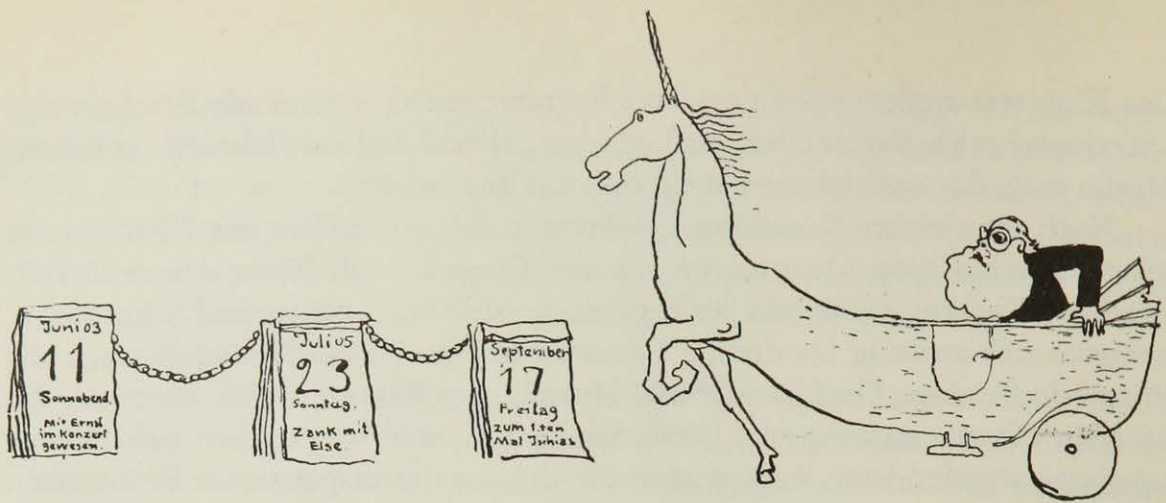
„Nie zeigte Schulze mehr geistreiche Laune, denn kaum waren Wein und Biskuits gereicht worden, schien ein inneres Feuer in ihm zu erglühen, und er sprach unaufhaltsam bis zwei Uhr morgens. Ich erinnere mich, daß Cavour ihn mit der Frage unterbrach, ob er Männer oder Frauen für wichtiger halte. Ohne einen Augenblick des Zögerns wandte sich Schulze der Prinzessin zu: ‚Wem wichtiger?‘ Es war eine unvergeßliche Szene.“ —

Und so, Schritt um Schritt, will ich Schulze durch die einzelnen Phasen seines seltsamen und abenteuerlichen Lebens folgen. Natürlich spielte er auch in der Romantischen Bewegung eine Rolle, war mit Froissant, de Cuivres, Fouqué, Chamisso, kurz, mit der ganzen Gesellschaft — Sie wissen schon, wen ich meine — verbandelt, doch zu seiner vollen Majestät entfaltet sich sein Genie erst in der Krise des Jahres vierundfünfzig. Wissen Sie, welche Bewandnis es mit dieser Krise hatte? Wie, mein geneigter Leser, das wissen Sie nicht? Dann lesen Sie eiligst das Kapitel XVIII meines Werkes nach, das also beginnt: „Die Krise von vierundfünfzig fand Schulze in Wien, angstvoll auf Nachricht harrend.“ Ich bedauere, Ihnen sagen zu müssen, daß, gleichgültig, ob Schulze die ersehnte Nachricht erhielt oder nicht, sie *Ihnen* jedenfalls vorenthalten bleiben muß. Sie erfahren lediglich, daß die Krise von vierundfünfzig Schulze als gebrochenen Mann zurückläßt. Noch ein halbes Dutzend Jahre „durchstreift er Europa die Kreuz und Quer, von seinem Husten immer heftiger gepeinigt“. Schon ist das Ende nahe, und Guizot, Gambetta, Lord Holland und Murphy, der Rekordgewichtsstemmer, mögen sich bereit halten, ihm die Augen zuzudrücken. Noch drei oder vier Kapitel, in denen jeder von ihnen die letzten Augenblicke schildert, und Josef Amadeus Schulzes Leben und Briefe sind bereit für den Druck.

Schmeichle ich mir ernstlich, daß das Publikum sich für diese bezaubernde, rätselvolle Persönlichkeit erwärmen, daß dieses Werk mir zu einem Platz in der Reihe der bekannten Historiker verhelfen wird? Offen gesagt, ja, denn da ist eine Kleinigkeit, die ich bisher unerwähnt gelassen habe, eine kleine Mitteilung, auf die, wie ich im Stillen hoffe, tausende Menschen gespannt warten. Das Werk wird mit zwei versiegelten Blättern abschließen, die man nur öffnen darf, wenn man den vollen Ladenpreis von fünf Dollars bezahlt. Und auf einer der Innenseiten werden die denkwürdigen Worte zu lesen sein:

Staël, Madame de, französische Schriftstellerin, 1766—1817.

(Deutsch von Rosie Fuchs)



Hans Pfeiffer

Erinnerung

Pawels Rückkehr

Von

Jean Giraudoux

Am Abend jenes Tages befand ich mich in einem Bett des Hospitals zu Châteauroux, als es klopfte und ein amerikanischer Pfleger mir einen Brief hinhielt: „Eben sehe ich Ihren Namen auf der Liste Neueingetroffener“, stand zu lesen. „Waren Sie früher Schüler der Pension Kießling in München? Ich bin Pawel Dolgoruki.“

Pawel Dolgoruki! Mein bester Freund aus der Münchener Zeit! Schon an der Bahn trafen wir uns, standen uns dicht gegenüber, waren von Moskau und Paris einander entgegengefahren . . . Er hatte seinen Koffer verloren und trug während der ganzen ersten Woche unserer Freundschaft meinen Sonntagsanzug . . .

Als er meine Freude sah, brachte der Amerikaner einen Füllfederhalter zum Vorschein, und so schrieb ich denn unter die paar Zeilen mit der gleichen Tinte, (wie deren Übersetzung nahm mein Satz sich aus): „Komm schleunigst. Ich darf mich nicht rühren. Sechzehn Jahre blieb ich ohne Nachricht von Dir, denn Du hast meine Karte aus Besançon nie beantwortet . . .! Wie froh bin ich, Dich wiederzusehen!“

Der Amerikaner kam bald zurück und streckte mir das Blatt entgegen. „Lieber Jean!“ schrieb Pawel, „welches Mißgeschick! Ich kann nicht zu Dir kommen, mein Bein ist übel zugerichtet; morgen um sechs Uhr werde ich nach Bourges gebracht zur Operation. Aber schreib mir, schreiben wir uns, ich schicke Dir Antwort . . .“

Der Mond war schon zur Ruhe gegangen; alles Licht erstarben; nichts Helles fand sich mehr im Hospital, in Châteauroux — es war dem amerikanischen Pfleger nicht darum zu tun, zu fallen oder sich zu stoßen — außer dem kurzen Weg, der über Treppen und Ecken sich wand, von jedem unserer Zimmer hin zum unerreichen Freunde . . .

„Lieber Jean! Was hast Du mit Deinem Leben angefangen?“, schrieb mir Pawel. Er entließ den Pfleger mit nur einem einzigen Satz auf die Wanderschaft.

Pariser Theater

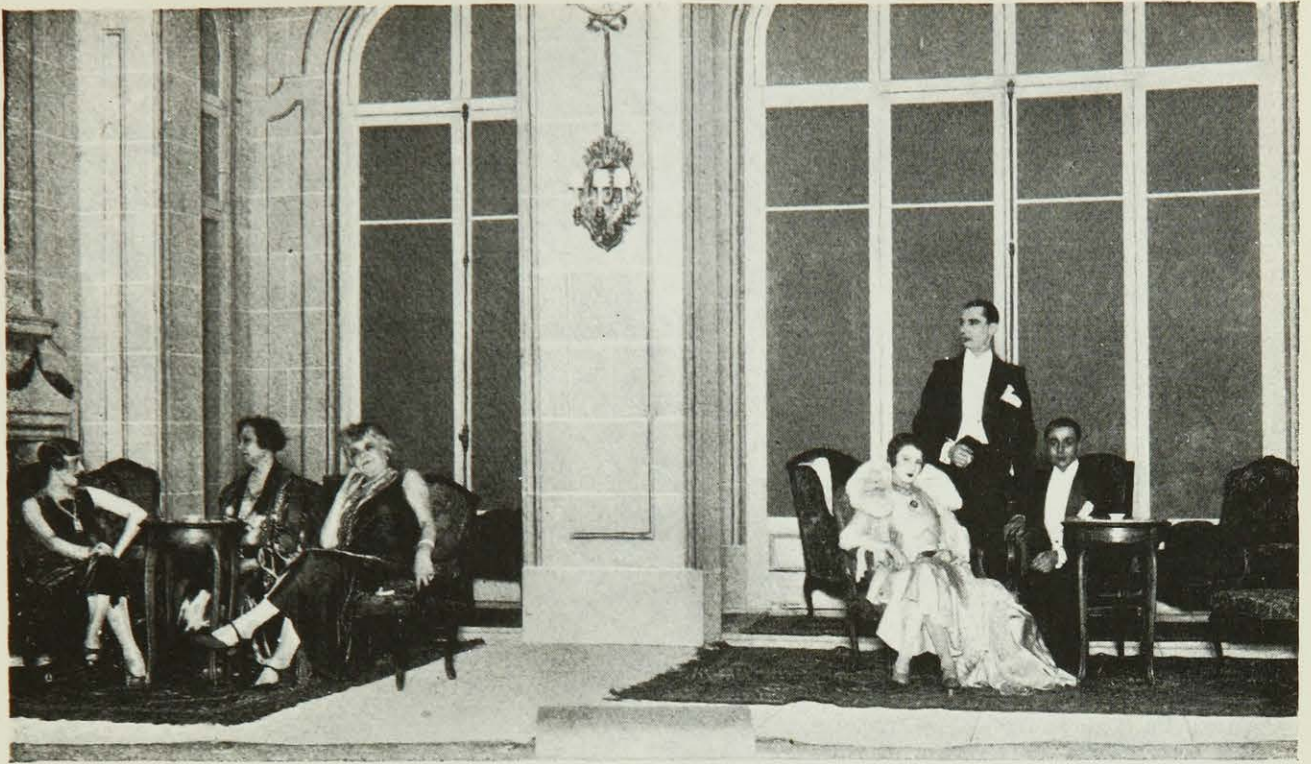


Photo Henri Manuel

Szene aus Bourdets „Sexe faible“



Photo G. L. Manuel-Frères

Alice Cocea in Savoires „Petite Cathérine“



Photo Associated Press

Rendezvous in New York: Der Tenor Giovanni Martinelli, Giulio Gatti-Casazza, der Direktor der Metropolitan-Oper, Marie Jeritz, Professor Einstein, Oscar Straus



Photo Keystone View

Ovation in New York: Paderewski inmitten einer Deputation preisgekrönter Musikschüler,
die ihm einen Pokal überreichen



Duchesse de Clairmont-Tonnère



Prinz Victor de Broglie (der nobelpreisgekrönte Physiker)

Photos Edda Reinhardt

genießen . . .! Auch unseren letzten Monat, denn — wissen Sie es schon — daß ich zu Pfingsten heirate?“

So wollte der Zufall, daß unsere Berufe aufgedeckt wurden durch die Hand, die jedem von uns beiden am süßesten, am bittersten war. Letzten Sinnes durch die gleiche Hand. Gewißlich bin ich der am meisten Maler seiende Dichter. Nur von Feldern umgeben, kann ich schreiben, Reime tauchen nur in mir auf, wenn ich Gleichartiges sehe; das sich entziehende Wort kann ich nur fassen, wenn sich ein Mensch regt, Bäume sich verneigen. Mit einem Zeigefinger, der den anderen Fingern gestattet, die Feder zu halten, zeichne ich jeden Satz vor mir in die Luft, bis er seine wahre Form gefunden hat. Ganz wider Willen schreibe ich die Namen meiner Freunde mit der Handschrift eines jeden, und meine Manuskripte scheinen besät mit ihren Namenszügen; an Regentagen fühle ich mich meines Berufes entledigt wie die Flieger, die Maler; vor Frauen sitze ich und schreibe wie vor einem Modell; kein Wort über sie, das mir in einer größeren Entfernung, als fünf Meter weit von ihnen, einfallen würde.

Pawel schien weniger befriedigt als ich zu sein.

„Oh, Du dichtest also!“ schrieb er. „Ich weiß kaum, ob ich mich darüber freuen oder betrüben soll. Alle Kameraden, die, als ich sie verließ, Jura, Chemie oder Geschichte studierten, finde ich schicksalsvoll wieder, als Architekten, Bildhauer und Kupferstecher. Beim zweiten Zusammentreffen hat sich ihr Beruf dann noch weiter vergeistigt, sie sind Dichter, Musiker. Wie verwandelt werde ich sie wohl beim dritten Wiedersehen finden? Meine Freunde altern nicht, sie ver- rauchen! Wenn ich in einem Salon braver Bankiers- und Gesandtschaftsrats- Gesichter ansichtig werde, umschleiern sich, je näher ich komme, ihre Augen, der Kiefer verlängert sich, und ich muß erfahren, daß es Maler- und Bildhauer- Gesichter sind. Ich spreche mit meinem Tischnachbar, und ein berühmter Redner gibt mir Antwort. Für meinen Geschmack ist zu viel Echo in der Welt. Und nun, Du Ärmster, zwingst Du mich zu den gleichen Vorsichtsmaßregeln? Du dichtest, ich male, sonderbarer Fall! Unser beider Herz hält sich heutigen Tags nur noch bei den fünf, sechs selben Musik-Zeilen, den fünf, sechs gleichen Gedichten auf; wir treffen einander auf immer schmalerer Terrasse; wir müssen uns jetzt grüßen, umarmen mit der Vorsicht, der kunstvollen Berechnung zweier Akrobaten, die sich nach zwanzig Jahren auf einer Turmspitze wiedersehen . . . Übrigens kann ich es verschmerzen, den Menschen nicht nahe kommen zu können. Was liegt daran!

Du wirst sie ja wohl auch gesehen haben? Mögen wir auch noch so sehr unsere Unschuldszeit wieder aufleben lassen, hast Du denn nicht erfahren, wie die Menschen sind? Sahst Du sie nicht? Hast Du ihre schiefen Schläfen, ihre Bimsstein- wangen gesehen, so verbraucht, als hätten sie ihr Leben damit zugebracht, seit ihrer Geburt sich an anderen schiefen Schläfen und Wangen zu reiben? Hast Du gesehen, oben von der Trambahn aus, wie sie, links, rechts, die Beine schleudern, sobald ein Regentropfen auf sie fällt, wie Orchideen bei der Berührung von Menschen- hand! Hast Du ihren Eifer, ihr gegenseitiges Dienern gesehen, wenn sie in einem Postbüro sich überstürzen, um eines Groschens willen, den irgendeine alte Dame am Schalter verlor, und ihre Freude beim Wiederfinden? Hast Du die dunklen Rednergruppen gesehen, verregneten Raben nicht unähnlich, die vom Park Bourbon aus das Leben auf der Brücke beobachten! Sahst Du die großen Omni-

busse, bepackt mit Briefträgern, die Rue de Rennes hinauffahren und — unerklärliche Ablösung! — bepackt mit Schülern des Instituts Stanislaus zurückkommen! Hast Du die Vorortzüge gesehen, dicht behängt mit Trauben unbeschreibbarer Rockjackets, deren gespaltene Schöße im Winde flattern, klägliche Käfer, die Chatou verlockt! Sahst Du die Viertel-Inhaber einer Börsenmaklerei von Ihrem Sechstel Jagd nach Hause kehren, stolz beladen mit einer Amsel oder einem ganzen Eichhorn? Hast Du die Bürovorsteher aus dem Finanzministerium kommen sehen, in falscher Jugendlichkeit, unglaublich fern von jeder Menschenwürde, mit rosiger Haut, die zum erstenmal sich in Straßenluft zu wagen scheint, wie ohne Glasglocken wandelnde Schmuckuhren! Du sahst Menschen, deren Zeigefinger abgeplattet ist, weil sie ihre Schuhe ohne Schuhlöffel anzuziehen pflegen, Menschen, die nicht wissen, was sie mit Händen und Füßen beginnen sollen, sich zusammenrollen möchten, die ihre Hände in die Taschen schieben oder sie im Schatten verstecken, wie schlechte Maler die Hände ihrer Geschöpfe! Bei dem Begräbnis seiner geliebten Tochter sahst Du den Vater eine Zeitlang stehen, würdig und steinern aufrecht an der Kirchhofmauer . . . aufrecht und stolz . . . denn als der erste im Kondolenz-Wettlauf ihn erreicht hat, wie Wasser über ein Mühlrad stürzt, unaufhörlich neigt er sich da würdelos und richtet sich wieder auf! Sahst Du Hüttenbesitzer ihre Kapellen betreten und sich nachdrücklich bekreuzigen, fest einschlagen vier Nägel, die Gesicht und Brust ans Herz der Hüttenbesitzer festigen für eine ganze Woche! Du sahst Hornbläser, beim Tristan, die einen Ton urplötzlich blasen, traurige Hornbläser, die wie ein Kind sich gehalten, das im Salon auch ein Wörtchen über Isolde mitreden will! Du sahst Violoncellisten, entfleischt und knochig, wie eine Mutter, die Tags zuvor geboren hat, sie verhandeln untereinander mit weit ausholenden Armbewegungen, brüllen sich an, all dies, weil sie durchaus einer Meinung sind! Hast Du gesehen, wie Drogen-Spezialisten sich in Versailles gerade gegenüber einem Louis-Quatorze- oder Louis-Seize-Palast ansiedeln und sich einstellen wie ein Vergrößerungsglas: nichts entgeht da ihrem Drogistenblick! Vor dem Krieg kanntest Du sie nur von Ansehen, alle jene, nur ihre Hände hattest Du berühren müssen, ganz schnell, doch während der vier Jahre Krieg mußt Du sie heben, und sie lasten auf Dir. Du kennst sie jetzt, wie Du Frauen kanntest! Nichts, keine Stelle an Dir, die nicht mit einem Mann in Berührung gekommen wäre: Du hast auf dem Bauch eines Bergarbeiters geschlafen, in Scheunen lag Dein Kopf eingeklemmt zwischen dem Rücken eines Schokoladefabrikanten, den Knien eines Notars; Du kennst ihr Gewicht, kennst auch das Gewicht eines Armes, eines Fußes, losgelöst von ihnen . . . und nun? Auf Wiedersehen, lieber kleiner Jean. Die Hähne krähen. Läden öffnen sich. Freunde, die ich hatte, seit unserer Trennung? Wozu sie Dir aufzählen? Die meisten sind jetzt tot und werden künftig zwischen uns liegen, die Füße in der Richtung München, den Kopf in der Richtung Châteauroux. Meine Freundinnen? Soll ich Dir sagen, das Wort Pawel war Silbe für Silbe jahrelang, monatelang dem Wort Gilberte Duval-Clanchin, dem Wort Ethel Smith, dem Wort Renée Baquot angekettet? Die Deutschen? Der Krieg? Was für Deutsche? Welcher Krieg? Nein. Allerhöchstens muß ich Dir die ernstesten Worte sagen, die ich mit jener wechselte, deren Brief Du lasest: Wie schön Sie sind, Irene. — Sie bilden sich das ein, kleiner Pawel.“

(Deutsch von Hans B. Wagenseil)

Der Mann des Skandals

Von

Paul Wiegler

Die Douglas dieses Jahrhunderts der Zylinder und der roten Jagdfracks stammen zwar von dem „dunklen grauen Mann“ Walter Scotts. Jedoch in ihre Herkunft von königlichem Frauenblut, und aus der Ballade ist Illegitimität eingesprengt. Der Schloßherr von Kinmount, der erschossen in seinem Park aufgefunden wird, vererbt seinem Sohn den Titel eines Marquis of Queensberry, dreißigtausend Morgen und die Dekadenz; und es geht dann mit Beschleunigung abwärts. Dieser Sohn, der achte Queensberry, hetzt Füchse, reitet in Hindernissen eigene Pferde und die seines Veters Arthur Johnstone; dann nimmt Johnstone statt seiner einen Jockei. Der achte Queensberry, groß und plump, ist auch Boxer und Verfasser eines Boxing-Regelbuches. Er hat eine Montgomery geheiratet; also wieder älteste schottische Familie. Seine vier Söhne heißen Drumlanrig, Percy, Alfred und Sholto. Nacheinander verkauft er Thortorwald und Kinmount; unter Percy, den er mit dem Pflichtteil abfertigt, wird später noch der Rest des Besitzes, der Ort Glen Stewart, veräußert. Queensberry behandelt seine zierliche, sanfte Gattin furchtbar. Sie übersiedelt mit den Söhnen nach London, Cromwell Street, dann Cadogan Place. Sie ist eine fromme Protestantin; er gebärdet sich als roher Atheist und höhnt sie. Er wirft sie und ihre Kinder aus dem Hause hinaus. Als er von ihr gefordert hat, sie solle mit ihm und seiner Mätresse zusammenwohnen, läßt sie sich von ihm scheiden. Eine zweite Ehe, die er schließt, wird nach sechs Monaten für ungültig erklärt. Er beschimpft seine erste Gattin und weigert sich regelmäßig, ihr die Jahresrente zu senden, zu deren Zahlung er verurteilt worden ist. Er randaliert im Theater und rauft sich im Pelican-Club mit einem Fondsmakler, der ihn blutig schlägt.

Die Knaben haben Gouvernanten, eine Schottin, Miß MacCormick, die sie mit der Rückseite einer Haarbürste und mit dem Rohrstock abstruft, und unter mehreren Nachfolgerinnen dieser Dame eine Französin, Mademoiselle de Soubeyran. Alfred, der dritte, kommt zehnjährig, wie vor ihm Drumlanrig, in das Internat Lambrook. Zwei Prinzen von Schleswig-Holstein, Enkel der Queen Victoria, zählen zu seinen Mitschülern; die Königin fährt einmal von Windsor



Nina Hamnett

Achilles (Hyde-Park)

hin. Aber dann passiert ein Ärgernis, das verschwiegen wird; fast muß das Internat aufgelöst werden. Sholto und Alfred werden nach Wickenford zu Mr. Arnold gebracht. Alfred hat einen Busenfreund, den Amerikaner Shepherd, der ihn „junger Hund“ nennt; „Windhund“ macht Mr. Arnold daraus. Mit vierzehn wird Alfred Zögling in Winchester. Er sagt in seinen Memoiren („*Meine Freundschaft mit Oscar Wilde*“, deutsch im Verlag Paul List), diese Anstalt sei eine Hölle, ein Sündenpfuhl gewesen, und er deutet Laster an, gegenseitige Perversionen. Die Jungen prahlen mit Gemeinheit. Der Primus omnium schleudert gegen einen Stich nach Leonardos „Abendmahl“, der im Eßsaal hängt, an jedem Nachmittag Brot, um den Kopf des Heilands zu treffen. Der achtzehnjährige Alfred Bruce Douglas ist ein stumpfer Zyniker mit feinem, sentimentalem Mädchenantlitz. Mit seinem Hauslehrer darf er ins Ausland reisen, nach Südfrankreich. Hier hat er im Hotel ein erotisches Erlebnis mit der geschiedenen Komtesse de X. Wie Chérubin wird er, in eines ihrer bebänderten Nachthemden gehüllt, bei dem Gebell ihres Schoßhundes aus ihrem Schlafzimmer hervorgeholt; sein Hauslehrer ist empört über diese Schmach. Er muß nach London zurück.

Neunzehnjährig wird er Student in Oxford, im Magdalen-College. Er rudert, ist ein Crack im Wettlauf und springt im Winter in Trikothemd und Badehosen über die zugefrorene Themse, von Scholle zu Scholle; beinahe ertrinkt er unter den Eisblöcken, Tyler Reid schwimmt ihm nach. In den Ferien ist er häufig bei seiner Mutter in Ascot. Sie hat dort ein Landhaus und viel Gesellschaft während der Rennen. Er verkehrt mit hohen Herren, dem Duke of Cambridge, der bei einem Diner schnarcht, und dem dicken Prinzen von Wales, der noch der ungenierte Bummler ist. Eines Tages besucht Lionel Johnson, der auch in Winchester war, mit Alfred den trägen Alkibiades von London, Oscar Wilde, Tite Street 16. Douglas hat Verse im Oxford-Magazin gehabt. Er gibt eine Zeitschrift *The Spirit Lamp* heraus, in der Max Beerbohm, der Karikaturist, einen Essai „Die unvergleichliche Schönheit der modernen Kleidung“ veröffentlicht. Durch Wilde wird Alfred, ein hochmütiger Dilettant, bekannt mit dem Maler Aubrey Beardsley und der präraffaelitisch-dekorativen Literatur.

Oscar Wilde, Sohn des Zahnarztes in Dublin, bewundert ihn, den Hochgeborenen. Er schwärmt ihn mündlich und brieflich an als Hylas und Hyazinthus; „rote Rosenblattlippen“, „veilchenblaue Augen“, „honigfarbenedes Haar“, „zartvergoldete Seele“, „berauschende Küsse“. Douglas versichert in den Memoiren: „Von Sodomie kann natürlich keine Rede sein. Dies kann ich vor Gott bei meinem Seelenheil beschwören. Doch das zwischen uns Geschehene war schon schlimm genug.“ Sie soupierten in Restaurants und verschwenden. Sie zanken sich; und Alfred, „Bosie“, hat hysterische Launen. Er ist Wildes Gast in Babba-combe, in Goring und in Worthing. Er wird von Lord Cromer, dem Gouverneur Ägyptens, nach Kairo eingeladen und ist ein Vierteljahr von Wilde getrennt. Er fährt den Nil hinauf mit dem Romanschriftsteller Reggie Turner, dessen Stiefbruder eine Luxusjacht „Dahabeeyah“ hat, Robert Hichens, der dann seine Wilde-Parodie „Die grüne Nelke“ schreibt, und Benson, dem Autor der „Dodo“, des Romans auf die sehr freie, sehr exzentrische Margot Tennant, nun die gnadenlos witzige Frau des Premierministers Asquith. Lady Cromer ist die Freundin von Alfreds Mutter. Lord Cromer verschafft ihm den ehrenamtlichen Posten eines

Attachés bei dem Gesandten in Konstantinopel, Lord Currie. Alfred zwingt Wilde, ihn in Paris wiederzusehen, und begibt sich über Athen dorthin. Currie, in Wut über seine „Frechheit“, verzichtet auf seine Dienste.

Der Marquis of Queensberry ist ein sonderbarer Vater. Drumlanrig, dem Privatsekretär des Lord Rosebery, wird die englische Pairswürde mit dem Titel eines Lord Kealhead und der Sitz im Oberhaus angeboten, nachdem Queensberry den Treueid als eine „christliche Narrheit“ verweigert hat. Queensberry überhäuft die Königin, Gladstone und Rosebery, den Minister des Auswärtigen, mit Schmähbrieffen und droht, diesen zu verprügeln. Percy heiratet die Tochter eines Geistlichen in Cornwall; der Vater beleidigt ihn und ignoriert seine Frau, seine Kinder. Im Pelican-Club tobt er, er dulde nicht länger die Gemeinschaft zwischen Alfred und Wilde, dem „Burschen“. Schon sind Briefe Wildes an Alfred aus dessen Logis in Oxford gestohlen worden und in Händen von Erpressern; und im Hotel Savoy weiß der italienische Oberkellner Cesari, daß das Lokal Wildes und Alfreds wegen gemieden wird. Queensberry begegnet den beiden im Café Royal und versöhnt sich mit Wilde bei Likören, Mokka und Zigarren. Dann richtet er an Alfred einen Brief: er werde den Päderasten niederschließen, um das „feige englische Christentum“ aufzurütteln. Sein Sohn, in aller Schwachheit unverschämt wie er, antwortet mit einem Telegramm: „Was bist du für ein komisches Männchen! Alfred Douglas.“

Im Saint James-Theater ist die Premiere von „Bunbury“. Queensberry hat einen Bund Karotten in der Tasche und will sie als entehrendes Symbol auf die Bühne schmeißen, wenn Wilde vor den Vorhang tritt; der Polizist läßt ihn nicht durch. Alfred war in Algier, ist in Biskra. Von Oscar gerufen, will er nach London. Im Albemarle-Club gibt der Marquis of Queensberry eine Karte ab: „Oscar Wilde ist ein Sodomit“. Dieser begleitet Alfred, den Spieler, nach Monte Carlo. Dann klagt er, von ihm aufgestachelt, gegen Queensberry wegen Verleumdung. Er verliert den Prozeß vor dem Central Criminal Court, als der Königliche Rat Carson, der Anwalt Queensberrys, ihn nach seinem Umgang mit dem Kuppler Taylor und den Individuen Wood, Parker, Atkins, Scarfe, Mavor und so fort ausfragt. Die Geschworenen sprechen Queensberry „nicht schuldig“. Die Menge verfolgt Wilde mit Zischen und Johlen. Er verpaßt den Zug nach Dover, die Flucht. In Alfreds Zimmer im Cadogan Hotel wird er, tatenlos und ziemlich angetrunken, um sechs Uhr zehn Minuten abends verhaftet. Nach einer Nacht auf der Polizeiwache in der Bow Street wird er im Holloway-Gefängnis interniert. Zugleich mit ihm verhaftet man Taylor.

Drei Wochen ist Wilde, dessen Entlassung gegen Bürgschaft die Behörde ablehnt, in Holloway. Er steht vor den Schranken in Old Bailey. Douglas ist nach Calais, Terminus-Hotel gereist. Der Fall Wildes wird um etwa drei Wochen vertagt. Haftentlassung gegen Bürgschaft wird endlich genehmigt. 1250 Pfund leistet Alfreds Bruder Percy, Lord Douglas of Hawick, jetzt der älteste Bruder, da Drumlanrig sich wie der Großvater erschossen hat. Queensberry insultiert Percy in Piccadilly mit einem unanständigen Mundgeräusch, der Sohn schlägt ihn, Queensberry erwidert den Schlag, sie müssen zur Wache. Von Erith, einem Landungsplatz an der Themse, der im Nachtnebel mit den Pferden eines Brougham rasch zu erreichen ist, will Frank Harris Wilde auf einer Dampfjacht übers Meer

entfliehen lassen, nach Boulogne oder Dieppe. Wilde jammert in der Droschke und bleibt. Das Urteil lautet gegen ihn und den mitangeklagten Taylor auf je zwei Jahre Zuchthaus mit Zwangsarbeit. Der Obmann der Geschworenen hat sich geräuspert: ob an einen Haftbefehl gegen Douglas gedacht worden sei. Der Richter hat das nicht erörtert.

Der Zuchthäusler Wilde verleugnet „Bosie“ Douglas in der Epistel des Buches „De Profundis“: die Freundschaft mit ihm sei grauenhaft gewesen, finanzieller Ruin, ethische Erniedrigung. Aber er unterzeichnet: „Dein dich liebender Freund.“ Douglas fährt von Paris nach Neapel und Capri. Für den „Mercure de France“ plant er einen Artikel über Wilde als Einleitung zu dessen Briefen an ihn; Oscar untersagt ihm, sie zu benutzen. Als Wilde der verschollene Mr. Melmoth in Berneval geworden ist, sehen sie sich in Rouen, im Hotel de la Poste. Sechs Wochen darauf reisen sie zusammen nach Neapel, Villa Giudice am Posilippo. Es wimmelt von Ratten. Eine einheimische Hexe zaubert das Ungeziefer weg. Wieder sind sie einander versklavt. Und beide lügen sie in Geldsachen. Alfreds Mutter verlangt, daß er von Neapel abreise und keine Nacht mehr unter einem Dach mit Wilde sich aufhalte. Er gehorcht und gibt sein heiliges Wort; die Mutter schenkt ihm 200 Pfund für den Boykottierten. Im Rauchzimmer des Bailey-Hotels in London „verzeiht“ Queensberry dem Sohn, umarmt ihn unter Tränen, verpflichtet sich, ihm wieder zu zahlen, bricht von neuem mit ihm. Queensberry erkrankt. Er beschwert sich, daß die „Wilde-Bande“ ihm auflauere, ihn aus mehreren Hotels schon vertrieben habe und durch laute Stimmen seine Nachtruhe störe. Auf seinem Sterbebett spuckt er Percy ins Gesicht.

Alfred Douglas kauft sich Rennpferde und hat einen Stall in Chantilly bei Paris. Als der Burenkrieg beginnt, meldet er sich bei dem Corps des Herzogs von Cambridge; er wird geprüft, für tauglich befunden, dann jedoch abgewiesen, man benötige seiner nicht. Er spielt in Monte Carlo. Mit dem Wallach Hardi gewinnt er einen Preis in Lille, das französische Derby, ein paar andere Rennen. In Trouville wird Hardi disqualifiziert. Das Pferd verunglückt beim Training und wird getötet. Im ganzen hat Douglas in den achtzehn Monaten seiner Rennkarriere Pech. Bei Wildes Tod ist er auf der Fasanenjagd in Schottland. Er reist nach Paris, erscheint bei der Totenmesse in Saint-Germain-des-Prés und geht hinter dem Sarg nach dem Kirchhof in Bagneux. Aber Robert Ross, Wildes Vertrauter in den letzten Jahren, hat sich Alfreds Briefe und das Manuskript „De Profundis“ angeeignet.

Douglas mietet Zimmer in London, am Portland-Place. Er wohnt bei Percy, der in australischen Goldminen spekuliert hat, aber verdrängt wird, in Smedmore und auf der Hebriden-Insel Colonsay. Mit 800 Pfund fährt Alfred über den Ozean, um eine amerikanische Millionärin zu heiraten. Er wird in New York und Washington als Lord Douglas gut eingeführt; aber im Metropolitan-Club erinnert ein Mitglied das Komitee an den Skandal, in den er verwickelt gewesen sei, und als er einen Whisky trinkt, hört er üble Bemerkungen. Vor seiner Reise hat er in London Rendezvous mit Olive Eleanor gehabt, der Tochter des Obersten Frederic Hanbleton Custance, der Dichterin eines Lyrikbandes „Opal“. Er ist ihr „süßer Prinz“, ihr „schöner junger Prinz“ und sie seine Prinzessin. Als er zurückkommt, ist sie mit George Montagu verlobt, der, im Begriff Abgeordneter

zu werden, Douglas „geschnitten“ hat. Alfred sieht Olive in Kettners Restaurant, sagt ihr, daß er sie vergöttere, und spricht sich noch mehr bei Robert Ross, der einen Bilderladen hat, mit ihr aus. Sie flüchtet mit einem kleinen Koffer zu ihm. Von einem Reverend werden sie heimlich vermählt. Der Oberst, der bisher in Südafrika war, und die Montagus sind entrüstet. Der Oberst erkundigt sich nach dem Schwiegersohn in Scotland Yard. Dann fügt er sich murrend. Die Eheleute entzweien sich bald, trotz der Geburt eines Sohnes Raymond.

Sie mieten ein Landhaus in Wiltshire, Lake Farm, in der Nachbarschaft der Tennants. Alfreds Kusine Pamela veranlaßt ihren Gatten, Edward Tennant, den späteren Lord Glenconner, die Zeitschrift „Academy“ zu kaufen und Douglas zum Herausgeber zu ernennen. „Bosie“ wird Politiker. Er rechnet sich zu den extremen Konservativen, den scharfen „Diehards“. Der Bohemien Crosland, sein Redakteur, der den Glanz seiner Sonette rühmt, ermutigt ihn zum Kampf gegen die Liberalen. Douglas schreibt gegen Tennants Schwager Asquith. Tennant verbittet sich das und verkauft die Zeitschrift gegen einen nichtigen Schuldschein. Drei Jahre ist sie „Bosies“ Werkzeug; dann verkauft er sie weiter, und sie geht völlig ein. Douglas hat acht Prozesse, immer wegen unklarer Bezichte in der Wilde-Affäre; mehrfach setzt er Entschädigungen durch. Er wird katholisch und streitbar gegen den Unglauben nach der Lektüre der Enzyklika Pius X. gegen den Modernismus. Bei einem Rennen in Godwood darf er nicht auf die Privattribüne des Herzogs von Richmond. Sein Schwiegervater hat einiges Vermögen auf den Namen von Olive deponiert und sich anheischig gemacht, für den zehn Jahre alten Raymond völlig zu sorgen, wenn dieser ihm übergeben werde. Auf offenen Postkarten nennt Douglas den Obersten einen verächtlichen Schuft.

Noch vor diesem Prozeß strengt er gegen den Schriftsteller Artur Ransome eine Schadenersatzklage wegen dessen Studie über Wilde an. Durch Kreuzfragen von Ransomes Anwalt Sir James Campbell wird er, unter Billigung des Richters Darling, schonungslos mitgenommen. Die Briefe Wildes und „De Profundis“ sind zerschmetternd für ihn. Umsonst schreit er, Wilde sei die Inkarnation des Teuflischen gewesen, ein verfluchter Verführer, der Abschaum der Menschheit, ein Mörder und Seelenvergifter. Umsonst zeigt er auf Campbell: „Dieser Mann will mich verderben, mich, mein Weib und mein Kind. Ich wünsche ihm viel Vergnügen dazu.“ Der sarkastische Darling fällt ein: „Sie selbst haben ja diese Verhandlung gewollt.“ Die Jury entscheidet für Ransome. Über Douglas schwebt das Konkursverfahren. Er ist bankerott und wird aus dem White-Club ausgeschlossen. Olive verläßt ihn. Er verliert auch den Prozeß mit Custance bei dem Vormundschaftsgericht. Mit Raymond ist er, um der englischen Justiz zu entrinnen, nach Schottland gegangen, nach Fort Augustus. Ein Detektiv setzt Raymond, der allein angelt, in ein Auto und liefert ihn dem Großvater ab.

Nun sucht Douglas mit Hilfe von Crosland Robert Ross, seinen Feind, zu belasten. Er schmäht ihn in Briefen an mehrere Personen, auch an Mr. und Mrs. Asquith, einen „feigen Hund“, einen „dreckigen bougre“, einen „notorischen Päderasten“, Erpresser und Knabenschänder. Ein Haftbefehl wird gegen Douglas ausgeschrieben. Er flieht nach Boulogne. Crosland wird in London wegen Komplotts mit Douglas arretiert und freigesprochen. Douglas wagt, das

ist im Oktober 1914, die Rückreise nach England. In Folkestone empfangen ihn Kriminalbeamte. Er sitzt fünf Tage im Londoner Brixton-Gefängnis und schmeckt, so sagt er, die Passion Christi. Da die Bürgerschaft eines Veters und eines anglikanischen Geistlichen noch nicht genügt, wird er von Old Bailey aus mit der „Schwarzen Marie“, dem Verbrecherwagen, ins Wormwood-Gefängnis befördert; ein Bad, eine Zelle, ein Bett ohne Matratze, der gestreifte Anstaltskittel. Sieben Wochen wird er mit dem Zupfen von Werg beschäftigt. Dann ist er wieder draußen, und er sammelt in einem Proletarierhaus und in einer Kaserne in Norfolk Material gegen Ross. Dreizehn oder vierzehn Zeugen findet er. Die Geschworenen in Old Bailey urteilen, daß sie zu keinem Urteil kommen könnten. Die Verhandlung wird suspendiert. Aber Ross' Verteidiger zahlt Douglas für ein „nolle prosequi“, die Bereitschaft zur Einstellung, 600 Pfund. Mr. und Mrs. Asquith, ein Dutzend Lords, ein Bischof, Notabilitäten der Gesellschaft, der Literatur und der Kunst versichern Ross in einem Schriftstück ihrer ungeminderten Verehrung.

1918, noch im Weltkrieg, in dem man ihn weder für ein Regiment noch für die Fremdenlegion gewollt hat, und es liegt ihm auch nicht viel daran, ist Douglas Zeuge in dem Prozeß des Theaterkritikers Grein und der Tänzerin Maud Allan gegen das krakeelende Unterhausmitglied Pemberton-Billing. Kronzeuge Billings gegen die Perversität, gegen Wilde und die „Salome“, die nur deshalb in „manchen deutschen Kreisen“ einen Sensationserfolg gehabt habe. Und der Mann des Skandals beteuert: „Wilde übte einen wahrhaft diabolischen Einfluß. Niemand hat während der letzten dreihundertfünfzig Jahre in Europa größeres Unheil angerichtet als er.“ Selbst der Mond in der „Salome“ sei ein obszönes Bild. Das Stück sei gar zu scheußlich, es müsse verboten werden. Der Anwalt Greins und der Tänzerin produziert einen Brief von Douglas an Wilde. Der Mann des Skandals eifert, das sei ein gestohlener Brief, gestohlen von einem Schurken, und auch der Anwalt ein Schurke. Wieder ist Darling Prozeßleiter. Ihn nennt Douglas einen „verdammten Lügner“. Er zittert und bebt.

1920 und 1921 ist er Redakteur der Zeitschrift „Plain English“, in der er gegen die irischen Sinnfeiner schreibt, gegen die Protestanten und gegen die Juden. Dann hat er einen Prozeß mit den „Evening News“, die behauptet haben, daß er degeneriert sei. Er erzielt 1000 Pfund Entschädigung. Dann, 1923, den Prozeß mit der „Morning Post“. Er hat in seinem Winkelblatt phantasiert, die Juden hätten Kitchener umgebracht, weil er die Revolution in Rußland erstickt haben würde. Der Großindustrielle Sir Alfred Mohn habe durch syphilitische ostjüdische Einwanderer die Christen in England auszurotten versucht. Winston Churchill, der Marineminister, habe, mit 40 000 Pfund honoriert, einen ungünstigen Bericht über die Skagerrakschlacht abgefaßt, um dem Juden Sir Ernest Cassel riesige Profite durch Baisse der englischen Staatspapiere zu ermöglichen. Dem Mann des Skandals werden sechs Monate Zwangsarbeit in Wormwood Scrubs zudiktirt. Er hat Säcke zu nähen, Kohlen abzuladen, im Garten zu jäten, kriecht im Spital unter und betet zum heiligen Antonius gegen Mäuse, die er nicht vertragen kann. Nach fünf Monaten wird er frei. Aber nun ist Wildes Hylas und Hyazinthus schon ein angejahrter Herr mit Furchen unter den Augen, dem die Zähne sich lockern.



Oscar Wilde und Alfred Douglas (1894)



Paul List Verlag, Leipzig

Alfred Douglas



Maske (Neu-Guinea)



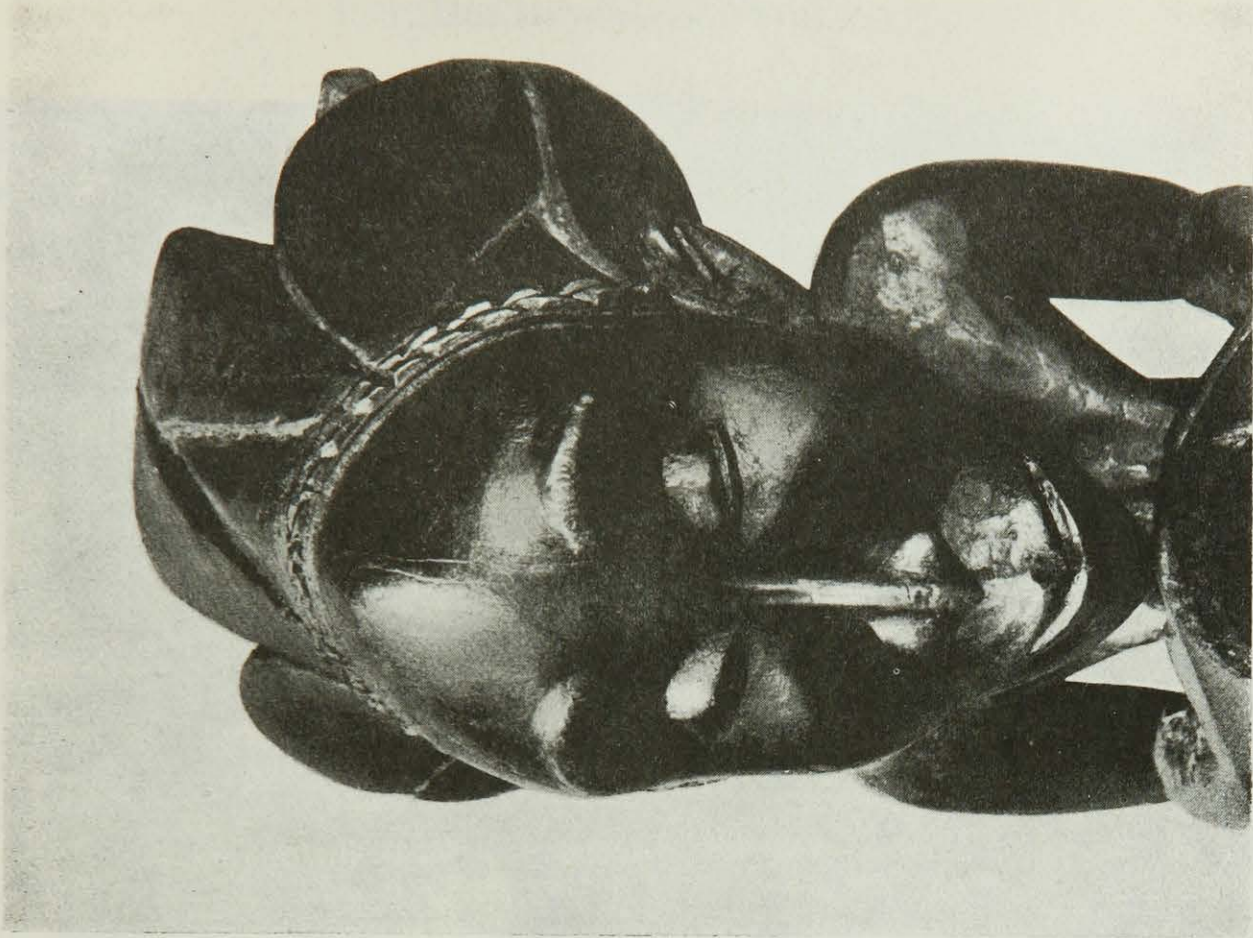
Theatermaske (Java)

Photos Thorlichen-Mauritius



Tanganika

Kongomasken



Kasai

Musée de Tervueren



Karneval auf der Isle of Wight

Service Générale de la Presse

Englische Anekdote

Von

Otto Stoessl

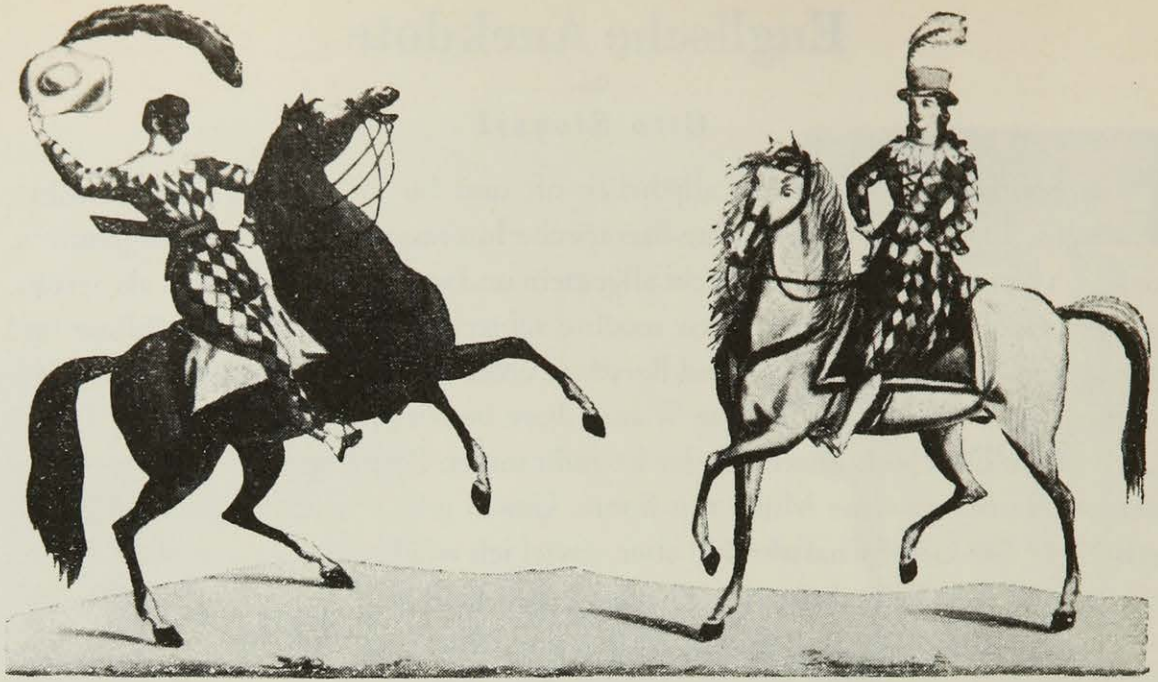
Ein Freund, den sein Beruf alljährlich oft und für lange nach England führt, sagt: „Eigentliche, sogenannte literarische Interessen sind bei den Engländern, soviel ich bemerkt habe, gewiß nicht allgemein und weniger ausgebreitet als bei uns. Ist das besser oder schlechter? Ich möchte schier glauben, daß das wahllose und gemischte Durcheinanderlesen und Bereden, unser wällischer Salat von sogenannter Bildung, nicht gerade das höchste Wünschbare bedeutet. Besser wäre mehr!“

Der gute Durchschnittsengländer betreibt seinen Beruf, seine Geschäfte, er reist viel und verbringt seine Muße mit Sport. Gewiß gibt es auch literarische, künstlerisch befaßte Gesellschaftskreise, aber, soviel ich weiß, sind das besondere Zirkel mit viel weniger Teilnehmern und viel stillerer Teilnahme als bei uns. Dafür hält sich aber bei den Engländern im wirklichen Leben, in der Auffassung und im Gefühl des einzelnen oft eine unwillkürliche schöne Gestaltung und Äußerung, als sei das Dasein selbst die bei weitem ausreichende künstlerische Urform, die so recht ausgeführt und wohl auch herzlich genossen wird. Diese Art von Verstand und Verständnis der Menschen, der Situationen, der eigentümlichen seelenhaften Züge, der Worte, der tief rührenden Augenblicke macht die Engländer wohl immer zu Leuten aus Shakespeares Reich, und als solche erkennen sie sich wieder.

Damit haben sie, glaube ich, für die Dichtung genug und das Beste getan, mehr als durch Lesen und Gerede, sie schaffen die Vorbedingung einer besonderen Menschlichkeit und deren Bewußtsein, woraus dann die seltenen wahren Dichter ein englisches Ganzes ausheben mögen, das bereits geschaffen in der Natur vorliegt und jeden freundlich überrascht, der ihm in solchen Augenblicken inmitten des Alltags begegnet, welcher dort sachlicher, einfacher hingenommen wird als sonstwo.

Ein solcher Fall war im Sommer 1930 in den englischen Blättern zu lesen: Ein alter Landlord war gestorben. Er hatte mit einem alten Diener dreißig Jahre lang ein einsames Haus in der Grafschaft Sussex bewohnt, das inmitten von Wiesen frei stand, also von Wind, Wetter und Kälte, im Winter wohl von den unangenehmen Feldmäusen heimgesucht wurde und auch sonst vor Gesindel, Bettlern, Landstreichern, Dieben etwa, nicht ganz sicher war. Der alte Landlord mochte darum, begreiflich genug, Besorgnis vor Einbrüchen, vor Feuergefahr und einen besonderen Abscheu vor dem Nagen und Rascheln und Geruch eingedrungener Mäuse gehabt haben. Deshalb mußte sein Diener jeden Abend die Runde um das Haus machen, alle Schutzvorkehrungen treffen, das Feuer im Kamin gründlich auslöschen und diese täglichen Dienstverpflichtungen seinem Herrn als genau erfüllt melden, der dann erst beruhigt vom Tische aufstand und schlafen ging.

Diesem Landlord nun widmete dieser alte Diener zum Begräbnis einen Kranz mit folgender Inschrift auf der Schleife: *Das Feuer ist erloschen, die Türen sind versperrt, die Fenster sind verriegelt, die Mausfallen sind aufgestellt, es kann keine Maus herein. Gute Nacht, Sir John.*



Kölner Karneval 1842

Harlekin und Harlekinette

Der kölnische Karneval

Von

Luise Straus-Ernst

„Wat wör et janze Levve wää, wenn sich der Minsch kein Freud dren määt?“

In diesem Jahr gibt es in Köln keinen Rosenmontagszug. Die Stadtverwaltung kann natürlich bei den schlechten Zeiten die sonst übliche Subvention nicht zahlen; und die Mittel der Karnevalsgesellschaften reichen nicht aus, von freiwilligen Beiträgen aus der Bürgerschaft gar nicht zu reden. Aber die Kölner sollen sich trösten. Schon im Jahre 1341 wurden die Kölner Ratsherren verpflichtet, an Fastnacht zu keiner Gesellschaft der Ratsherren Mittel aus dem Stadtsäckel zu gewähren. Daß diese Verordnung aber am 5. März erlassen wurde, also nach der Karnevalszeit, beweist, daß man sich zum mindesten vorher noch einmal tüchtig amüsiert hatte, und mancherlei Verordnungen und Berichte aus späteren Jahren zeigen, daß nachher auch ohne die Hilfe des Stadtsäckels die karnevalsfrohen Kölner ihr reichliches Vergnügen gefunden haben. So wird es auch in diesem Jahre sein.

Das Gesicht des Karnevals in Köln wandelt sich ständig, eben weil er ein lebendiges Fest ist; vielleicht ist die äußere Einschränkung in diesem Jahr sogar günstig, denn in der letzten Zeit hatten geschäftstüchtige Elemente stärker die Oberhand bekommen, als das bei einem Volksfest erwünscht ist. Wenn Streitigkeiten um die Aufwandsentschädigungen der Karnevalsgesellschaftspräsidenten entstehen; wenn der Aschermittwoch nicht nur den obligaten Kater, sondern höchst kümmerliche und unklare Kassenverhältnisse vorfindet; wenn das Amt des

Prinzen Karneval, früher eine Ehre, nun eine finanzielle Belastung darstellt, die oft genug von Interessengemeinschaften oder industriellen Unternehmungen getragen werden muß; wenn als Redner in den berühmten „Sitzungen“ nicht mehr begeisterte Karnevalisten aus dem Kreis der Karnevalsgesellschaften, sondern das ganze Jahr über in Kabarett erprobte Komiker auftreten, die ihren oft recht witzigen, aber doch immer den gleichen Vortrag jeden Sonntag in einer andern Gesellschaft halten, natürlich nicht nur aus Liebe zur Sache; wenn diese Komiker zum Überfluß unter sich so etwas wie einen Konzern bilden, um „Unbefugte“ auszuschließen: dann stimmt an der ganzen Geschichte etwas nicht.

Was früher gerade für den Kölner Karneval so charakteristisch war: die Beteiligung aller Gesellschaftskreise an Sitzungen, Bällen, Maskentreiben, das hat mehr und mehr aufgehört. Natürlich liegt die Ursache an vielen Stellen, nicht zuletzt in der ganzen Zeitentwicklung. Aber darum gibt es doch immer noch den Karneval in allen Kreisen, selbst wenn sie sich mehr als früher, auch in ihrer Art zu feiern, unterscheiden.

Da ist zunächst der Kreis der Karnevalsgesellschaften, der sich vorwiegend aus dem „deftigen“ Bürgertum zusammensetzt. Die fangen mit dem Feiern am frühesten an, nämlich am 11. im 11. Allerdings gibt es dann nur eine einzelne Festsitzung. Die Reihe der allwöchentlichen Veranstaltungen, Herrensitzungen, Damenkränzchen, Bälle beginnt erst nach Neujahr. Aber zwischen November und Neujahr ist man nicht müßig. Da wird über den Zug beraten, vor allem die Grundidee festgelegt, die mehr oder weniger aktuell, aber möglichst nie politisch ist; selbst mit kommunalpolitischen Anspielungen war man in den letzten Jahren sehr vorsichtig geworden, wenn sich so etwas auch gerade in Köln mit seinem unternehmungsfrohen Oberbürgermeister nicht ganz vermeiden läßt.

Und was geschieht nun in den berühmten „Sitzungen?“ Der brave Kölner Bürger will natürlich einen guten Platz haben; und wenn die Sitzung um 3 Uhr nachmittags beginnt, sitzt man schon um 12 Uhr bei einer Flasche Wein in dem Saal, der die ganze Karnevalszeit über seine mehr bunte als künstlerische Dekoration aus Fahnen, Bändern, Masken, Figuren und sinnigen Sprüchen behält, zur besonderen Freude etwaiger Pianisten oder Geiger, die in der Zwischenzeit in diesem Saale ein Konzert geben müssen. Aber so etwas soll man im Januar und Februar in Köln überhaupt nicht versuchen; es kommt doch keiner... Wenn dann zu Beginn der Sitzung der „kleine Rat“ mit dem Präsidenten an der Spitze aufgezogen ist, beginnt die Reihe der Vorträge, Reden und gemeinsamen Lieder. Die Redner haben es nicht leicht; in der „Bütt“, der zu einem Pokal gestalteten Rednerkanzel stehend, müssen sie schon durch gute Einfälle, originelles Kostüm und wirkungsvollen Vortrag die buntbemützten Narren im Parkett befriedigen; sonst werden sie „gelitscht“, d. h. durch unmißverständlichen Lärm aus dem Publikum zum verfrühten Abschluß der Rede gezwungen. Wer aber seine Sache gut macht, bekommt außer Beifall und Tusch vom Präsidenten einen Orden oder eine seidene Ehrenmütze, unter Umständen sogar eine „Rakete“, deren Geräusch die ganze Corona unter dem Kommando des Präsidenten dreimal nachahmt.

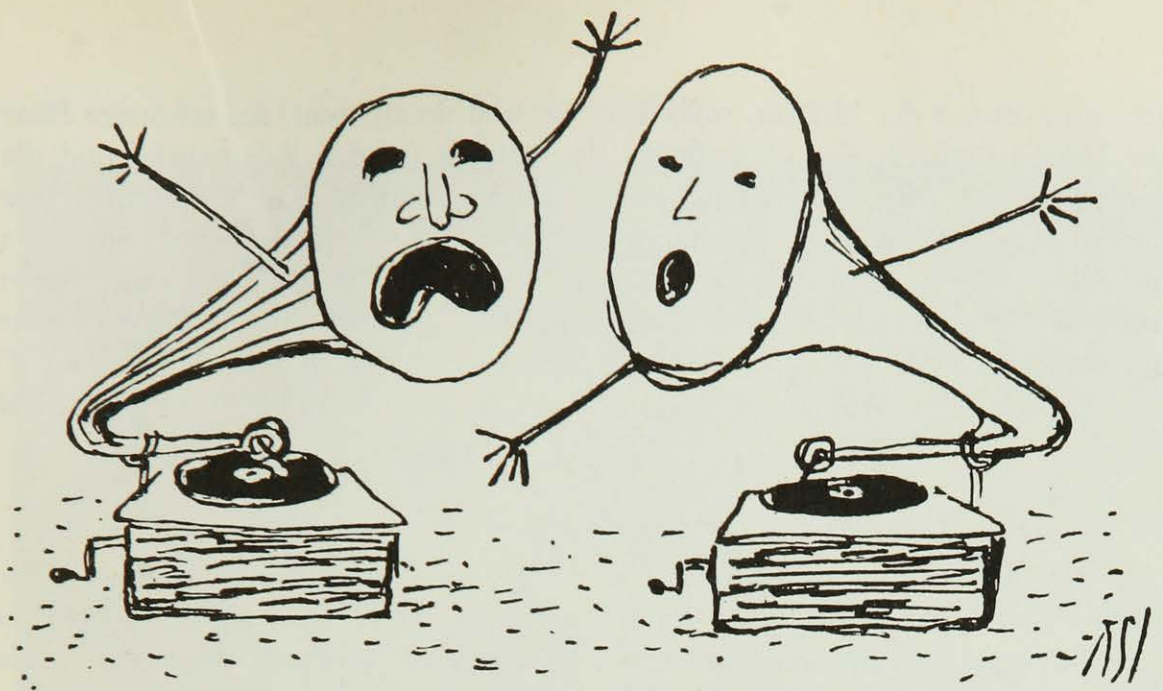
Alle Karnevalsgesellschaften veranstalten mehrere Maskenbälle, auf denen es keineswegs so hemmungslos hergeht wie in vielen anderen Städten. Natürlich

wird hier und da in den Ecken „gebüßt“ (geküßt), aber immer in sehr anständigen Grenzen. Im ganzen mag ein Berliner, der hierher verschlagen wird, das Vergnügen ziemlich spießig finden und höchstens das buntbewegte Bild der Kostüme bewundern, das sich von der Estrade aus darbietet. Es herrscht eben eine selbstverständliche, beinahe harmlose Fröhlichkeit, die mit „Betrieb“ wenig zu tun hat. „Geboten“ wird nichts, jeder sorgt selbst für sein Vergnügen. Manchmal ziehen die Vorstände der Gesellschaften mit den Hauptpersonen des „Zugs“ auf, dem Prinzen Karneval, dem Kölner Bauer und der Jungfrau und den Funkenkorps, die Kostüme der alten Kölner Stadtsoldaten tragen und ihre Tänze vorführen. Früher tanzten im Zug nur die „hilligen (heiligen) Mädchen und Knechte“, Nachkommen der Kölner „Kappesbauern“, ihren altertümlichen Reigen und die roten Funken ihr „Stippeföttche“, bei dem als Clou je zwei und zwei Soldaten mit präsentiertem Gewehr in Kniebeuge von rückwärts gegeneinander stoßen, was in der langen Reihe sehr komisch aussieht. Neuerdings tanzen auch die „Mariechen“, das sind als Marketenderinnen gekleidete Männer, die ursprünglich nur im Zug mitmarschierten, im Zeitalter der Girlkultur aber sehr beachtliche Leistungen auf tänzerischem Gebiet erworben haben.

Die „feinen Leute“ haben sich, wie gesagt, von diesem bürgerlichen Karneval etwas zurückgezogen. Sie feiern das Fest in Privaträumen und auf den Maskenbällen ihrer Klubs und Vereine. Die Krone dieser Feste bedeutet immer noch der Dienstagball, der als Veranstaltung einer Reihe solcher Vereine am Karnevalsdienstag im Gürzenich, dem städtischen Festsaal, stattfindet. (In diesem Jahr fällt er allerdings aus.) Praktisch kann zwar heute jeder, der genug Geld hat, diesen Ball wie die anderen besuchen; er ist aber so langweilig geworden, daß trotzdem die Kreise, die das lieben, unter sich bleiben; und da die Herren viel zu vornehm und zu — phantasielos sind, sich ein nettes Maskenkostüm auszudenken, die Damen aber andererseits eigentlich das ganze Jahr kostümiert herumlaufen, unterscheidet sich dieser Ball nicht wesentlich von Festen außerhalb des Karnevals.

Etwas besser ist es schon auf den sogenannten „Künstlerbällen“; doch sind sie den Festen, die anderswo unter diesem Namen gegeben werden, recht ähnlich, haben nichts spezifisch Kölnisches und zeichnen sich durch die Abwesenheit der Künstler aus. Eine Ausnahme bildet hier höchstens der seit Jahren traditionelle „Paradiesvogel“, der Ball der Kölner Werkschulen.

Für die Künstler und alle, die mit ihnen sympathisieren, sind die Lumpenbälle da. In einem ziemlich finsternen und immer viel zu kleinen Lokal „dekke Tommes“, trifft man sich, und hier gibt es wirklich originelle Kostüme. Wer sich mit Frack oder Smoking herverirrt hat, muß sich wenigstens sofort das Gesicht und die Hemdbrust bemalen lassen, um nicht unangenehm aufzufallen. Man hört keine Musik vor Jubel und Lärm, man sieht keine Menschen, nur eine bewegte Masse im dicksten Dunst, und wie es in diesem Trubel riecht, darüber denkt man am besten gar nicht nach. Man berauscht sich an der eigenen Glückseligkeit und höchstens an einem Glase Bier. (Man kann zwar Sekt, Wein, Schnaps haben, aber man hat kein Geld, und es geht auch so.) Allerlei Gerüchte über skandalöse Zustände auf diesen Bällen sind gewöhnlich böswillige Übertreibungen gewisser voyeurs, die sich natürlich in Mengen einfinden, ohne auf ihre Kosten zu kommen.



Schäfer-Ast

Sitten und Gebräuche der Stimmbildner

Von

Hans Heinrich Schmidt

Diese Schrift lehrt die *Schaffung* der Singstimme“ — so und nicht anders lautet der lapidare Waschzettel, den ein schlesischer Gesangslehrer seinem Unterrichtsbuch umhängt. Und so möchten sie am liebsten alle von sich reden, die Herren Stimmbildner. Eine Aura der Unfehlbarkeit umschwebt sie, und wehe dem, der ungeschützt in ihren Kreis tritt! Er wird rettungslos ihr Opfer. Für dreißig Mark die „Lektion“ (eine Mark die Minute) sichere Hörigkeit und unsichere Opernkariere, das ist so das Übliche.

Jeder von diesen lieben Göttern hat das einzig mögliche System gepachtet, durch das man Singen und Sprechen lernt. Jeder ist auf miraculöse Weise in den Besitz des Geheimnisses gelangt, das den alten Italienern die Hegemonie auf diesem Gebiete sicherte. Aber, merkwürdig genug: obgleich jeder von ihnen dir beweisen wird, es gäbe überhaupt nur eine einzige Art zu singen, wird er doch den Kollegen von nebenan — der natürlich dasselbe behauptet — als Ignoranten und Hochstapler abtun.

„Der Meister.“ „Der Maëstro.“ „Der unvergleichliche Lehrer.“ „Der Retter meiner Stimme.“ Das sind so die gebräuchlichsten Wendungen, mit denen die Opfer (und gelegentlichen Nutznießer) dieses Metiers, die Schüler nämlich, ihr Vorbild umgirren.

Da sieht man sie klein und häßlich werden, die Jagos und Lohengrins, die Gildas und Ortruds, die Königinnen der Nacht und die Ochsen von Lerchenau! In der Antichambre, zehn Minuten vor der gestrengen Unterweisung, da fällt diese ganze lächerliche Maskerade von ihnen ab: die Sorge um den Applaus der Rivalen, die Angst um den Verlust des hohen C, der Ärger über die Arroganz des Kapellmeisters. Denn fünf Meter weiter, durch zwei Wände nur von ihnen

getrennt, doziert der Meister, rosig gepflegt und omnipotent, das schütterere Haar zur Mähne drapiert, den Zeigefinger dogmatisch auf den Adamsapfel und die Augen verklärt gen Himmel gerichtet: „Mehr stützen, Herr Quetschke, hier hinten, wo die Niere sitzt. Überhaupt die Niere. Wissen Sie denn, was die Niere ist? Haben Sie mal darüber nachgedacht, was das heißt ‚auf Herz und Nieren prüfen‘? Na sehen Sie! Und da wollen Sie den Radames singen? Die Niere ist das Wichtigste beim Singen, das Allerwichtigste, merken Sie sich das, Herr!“ Und Radames Quetschke schweigt, bis in den Boden hinein beschämt von soviel unerforschlicher Wissenschaft.

*

Ernst beiseite! Es gibt wohl auf dieser Welt keinen Beruf, in dem der Scharlatanismus so üppig blüht wie in der Gesangspädagogik. Und nirgends scheint es schwieriger, das Gute vom Schlechten zu scheiden; nirgends verstehen es die Betrüger so, sich das Air von Meistern zu geben. Vor allem aber sind alle diese guten und schlechten Propheten von einem Troß fanatischer Anhänger umgeben, die sich vermutlich lieber vierteilen lassen, als daß sie ihren Maëstro verrieten. Kein Weißenberg-Jünger kann die Heilkraft des Quarks hemmungsloser adrieren als ein überzeugter Gesangsschüler die alleinseligmachende Methode seines Lehrers.

Wir kennen alle diese traurige, in tausend Varianten immer wiederholte Geschichte: der junge Sänger X geht zu dem bestens empfohlenen Stimmbildner Y, lernt dort drei Jahre singen und verläßt schließlich seine Schule mit völlig ruiniertes Stimme, unfähig, jemals den geliebten Beruf auszuüben. Das wäre nun, abgesehen von der Tragik des Tatbestands, nichts Erwähnenswertes. Aber die Geschichte hat eine fast unbegreifliche Fortsetzung: der Sänger A, dem der Stimmbildner B den Kehlkopf verdorben hat, läuft verzweifelt zu eben jenem bestens empfohlenen Y, und siehe da — nach dreijährigem Studium ist seine Stimme intakt! Wie reimt sich dies zu jenem? Der gleiche Pädagog erzielt in zwei Fällen völlig entgegengesetzte, einander widersprechende, ja, aufhebende Resultate. Hier den Ruin einer gesunden Stimme, dort die Restitution einer kranken.

Zunächst einmal: jede Pädagogik setzt einen bestimmten und höchst subtilen Kontakt zwischen Lehrer und Schüler voraus. Fehlt er, so kann schon auf einem exakt zu umreißen Gebiet der Erfolg gleich null sein. Wenn zwei heiraten, und die Ehe wird unglücklich, so ist noch nicht bewiesen, daß einer von beiden ein Gauner ist.

Ferner: die Stimmbildung ist eine Disziplin, die nicht nur mit einer sehr komplizierten, von Fall zu Fall neues Nachdenken erfordernden Technik arbeitet, sondern obendrein noch mit allen möglichen Hilfsmitteln der Suggestion. In die Beziehung des Sängers zu seinem Meister spielen tausend schwer zu definierende Momente erotischer, mesmerischer und masochistischer Art hinein, Momente, die sich unter Umständen gegenseitig stören, dann zu Krisen führen, zur physischen Abwehr ausarten. Ist der Stimmbildner nicht im vollen Besitz einer gesanglichen Lehrtechnik, d. h. arbeitet er vorwiegend mit den Hilfsmitteln der persönlichen Suggestion, so wird in solchen Fällen sein Unterricht zur akuten Gefahr.



Photo Hans Casparius

Carola Neher und Rudolf Forster in der verfilmten Dreigroschenoper

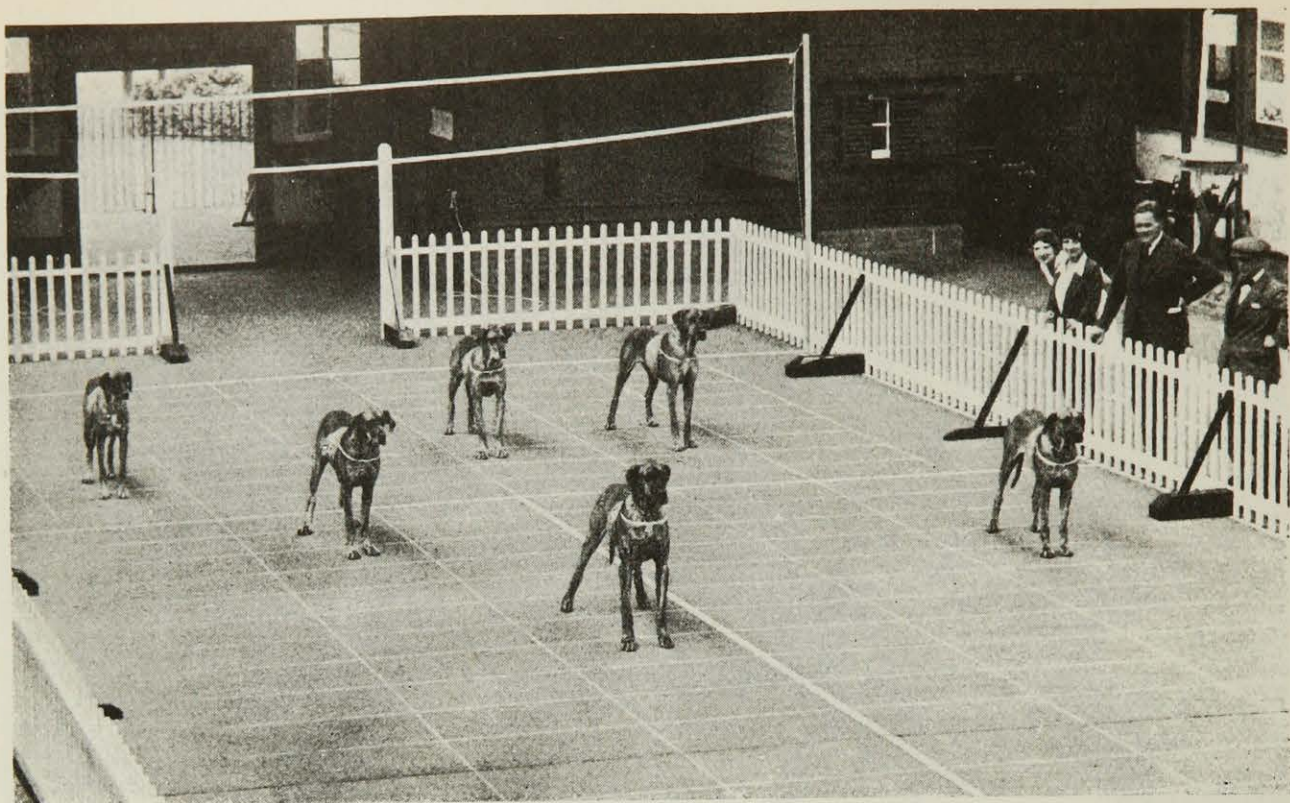


Photo News Illustrations Press

Vorbereitungen zum Hunderennen



Photo Sport & General

Die Hads-Ali-Truppe im Londoner Olympia Circus

Der wirkliche Meister spürt ganz genau, wenn ein Schüler ihm entgleitet. Er wird, schon im eigenen Interesse, solche Schüler so rasch wie möglich loszuwerden suchen.

Bedenklicher als die dilettantische Form ihrer Pädagogik sind die nebenberuflichen Funktionen, durch die gewisse Maëstri ihren Unterricht lukrativer gestalten. Und da fällt mir die Affäre des berühmigten Herrn Monsnas ein, der seinerzeit in der Residenzstadt K. das Leben eines Grandseigneurs führte, nach einigen Jahren aber das Weite suchen mußte, da sich herausstellte, daß er sämtliche Mitglieder der K.er Oper um große Summen geschädigt hatte. Monsnas unterhielt zur Intendanz des Theaters sowie zu den führenden Dirigenten und Agenturen direkte freundschaftliche Beziehungen und wußte sich als Autorität in Dingen des Belcanto ein so unerschütterliches Prestige zu verschaffen, daß man nur noch seine Schüler engagierte.

Leider verstand er nichts vom Singen; ja, seine Unkenntnis erwies sich, sobald man erst einmal skeptisch geworden war, als so haarsträubend, daß man nicht faßte, wie ein Mann von der künstlerischen Bildung des Intendanten Grafen Ch. jahrelang auf diesen Betrüger hineinfallen konnte. Und dabei unterrichtete der Gauner alle; auch die besten Sänger von K. nahmen bei ihm Stunden, um nicht in Ungnade zu fallen. Als Produkt seiner Lehre pflegte er einen begabten jungen Tenor vorzuführen, der bei ihm in festem Sold stand und dafür nur bezeugen mußte, er verdanke all sein Können dem Unterricht bei Monsnas. Eben dieses Subjekt wurde nachmals sein Ruin; es gab Differenzen, der Tenor denunzierte den Charlatan, und das ganze Personal der K.er Oper saß bald auf der Zeugenbank gegen Monsnas.

Theaterverbindungen dieser Art suchen natürlich fast alle Gesangslehrer. Und viele von ihnen finden durch irgendein Hintertürchen Zugang zu den Direktionsbüros. Ist so eine Beziehung hergestellt, so wird sie beim Schülerfang systematisch ausgeschrotet. Man stellt den Schülern in kürzester Zeit ein Engagement in Aussicht und erreicht damit begreiflicherweise mehr als durch kostspielige Reklame. Häufig werden sogar sehr raffinierte und scheinbar edelgemeinte Verträge geschlossen: der unbemittelte Schüler hat erst zu zahlen, wenn er ein Engagement gefunden hat. Dann allerdings gleich zwanzig Prozent seiner Gage.

So schwierig es ist, die Fähigkeiten eines Stimmbildners rasch zu erkennen, so sicher darf man als bescheidenste Grundlage von ihm verlangen, daß er selbst singt. Kann er das nicht, so wird er nie und nimmer imstande sein, einem Schüler auch nur die primitivsten Anfänge der Tonbildung einzudrillen. Schon das A und O allen Gesanges, die richtige Atmung, läßt sich theoretisch nicht fassen. Sie ist eine Angelegenheit des Körpergefühls, das man erlebt haben muß, um es auf den andern übertragen zu können. Auch das sogenannte Stützen, d. h. die richtige Anordnung und Beherrschung der Brust- und Bauchmuskulatur, die Verteilung der Organe und des inneren Körpergewichts bedarf der Praxis. Und nun gar die Beherrschung des Kehlkopfs, der kleinen, zarten Stimmbänder, die überhaupt mehr durch Nerven als durch Muskeln beherrscht zu werden scheinen!

Wieviel jahrlange Übung gehört dazu, die Gesetze ihrer Bewegung und Dehnung zu studieren.

Man mißtraue also allen reinen Theoretikern der Stimmbildung! Die Altmeister der Belcantoschule, Manuel de Garcia, Giuseppe Concone, Hey, Julius Stockhausen, Rosa Papier, Lilli Lehmann (um nur einige zu nennen) waren selbst einmal hervorragende Sänger oder verstanden doch wenigstens zu singen. Es ist bezeichnend, daß gerade in Deutschland, also in einem Lande ohne eigentliche sängerische Kultur, die theoretischen Lehrer zu Dutzenden herumlaufen, dicke Bücher schreiben und ohne eigentlich praktische Erfolge doch erheblichen Zulauf haben. In Italien würde man sich einen Maëstro di musica, der selbst nicht gut singt, keine zehn Minuten lang gefallen lassen. Und nur in Deutschland konnte

jene absurde Lehre Anhänger finden, die — um die Wende des 19. Jahrhunderts — über den Leichnam der Naturstimme zum Belcanto vordringen wollte, jene Lehre, die mit der gewaltsamen Herbeiführung von Stimmkrisen die Kehlköpfe bedroht.



Kurt Weinhold

Nachtrag zum Kirchenkonzert. Dem gestrigen Bericht über die Aufführung der Bachkantaten sei noch nachgetragen, daß die Ausführung der Trompeterstimme durch Herrn Musikdirektor Frank besonderer Erwähnung wert ist. Gewiß sind heute die Trompeter selten, die eine derart hoch und schwierig geführte Stimme in der Sauberkeit zu blasen verstehen, wie der Calwer Musikdirektor Frank. Diese Feststellung soll billigerweise nicht unterbleiben. *Calwer Tagblatt.*

Man begegnet häufig der Ansicht, die wahre Kunst des Belcanto sei schon seit einigen Jahrzehnten rettungslos verloren gegangen; was heut gemacht werde, reiche nicht entfernt an die Leistungen der Sänger im 19., 18. und 17. Jahrhundert heran. Wenn man bei Rousseau von dem Tenor Baldassare Ferri liest, der angeblich eine Trillerkette von zwei Oktaven chromatisch mit absoluter Tonreinheit in einem Atem durchsingen konnte, möchte man zustimmen. Selbst Caruso, fraglos der größte Kunstsänger der letzten 50 Jahre, kann sich mit den Erfolgen seines Kollegen Farinelli im 18. Jahrhundert nicht messen. Denn der siegte nicht nur im Wettstreit mit einem Trompeter, sondern wurde sogar vom spanischen König engagiert, zehn Jahre lang jeden Abend dieselben vier Arien vorzusingen; dafür erhielt er die damals horrenden Jahresgage von 2000 Pfund und obendrein Einfluß auf die Staatsgeschäfte.

Aber es ist sehr fraglich, ob solche Stimmakrobaten heute überhaupt gefallen würden. Vielleicht sind wir technisch anspruchsloser geworden. Mir persönlich genügt es, wenn einer durch drei Oktaven im Piano und Forte gleich rein und ohne Tremolo singen kann.



George Grosz

Clowns

Von

Ramón Gómez de la Serna

*'Tis meat and drink to me to see a clown'
Shakespeare*

Der Clown ist die Stütze des Zirkus und vielleicht des Lebens. Unser größter Trost ist, daß der Clown nach unserem Tode seine Späße weitertreiben wird. Die Clowns sehen einander derartig ähnlich, daß es den Anschein erweckt, als ob es zwei oder drei ewige Clowns gäbe, die schon seit undenklichen Zeiten das Publikum amüsieren und die, konserviert durch das Gesunde, Optimistische ihres Berufs, noch immer lächeln, obgleich sie erschreckend alt sind, zahnlos, seziert, mumifiziert — doch unvergänglich.

Clowns sind von einer andern Rasse als der sogenannten weißen — von einer noch weißeren, die sich von kondensierter Milch und Mehlkleister nährt. Eigentlich sind die Clowns eine Art von mehlstaubbedeckten Bäckern, die das Lach-Brot für die ganze Welt backen.

Der Clown sieht aus, als ob er traurig wäre, weil er einem Menschen gleicht, der weint; aber man bedenke, daß er ebenso einem lachenden Menschen gleicht, was der Tatsache, daß er wie ein weinender Mensch aussieht, nicht widerspricht, da der Clown ein Mensch ist, der vor Freude weint. Was dem Clown diesen traurigen Ausdruck gibt, ist jene halbe schwarze Träne, die er sich auf das innere Augenlid malt, und überhaupt die Augen, die er so malt, als ob sie vom Weinen geschwollen wären. Und das bedeutet nichts anderes, als daß er, um zu verschwinden, sich zu verwandeln, sich auszulöschen, seine Augen verdeckt, seine Augen verstellt: er will nicht, daß man seine Augen sieht.

Der Clown sieht so traurig aus, weil die Frauen ihn als Liebhaber nicht anerkennen. Sie machen sich über ihn lustig, und das Schlimmste, was einem Mann geschehen kann, ist, daß eine Frau ihn nicht ernst nimmt. Der einzige Trost, der ihm bleibt, ist der andere, der mit ihm spielt, der Bruder, der gerade so wie er selbst ein Stiefkind der Natur ist, mit dem er — nach ihrer kurzen Stunde unbekümmerter Fröhlichkeit — nachts durch die einsamen, abgelegenen Faubourgs wandert.

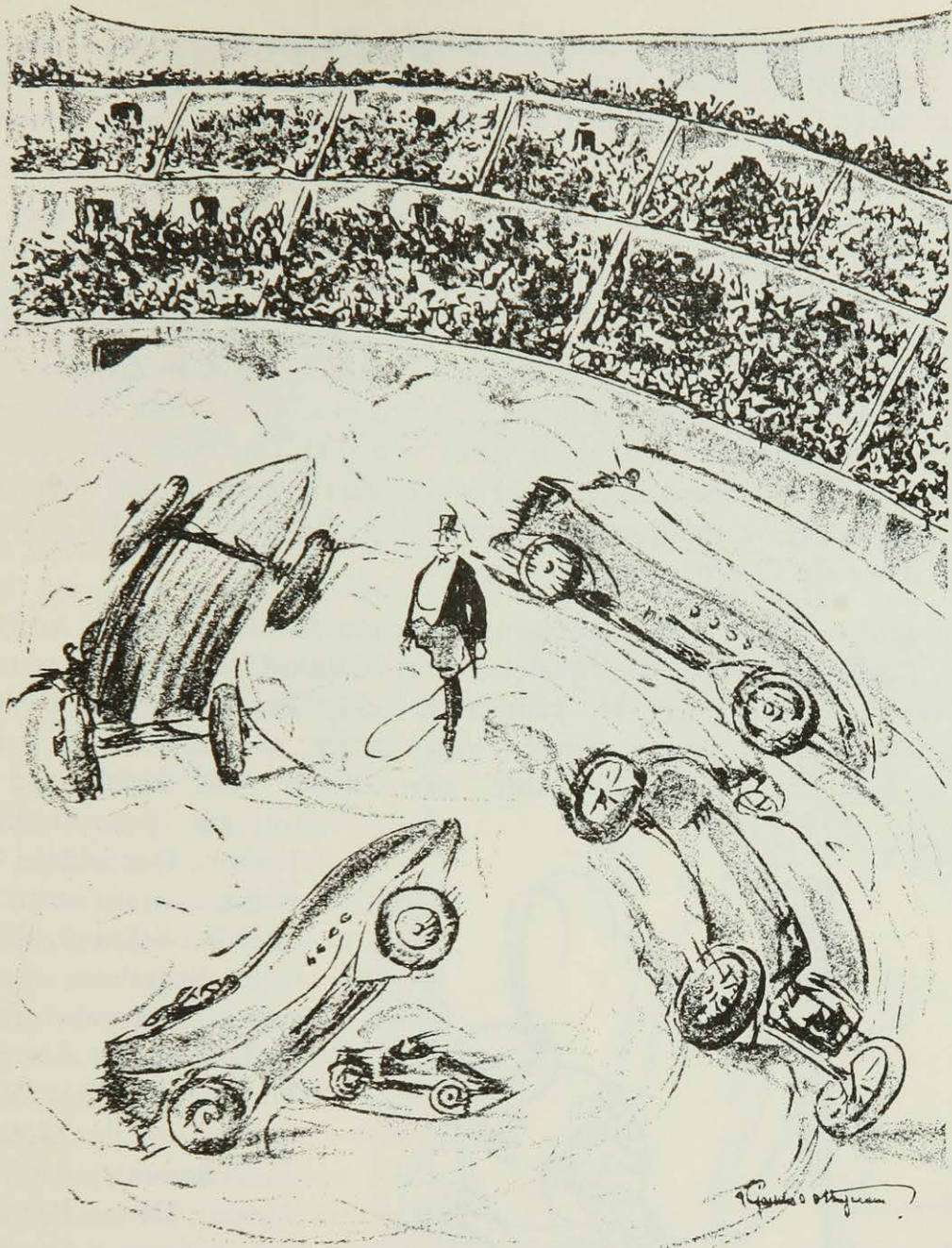
Noch eine andere private Tragödie kennt der Clown: seine Nase bleibt rot und kolbenartig; und wenn er auch Zivil anzieht, er muß doch schamvoll das Stigma seiner Nase mit sich herumtragen.

Das alles muß er vergessen, und er vergißt es in der Stunde der Behendigkeit und des Rauschs, wenn er die rote Perücke anlegt, die sich auf seinem Schädel hebt und dreht. Mit der Perücke wandeln sich die Gedanken und stimmen ihn fröhlich. Früher spielten sie ohne Perücke, aber ihre natürliche Kopfbedeckung wurde durch die Hiebe so mitgenommen und bekam soviel Lichtungen, daß sie sie schützen mußten.

Der Clown ist das einzige Wesen, das die kleinen, untergeordneten Dinge mit Sorgfalt, einen Stuhl, eine Kanne mit Liebe behandelt. Er liebt seine Kleider. Eine spezielle Zuneigung hegt er für seinen Hut, besonders, wenn er ihn abnimmt und auf die Erde legt. Was für liebevolle Blicke wirft er ihm zu!

Die Clowns raffen alle Hüte zusammen, die die Menschheit fortwirft. Sie schneiden die Ränder ab, garnieren sie mit einer Feder vom Flederwisch und benutzen sie eine Saison lang.

Der Schneider kleidet die Exzentriks, und wenn sie bei ihm das alberne Kostüm bestellen, das sie benötigen, macht er große Augen und wird mißtrauisch; und so schwer es ihnen fällt, sie müssen ihm gestehen, daß sie Exzentriks vom Zirkus sind. Der Schneider lacht sich tot. Er ändert alle Striche, die er mit der Kreide gezogen hat, und beginnt wie ein Verrückter ein unsinniges Kostüm zu impro-



Pfaehler v. Othegraven

visieren; denn hier hat er zum erstenmal die Möglichkeit, ganz willkürlich ein phantastisches Kostüm, ohne Rücksicht, nach eigenem Geschmack zu entwerfen. Er ist es längst müde, die Anzüge einer lächerlichen Vorschrift anzupassen, und tobt sich beim Schneidern des Exzentrik-Kostüms aus; besonders bei der Weste rächt er sich für alle Westen, die er jemals schneiden mußte.

Der Schuhmacher der Exzentriks ist ein besonderer Schuhmacher und sehr schwer aufzutreiben. Er nimmt ihnen viel Geld ab für die großen Botten, aus denen sie, trotz der Größe, nicht herausrutschen dürfen. Sie müssen mit ihnen laufen und balancieren können, und wenn sie sitzen, müssen die Spitzen hochstehen und beweglich sein wie Eselsohren. Die Exzentriks ruinieren sich mit Stiefeln, hauptsächlich mit dem Besohlen, in einem Maße, daß sie auf ihre Stiefel Hypotheken aufnehmen müssen, um sie sich machen lassen zu können.

Die Tasche des Clowns ist voll von Dingen, die überhaupt nicht zusammenpassen: eine Tasche, in der man aus Liebe die unnützlichsten Sachen aufbewahrt, die man nicht fortwirft, weil man sie irgendwo und -wann einmal gebrauchen kann . . .

Wie man den Clowns alte Hüte anbieten soll, so soll man ihnen auch seine alten Westen vermachen, damit sie die Nummer mit den hundert Westen bringen können. Wenn diese Nummer endlos sein könnte, wenn sie niemals aufhörten, Weste um Weste auszuziehen — es wäre ein endloses Entzücken, und das Publikum lachte und lachte immer. Laßt uns unsere Westen dem Zirkus schicken! Von allen alten abgelegten Anzügen bleibt uns eine neue Weste übrig, mit der wir nichts anzufangen wissen; denn wenn man auch eine Hose von einer Farbe mit einem Rock von einer andern Farbe zusammen tragen kann und umgekehrt — eine andersfarbige Weste setzt doch immerhin in Erstaunen und ist unmöglich. Wie dankbar die Clowns uns sein werden!

Nie wird man die Posse vergessen, die schon so oft im Zirkus vorgeführt wurde: Das Begräbnis des Clowns durch einen andern Clown, der ihn mit einem Revolverschuß getötet hat. Ich kann mich keines Begräbnisses erinnern, das trauriger und echter gewesen wäre. Alles lachte, aber die Szene war entsetzlich kläglich: Eine Tragbahre, der Clown ganz bleich und ganz



Serge

tot, ein paar brennende Kerzen. Der andere Clown weint, er trägt einen Kranz über der Schulter. Ein richtiges Begräbnis, das Gespenst eines wahrhaften Begräbnisses, mit dem ganzen Mienenspiel des Mörder-Clowns und der plötzlichen Auferstehung des armen Toten. Diese Beerdigung des Clowns, der alsbald wieder auf richtigen Füßen steht, und doch durch einen falschen Schuß und ein dra-piertes Laken glauben ließ, er wäre hingestreckt, diese Beerdigung ist der „Hamlet“ des Zirkus. Diese Pantomime, die der erste Clown der Welt erfunden hat, ist sozusagen die Ur-Pantomime. Nirgends tritt der Kontrast zwischen Leben und Tod schärfer hervor.

(Deutsch von Eva Maag)

Unterhaltung mit Hamburger Zimmerleuten

Von

Nico Rost

Sobald der Fremde nahe dem Schlesischen Bahnhof in der Kaschemme der Hamburger Zimmerleute saß, als einziger Außenseiter unter diesen Außenseitern, merkte er plötzlich, daß er vielleicht auf unvorhergesehene Schwierigkeiten stoßen könnte. Man lachte höhnisch zu seinem Tisch herüber. Er blieb sitzen, bestellte sich aber ein zweites Glas Bier und einen Korn. Überall waren Girlanden angebracht, an der Wand hing ein großer Holzteller, auf dem stand: *Verdursten ist der schlimmste Tod*, eine bayrische Kapelle spielte abwechselnd und unter viel Lärm „Ein rheinisches Mädchen, beim rheinischen Wein“, und einen alten Berliner Schlager: „Hast du keine abgelegte Braut für mich.“ An den Tischen Zimmerleute, Arbeiter und Straßenhuren. Eine von ihnen setzte sich an seinen Tisch. Sie verkehrt schon lange in diesem Lokal, kennt also außer ihren Kolleginnen die meisten Stammgäste. Der Fremde bestellt ihr etwas zu essen und noch zwei Bier und zwei Korn dazu. Ohne sich auch nur im geringsten um die andern Gäste zu kümmern, stößt er mit ihr an. Immer wieder werden die Gläser gefüllt, immer wieder muß der Kellner Nachschub holen. Eine Stunde später, als das Mädchen sich für einen Augenblick entfernt, wird es vor der Damentoilette von einem der Zimmerleute nach dem fremden Gast gefragt. Eine Viertelstunde später, und man winkt ihm von einem benachbarten Tisch, wo zehn Zimmerleute sitzen, zu sich herüber. Fein, er darf sich jetzt zu ihnen setzen und ist ihnen nicht mehr so fremd wie im Anfang. Wer so viel trinkt, so viel vertragen kann und dabei weiß, wie er sich hier mit Frauen zu benehmen hat, mit dem kann man schließlich reden. Mit so einem Fremden will sogar ein Hamburger Zimmermann ein paar heben. Sofort steht ein neues Glas Bier vor ihm. Nunmehr kann keine Rede davon sein, daß er selbst bezahlt. Er ist Gast. Obwohl die bayrische Kapelle sich laut hören ließ und obwohl die Musiker schrien, daß sie Durst hätten, obwohl es einen Krach gab zwischen einem Maurer und einem Kellner



Maria Brick

wegen der Zeche, obwohl sich vier kleine Huren darum stritten, ob dieser Pfandschein schon verfallen sei — es kam eine Unterredung zustande zwischen dem Fremden und den Zimmerleuten.

„Natürlich willst du auch wissen, warum wir diese Kleider tragen. Da guckt ihr alle nach, bis ihr selber schwarz seht. Du weißt jedenfalls, was Saufen ist. Wenn du das nicht gekonnt hättest, wärest du schon längst geflogen. Das kannst du mir glauben. Unsere Anzüge sind schwarz. Nirgends eine andere Farbe. Nur ein weißes Hemd. Darauf sind wir aber sehr stolz, das soll immer sauber sein. Kragen oder sowas tragen wir natürlich nicht, was sollen wir damit.“

„Und die Krawatte?“

„Mensch, das ist doch keine Krawatte, das ist unsere ‚Ehrbarkeit‘, die bekommt man nicht so leicht. Erst wenn wir drei Jahre von der Heimat weg gewesen sind, dürfen wir dieses Band tragen.“

„Und eure Hosen?“

„Das sind sogenannte Hamburger Schnitthosen, und darüber kann ich dir genau Auskunft geben. Die haben an ihrem engsten Teil bis zu vierzig Zentimeter Durchmesser und sind unten oft achtzig Zentimeter breit. Die Weste muß zwei Reihen mit je vier weißen Perlmutterknöpfen haben, vier Reihen sind verboten, solche Westen tragen nur Vogtländer.“

„Und der Hut?“

„Das ist auch eine wichtige Sache. Den Zylinder tragen wir immer, nicht wie der Spießler nur am Sonntag, sondern auch wochentags. Besonders auf die Schuhe sieht man bei uns sehr streng. Es ist Vorschrift von der Zunft, daß wir nie mit kaputten Schuhen eine Stadt betreten dürfen. Von wejen Dekorum. Wenn man merkt, daß wir es doch getan haben, müssen wir Strafe bezahlen. Manchmal müssen wir die Schuhe mit Eisendraht zusammenbinden, aber wenn auch das nicht mehr geht, dürfen wir sie auf Kosten der Zunft flicken lassen.“

„Wie kommt man denn hinein in eure Zunft?“

„Moment! Kellner noch zwei Bier und zwei Korn! Die Dame braucht keinen Korn zu trinken, kannst ein Goldwasser haben, Kleine. Jeder Lehrling, der ausgelernt hat, kann sich aufnehmen lassen. Unser Hauptsitz ist in Bremen, aber überall, wo sich sieben fremde Zimmerleute befinden, kann ‚das Buch aufgemacht werden‘, wie wir es nennen. Natürlich muß jeder am Anfang eine Lage Bier spendieren. Ohne Bier geschieht bei uns nie etwas. Wer einmal Mitglied ist, geht auf Wanderschaft. Kommt er in eine Stadt, wo er ausruhen will, dann geht er zu der Zimmermannsherberge und klopft dreimal sehr kräftig mit der Faust an die Tür. Natürlich kommt es vor, daß er buchstäblich mit der Tür ins Haus fällt, aber das schadet nichts. Damit zeigt er, daß er Schneid hat und Geld. Er läßt dann gleich einen Schreiner kommen, bezahlt und gibt noch eine Lage. Bevor er anklopft, hat er seinen Rucksack abgenommen, sein rotes Taschentuch darübergelegt und drei Knöpfe von seinem Rock aufgemacht und den Spruch hereingerufen: *Mit Gunst und Erlaubnis: ist der rechtschaffenen fremden Zimmergesellen Herberg hier?* Man antwortet dann: *Das ist löblich.* Danach muß er seinen Zettel zeigen, und die Sache ist in Ordnung. Einmal auf Wanderschaft, dürfen wir innerhalb dreier Jahre unseren Heimatsort nicht besuchen. Wenn daheim etwas Besonderes passiert, bekommen wir für vierundzwanzig Stunden Erlaubnis, aber



Photo Wolfgang Weber

Aufzug Hamburger Zimmerleute



Photo Emil Strassberg

Spaziergang eines spanischen Alumnats

Berliner Kabarett



Photo Vogelsang

Die schwarze Sängerin Nina McKinley (Theater der Komiker)

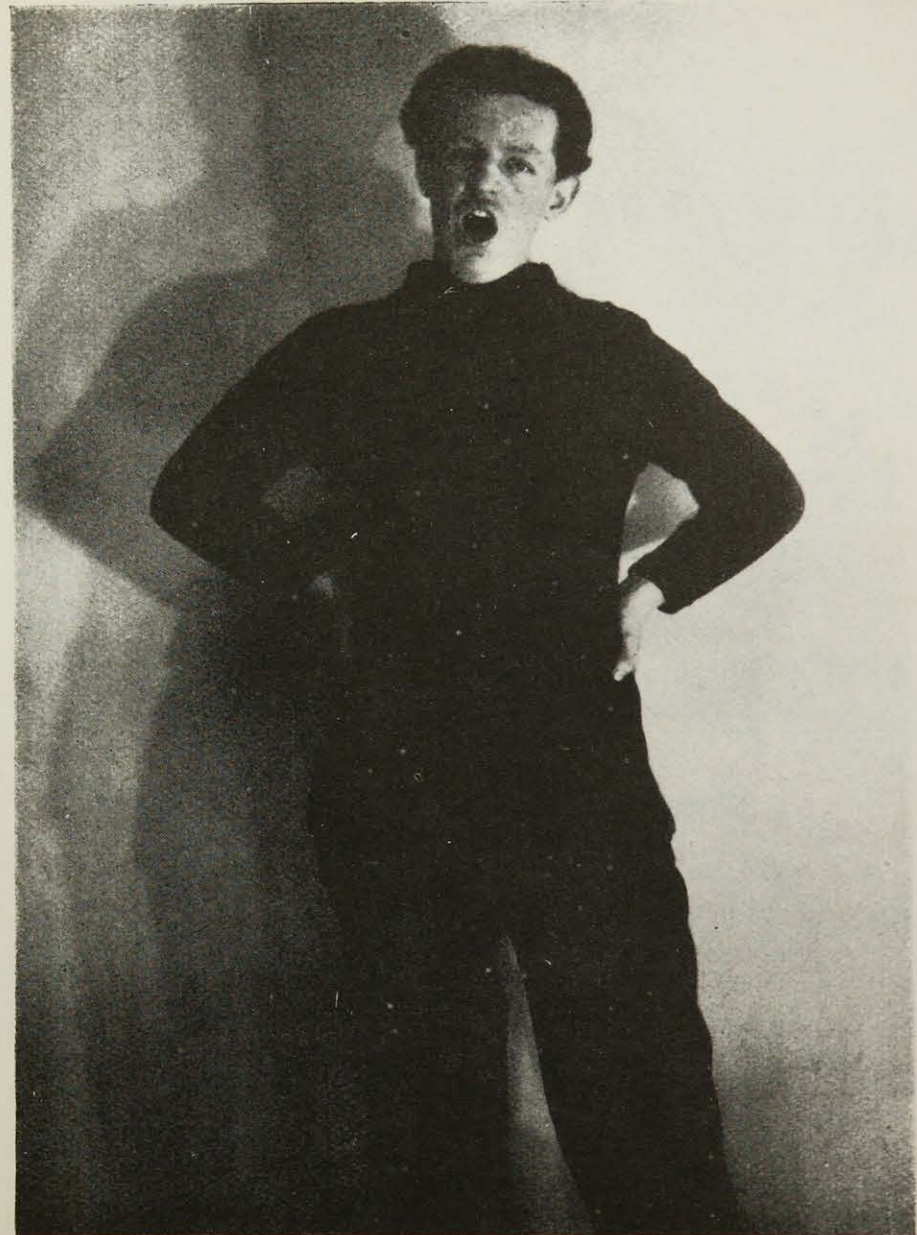
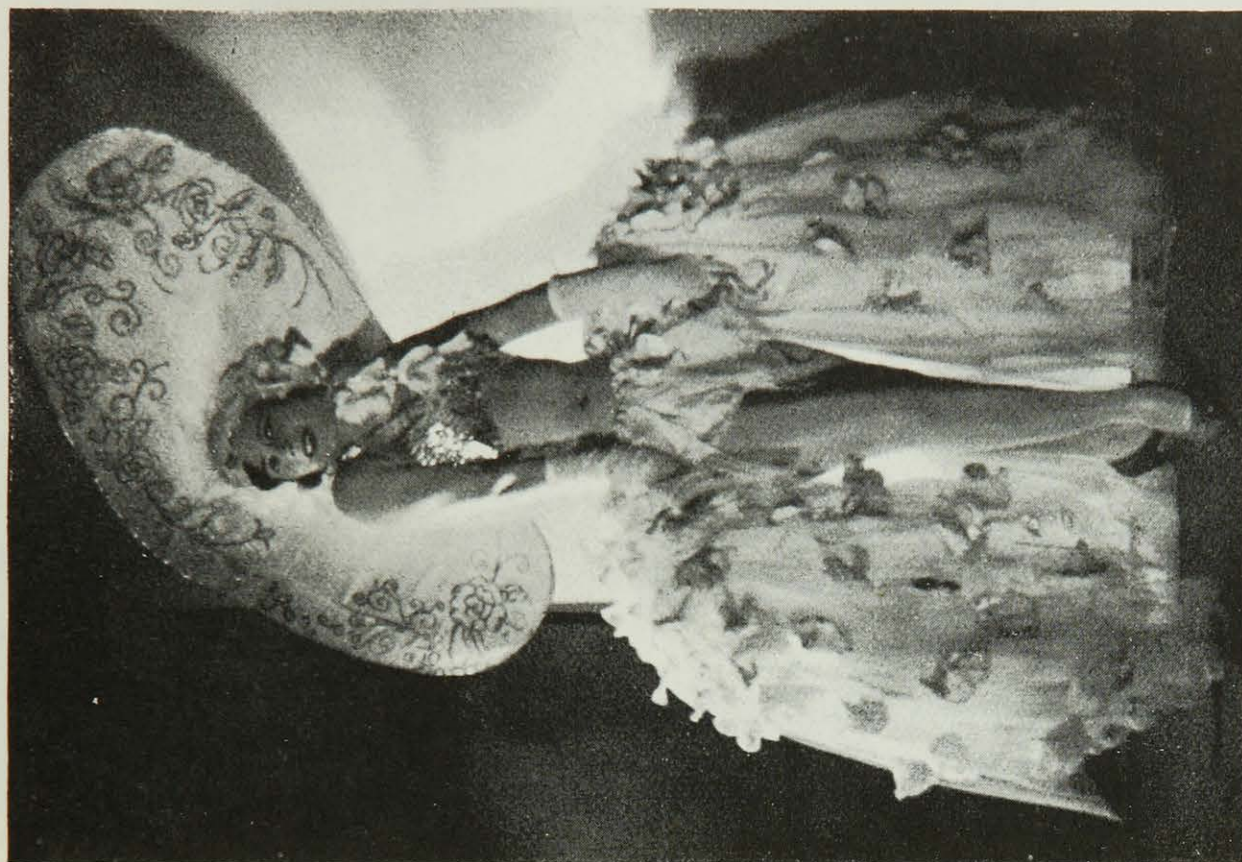


Photo Robertson

Der Schlosser Max Baltruschat (Tingel-Tangel)



Mugette, ein Herr aus dem „Eldorado“ (Berlin)



Photos Eli; Marcus



Photo Maria Piper

Im Hari-han, einem vornehmen Restaurant in Osaka



Photo Storch

Hamburger Zimmerleute in ihrem Berliner Zunftlokal

nicht auf länger. Dabei werden wir dann scharf kontrolliert, denn sonst möcht ja mancher die Fremde an die Heimat verraten. Unsere ‚Ehrbarkeit‘ läßt sich schwer verdienen. Sind wir krank, dann dürfen wir in der siebenten Woche sammeln gehen. — Hamburger Zimmerleute kannst du überall treffen, in Prag ebensogut wie in Budapest, in Zürich so gut wie in Wien. Es kommt sogar oft vor, daß manche nach Konstantinopel oder Jerusalem gehen. Sehr schön ist es in Lyon-Vaise, dort haben wir bei Jean Lapierre unsre Herberge. Wir Zimmerleute sollen uns erst mal die Welt ansehen. Damit fangen wir an. An zweiter Stelle wollen wir Häuser bauen, das ist ja unser Beruf. Wir wissen aber ganz genau, daß die meisten Häuser gebaut werden für Leute, die es nicht nötig haben. Du kannst mir glauben, wenn ich dir sage, daß wir die ersten sein werden, die mit-helfen, diese Gesellschaft zu demolieren. Nachher, du weißt, was ich meine, beim Aufbau sind wir bestimmt auch wieder die ersten. Vergiß nicht, daß unsere Organisation an Zahl ungefähr 188000 Mann stark ist. Aber ich kriege Durst. Halloh, zwei Bier und zwei Korn. Wenn die Kleine nicht mehr kann, soll sie ruhig auch mal einen Kaffee nehmen.“

„Ihr sollt auch eine eigene Gerichtsbarkeit haben?“

„Das ist nun wieder so ein gelehrtes Wort! Natürlich machen wir meist unsere Geschichten untereinander ab, in den meisten Fällen gibt’s Bierstrafen. Das ist immer besser als Polizei, und man hat auch etwas davon. Wenn etwas Schlimmes passiert, gibt es natürlich Haue. Der Geschädigte hat das Recht, sich einen Sekundanten zu wählen. Der Kampf findet meist in dem Handwerks-saal statt, und falsche Griffe werden natürlich nicht erlaubt. Wenn *Friede* gerufen wird, muß der Kampf eingestellt werden. Kommt man nicht freiwillig, dann wird man herbeigeschafft.“

„. . . Begräbnisse?“

„Die hast du doch selbst mitgemacht, mein Junge. Ich muß mich schon sehr irren, wenn ich dich voriges Jahr nicht auf dem Friedhof gesehen habe. Nicht wahr, damals, als einer der unseren begraben wurde, den die Immertreuleute erschlagen haben, die Ganoven! Erst kommt ein Trupp in bloßen Hemdsärmeln mit den Abzeichen des Handwerks: Winkeleisen, Hammer und Hobel, worauf Zitronen gespießt sind. Am Grab wirft jeder eine Scholle Erde auf den Sarg mit den Worten: *Als Fremder bist du gereist, als Fremder bist du gestorben, als Fremder sollst du in fremder Erde begraben sein*. Natürlich wird bei so einem Begräbnis auch viel getrunken. Ohne Bier geschieht bei uns nichts. Pfaffen gibt es nicht, kommt gar nicht in Frage.

„Ihr sollt oft Krach haben mit den Bauherren?“

„Weißt du, wir haben so unsere Gewohnheiten auf dem Bau. Wir fangen morgens pünktlich an, aber wenn es Feierabend ist, hören wir pünktlich auf. Nur ein angefangener Sägeschnitt muß vollendet werden und ein Loch ausgebohrt, da das Werkzeug niemals im Holz steckenbleiben darf. Ungern lassen wir uns von jemand auf die Finger gucken. Wenn der Bauherr so etwas macht, kostet ihn das meistens viel Geld. Wir arbeiten natürlich gerade dann langsamer, und wenn er dann noch nicht versteht, daß er verschwinden muß, holt einer der Jungens dann den Schnürtrog, die Schnur wird ausgezogen, der Bauherr damit umwunden, und dann sagt einer den Spruch:

*Mit Gunst und Erlaubnis! Sie sind
geschnürt,*

*Weil Sie uns bei der Arbeit haben
vexiert!*

Wir schnüren Fürsten und Grafen,

*Und trinken stets, wenn wir nicht
schlafen!*

*Drum wollen wir Sie bitten um ein
Bier oder Brantwein,*

Dann wollen wir zufrieden sein,

*Und Sie können wieder gehen zum
Schätzelein,*

Oder zu Ihrer Hausfrau heim!

Manchmal zahlt er dann ein Faß
Bier. Schade, daß das jetzt so
wenig mehr vorkommt. Aber von
dem Lied habe ich schon wieder



Grete Hammerschlag



Burger-Mühlfeld

Durst gekriegt. Herr Ober,
noch zwei Bier und zwei
Korn! Jetzt gehe ich aber.
Es ist schon zwei, und um
sechs soll ich schon wieder
auf dem Bau sein. Erst
nehme ich mir aber noch so
eine kleine Puppe mit.“

Obwohl ihre Kollegin
vorher dem Fremden erzählt
hat, daß die Mädchen ungern
mit Zimmerleuten mitgehen,
da die zwar freigebig, aber
sehr anspruchsvoll sind, geht
die kleine Puppe mit. Die
Zimmerleute haben heute
Geld bekommen, morgen ist
die Miete fällig, sechs Mark,
und es kommt auch die
Wäsche zurück.

„Also, Kleine, gehen wir
jetzt! — Gut Zunft!“

Vom Beruf einer Tischfliege

Von

Hermann Röbler

Die arme Industrie hat es schwer mit Pleiten und Geldknappheit. Nur, Gott sei Dank, für die Werbungskosten langt es immer. Und die Spesen sind alles. Wäre für sie das Geld nicht da, so wäre ganz Europa wirklich pleite; so aber geht, den Reden aller Finanzminister zum Trotz, der Apfelkarren der Wirtschaft immer weiter. Ein anständiger Mensch kann in Zahlungsschwierigkeiten geraten, aber Schlafwagen fahren und ein bißl Sekt ausgeben, dazu wird er es hier im Lokal immer noch haben. Das sind eben so ‚Spesen‘. Nicht wahr?“

Das ist die Logik einer kleinen Frau. Lonny. Und sie hat recht, denn für sie spielt sich die Nationalökonomie so ab in dem Lokal, wo sie jeden Abend von acht bis drei arbeitet — als Tischdame. Das Lokal ist eine jener „ersten Vergnügungsstätten“, in denen sich alle Existenzen vom Zoubkoff-Typ bis zum Stinnes-Typ von den Anstrengungen der Geldjagd erholen. Die meisten kaufen sich zum Sekt noch Unterhaltung, Geist, Esprit, indem sie sich „eine Dame“ bestellen. Von 100 Mark Tischgeld aufwärts. Lonny ist die teuerste, denn sie hat die blendendsten Kostüme; der Esprit kommt dann von selbst. Mit ihren pechschwarzen Locken markiert sie „dämonischen Typ“ und ist zum Staunen aller Stammgäste stets eine andere Exotin, bald Spanierin, bald Zigeunerkind. (Nur der Eingeweihte weiß, daß das letztere Aussehen, das etwas von Zerfallenheit in sich birgt, von zu großer Überanstrengung der Nerven und des Magens kommt, der zuviel Sekt allabendlich hineinpumpen muß.) Blonde Skandinavier, heute unter allen Ausländern immer noch die beliebtesten (weil man sie so schön dazu bringen kann, ihre naive Gutmütigkeit an falscher Stelle zu entfalten), fliegen auf Lonny. Manche Kuh muß später in irgendeinem schwedischen Bauernhof verkauft werden, damit Lonny's Tischgelder wieder herauskommen. Lonny fasziniert. Nicht, weil sie hübsch ist. Ist sie das überhaupt? Wer sieht das heute einem raffiniert bemalten Gesicht abends im Sektnebel an? Bei Tag ist sie vielleicht häßlich und verhutzt — aber wen kümmert das! Es genügt, daß sie zweihundert Mark Tischgeld verlangt und als die bestrickendste, geistvollste Frau, ja als eine Dame von Kultur und Geschmack gilt. Das hat nämlich der Außenminister eines nordischen Staates, der allabendlich das Lokal besuchte und später in Genf kluge Reden hielt, Lonny und der Direktion wiederholt versichert. Und einen großen Aufwand von seinem Geist und seiner Kultur hat er darauf verwandt, Lonny aus Genf und der nordischen Hauptstadt feine, kluge, gefühlvolle Briefe zu schreiben, die der kleinen Frau deshalb sehr imponiert haben, weil jedesmal ein rosaroter Hundertkronenschein beilag. So hat die Diplomatie Lonny's Renommee im Lokal geschaffen. Nachfolger des Nordländers war nämlich ein Kollege, Außenminister eines Oststaates, der Lonny zwölfmal Tischgeld gegeben hat, obwohl Zloty und Lei miß stehen. Leider ist er in Genf mit seiner Rede durchgefallen, und Lonny hat nie einen Schein-Brief bekommen. Allerdings hat sich dann herausgestellt, daß dieser Kavalier gar nicht der . . . ische Außenminister war, sondern ein durchgebrannter Fabrikassierer aus Podwoloczyska,

der sich jedesmal im Lokal glorienhalber den Namen des bekannten Ostdiplomaten beigelegt hatte. Lonny ist natürlich Ausländerin, ganz international. Wie würde die Direktion erlauben, daß eine Tischdame mit solch einem Exotyp ein simples Kind aus einem Försterhaus der Eifel sein darf, aus dem Lonny in der Tat stammt und davongelaufen ist. Lonny hat holländischen Paß — durch Heirat, ihr Mann lebt im Ausland —, aber holländischen Anreden entzieht sie sich durch die Beteuerung, sie sei schon als ganz kleines Kind aus Scheveningen (beliebter Romanschauplatz) weggekommen. „Aber Sie haben doch einen ganz spanischen Typ, meine Gnädigste?“ — „Ja, meine Großmutter ist aus Toledo.“ (Lonnys früherer Verlobter war Vertreter für Toledo-Schnellwaagen.)

Der Ausländer an und für sich macht auf Lonny — auch darin unterscheidet sie sich vorteilhaft vom braven deutschen Spießer — gar keinen Eindruck. Der „Amerikaner“ ist für sie kein Idol wie für die Mädchen unserer Inflationszeit. Lonny interessiert sich nur für die „Branche“, die Nation ist ihr gleich. Sie liebt auch den deutschen Adel . . . weil er nämlich in heutiger Zeit immer mehr zur Industrie übergegangen ist. Ritter Heiding v. Heidingfeldt, Stammbaum bis Attilas Zeiten, ist einer ihrer liebsten Tischkunden. Er hat seine abgewirtschafteten Güter in eine Papierfabrik umgetauscht, ein besseres Geschäft bei dem vielen Unsinn, der heute aufs Druckpapier gepreßt wird.

Alles an Lonny ist Wille, nichts Gefühl. Sie hat nicht einmal, wie viele ihrer Zunft, Intellekt. Sie hat nur Mundwerk, und eine weitere Chance ist, daß sie keine Bildung hat. Die klugen Generaldirektoren merken aber nicht, daß Lonny ihnen bei Tisch die tiefsten Kreditgeheimnisse ausspitzelt, um sie dem Direktor der Konkurrenz zu verraten, der einige Tage später an ihrem Tisch sitzt. Darauf ist Lonny fabelhaft geeicht. Was Aktienemission oder Konzernfusion ist, weiß sie besser als mancher Buchhalter. Denn das Reich von Lonnys Wunschträumen ist die Zahl.

Wir alle kennen den Zahlenzauber. Wir wissen, daß der Satz: „Er verdient im Monat zehntausend“ (wenn es auch natürlich nicht wahr ist), in einer Gesellschaft von Gebildeten und Geistigen elektrisierend wirkt. Wir haben gehört, daß Schaljapin sich einbildet, ein zweiter Richard Tauber zu sein, weil letzterer zeitweise mehr verdient hat als er. In Lonnys Erzählungen, die in diesem Moment einen Schuß Pathologisches an sich haben, sprüht es von Tausendern, Millionen.

Wehe, wenn jemand Lonny um das Tischgeld zu prellen sucht. Ihm droht öffentlicher Skandal und Blamage bis auf die Knochen. Stammkunde Prinz X., der nicht mit Tischgeld herausrücken wollte, weil er „vom Hause“ sei, ist von Lonny geohrfeigt worden. Man ruft sie ins Bureau und stellt sie zur Rede. Lonny droht, die Schlepperdienste des Prinzen zu verraten und alle die verschiedenen Spitzen der Industrie, die er als Gäste mitbringt, auf die in der Rechnung zuviel aufgeschriebenen Flaschen Sekt aufmerksam zu machen. Der Prinz läßt nämlich den Sekt, den er für sich allein konsumiert hat, wenn er einen Abend keine Gäste gefangen hat, im Büro so lange anschreiben, bis er einen neuen Zahlgast findet. Lonny hat mit ihrer Drohung ein gutes Werk getan. Der Prinz hat seitdem nie mehr eine Flasche Sekt geschnorrt und nie mehr eine der armen kleinen Eintänzerinnen geprellt, bei denen er als Haustyranne gefürchtet war.

Bisher hat sich keiner damit brüsten können, weiter als bis vor Lonnys Haustür

schweigende, nie geäußerte! Er benimmt sich aber so, besonders vor Fremden, als sei das Gegenteil der Fall! Mit welcher imponierender Selbstverständlichkeit marschiert er etwa in ein gutes, von Europäern voll besetztes Restaurant vorneweg durch die Tür, seine Frau, vornehm bis in die Fingerspitzen, ihm hinten nach! Und sie hängt dann seinen Überzieher an den Ständer. Junge Amerikaner an einem Nebentisch, mit den Manieren der Ungezwungenheit — es war heller Mittag —, riefen laut Bravo! Was wissen diese Barbaren, denkt der Japaner, und nimmt keinen Anteil an der Ovation. Erwähnt er seine Frau ändern gegenüber, sagt er von ihr: „Das dumme Ding aus dem Hinterzimmer.“ Verkappter Stolz gebärdet sich genau so! Ganz vor allem in Japan. Und das Paschaformat mit Geishakonkubine, ist denn das schön und erfreulich für die Frau? wird man bei uns einwenden.

Und doch — wer möchte den Mann schmähen, daß er allzu oft außer Haus ist — wenn die Untadelhaftigkeit seiner Gattin, ihre ständige Unterwürfigkeit und Sanftmut ihn im Geheimen so zur Bewunderung hinreißen, daß es sein inneres Gleichgewicht bedroht? Das mag keiner. Am allerwenigsten ein Japaner. Um es wiederherzustellen, geht er ins Teehaus, nimmt sich eine Konkubine, verändelt die Nächte. Mag die Gattin sich grämen! Warum ist sie auch so sanft und duldsam und erwartet ihn jede Nacht mit ihrem freundlichen „O Kaeri“, einem Willkommen, aus dem jeder Ton des Vorwurfs künstlich ferngehalten ist, mit heißem Tee und sanft glättendem Griff nach seinem Überzeug und Rock! Er müßte sich wohl etwas schämen. Das stört wiederum sein Wohlbefinden, und daher trumpt er auf, nun erst recht: wer ist Herr im Hause! Niemand wagt ihm zu widersprechen. Allenfalls seine Illegitime. Hat er Streit mit ihr, betrügt sie ihn, sucht er Trost bei der Gattin. Letzten Endes ist es doch die Ehefrau, die gewinnt. Sie ist der Grundpfeiler in dem durch häufige Adoption und auch sonst recht verzwickten japanischen Familiengefüge, welches nicht wanken wird, solange Japan solche Gattinnen aufzuweisen hat. Die Hausfrau verfügt über das Einkommen des Gatten! Sie bezahlt monatlich seine Teehausrechnungen, auch die von diskreteren Treffhäusern (Machiai). Sie erzieht die Kinder, auch die seiner Mätresse; sie empfängt des Gatten Lieblingsgeisha zu Neujahr und macht ihr Geschenke; sie ist und bleibt die Wohltatenspenderin und die große unerreichbare Herrin (oku-san), die immer noch, wie mit Zentrifugalkraft, den vom Ehrgeiz umhergetriebenen und zwischen Genuß- und Großmannssucht zwiespältig sich aufreibenden Ehegatten zu sich zurückzieht.

Im Kleinbürgerstand dagegen führt die Ehefrau laut und energisch Geschäft und Regiment, ganz besonders im Teehausgewerbe und allem, was damit zusammenhängt. Der „bessere“ Herr indessen glaubt es seiner Würde schuldig zu sein, auf seine Frau keinerlei Rücksicht nehmen zu müssen. Zartgefühl und Takt (in unserm Sinne) haben beim Danna-san keinen hohen Kurswert. Das Gegenteil ist in seinen Augen ein besserer Exponent seiner Männlichkeit. Er übt dafür eine andere Skala der Höflichkeit mit vielen uns unverständlichen Feinessen.

Die Dame, seit Jahrhunderten dazu erzogen, des Hausherrn erste Dienerin zu sein, hält es immer noch für die beste Form, des Tyrannen Launen stillschweigend hinzunehmen und dem klassischen Muster der tugendsamen Ehefrau aus dem Lehrbuch „*Onna Daigaku*“ (sehr alt!) zu folgen. Je mehr Dame, desto

ostentativer verharret sie auf der Linie der Tadellosigkeit. (Und reizt durch ihre Scheinheiligkeit den Gatten!) Die indolenten Frauen, in Japan die überwiegende Mehrheit, bleiben aus Gewohnheit bei den als üblich etablierten Richtlinien des Benehmens. Die Klügeren wissen (mit dem Instinkt der Frau), warum sie es tun. In bewußt oder unbewußt ausgeübter Köderpsychologie der Frau sind gerade die Japanerinnen groß. Die Geisha durch bewußt entfaltete anmutsvolle Reize, große Gepflegtheit und die von Kindheit (als Maiko) an studierte Kunst der Koketterie. Endziel, jedem Mann, der ihr Sturdergeld bezahlt, zu gefallen, mit arden Worten, sein Männlichkeitsgefühl zu erhöhen. Außerdem kann sie tanzen und singen. Der Liebe ist die Geisha gewerblich durchaus nicht unterworfen. Die ihrem Beruf bei uns oft mißverständlich untergeschobene Zweideutigkeit würde sie in helle Empörung versetzen. Was freiwillig geschieht, bekommt ja sofort ein anderes Gesicht. Und das unterbleibt auch nicht. Denn ihre gelegentlich günstigen Berufsbedingungen erweitern nach Möglichkeit, nämlich doch nach Zahlungsfähigkeit des Klienten, den Radius ihrer Wirksamkeit. Daß die freiwillig gewährte Gunst auf Gegenleistung rechnet — so ist die Liebe nun einmal —, sollte den oben geäußerten Widerspruch hinfällig machen! Der ungewollte Umgangston mit dem Teehausklienten, der reichliche Sakegenuß, der persönliche Charme der Geisha und der Fortfall jeglicher moralischer Hemmung treiben das Liebesbarometer schnell in die Höhe. Versagt sie sich, dann nur aus Berechnung oder Stolz. Doch stets findet sich der Preis, dem sie nicht widersteht, und immer noch ist die Schuldenlast, mit der sie an das Ausbeutungssystem der Geisha-Institution verkettet ist, an Teehauswirtinnen oder sogenannte Geishamutterhäuser, der Ansporn, dem Zahlungsfähigsten ihre Gunst nicht zu schenken — sondern zu gewähren!

Doch die Legitime, wenn sie klug ist, wird immer noch die sein, die groß dasteht. Und noch lange nicht jede Oku-san will ihre stille Macht eintauschen gegen die von japanischen intellektuellen, modernen hotspurs importierte Kameradschaftsehe.

Unterdessen laden in den schönen japanischen Novembertagen die „besseren“ Herren ihre Geishafreundinnen ein — der Vorwand ist das Pilzesuchen —, um mit ihnen auf Bergeshöhen die rote Decke zu breiten und darauf im Tannenduft und Sonnenlicht zu essen, zu trinken, zu spielen und sich an allem vereint gründlichst zu berauschen. Sie sind wahrlich schon früh zur Stelle. Ich sehe ihre Obis (Gürtelschleife) gold'ig durch das Grün leuchten; Gelächter und Gesang künden den Grad der Fröhlichkeit. Wie wird das erst am Abend werden! Ich kann es mir vorstellen: Nach dem Picknick heißes Bad, dann solennes Mal in einem Teehaus, spätabends Heimkehr in die Familie, wahrscheinlich mit Verzögerung. Jedenfalls ist der Pilztribut für die Familie in einem hübschen Körbchen, mit Farren bedeckt, an der Wegseite auf Bergeshöhen gekauft . . .

Der Höhenweg auf dem Higashi-Yama, dem Bergrücken östlich von Kioto, ist ein jubelndes Grüßen hinüber zum Westberg, dem Nishi-Yama. Fernste Berggrate stützen wie mit Messersschneide die blaßblau seidige Himmelshülle. In der Talmulde verbirgt die gesegnete Stadt des Friedens, das einstmalige Miyako, das geriffelte Antlitz im eignen Dunst. Die vielen erhabenen Tempeldächer sind Fermaten im Schieferdachgewoge. Ich nehme den Abstieg durch den Maruyama-



Malkastenfest in Düsseldorf 1842



Pigmäen und ein Neger (Zentralafrika)

International Graphic Press



Photo Cecil Beaton

Nancy Carroll (Hollywood)

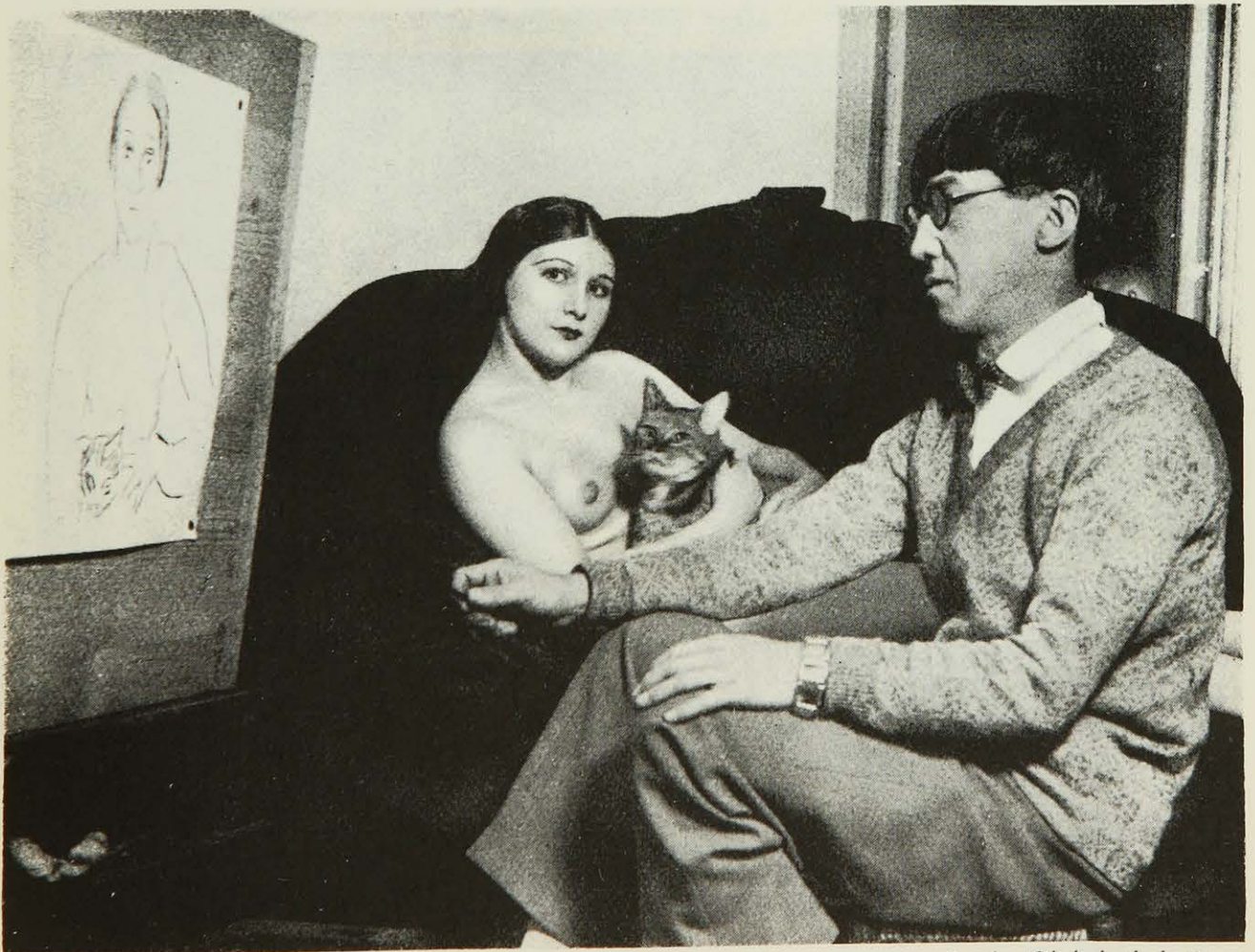


Unionbild

Helene Kusunaja in „Allein“ (Moskau)



Japanische Ausstellung der Berliner Akademie
Keiichi Fukuda (Kioto-Schule), Ofenschirm mit Mann und Frau



Foujita und sein Modell (Paris)

Service Générale de la Presse



Tokujiro Tsutsui, der Führer der



Photos Schmiegelski
Japanischen Theatertruppe Kabuki (Berliner Gastspiel)

Ängstliche Gedichte

Von

Werner Finck

*Ich hätte das Licht nicht ausmachen sollen.
Wenn jetzt jemand käme, den werf ich mit Kissen;
Aber wenn sich nun Geister anmelden wollen,
Man wäre da irgendwie aufgeschmissen —.*

*Das dämliche Knacken muß ja der Schrank sein.
Einbrecher würden doch sicher noch warten;
Aber was kann das Schleichen im Gang sein,
Und warum bellt jetzt der Hund im Garten?*

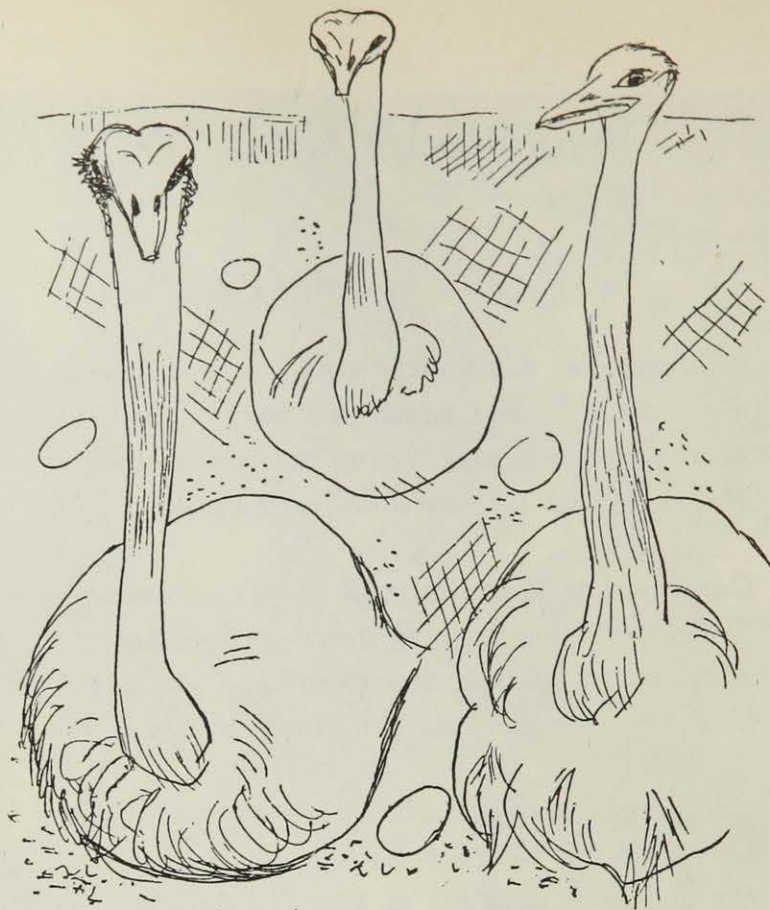
*Na, morgen wird mit dem Monteur gesprochen!
Der muß mir den Schalter ans Bett verlegen.
Das hat auch noch nie so brenzlich gerochen —,
Oder kommt das noch immer vom Schornsteinfegen?*

*Das waren jetzt aber positiv Schritte!!
So, hops, aus dem Bette wäre ich raus.
Wo ist nun der Schalter? Na endlich! — Ja, bitte!
Ach, Erika! (richtig!) Komm rein, ich mach aus.*

*Komm, laß uns mal zusammen weinen,
Mir ist jetzt grade so zumut.
Leg deinen Dickkopf an den meinen —;
Na, sei so gut!*

*Du bist das Weib, du mußt beginnen.
Und sei getrost, ich tröste dich.
Ein Mann, wie ich, weint nur nach innen,
Und seiner Zähre schämt er sich —.*

*Wie heute deine Haare riechen.
Ich bin wahrscheinlich doch sehr klein.
Ich möchte mich in dich verkriechen
Und nicht mehr aufzufinden sein.*



Rudolf Großmann

MARGINALIEN

MATADORE DES NEUEN REICHSTAGS

II.

Drewitz, der Diktator vom Backtrog.

Es gibt eine nette Anekdote von einem Operndirektor, auf dessen Bühne eine Sängerin als Gast auf Engagement sang. Der Agent, der die Dame partout unterbringen wollte, saß mit dem Dichter in einer Loge, und es schien ihm an der Zeit, eine zustimmende Äußerung aus dem Direktor herauszupressen. „Nun, Ihr Eindruck?“ Die Antwort lautete: „Sie ist keine gute Darstellerin, sie ist keine gute Sängerin, sie ist eine gute Vierzigerin!“

Man tut dem M. d. R., Bäckermeister Hermann Drewitz, dem Vorsitzenden der Wirtschaftspartei, sicherlich nicht Unrecht, wenn man zuerst feststellt, daß er ein guter Vierziger

ist; er repräsentiert die Generation des aufstrebenden Kleinbürgertums der Vorkriegszeit aufs vollkommenste. Seine politischen Qualitäten so treffend einzuordnen, ist schon etwas schwieriger. Jedenfalls gibt es Kreise, grade im eigenen Lager, die Drewitz für stur halten, ihm die nötige Geschmeidigkeit des Politikers von Format absprechen und ihn als Mussolini in der Westentasche bezeichnen, der die Partei usurpieren möchte, nicht um politische Ziele zu verwirklichen, sondern um seinem eigenen Geltungsstreben und brennendem Ehrgeiz zu dienen.

Wenn man als kühler Beobachter seine Blicke durch den Plenarsaal des

Wallot-Baus schweifen läßt, wird man aber links und rechts und in der Mitte Leute dieser Sorte noch mehr finden.

Immerhin kann man dem braven Bäckermeister einen Riecher für die Erfordernisse der Zeit und so ein gewisses vifes Gefühl in den Fingerspitzen nicht absprechen. Er wars, der die Wirtschaftspartei zusammengebacken hat. Mit viel Trommelschlag gegen die Warenhäuser und Konsumvereine hat er begonnen, die Belange des deutschen Mittelstandes zu wahren. Das war, als die unerbittlichen Mühlsteine der Inflation erbarmungslos mittelständlerische Existenzen zerrieben. Damals ließ sich mit dem Schreckgespenst des Bolschewismus und gutem, kleinem Bürgersinn noch allerlei machen. Bäckermeister Drewitz wurde Stadtverordneter in Berlin und bald darauf (1921) Abgeordneter des preußischen Landtags; er heftete auch in den folgenden Jahren den Sieg an die Bäcker-, Fleischer- und Hausbesitzerfahnen und zog 1924 als Fraktionsführer in den Reichstag ein, an der Spitze einer Interessentengruppe, die ihre Mandate leeren Versprechungen, hemmungslosem Gebrauch irrationaler Wunsch-Phrasen verdankte.

Jetzt war Drewitz im richtigen Fahrwasser.

Von der väterlichen Schmiede in Coswig im Anhaltischen über ein bißchen Wanderschaft als Bäckergehilfe in Nord-, Süd- und Mitteldeutschland bis

zur eigenen Backstube in der Berliner Fasanenstraße und von hier in den Reichstag, das war ein ganz schönes Stück Weg.

Der wackere Meister ist stolz auf seinen Beruf, den er von der Tribüne des Reichstages lobpreist. Er selbst wird wohl am wenigsten begriffen haben, warum die andern alle lachten, als seine schlichte Backstube zum Schauplatz einer netten Begebenheit wurde, die als parlamentarische Anekdote heute noch schmunzelnd von den Eingeweihten im hohen Haus erzählt wird, wenn sie mit Besuchern durch die Wandelgänge promenieren.

Es passierte nämlich mal, daß Stresemann Herrn Drewitz beleidigte. Das Auswärtige Amt vergaß, dem Manager der Wirtschaftspartei abzusagen, und so kam der zu einer Besprechung, die gar nicht stattfand. Stresemann wäre nicht der große Meister in der Kunst der Menschenbehandlung gewesen, der er war, wenn er so etwas nicht wieder eingenenkt hätte. Eines schönen Sonnabends wurde dem Legationsrat R. der ehrenvolle Auftrag, bei Herrn Drewitz in der Fasanenstraße Besuch zu machen, um wegen der versäumten Absage seine Entschuldigung zu erbitten. Nun muß man Legationsrat R. kennen. Er ist die Inkarnation des preußischen Diplomaten. Korrekt bis aufs I-Tüpfelchen, auch schon äußerlich in seiner untadeligen Eleganz, vom sechzehnspeigeligen

MONTE VERITA BEI ASCONA SCHWEIZ

**PROSPEKTE AUF ANFRAGE
DAS GANZE JAHR GEÖFFNET**

Zylinder über den Cutaway bis zur bugscharfen gestreiften Hose; dazu die sprichwörtlichen leicht angegrauten Schläfen. Dieser Legationsrat begab sich also in den Bäckerladen, gab Blumen für die Meisterin ab und fragte nach Herrn Drewitz.

„Watt, den Meesta wolln Se sprechen? Dann müssen Se woll mal in die Backstube jehn.“

Der Legationsrat blickte um sich mit dem brechenden Auge eines sterbenden Rehs, aber als Diplomat stellte er seine Mission über das eigene Wohl und Wehe und begab sich eine Treppe tiefer. In der Backstube traf er den Meister in weißem Dreß, der sehr erfreut tat. Ein Bäckerjunge säuberte mit seiner Schürze den Sitz eines Stuhles, und der Mann aus der Wilhelmstraße wurde gebeten, Platz zu nehmen. Da saß er nun in seiner makellosen Eleganz zwischen Mehlsäcken, Teigtrögen und großen Brettern, auf denen warme Brote lagen. Der Meister fand ziemlich unvermittelt, daß das Wetter schön sei, und dies hatte als passende Einleitung zu stehen für folgende Freundlichkeit: „Na, Herr Legationsrat, da gehen Sie doch sicher heute auch mit Ihrer Braut in den Jrunewald spazieren. Da wolln wir Ihnen doch man so'n bißken zum Präpeln einpacken.“

Wenn die Geschichte nicht wahr ist, so ist sie doch gut erfunden. Trotz seiner großen politischen Karriere ist Herr Drewitz im äußeren und geistigen Habitus der kleine Bäckermeister geblieben, ein rauhborstiger Herr im Haus, der gern herumkommandiert und schnauzt, und dem das Rauschmeißen, wenn einer nicht pariert, sehr nahe liegt. Ließ er früher die Bäckergesellen fliegen, die gegen seine meisterlichen Anordnungen zu mucken wagten, so möchte er auch heute gerne jeden auf den Trab bringen, der in der Fraktion nicht seiner Meinung ist. Nun sind aber Politiker keine Bäckergesellen, und ab und zu gibt es eine

kleine Fronde gegen Drewitzens Diktaturgelüste; so wenn er zum Beispiel eine Zensur über das Zentralorgan der Partei verhängen läßt und verlangt, daß ihm sämtliche Artikel vor der Drucklegung vorzulegen sind. Er möchte halt alles alleine machen, in allen Teigen kneten, mit allen Kunden sprechen, organisieren, redigieren. Ein bißchen viel für einen Menschen, der nicht so hoch gewachsen ist, daß er alles überschauen kann. Man macht ihm in seinen Kreisen seine Herkunft aus dörflichen und kleinen Verhältnissen nicht zum Vorwurf, aber man vergleicht ihn — zu seinen Ungunsten — mit Männern der Sozialdemokratie, die gleichen Schichten entstammen und sich doch einen größeren geistigen und kulturellen Horizont erobert haben. Wie gesagt, das sind die Sorgen der Parteifreunde des Herrn Drewitz, dem immer noch das Odeur der Backstube anhaftet, trotzdem er längst im Mahlsdorfer Eigenheim wohnt.

Ganz fest ist die Stellung des Herrn Drewitz nie gewesen. Da sind immer welche, die gegen ihn aufbegehren, wie Herr Colosser in letzter Zeit oder die sächsischen Wahlkreise. Aber Drewitz hat die souveräne Geste des Drüberhinwegwischens: und schon ist das bißchen Mehlstaub weg. Das ging bereits vor zwei Jahren so, als Drewitz die gegen ihn rebellierenden Gruppen in Köln und Hamburg ausschloß.

Immerhin, die Wirtschaftspartei stützt sich neben dem gelehrten Professor Bredt und dem interessanten Herrn Sachsenberg von den Junkerwerken auf den rücksichtslosesten Bäckermeister Drewitz. Forsch, draufgängerisch, autoritär, frontsoldatisch, ein Vertreter rein materieller Wünsche seiner Standesgenossen, aber so nebenbei auch ein Herold des Panzerkreuzerbaus und der Wehrhaftmachung des Volkes, ist Drewitz, genau wie Hitler, ein Sprecher nach allen Mündern, ein robuster Eklektiker, ein Politiker in Hemdsärmeln.

O. B. Server

Lebenskunst. Wien hat eine Untergrundbahn. Sie heißt zwar nicht so, aber sie fährt mit ca. 35 Stundenkilometer, was hierzulande auffällt. An den Waggonen gibt es Ein- und Ausgangstüren, deren schwierige Handhabung selbst den Wahlberliner zu Höchstleistungen an Kraft und Ge-

Nase zufallen? Gleich wird die Trompete blasen — Schaffner blasen noch in Wien... aber da läßt der Wiener, der ins Büro eilt und eigentlich keine Zeit zu haben verdammt wäre, mit einer müden, froh-resignierten Handbewegung von seinem fruchtlosen Tun, spricht die geflügelten Worte: *Ab*



schicklichkeit spornet. Der Eingeborene macht es sich leichter. Ich selbst war Zeuge, wie einer, der es sicherlich sehr eilig hatte, Bürozeit wars, sich in der Station Kettenbrückengasse um die Oeffnung der Türe bemühte. Rucken und Zucken und Drucken — hilft denn niemand? Alle sind schon ausgestiegen, muß gerade ihm die Türe vor der

wos —“ und nimmt wiederum Platz, um erst an der nächsten Station Pilgramgasse mit einer Schar Bevorzugter das Freie zu gewinnen. *Hans Fleisch.*

Hausbesitzer, Verwalter, gebt eure Arbeiten für den *Rattenkampf* tag einem deutschen Mann. Geprüfter Kammerjäger. E i Berolina.. (*Der Angriff*)

„MRS. LEWIS BEDAUERT . . .“

„Sorry, Mrs. Lewis does'nt feel well enough to receive to-day . . .“ Schade, ich hätte sie gern wiedergesehen, die schlanke Dorothy Thompson. Ein wenig fülliger vielleicht, nach den Fotos zu schließen, als Mrs. Lewis. Von der Gloriole des nobelpreisgekrönten Gatten einen Abglanz ums blonde Haupt gewoben. Die schöne Dorothy hat immer gern teilgehabt an Menschen, Erfolgen und festlichen Begebenheiten. Teils von Amts wegen als Korrespondentin amerikanischer Zeitungen, teils aus dem ihr angeborenen Recht der schönen Frau. Sie hat davon reichlich Gebrauch gemacht. Alle, Männlein wie Männer, zappelten in den geschickt ausgeworfenen Netzen der blonden Amerikanerin.

Der junge deutsche Reporter kommt die Freitreppe des schönen Hauses hinunter, in dem der Völkerbund tagt. Eben hat Stresemann seine große Räumungsrede beendet. Schnell zum Telegraph, um nach Berlin zu berichten. Da tritt eine hochgewachsene junge Dame auf ihn zu.

„Verzeihung, Sir, geht hier der Weg zum Völkerbund?“

„Ganz recht, Mylady.“

„Hat Mr. Stresemann schon seinen Speech begonnen?“

„Soeben beendet, Mylady.“

„O — I am awfully sorry. Könnten Sie mir vielleicht mitteilen, was er gesagt hat?“

„Gern, Mylady, er sagte . . .“

„O, please Sir, könnten Sie es mir nicht ein klein wenig aufschreiben?“

„Aber gern, Mylady.“ Und am Tisch im kleinen Café schreibt der von Blondhaar und Blauaugen Bezauberte den großen Sermon Stresemanns nieder, wie seine Notizen, Zeugen stundenlangen Fleißes, ihn übermitteln. „O, thank you so much . . .“ Und dahin eilt die schöne Dorothy und gibt als Erste dem Telegraph „ihren“ Bericht nach Amerika hinüber. —

1927, im D-Zug Berlin—Moskau

trinkt man Tee in den bequemen, breiten russischen Wagen. Eine Frau zur andern: „Man hat mir mein ganzes Gepäck an der Grenze zurückgehalten.“

„Das tut mir leid.“

„Nur dies Handkofferchen hier . . .“

„Wenn ich vielleicht . . .“ Ich beende den Satz nicht. Meine allerlängste Kombination würde kaum genügen, die Blöße der schönen Dorothy zu decken. Nun — sie hat meine Hilfe nicht nötig. Kaum hat der erste weiße Moskauer Wintermorgen dem Mittag Platz gemacht, als Dorothy erscheint, in den schönsten, echten fehgefütterten Mantel gehüllt. Unnötig hinzuzufügen, daß die Koffer auch bald hereinkamen, durch dringendes Staatstelegramm nach Moskau beordert.

Moskau war es auch, das die geschickte Reporterin mit Theodore Dreiser in Berührung gebracht hat, was Konsequenzen zeitigen sollte. Nach New York zurückgekehrt, erzählte sie nämlich aller Welt, daß Mr. Dreiser ihre Tagebücher gestohlen hätte, zumindest, daß ein großer Teil der Rußlandberichte Theodore Dreisers ihren (Dorothys) Aufzeichnungen entnommen wären. Welches Hallo für die amerikanische Presse! Dreiser, obwohl er auch schweigend gesiegt hätte, schlug kräftig wieder.

Ahnte Dorothy, daß sie noch einmal in Konkurrenz mit jenem amerikanischen Koloß treten und diesmal als Siegerin hervorgehen würde? Theodore Dreiser, als erster Nobelpreisanwärter genannt, wurde von Sinclair Lewis, dem Gatten der schönen Dorothy, verdrängt. Die Zeitungswelt, die sonst nicht oft genug fragen kann, nahm diese Tatsache stillschweigend als gegeben hin. Mit nobler Geste wußte der Sieger in öffentlicher Rede anzuerkennen, daß ohne die Pionierarbeit Dreisers die literarische Nobelpreisverleihung an einen amerikanischen Experten noch lange hätte auf sich warten

Nobelpreisträger

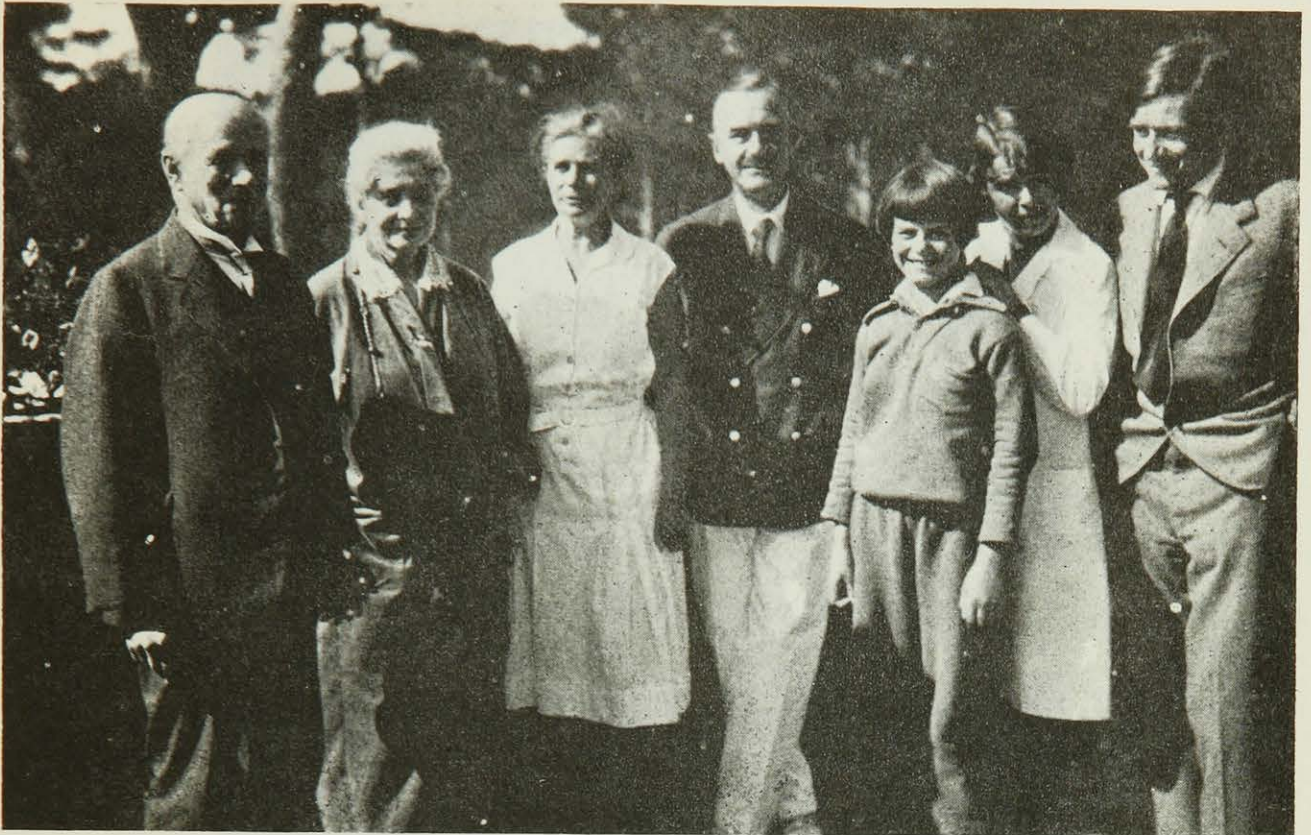


Photo F. Krauskopf, Königsberg

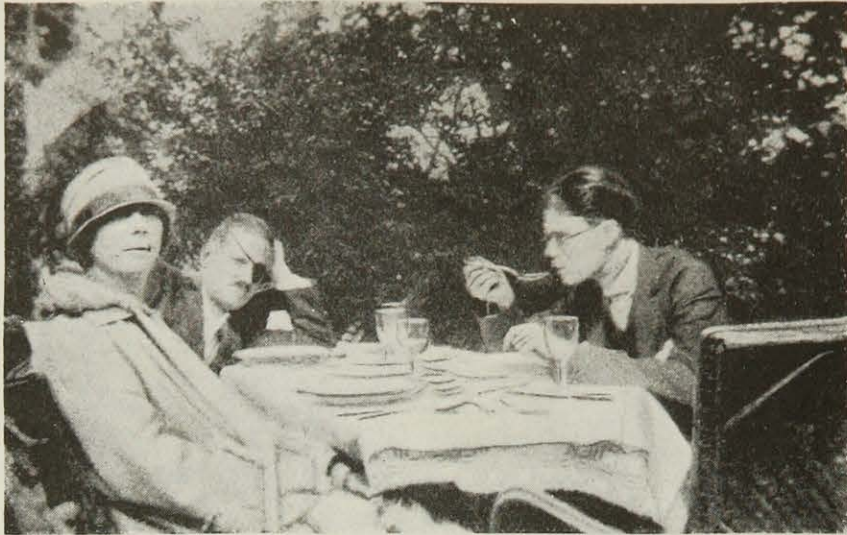
Der 80jährige Professor Alfred Pringsheim, Frau Hedwig Pringsheim, Katja Pringsheim-Mann, Thomas Mann, Elisabeth, Monica, Golo Mann



Photo Keystone View

Sinclair und Dorothy Lewis auf Reisen

Familienglück



James Joyce mit Frau und Sohn (1930)



Photo Atelier Elvira

Franz Blei mit Frau und Tochter (1900)



Sonja Henie



Sonja Henie im Kreis ihrer Familie



Photo Elli Marcus

Graf von Tattenbach,
der Chef des Protokolls in Berlin



Photo Kertesz

Baron André de Fouquières



Photo Keystone View

Bäckermeister Drewitz, M. d. R.

lassen, denn diese Art Literatur hätte ohne Dreier niemals existiert.

Nun — Dorothy Thompson ist am Ziel. Ihr Traum, teilzuhaben an Menschen, Erfolgen und festlichen Begebenheiten, hat sich restlos erfüllt. Frau des Nobelpreisträgers, Tischdame des schwedischen Kronprinzen, interviewt, fotografiert, durch Radiowellen im Weltall verbreitet. Schnell kletterte sie die Leiter empor, die Erfolg heißt, und eine Blinddarmoperation bedeutet nur jenen Tropfen, der dem Götterneid

aus übervollem Becher gespendet wird. Denn es ist überdies eine glückliche Ehe, die die beiden vereint. Dorothy, einst nur Flamme, versteht jetzt auch, Oel zu sein. Nobelpreisträger, auch wenn sie rotschopfige, stets zu Streichen aufgelegte „Lausbuben“ sind, sollen auch zu Zeiten Menschen mit Nerven sein. Mit höchst kribbligen Nerven sogar. Da kam jene schöne Mischung zustande, für die es unserer Zeit vorbehalten blieb, den Begriff Kameradschaftsehe zu prägen. *Lina Goldschmidt*

Shprechen zee Doytsh?

English.	Pronunciation.	German.
How old are you?	Wie alt sind Sie?	Vee alt zind zee?
I am twenty	Ich bin zwanzig Jahr alt	Ich bin tsavantsig yaar alt
I shall soon be thirty	Ich werde bald dreißig sein	Ich vürday bald drysig zine
He looks older	Er sieht älter aus	Er zeet elter ows
She is younger	Sie ist jünger	Zee ist yeeyunger
She cannot be so young	Sie kann nicht so jung sein	Zee kan nicht zo yoong zine
He must be older	Er muß älter sein	Air moos elter zine
I did not think you were so old	Ich glaubte nicht daß Sie so alt seien	Ich glowbtay nicht das zee zo alt zyen
He is at least sixty	Er ist wenigstens sechzig	Air ist venigstens zechtsig
She must be forty	Sie muß vierzig Jahr alt sein	Zee moos feertsig yaar alt zine
How old is your father?	Wie alt ist Ihr Vater?	Vee alt ist eer faater?
He is nearly eighty	Er ist nahe achtzig	Air ist nahay achtsig
Is he so old?	Ist er so alt?	Ist ar zo alt?
How old is your	Wie alt ist Ihre Schwester?	Vee alt ist eeray shvester?
She is fifteen	Sie ist fünfzehn	Zee ist feeyunftsane
Is she so young?	Ist sie so jung?	Ist zee zo yoong?
How old is your aunt?	Wie alt ist Ihre Tante?	Vee alt ist eeray tantay?
She is nearly ninety	Sie ist fast neunzig	Zee ist fast noynts sig
It is a great age	Es ist ein hohes Alter	Es ist ine hohes alter
He begins to grow old	Er fängt an alt zu werden	Er tengt an alt tsoo vayrden.

Aus: German Quickly (Wehman Bros., New York).

Max Liebermann zeigte dem Maler W. J. seine Bildersammlung. „Und so wenig Liebermanns?“ wunderte sich J. — „Die kann ick mir nich leisten!“ meinte Liebermann.

Picasso wurde von einer Dame gefragt, ob er die Natur tatsächlich so sehe, wie er sie auf seinen abstrakten Gemälden darstellte . . . „Das wäre ja fürchterlich!“ erwiderte er.

PENNERLIED

Stehender Text:

*Wir haben die Welt durchreist, Fridolin,
Das können wir beweisen, Fridolin:*

Refrains:

*Wir warn in Baden-Baden-Baden,
Warn in Schwaben-Schwaben-Schwaben,
Warn in Steiermark und Wien,
O Isabella, Fridolin.*

*Wir warn in Leipzig auf den Finken,
In Berlin auch auf der Palme,
Und in Hamburg am Pik Aß,
O Isabella, das macht Spaß.*

*An jedem Schlächterladen,
An jedem Bäckerladen
Standen wir und klopfen an:
Sie wern verzeiht, hier steht ein arbeits-
scheuer Mann.*

*Aus jeder Penne rausgeschmissen
Ham wir Platte reißen müssen.
Und das Hemd so voller Bien' —
O Isabella, Fridolin.*

*Einem jeden Grünen machts Vergnügen,
Uns ins Kittchen reinzukriegen.
Wochenlang bei Karo Aß,
O Isabella, das macht Spaß.*

*An jeder Straßenecke,
An jedem Bahnhofend
Da standen wir und machten schmal.
O Isabella, jetzt ist's all' . . .
Mitgeteilt von P. Sackardt (Hamburg)*

GRÜNE WOCHE

(Freinach Goethe.)

*Füllest wieder Straß' und Saal,
Grüne Woche, ganz,
Trittst mit ländlichem Pedal
In den Lichterglanz.
Herzerfrischend ist dein Bild,
Du verbreitest Glück,
Wenn im Pelze, rot und mild,
Und ein wenig dick,
Du die Tauentzien entlang
Ohne Rast und Ruh
Mit recht frohem Wiegegang
Strebst Gurmenia zu.
Alles stellt sich auf dich ein,
Alles wird jetzt grün,*

*Und man sucht den letzten Schein
Sanft dir zu entziehn,
Wenn du in der Winternacht
Wütend überschwillst
Oder um die Frühlingspracht
Junger Frauen quillst.
Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Ein Gespons am Busen hält,
Und mit dem genießt,
Was von Menschen stets gewußt,
Aber nie gesagt,
Durch das Labyrinth der Lust
Wandelt, bis es tagt!*

Angela v. Britzen

Warum? Da ich nur Bauer von Beruf und nie das Innere eines Gymnasiums oder Universität gesehen, so werde ich mich an die Leser d. St. wenden, um etwas Klarheit über gewisse Punkte zu erlangen, weil ich nicht selbst imstande bin, mir eine Meinung darüber zu fassen. Ich habe zwar die letzten 20 Jahre Philosophie studiert in den New York Parks, bin aber durchgefallen. Hier sind meine schwachen Seiten: Was ist Evolution, Phänomen, Elektrizität? Was ist die Seele? Was ist das Ziel und Endzweck unseres Hierseins? Warum weinen Leute, wenn alte, gebrechliche Menschen abschieben? Warum lassen sich die Menschen scheiden, wo kurz vorher sie gelobt haben, bis zum Tod beisammen zu bleiben? Warum gehen immer noch Leute vom Land des Würzburger Bockbeer, Rüdesheimer und Erdener Tröpfchen nach dem Land, wo nur Aqua verzapft wird? Freie Burg.

(New-Yorker Staatszeitung.)



DAS RICHTIGE
TRIFFST DU MIT

"CASTELL"



A. W. FABER



GEBURTSTAGE

50

Emil Ludwig war kurz vor der Feier seines fünfzigsten Geburtstags in Berlin und erzählte im Kreise von Freunden charakteristische Beobachtungen des Berlin-Fremden, z. B.: „Am ersten Abend, als wir ankamen, wollten wir, meine Frau und ich, Musik hören und gingen in ein Konzert, der Achten Symphonie wegen. Es war wunderbar, als wir aber hinaus-traten, begegneten wir einer alten Bekannten, die mich überschwänglich begrüßte und mit Kaskaden überschüttete. Unter dem Eindruck der Symphonie schlug ich vor: ‚Wir wollen jetzt fünf Minuten still sein und nichts sprechen.‘ Darauf antwortete die Berlinerin: ‚Ja, wir wollen schweigen und still an Kleiber denken.‘“

60

FRANZ BLEI, *Erzählung eines Lebens*. Paul List Verlag, Leipzig.

Bücher sind für Franz Blei Vorwände. Und so nimmt der Sechzigjährige (der so jung ist, daß es schon hieß, ihn älter machen, wenn man bei Gelegenheit seines sechzigsten Geburtstages davon spräche) hier sein Leben als Buch-Vorwand. Er registriert Spannungen, Ernüchterungen, Gehirn-abenteuer, als ob sie nicht der Nachweis seines

eigenen, gelebten Daseins, sondern komödienhafte Beispiele des Weltgeists wären. Sein Nichts-Erwarten ist die boshafte Pistole, mit der er dem Leben alles abverlangt. Gibt es eine ungekünsteltere Kühle ringsum als dieses glühend Geistes-verliebten? Und einen Deutschen, der nicht mit beharrlicherer Don Quixoterie vorgibt, er lebe in Europa? ... Die Geburtstagsgrüße der Presse sind in der Mehrzahl sehr schnoddrig und lieblos gewesen; Franz Blei mag es als einen Beweis dafür ansehen, daß er es trotz dreißigjährigen Ruhmes noch nicht einmal zur Prominenz gebracht hat — oder anders gesagt: daß man ihn nicht einmal als Sechzigjährigen in die literaturhistorische Kiste packen kann.

—h.

30

Ihre Nachricht vom 30. Juni habe ich erhalten, mit Interesse und Bedauern gelesen. Wenn Sie allerdings gerade etwas über Leipzig gebracht haben, muß ich allerdings bescheiden zurücktreten. Ich habe gerade eine Novelle nicht allzulangen Umfangs beendet, die ich Ihnen gern zur Verfügung halte, und zwar schildert sie . . . Diese Arbeit dürfte zur Veröffentlichung in Ihrem weitverbreiteten und beliebten Organ besonders geeignet sein. Ihnen einige Erfolge melden zu dürfen, ist mir eine besondere Freude. „Die Freundschaft“ erwarb zur Veröffentlichung die Erzählung . . ., die „Oder-Zeitung“ (Frankfurt a. O.) die Manuskripte . . . (langere Erzählung ernsten Inhaltes) und . . . (eine kurze lustige Plauderei). Weitere Erfolge werde ich Ihnen berichten können! — Ich möchte mir erlauben, Sie auf den 30. *Geburtstag* des bekannten Schriftstellers *Erich Ebermayer* am 14. September a. c. aufmerksam zu machen. Ihnen zu diesem Anlaß eine Betrachtung über das gesamte reichhaltige Schaffen Ebermeyers überlassen zu dürfen, würde mir eine große Ehre sein. Wenden Sie sich an mich! Ich sende Ihnen das Manuskript gern ein und wende mich schon jetzt an Sie, um Kollisionen zu umgehen. Schreiben Sie mir bitte gegebenenfalls Ihre besonderen Wünsche, ich sende Ihnen bestimmt das Richtige und einzig Geeignete für den „Querschnitt“; denn ich richte mich nicht nur nach der Richtung Ihrer Zeitschrift, sondern auch nach Ihren speziellen Angaben und Wünschen! In der Hoffnung, nur Angenehmes von Ihnen zu hören, empfehle ich mich Ihnen bestens und zeichne in vorzüglicher Hochachtung



Eva Herrmann

Emil Ludwig

ZWEI ATELIERTAGE = 60 FILMMETER = 50 000 MARK

Man liest oft von Millionenbeträgen, die für die Herstellung dieses oder jenes Films aufgewendet werden mußten, ohne daß man sich eine rechte Vorstellung davon machen kann, für welche Leistungen eigentlich solche enormen Summen ausgegeben wurden. Schlampererei und Mißwirtschaft können tausend Mark verschlingen, zehntausend Mark, vielleicht sogar hunderttausend Mark — wie kommen aber die Millionen zusammen, die in Deutschland manchmal, in Amerika sehr häufig, in ein einziges Filmwerk investiert werden?

Ein flüchtiger Blick in die mir vorgelegten Original-Rechnungen eines Ateliertages für einen in Berlin gedrehten Film — es handelt sich allerdings um einen Großkampfstag im Atelier — gibt die nötige Auskunft:

	Mark
Ateliermiete	225,—
Löhne für Baumannschaft (42 Arbeiter mit zusammen 306½ Stunden u. 98 Ueberstd.) . .	1132,80
Löhne für Drehmannschaft (32 Arbeiter mit zusammen 208½ Stunden und 110 Ueberstd.), Beleuchter	856,90
Materialverbrauch (Kohlenstifte f. Lampen usw.)	166,80
Stromverbrauch (1847 KwSt. à 0,45 Mark)	831,15
Leihgebühr für Lampen und Scheinwerfer	891,—
Autos und Transporte	200,—

Technischer Stab:

2 Operateure und Hilfsoperateur	250,—	
Architekt u. Hilfe	130,—	
Aufnahmeleiter und 2 Hilfen	100,—	
2 Requisiteure	50,—	
10 Friseure	300,—	
5 Garderobiers	100,—	
	<u>930,—</u>	930,—

Schauspieler:

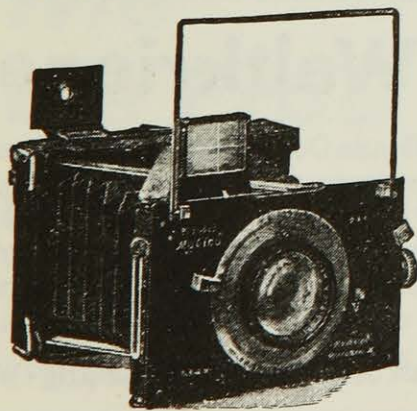
4 prominente Hauptdarsteller	3000,—	
6 kleinere Rollen	500,—	
300 eleg. Komparsen à 20,—	6000,—	
	<u>9500,—</u>	9500,—
Regisseur		700,—
Positiv- u. Negativfilm 3000 Meter à 1 Mark		<u>3000,—</u>
		18433,65

Herstellung des Baues inkl. aller Requisiten und Löhne 8 Tage Bau-Arbeit) 15000,—
Zwei Drehtage in diesem Bau à 18 433,65 = 36 867,30, dazu 15 000 = 51 867,30

Das Ergebnis der Aufwendung von 51 867 Reichsmark waren sechzig Meter Film, deren Vorführung im Kino 132 Sekunden, also 2 Minuten und 12 Sekunden dauert, da ein Filmmeter in 2,2 Sekunden abläuft.

Dr. K. M.

Das ist sie — die wundervolle



Plaubel-Makina für Amateure über dem Durchschnitt

Taschen-Präzisions-Kamera besonderer Art und Leistungsfähigkeit mit der großen und extra lichtstarken Optik F:2,9 und dem normalen, altbewährten Bildformat 6,5 x 9 cm, so daß man nicht immer erst vergrößern muß. Für Platten und Filmpacks 6,5 x 9 cm, die es auf der ganzen Welt gibt, da Standard-Größe. Visieren in Augenhöhe (keine Bauch-Perspektive). Nachtaufnahmen aus der Hand. Für Reise und Wanderung einzigartig. Preis RM 265.— bzw. RM 280.—

Gratis-Broschüre durch:

Wauckosin & Co, Frankfurt a. M. 43

AUS ALTEN OPERN

Seht mich hier, blutgerötet,

Ja, ich habe sie getötet

ruft Don José verzweifelt aus und stellt sich mit diesem Ruf in die Reihe seiner Opernbrüder und Opernschwestern.

Es ist ganz vergnüglich, eine kurze Streifung durch alte Textbücher zu unternehmen und zu hören, wie der Tenor oder die Heldin Leid und Lust in den schönsten Versen hinaus-schmettern.

Lord Asthon, Lucia von Lammermoores Bruder, macht seinem Grimm Luft:

Grausam entflammt die Höllenwut,

Die Du mir weckst im Herzen!

Zu schrecklich tobt schon mit wilder Glut

Argwohn in meinem Herzen!

Des Hauptes Haare sträuben sich,

Es kocht in meiner Brust, ach!

So ist von Schuld beflecket,

Die Schwester mir beschieden!

Helmine von Chezy, die das Textbuch zu „Euryanthe“ gedichtet hat, läßt „Adolar schwarz gerüstet“ erscheinen und „Euryanthe in wallendem Haar und in einem einfachen weißen Kleide folgt ihm matt und bebend in öde Felsschlucht.“

Und seine Geliebte durchbohrend ansehend, singt Adolar:

Zu oft von Deinen Lippen

Hör' ich den holden Liebeton.

Sirenenlied an Todesklippen,

Verstummen auf ewig!

Euryanthe scheint Gräßliches zu gewahren:

Entsetzen! rette Dich!

Sieh eine Schlange fürchterlich

Wälzt sich herbei durch das Gestein!

Hinweg, laß mich das Opfer sein!

Lever herrscht Norma gebieterisch an:

Magst Du fluchen im Torengrimme;

Abscheu weckt dies blinde Wüten.

Magst Du Hasses Pläne brüten,

Mächtger ist der Liebe Stimme.

Sieh mich trotzen dem Schrei der Rache,

Denn der Himmel schützt die Schwache,

Wenn ein giftgeschwollener Drache

Sich ins Mark des Herzens krallt.

Die Jäger im „Freischütz“ singen in fröhlichen, aber etwas unklaren Worten:

Diana ist kundig, die Nacht zu erhellen,

Wie labend am Tage, ihr Dunkel uns kühlt.

Den blutigen Wolf und den Eber zu fällen,

Der gierig die grünenden Saaten durchwühlt,

Ist fürstliche Freude, ist männlich Verlangen,

Wenn Wälder und Felsen uns hallend umfassen.

Jo hoho! Drallara!

Dem armen Goethe ist es erspart geblieben, das Textbuch der „Margarethe“ von Gounod zu lesen: Mephisto verkündet:

Mammon schürzt die goldnen Schlingen,

Und der Krieg, die Angst, die Not,

BERLINER TAGEBLATT . . . „Das Buch ist sehr klug, wissensreich, mit großartigem Bildmaterial ausgestattet. Es dient der Wahrheit“ Rudolf Olden

Sittengeschichte des Weltkrieges

Herausgegeben von
Sanitätsrat
Dr. Magnus Hirschfeld

Komplett in zwei Leinenbänden, RM 25 pro Band.
In allen
Buchhandlungen erhältlich.

Die erste und einzige umfassende Darstellung der sittlichen und kulturellen Zustände während des großen Völkerringens und deren Auswirkungen auf die Menschheit der Nachkriegszeit. Eine wissenschaftliche und doch jedem Gebildeten leicht verständliche Darstellung der Zusammenhänge von Weltkrieg und Erotik von unerhörter Wucht und Spannung.

Verlag für Sexualwissenschaft Schneider & Co. / Leipzig · Wien

*Fluch, Verheerung, Sünd und Tod,
Mit der Menschheit rastlos ringen.
Hell erglänzt der Höll Metall,
Satan selbst führt an den Ball!*

Chor: „Satan selbst führt an den Ball!“

Richard schmachtet im „Maskenball“
seine geliebte Amelia an:
*Weißt Du nicht, daß weiße Schlangen
der Reue*

*Nagend auch meine Seele verzehren,
Ich die Mahnungen nimmer kann hören,
Da die Liebe das Herz erfüllt?
Ach, sein zärtliches Klopfen und
Schlagen*

Wird allein nur im Grabe gestillt.

Der brave Schikaneder sündigt in
der „Zauberflöte“:

*Die Weisheitslehre dieser Knaben
Sei ewig mir ins Herz gegraben.
Wo Tätigkeit thronet und Müßiggang
weicht*

*Erhält seine Herrschaft das Laster
leicht.*

Pizarro schwört Florestan Rache:
Ha, welch ein Augenblick!

*Die Rache werd ich kühlen,
Dich rufet Dein Geschick!
In seinem Herzen wühlen,
O Wonne, großes Glück!
Schon war ich nah, im Staube,
Dem lauten Spott zum Raube.
„Cosi fan tutti“ schließt mit der*

Lehre:

*Glücklich preis ich, wer erfasset
Alles von der rechten Seite,
Wer bei Stürmen nicht erblasset,
Wählt Vernunft als Führerin.*

Und schließlich singen Zerline, Ma-
setto, Leporello zum Schluß:

*Dort im Abgrund schmachtet er,
Büßt der Sünden Lasten schwer.
Wer der Tugend sich ergeben,
Findet froh und schön das Leben.
Freuden blühen um ihn her.*

Lasterglück flieht schnell wie Rauch.

Im „Vampyr“ der Chor der Spuk-
gestalten:

*Wegen grauser Freveltaten
Ward der Boden hier verflucht,
Drum wird er von uns gesucht,
Daß wir uns auf ihm beraten.*

(Mitgeteilt von Rosa Breuer-Lucka.)

ZWEIMAL KÖLNER DOM

Als Friedrich Wilhelm IV. be-
stimmte, daß die neue Kölner Rhein-
brücke genau in der Achse des Dom-
chores zu verlaufen habe, ahnte er
gewiß nicht, daß er mit diesem Be-
fehl das von ihm so eifrig geförderte
Bauwerk, an dessen Fertigstellung mit
mehr Begeisterung als künstlerischem

Verständnis noch gearbeitet wurde,
zum Tode verurteilte. Der Militärver-
waltung, die kurz darauf als Platz für
den neuen Hauptbahnhof die unmittel-
bare Nähe des Domes dekretierte,
wird an den schmerzlichen Konsequen-
zen dieser Maßnahme wohl weniger
gelegen haben. Folge dieser städtebau-

Wie die Frau den Mann erlebt

Von SOFIE LAZARFELD

NEUES WIENER JOURNAL: „Ein hochinter-
essantes Werk, das mehr Hemmungen zwi-
schen Mann und Weib beseitigen wird, als
alle Eheberatungsstellen vermögen.“ Hier
behandelt zum erstenmale eine wissenschaft-
lich berufene Frau das Problem des weib-
lichen Sexual-Liebes- und Ehelebens vom
Standpunkt des Weibes.

LEINENBAND RM 12.—

In allen Buchhand-
lungen erhältlich!

VERLAG FÜR SEXUALWISSENSCHAFT
SCHNEIDER & CO. / LEIPZIG · WIEN

lichen Schnitzer ist es auf jeden Fall, daß der Kölner Dom heute in seinen alten Teilen rettungslos verloren scheint. Die ruß- und säurehaltigen Dämpfe, die seit Jahrzehnten vom Bahnhof herüberschlagen und von den mehr als siebenhundert Zügen, die täglich die Hohenzollernbrücke passieren, in dichten Wolken gegen den empfindlichsten und kostbarsten Teil des Domes, den Ostchor, geschleudert werden, haben seine Substanz zermürbt und zerfressen. Im Herbst tagte in Köln der Kongreß für Denkmalpflege und Heimatschutz. Dieser Kongreß war so tüchtig, sich mit den verschiedenen Möglichkeiten, den Zerfall aufzuhalten, eingehend zu beschäftigen. Die Forderung nach Restaurierung im gotischen Stile, die von der älteren Schule der Denkmalpflege vertreten wird, findet scharfe Gegnerschaft bei den Jüngeren, die das Kunstwerk „in Schönheit sterben“ sehen möchten.*) Manche reden auch von einer Ergänzung ganzer Bauteile im Stil unserer Zeit, ohne sich darunter etwas Rechtes vorstellen zu können. Andere wollen Restaurierungen zugeben, wenn sie verantwortungsvollen Künstlern anvertraut werden. Aber welcher wirkliche Künstler verantwortet es heute, gotisch zu bauen? — Mit dem Sterben in Schönheit hat es auch einen Haken; denn einmal ist der Dom nicht nur ein Objekt für Kunsthistoriker, sondern in erster Linie eine Kultstätte, auf deren Benutzung das Episkopat kaum verzichten dürfte; dann auch würde eine Ruine mitten in der Stadt eine ständige Bedrohung der Vorübergehenden darstellen.

Wesentliche Gesichtspunkte wurden allzu kurz gestreift. Warum erinnert man sich nicht lebhafter der neuen Restaurierungsmethoden an Plastiken und Gemälden, die nur dem Zerfall begegnen, nicht mehr Vorhandenes aber ruhig fehlen lassen und keinen Ersatz

versuchen? Hier müßte der Steinchemie ein breiterer Platz eingeräumt werden. Ist es wirklich wahr, daß noch keine einwandfreien Mittel erfunden sind, um einen zerfallenden Stein nach seinen organischen Möglichkeiten wieder herzustellen oder wenigstens vor weiterer Vernichtung zu schützen? Hier scheint, trotz mancher Versuche, noch nicht alles Notwendige geschehen zu sein. Die projektierte Verlegung des Hauptbahnhofes an die Peripherie, von der man sich viel Gutes für den Dom verspricht, kann nur sehr bedingt Besserung bringen, weil die jetzige Anlage als Durchgangsbahnhof für die rechtsrheinischen Züge erhalten bleiben muß. Wirklich Abhilfe schaffen könnte nur ein völliges Aufhören aller Rauchentwicklung, also Elektrifizierung der Reichsbahn. Sie wird in dem Moment durchführbar sein, in dem die Zahlung der zirka 500 Millionen wegfällt, die die Reichsbahn zur Zeit nach den Bestimmungen des Young-Plans jährlich abzuführen hat. Also: Schafft den Young-Plan ab, und der Kölner Dom ist gerettet!

Inzwischen aber ist man eifrig dabei, den Kölner Dom zu kopieren; denn darauf kommt es im Grunde heraus. Das Ergebnis des Kongresses, soweit die Domfrage in Betracht kommt, ist gleich Null. Man fährt eifrig fort, all die feinen Türmchen, Maß- und Strebewerk der frühen Gotik abzutragen und durch Nachbildungen zu ersetzen, die ein Steinmetz von heute natürlich niemals im Geist der Gotik herstellen kann, die aber andererseits zu sehr gotisch nachempfunden sind, um Zeugnisse unserer Zeit zu sein. Die abgetragenen Teile werden zu Studienzwecken aufbewahrt. Man könnte aus ihnen den alten Dom wieder aufbauen, falls sie bei diesem Experiment nicht auseinanderfallen... Köln wird also demnächst zwei Dome haben und gar keinen mehr. *Dr. Luise Straus-Ernst*

*) Wir wären dann endlich wieder so weit wie im Mittelalter, wo man eine der erhabenen Ruinen sah, ein wirkliches Wahrzeichen der Stadt. (Anm. ds Red.)



So schläft die japanische Dame



Japanische Bäuerin

Photos Maria Piper



Atlantic-Photo

Tokio, Prozession zum Zojo-Tempel



Presse-Photo

Kirschblütenfest

4711 UND GEGENÜBER

Irgendwer, ein Düsseldorfer natürlich, kehrte das Wort *Pressa* um, erhielt den Namen *Asserp*, was eine Verkürzung für: „A(denauer) s(ieht) s(eine) e(rste) r(ichtige) P(leite)“ sein soll. Das ist gehässig, denn es blieb ja von dieser Ausstellung mit dem Wurstnamen die geniale Front des Hauptgebäudes und die Deutzer Kaserne, es bleiben auch Erinnerungen an manche Einzelheiten jener kulturhistorischen Schau... Und vor allem bleibt der Blick von hier in das traumhafte *Gegenüber*, es bleibt der Gang über die Hängebrücke, welche die schönste Kunstbrücke des Kontinents genannt zu werden verdient, und drüben, der herrliche Straßendurchbruch am Heumarkt.

Man wäre also wieder in Köln, und Sonntag nachmittag nicht verlassener als in allen anderen Großstädten dieser Welt — außer vielleicht München, wo um diese Zeit die kochende Volksseele anzubrennen pflegt. Die alten Zufluchtsstätten sind alle nach Osten und also für den Morgen gebaut, jetzt sind die Rotunde von St. Gereon und die verklärte Kuppel von St. Aposteln und das Vierungswunder von Groß St. Martin und die Schattenmauern von St. Maria im Kapitol nur Stein unter Steinen und geschlossen. Das Gassengewirr am Rheinstaden aber ist bei sinkender Dämmerung taghell erleuchtet. Adenauer brachte Licht in das Gewerbe, man sieht die trägen *Sosos* sich breit aus den Fenstern lehnen. Nirgendwo gibt es so träge und breite *Sosos* mit Ausgrabungswerten wie im heiligen Köln. Das Licht begünstigt diese Entwicklung.

Ueberall begegnet der Kölner Typ. Das sind Nachfahren der kleinen putzigen Chorknaben und Meßdiener, die Meister Stephan Lochner für sein Gedränge malte. Jedes einzelne dieser stumpfnäsigen, reizend vorlauten Wesen zeugte eine ganze Generation von Tünnes und Schäls. Aber Tünnes und Schäl machen ihre Sprigizzen bekannt-

lich nur an auswärtigen Stammtischen, während sie an Ort und Stelle meist verdrossen, Hände in den Hosentaschen, gehen, und nur hier und da von einem Ohr zum anderen verlegen lächeln. Uebrigens treten sie nie zusammen auf. Das ist der Geist der deutschen Zersplitterung.

Die Hohestraße: eine schachtartige Anhäufung von Indifferenzen. Ringsum das kunstvolle System von Einbahnstraßen, auch *Alt-Köln* genannt, aber es gibt, trotz der vielen ausländischen Wagen, nur verhältnismäßig wenig Zusammenstöße. Hier wahrt man seine heiligsten Güter, vor allem den *Rolls Royce*.

Vom (verdeckt) mittelalterlichen *Waidmarkt* zum *Neumarkt* durch fast finstere Gassen. Man fragt und erhält in jenem unsagbaren Kölsch Auskunft, daß man sich in *Jeejnd Woalkküsch* befinde. Man konstatiert dankbar, daß in Gegend *Wollküche* einige Gaslaternen brennen. Desgleichen wird die Existenz von „Trommeln“ auf dem *Wollmarkt* vermerkt. In der übrigen Altstadt vermißt man diese Annehmlichkeit, von der Gebrauch zu machen der Fremde zuweilen in die Lage kommen dürfte. Denn der Besuch von *Kaffeehäusern* ist zu dieser Zeit das größere Uebel. In Köln sowohl wie in Hamburg und in Berlin, und sogar in Düsseldorf, ob schon derartige Institutionen dort *Salons* heißen. In Köln hat man es dagegen mehr mit dem Englischen. Eine niedliche Konditorei gegenüber der Oper nennt sich *Opera Café*. Das ist das unglücklich angewandte *Dreisprachensystem*. Aber an der *Bastei* würde auch *Renée Sintenis* nicht nur zeichnerisches Gefallen finden, hier sitzen zuweilen *Serge Lifars* beim Tee. Und ein *Café Wien* mit einem transparenten *Vogelkäfig* mutet an wie vom *Kurfürstendamm* hergeweht. Am *Opernhaus* kann man unter Umständen den verbindlichsten Verkehrs-schutzmann sei-

nes Lebens treffen. Auch die Trambahnschaffner sind von jener angenehmen Verbindlichkeit, wie sie ihre meist schlecht aufgelegten Kollegen in Frankfurt a. M. gründlich vermissen lassen.

Die Denkmälerfrage ist in Köln weniger durch Enthaltbarkeit als durch eine verhältnismäßig glückliche Auswahl gelöst. Es gibt, die Hohenzollernbrücke und ähnliche Fabrikationen abgerechnet, fast nur Denkmäler, die dem genius loci Coloniensis huldigen. Und der genius loci von Köln reicht von Agrippina über Johann Maria Farina und Vater Kolping bis Aussem. Die Nachbarstädte sind in dieser Beziehung viel übler dran. In Düsseldorf sehen 90 Prozent der Denkmäler so aus, als ob sie direkt vom Himmel heruntergesch... worden wären. In Elberfeld stehen, auf dem scheußlichsten aller Plätze, gleich drei solcher Haufen, in jeder Ecke einer. Das eigentlich Westliche an Köln ist der Ring. Man muß ihn lieben, er hat blinde Stellen und unechte Steine, aber dieser Ring sitzt gut an der nervösen Greisinnenhand Altkölns.

Zwei Dichter haben Wesentliches über Köln ausgesagt: Stefan George in

dem Spruch „Koelnische Madonna“ und Ernst Stadler in dem Hymnus „Fahrt über die Kölner Rheinbrücke bei Nacht“. Nirgendwo sind süßere Madonnen gemalt worden, nirgends ist ein Wasser so sehr Strom wie der Rhein an Köln.

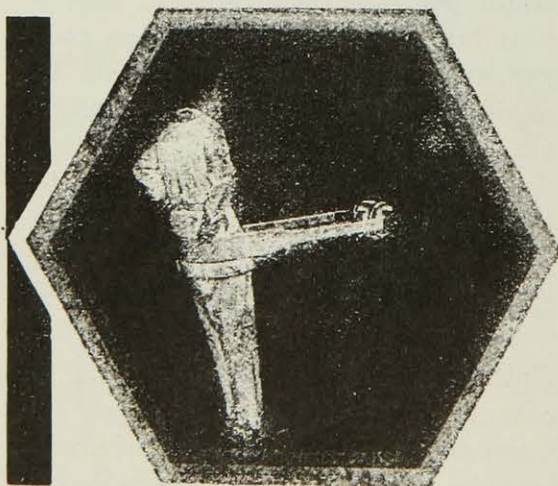
Außerdem gibt es noch den Dom. Er ist imaginär, man steht entweder zu nah dran, oder zu weit ab oder zu tief drin, er selber steht auf jeden Fall zu nah beim Bahnhof und dieser steht entschieden zu nah beim Dom und ist überhaupt unmöglich. Von Gleis I gewahrt man immerhin die Herrlichkeit des Chors von 1248. *Stroll.*

Mathematisch: Einem Besucher, der unbeirrbar an einer vorgefaßten falschen Meinung festhielt, soll der berühmte Göttinger Mathematiker Hilbert gesagt haben: „Es gibt viele Leute mit einem geistigen Horizont vom Radius Null. Den nennen sie dann ihren Standpunkt.“

Die schmackhafte Schokolade deutschen Fabrikats ist „*Ins dritte Reich*“, Vollmilch, „*Deutschland erwache*“, Bitter. Tafel 60 Pfg. — erhältlich im N.S.-Vertrieb, Marktplatz 3. („*Der Harzer Trommler.*“)

Das nächste Heft des Querschnitt erscheint am 12. März (Donnerstag).

Um sicher schlank zu werden —



benützt der moderne Mensch die neue elektrische PROVITA-Bandmassage. Mühelos, unschädlich und sicher reduzieren Sie Ihr Gewicht in gewünschter Weise (500 bis 1000g wöchentlich), entfernen lokale Fettpolster und verbessern Blutzirkulation, Verdauung und Gesundheit. Der elektrische PROVITAMASSEUR (4 Modelle) wacht über Ihre Linie, ersetzt Sport und Bewegung, stärkt u. erfrischt den ganzen Organismus.

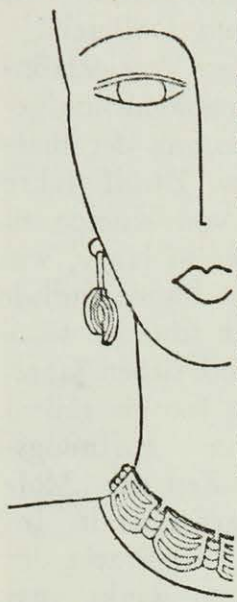
Verlangen Sie interessante
Gratis-Prospekte „M“

Alleinfabrikation: **ELEKTRIZITÄTS-GESELLSCHAFT QUALITAS**, Müllheim (Baden)

KÜNSTLERVEREIN MALKASTEN E. V.

Fremdling, kommst du nach Düsseldorf, Ausländer gar und von hohem Rang und klingendem Namen, so wird dich das Verkehrs- und Presseamt der Stadt in ein Auto werfen und dir alle Reize dieser wirklich schönen Stadt, Natur und Kunst einschließlich der aufs modernste eingerichteten Gas- und Elektrizitätswerke im Handumdrehen entschleiern. Will es dann Abend werden, und der städt. Schimpanse im Zoo ist auch gebührend gewürdigt, wird man zu dir sagen: Jetzt, mein Lieber, kommt der gemütliche Teil, die rheinische Fröhlichkeit in Hochform, das heitere Künstlervölkchen gezähmt und höchst manierlich serviert, im trauten Beieinander mit dem würdigen, aber gehobenen Bürger, sei's mit einem Generaldirektor oder nur schlicht mit einem lumpigen Rechtsanwalt. Und die Stätte, zu der man dich geleitet, ist der „Künstlerverein Malkasten e. V.“, dem S. M. Wilhelm I., nicht zuletzt deshalb der „Großmütige“ genannt, 1861 das Korporationsrecht verliehen hat, nachdem die Geschichte seiner politischen Entwicklung jene Wendung zum Guten genommen hatte, die ein zeitgenössisches Sprüchlein bekundet: „Der Malkasten, zwar ein 48er Kind, doch alleweil gut monarchisch gesinnt.“

Nur ein Blick in die Historie dieser Sozietät: Geburt also aus 48er Träumen, von Urbeginn bis heute eine uns peinlich vertraute Mischung aus abgestandenen Resten von Romantik, aus behäbiger, bärbeißig-gutmütiger Bierehrlichkeit, weltabgewandt, sentimental und spießig. Man erkürt zum Wappen den Doppeladler und legt in seine Krallen Bierseidel und Hausschlüssel. Man berauscht sich an den ungestümen Freiheitsliedern Freiligraths, nimmt ihn in Ehren auf, und schmeißt ihn wieder zum Tempel hinaus, wenn es ernsthaft brenzlich wird. Eine Zeitlang steht der Malkasten im „Geruch blutroter, revolutionärer Tendenzen“, man spuckt



Die Farben

treten bei der neuen Mode etwas in den Hintergrund. Mehr als früher spielt jetzt

die Form

eine ausschlaggebende Rolle. Gediegen und geschmackvoll sind dieser Tendenz entsprechend meine Neuschöpfungen. Es werden feine, mattschimmernde Silbertöne mit wenigen, aber auserlesenen Farben gebracht.

Fahrner-Schmuck

zeichnet die elegante Frau aus. Sie wird von ihrer Umwelt wegen ihres individuellen Geschmacks bewundert.



Die Schmuckstücke sind in ca. 1/2 der Originalgröße wiedergegeben.

Für jedes Kleidungsstück in Form und Farbe der passende

FAHRNER-SCHMUCK

Achten Sie auf die Plombe.

Original-Fahrnerschmuck mit der Plombe ist in jedem guten Juweliersgeschäft und Kunstgewerbehaus zu haben. Verlangen Sie dort auch das neue Schmuck-Modeheft: „Fahrner-Schmuck, der Schmuck unserer Zeit“, mit vielen Abbildungen schöner Modelle. Bezugsquellen-Nachweis durch den alleinigen Hersteller: Gustav Braendle, Theodor Fahrner Nachf., Pforzheim

auf die hergelaufenen Reaktionäre aus Norddeutschland, die in der Akademie sitzen; aber schließlich verträgt man sich doch mit ihnen und erklärt: es war alles nur „Jux und Dollerei“.

Drei Jahre nach der Vereinsgründung wird die erste Bierkommission gewählt, die für die Konstanz der Bierqualität zu sorgen hat. Zwölf Jahre ziehen die Malkästler von Kneipe zu Kneipe, bleiben in jeder so lange, wie ihnen das Bier schmeckt, bis sie endlich in Jacobis unvergänglich schönem Garten seßhaft werden. Noch sieben Jahre, und es entsteht neben Jacobis süßem Biedermeierhäuschen im hoffnungslosen Ungeschmack der Zeit der „Malkasten“ in seiner heutigen Gestalt. Im altertümlichen Saale — die Pracht der Fähnlein und Standarten winkt vom tiefbraun gebeizten Gebälk heute wie damals, Ritterrüstungen, Wappen und Waffen glänzen weiter in unverlorener Schönheit — rauschen die Bärte der Achenbach, Camphausen, Lessing, Knaus und der ganzen Düsseldorfer Schule.

Die Reihe rein urgemütlicher Bierabende im dichten Tabaksqualm unterbrechen die berühmt gewordenen „Malkastenfeste“. Bälle mit lebenden Bildern, Rundgesang und Vortrag als Einlagen, Aufzüge und Mummenschanz im haargenau historischen Kostüm. Aber auch der Phantasie wird Tribut gezollt: „Die Befreiung der Prinzessin Waldmeister durch Prinz Rebensaft.“ Honny soit qui mal y pense!

Unleugbar demnach, daß der „Malkasten“ sehr ausgiebig über Tradition verfügt — und er hat sie treustens bewahrt. Wenn auch heute eine „Malkastenrevue“ mit „Songs“ aufgeführt wird, auch „Prinz Rebensaft“ ist einmal aktuell gewesen.

Es hat sich sehr wenig verändert. In die Reihen der wallenden Bartträger sind schmerzliche Lücken gerissen, aber der Geist der Bärte knackt noch unheimlich im verbrauchten Gemäuer. Geblieben ist die Herrlichkeit des Gartens, von bezwingender Schönheit an

einem Sommerabend, entweder ganz menschenleer oder selbst im flackernden Licht eines Festes. Erhalten hat sich der Heerbann wohlgezogener Jungfräulein aus der näheren und weiteren Umgebung mit den stets angriffsbereiten Müttern im Hinterhalt, die muffige Luft in den Wappensälen, die den Atem verschlägt, die Lust an Umzügen und bierehrlichen Vergnüglichkeiten. Und vor allem die unvergleichliche Qualität der Weine.

Im Malkasten sammelt sich, was Anspruch auf gute Gesellschaft erhebt, er rangiert etwa nach Industrieklub und Rochusklub. Auch heute noch zählen Künstler zu seinen Mitgliedern; sogar einige jüngere, die der folgerichtigen Entwicklung vom gemischten Künstlerverein zur reinen „Bürgergesellschaft“ im Wege liegen. Der Malkasten hat das Monopol für die großen Feste der Düsseldorfer Gesellschaft, eins im Sommer, steif und sehr elegant, eins im Fasching, in den Grenzen zurückhaltender Noblesse, locker und ausgelassen.

Wirklich lustig gehts im Düsseldorfer Karneval anderswo zu, in den kleinen Kneipen der Altstadt bei obergärrigem Bier und frischen Seemuschn. Dort sind auch die drei, vier Maler zu sehen, die noch niemals einen Fuß in den Malkasten gesetzt haben, und die auch extra muros bekannt sind.

Jonathan Caspar.

Mitteilungen. Die Zeichnung auf S. 819 im Dezember-Heft 1930 ist nicht von André Derain, sondern von *Fernand Léger*.

Der Beitrag von *Georges Duhamel* „Die Maschinerie der Verdummung“, den wir in unserem letzten Heft veröffentlichten, war aus dem Buch „Scènes de la vie future“, das in deutscher Uebersetzung von Käthe Rosenberg unter dem Titel „*Spiegel der Zukunft*“ im Verlag S. Fischer, Berlin, demnächst erscheinen wird.

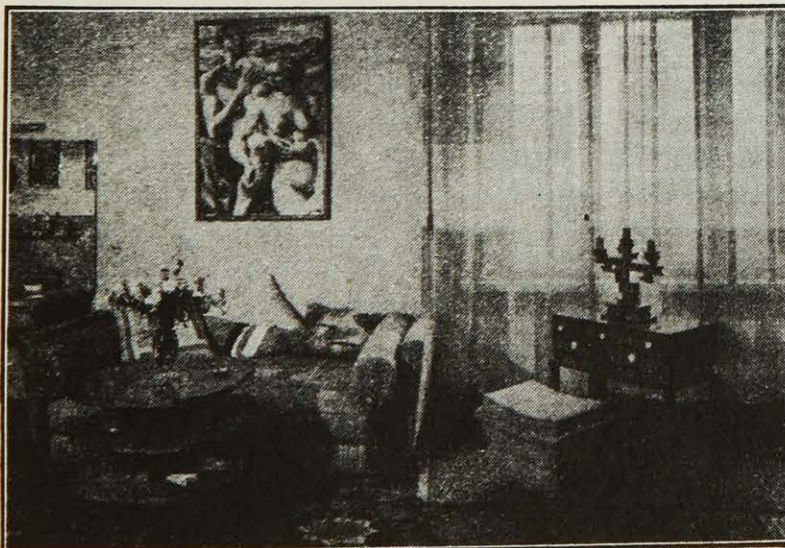
Die Photos nach Entwürfen von *Adolf Loos*, die wir auf Seite 836 des letzten Dezemberheftes brachten, stammen aus dem Werk „*Adolf Loos*“ von Heinrich Kulka (Verlag Anton Schroll & Co., Wien). Das abgebildete Herrenzimmer ist nicht aus dem Jahre 1898, sondern 1901.

DIE BOHEME HATS GUT — IN JAPAN!

Wenn wir einer in Tokio erscheinenden Revue Glauben schenken wollen, so stehen die Chancen der Dichter und Schriftsteller im fernen Osten augenblicklich glänzend. Besonders die junge Generation soll vom Glück sehr verwöhnt sein.

Satomi Tom bekommt mehr als 20 Mark für eine Seite mit 400 Charakteren. Er wurde von einer wohlhabenden Familie adoptiert. Seine Romane spielen größtenteils im Geishamilieu. Seit seiner Adoptierung ist er sehr fleißig (!) und erfreut sich einer steigenden Beliebtheit. Wenn man der Sohn eines reichen Vaters ist wie *Shiga*, kann man es sich leisten zu schreiben, wann man Lust hat. Er veröffentlicht nur selten etwas, doch sind seine Novellen von Publikum und Verlegern in gleicher Weise gesucht. Uebrigens soll sich sein Vater von Zeit zu Zeit bei seinen Angestellten, die das dortige Abiturium gemacht haben, erkundigen, ob sein Sohn auch gut schreiben kann. Es wird betont, daß *Sekichi Fujimori* seinen Lebensunterhalt mit Schreiben verdient. Er führt ein fast einsiedlerisches Dasein am Süwa-See, das im Winter eine Art japanisches St. Moritz zu sein scheint. Sein städtisches Gegenstück an Bedürfnislosigkeit ist *Ujiaku Akita*, der sich in seinen Schriften ohne jeden

Ehrgeiz mit modernen sozialökonomischen Problemen befaßt. Mit einer Mark in der Tasche ist er der glücklichste Mensch der Welt. Das Kaffeehaus übt auf ihn eine starke Anziehungskraft aus, und er verbringt dort täglich einige Stunden. Eine eigenartige Erscheinung in der japanischen Literatur ist *Kikuchi Kan*. Er ist fast etwas wie ihr ungekrönter König. Als Besitzer der Zeitschrift „*Bunge shinju*“ kann er soviel schreiben, wie er will und macht von diesem Recht auch ausgiebigen Gebrauch. Ueber die Hälfte des Blattes füllt er regelmäßig mit Arbeiten aus seiner Feder. Meistens beschreibt er das Leben und die Kämpfe eines Schriftstellers; daneben dient ihm das Blatt zu Huldigungen an seinen Freund, den jungen Dichter *Akutaganda*. Die Frau spielt für die beiden anscheinend eine sehr untergeordnete Rolle. *Kikuchi* ist reich und beneidet; Besitzer eines Rennstalles. Er hat ein Buch über das Automobil geschrieben, und es heißt, er könnte sich in seinem Packard zeigen, ohne belästigt zu werden. Von einer Modewoge hochgetragen konnte *Naoki Misogo* seine Schulden bezahlen und legte sich neben einer Geliebten einen Nash zu. Nach zwei Monaten war die ganze Herrlichkeit allerdings vorbei. Jetzt ist er wieder verschuldet, „daß er nicht den Rücken



Werkstätten Plato

BERLIN S 59
Kottbusser Damm 79

Fernspr.: Amt F 2 Neukölln 2793

Innenarchitektur

Vornehme Wohnungseinrichtungen nach eigenen und gegebenen Entwürfen

biegen kann“. Dennoch hofft er auf bessere Tage und hat den Chauffeur auf alle Fälle behalten. *Yokomitsu* hat kürzlich einen Ehrenpreis vom Ministerium des Innern bekommen. Er ist ein Lieblingsschüler *Kikuchis* und hat sich ein Haus bauen können, wie dies jetzt die Mode unter den japanischen Schriftstellern ist. Jeder hat den Ehrgeiz, eine Behausung sein eigen zu nennen, und sei es auch eine ganz primitive Zelle.

Trotz der Ankündigung, daß es den japanischen Schriftstellern seit den letzten 20 Jahren immer besser ginge, kann die Tokioter Revue nicht an solchen Literaten vorübergehen, die vom Schicksal nicht in dem Maße begünstigt sind wie ein Teil ihrer Kollegen. Da ist zum Beispiel *Kawabata*, „der Schuldenreiche“. Er durchsucht täglich die Inserate der Zeitungen nach einer mehr oder weniger passenden Anstellung, um endlich „in die Zunge seiner Freunde einen Knoten zu machen“. Ein richtiger Bohemien, der in den Gasthäusern von Izu ein un-stetes Leben führt. Auch *Nkamura* geht es nicht viel besser, seitdem seine Zeitschrift eingegangen ist. Dagegen rühmt sich sein früherer Mitarbeiter *O'Kada*, niemals zu Fuß gehen zu brauchen. Er hat stets ein paar hundert Yen in der Tasche, besitzt ein fürstliches Landhaus und durchzieht mit großem Anhang die Kaffeehäuser. Seinen Reichtum hat er ausschließlich dem Erfolg seiner Romane zu verdanken, die sich viel mit dem einfachen Volke befassen. Er hat seinen Freund *Kato* lanciert, der es sich auch wohlergehen läßt. Doch entbehrt sein Aufwand jeder Solidität. Eine große Familie verschlingt mehr, als er verdienen kann, und er ist schon seit längerer Zeit dem Staate die Steuern schuldig geblieben. Von *Kamitsukasa* heißt es, er wäre verrückt nach Grammophonen und Platten. Da er sehr reich ist, kann er sich innerhalb dieser Passion jeden Luxus leisten, und er soll eine Sammlung von Apparaten

und Platten besitzen, die ihresgleichen in der Welt sucht. *Genjiro Yoshida* lebt von der Gunst der jungen Mädchen. Er befindet sich den größten Teil des Jahres auf Reisen mit seiner Frau und verfaßt Reiseimpressionen, mit denen er sich viele Häuser und einen ausgedehnten Grundbesitz verdient hat. Im Gegensatz zu ihm lernen wir *Hirotzu* kennen, den ärmsten Teufel der japanischen Literatur. Es ist aber auch kein Wunder, daß er auf keinen grünen Zweig kommen kann. Zum sechsten Male hat sich dieser leichtsinnige Mensch vor einiger Zeit verheiratet und soll mehr Kinder haben, als jemand zählen konnte, weil immer neue dazukommen. Daß er selbst der Sohn eines Schriftstellers ist, hat ihm anscheinend nicht viel genützt. Ein sehr sympathischer junger Mann soll *Saneatsu Mushanokoji* sein. Er soll auch mit viel Talent Theaterstücke schreiben und ist ein Schrittmacher des Siedlungsgedankens in Japan. Er entstammt dem hohen Hofadel, doch enthält ihm seine Familie seinen Erbanteil vor, weil er alles, was er in die Finger bekommt, mit seinen Freunden verschwendet. Ein Mann, der zwischen Vergnügen und Arbeit eine gute Balance gefunden hat, ist *Mikami*. In jedem Monat liest man eine Unmenge neuer Arbeiten von ihm. Dennoch trifft man ihn fast immer bei den Geishas oder in den Teehäusern, wo er als improvisierender Komponist sehr beliebt ist. Das Komponieren soll ihm um nichts schwerer fallen als das Schreiben. Seine Frau *Shigure Hsegawa*, übrigens auch eine namhafte Schriftstellerin, behindert ihn in keiner Weise bei seiner Lebensführung, weil sie meint, daß er anders nicht arbeiten könnte. Sehr gut soll es übrigens den Chansondichtern gehen, besonders *Sejio*, der mit seinem Tokio-Marsch eine ganze runde Million verdient hat. Ueberall zwischen Korea und der Mandschurei wird er gespielt und gesungen.

Vi-Sa

Die erste deutsche Filmkritik.*)

Von Kurt Pinthus.

Während man sich die Keiler-Marmelade aufs Frühstücksbrötchen streicht, öffnet man ein Kuvert, in dem sich auf gutem Büttenpapier eine Einladungskarte nachfolgenden Inhalts befindet: „Königspavillon-Theater, Promenadenstr. 8. Ew. Hochwohlgeboren werden höflichst eingeladen, an der Eröffnungspremiere Donnerstag, den 24. April 1913, abends 8 Uhr, teilzunehmen“... Aus dem Programm ersieht man denn, daß nach einigen Musikstückchen und einem Prolog das „gewaltigste Filmdrama aller Zeiten Quo vadis“ aufgeführt werden soll. Auf der Einlaßkarte ist vermerkt, daß man gebeten wird, in Gesellschaftstoilette zu erscheinen.

Der Kino, einst in Vorstädten und dumpfen kleinen Sälen emporwuchernd, prätendiert also, gesellschaftsfähig geworden zu sein. Wie zur Eröffnung eines wirklichen Theaters oder zu einer Pariser Vor-Premiere wird zunächst vor einem geladenen Publikum gespielt. Während man sich also am Abend zur Kinovorstellung umzieht, denkt man bei sich: Der Kino bemüht sich durchaus das Theater nachzuahmen. Und erkennt dabei nicht, daß er im Grunde *nichts mit dem Theater zu tun hat*. Die Mittel, die Möglichkeiten des Kino sind andere als die des Theaters; der Kino stellt nur Handlung dar, Effekte, Sichtbares; das Theater dagegen strebt zur Differenzierung, zur Psychologie; wichtiger als das Sichtbare ist auf der Schaubühne das Wort. Der Kino muß auf das Wort verzichten, und somit auf alles, was das Wort offenbart. Die wirklichen Verehrer des Kinos (ich bekenne, daß ich zu ihnen gehöre) werden also darauf bestehen, daß der Kino *deutlich abgegrenzt wird von der Kunst des Theaters*

(Leipziger Tageblatt vom 25. April 1913.)

*) Nachgetragen zum letzten Querschnitt-Heft (Film), das u. a. folgende Beiträge brachte: Bernard Fay: Der Tod des Kinos / Georges Duhamel: Die Maschinerie der Verdummung / George Grosz: Das feine Milljöh / S. M. Eisenstein: Film der Zukunft René Clair: Rhythmus / Jacques Feyder Unbedingt Sprechfilm! / E. A. Dupont: Hinter dem Objektiv Charlie Chaplin: Sieben Sätze / Grock: Kollege Chaplin / Carl Zuckmayer: Verfilmung? / Erich Pommer: Dichter und Tonfilm / H. H. Stuckenschmidt: Musik im Kino / Sigma: Was wird beim Film verdient? / Anton Kuh: Briefkasten der Filmredaktion.

Angel- Sachsen- Verlag

in Bremen, Schleifmühle 63

NEUERSCHEINUNG:

Bernhard Hoetger Bildhauer

Aufsätze von Georg Biermann, Kasimir Edschmid, Max Osborn, Ludwig Roselius, Louis Vauxcelles

Mit 48 Tiefdrucktafeln in blauem Leinenband für RM 18.—, vielleicht das schönste Kunstbuch des Jahres.

FRÜHER ERSCHIENEN:

30 Jahre Worpswede

Von S. D. GALLWITZ

Mit Beiträgen von Carl Hauptmann, Heinrich Vogeler, C. E. Uphoff, Bernhard Hoetger und Paula Becker-Modersohn
Mit 64 Bildtafeln, gebunden (12.-) RM 8.—

Wildnis

Geruhsame Abenteuer in Alaska

Von ROCKWELL KENT

Mit Bildbeigaben des Verfassers. Ein großer Band in Ganzleinen gebunden (12.-) RM 7.—

Ausführliche Verzeichnisse, auch der wenigen noch lieferbaren Sonderhefte der Internationalen Zeitschrift „Die Böttcherstraße“ kostenlos vom ANGELSACHSENVERLAG

BREMEN

BÜCHER-QUERSCHNITT

VEIT VALENTIN, *Geschichte der deutschen Revolution 1848/49*. Im Verlag Ullstein.

Seit der dynastische Militärstaat in Krieg und Niederlage zusammengebrochen ist und die Nation aus ihrer Tiefe mit gemeinsamen Kräften sich politisch erneuern muß, nimmt das öffentliche Bewußtsein die Anstrengungen der 48er wieder ernster, und das allgemeine Gefühl webt an den damals verlorenen, doch nicht gestorbenen Hoffnungen weiter. Es fehlte aber bisher ein Werk, das dem Bedürfnis nach Achtung vor 1848 und nach Anknüpfung an 1848 ganz genug tat. Es fehlte das wissenschaftliche Heldenlied auf die nationale Revolution von 1848. Professor Dr. Veit Valentin hat es nun geschrieben. Es ist selten, daß der Kritiker sagen kann: hier liegt ein Werk vor, das ganz ist, was es sein soll. Valentins Buch verdient dieses Zeugnis. Der eben erschienene starke, in sich geschlossene Band enthält von der gewaltigen Gesamtdarstellung zwar erst die Hälfte, aber er gestattet bereits das Urteil, daß uns Valentin das maßgebende, weil vollständige und durchweg geistbeherrschte Werk über 1848/49 gegeben hat. Es ist ein Werk des Glaubens. Valentin ist Demokrat und Süddeutscher und Sohn der Stadt, in der die Nationalversammlung von 1848 zusammentrat. Wärme flutet durch die Seiten seines Buches, die den Leser einhüllt. Es ist ein Werk der Persönlichkeit. Valentin hat Stil und Eigenart. Er redet nicht wie andere, sondern wie er selbst und erreicht starke Wirkungen. Gewisse Stellen seines Werkes, besonders die Charakteristiken einiger Hauptpersönlichkeiten, wie die Metternichs und Friedrich Wilhelms IV., werden bald berühmt sein. — Der erste Band erzählt noch nicht, was die Nationalversammlung selbst verhandelt und geleitet hat. Nachdem der Augenblick des Zusammentritts politisch und psychologisch gekennzeichnet ist, heißt es: Fortsetzung folgt. Aber geschildert ist in dem vorliegenden Band die April-Revolution mit Hecker und Herwegh, wobei dieser nicht überwertet und nicht verspottet ist, während Heckers Gestalt groß und tragisch hervortritt. Geschildert ist die März-Revolution mit ihren blutigen Kämpfen in Berlin, deren Opfer in 183 Särgen am König vorbei zum Friedrichshain zogen, mit ihren mühelosen Siegen in allen anderen deutschen Ländern. Valentin bekennt, daß er hier ein Werk seines Lebens vorlegt. Der Leser wird ihm antworten, daß er sein Ziel erreicht, daß er die Geschichte der Volksbewegung von 48/49 geschrieben hat.

Eugen Fischer.

FERDINAND MAINZER, *Siciliana*. Klinkhardt & Biermann, Leipzig.

Tja, da erfährt man allerhand, was einem die Professoren nicht gesagt haben. Vom Wirkungskreis Polyphems, von der Erkletterung des Aetna durch den Kaiser Hadrian, von dem durch seine Erfolge verdorbenen Empedokles, von der Skylla und Charybdis, vom Erbauer des Labyrinths (dem notgedrungen durch die Lüfte geflüchteten Daidalos), vom heizbaren Stier des Perilaos und von den Kolumbus-Eiern des Archimedes. Dazu ein paar köstliche Dionys-Anekdoten.

hr.

WEIGAND v. MILTENBERG

ADOLF HITLER WILHELM III

5.—8. Tausend / Mit 7 Abbildungen / Kartoniert RM 2.50

„Ein erster Blick in diese Blätter ergibt, daß es sehr schmissig und aus intimer Kenntnis Hitlers und seines Kreises geschrieben ist. Miltenberg hat mit kritischem Blick sein Buch geschrieben, als einer freilich, der Hitler ablehnt, der aber dabei doch bemüht ist, Art, Wesen und Fähigkeiten dieses gewiß merkwürdigen Mannes dem Leser zu enthüllen.“ *Tremonia, Dortmund*

In jeder guten Buchhandlung vorrätig!

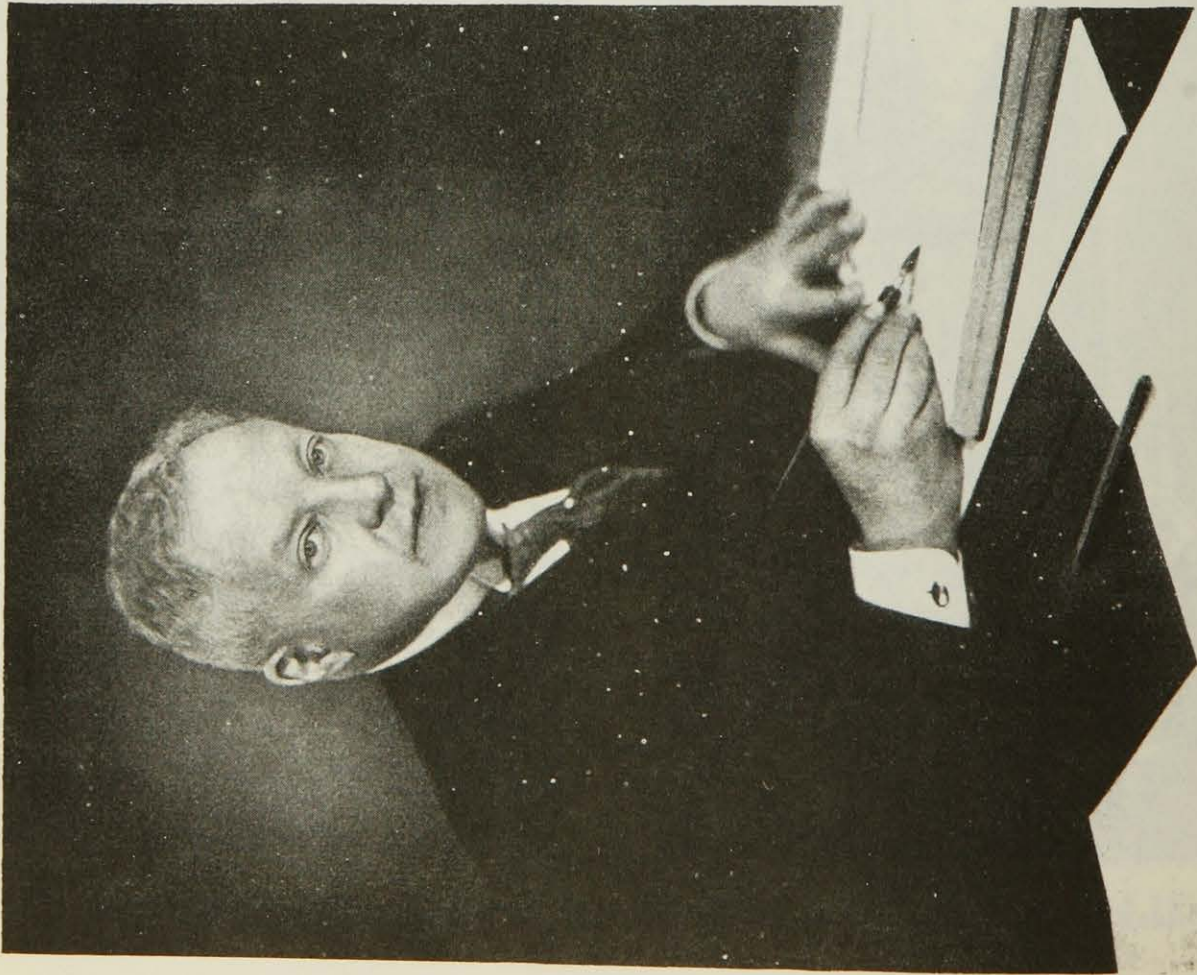
ERNST ROWOHLT VERLAG · BERLIN W 50



Photo Cecil Beaton (Mauritius)
Lady Diana Cooper als Madonna im „Mirakel“



Photo Rheinisches Museum
Verkündigungengel (Köln, St. Kunibert 1429)



Der 60jährige Dr. h. c. Curt Sobernheim
Photo Elli Marcus

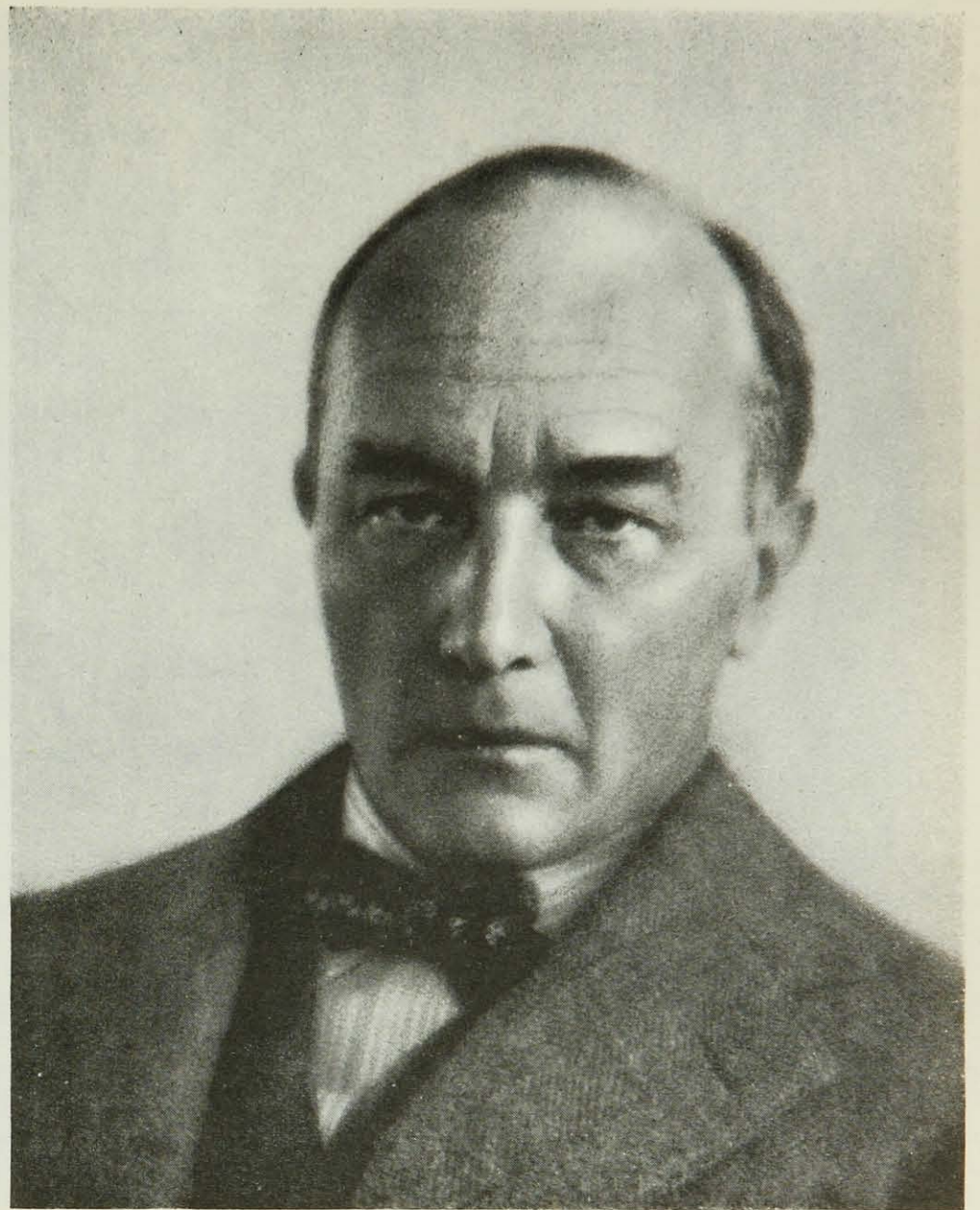


Die Schauspielerin Dolly Haas
Photo Binder



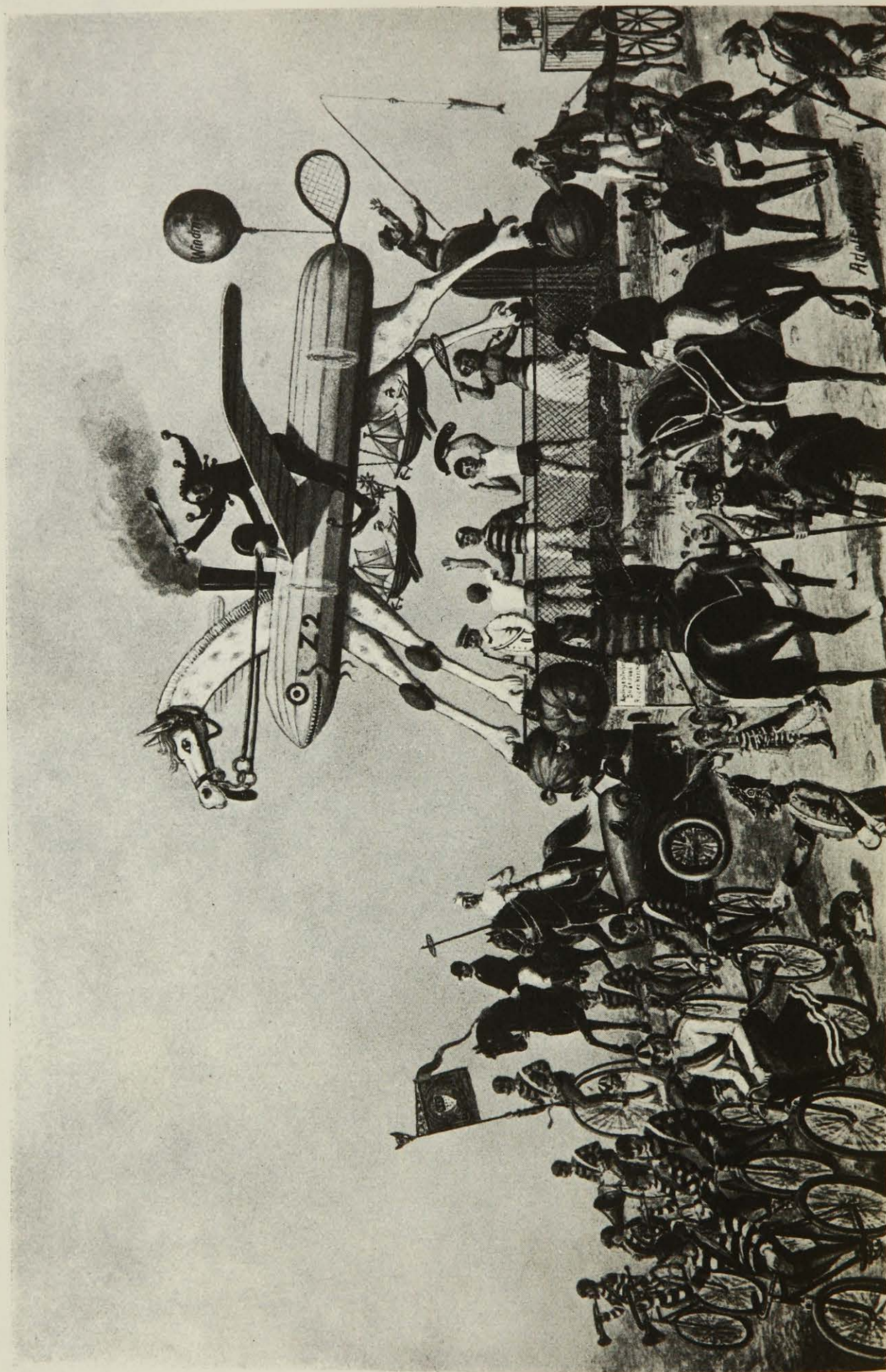
Der 60jährige Franz Blei

Photo Jacobi



Der 50jährige Robert Musil

Photo Ullstein



Köln, Historisches Museum

Adolf Winkel, Karnevals-Aufzug, Köln 1914

ROBERT MUSIL, *Der Mann ohne Eigenschaften*. Roman. Rowohlt Verlag, Berlin. „Die Epigonen“ von Immermann und Stifters „Nachsommer“ waren des deutschen Romanes letzte Gipfel gewesen. Dann war Niederung, aus der sich kleine Hügel hoben, Fontanes „Effi Briest“, Th. Manns „Buddenbrooks“. Dann gab es die Versandung: zahllose Romane, die nur insofern „modern“ waren, als man im Auto oder Flugzeug fuhr und „Heutiges“ redete. Oder daß einem Heutiges passierte, wie der Krieg. Das sah von außen gesehen modern aus, von innen her war es Biedermeier. Die Leser fielen ab, die Leserinnen strömten zu. Ich meine die Leser, die so genaue Berufe ausüben, wie es die technischen sind, und die sich in Romanen nicht wohl fühlen, wenn deren Psychologie und Problematik aus den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts ist und wenn das künstlerische Weltbild, das sie entwerfen, weit hinter dem wissenschaftlichen Weltbild der Zeit zurückbleibt. Da springt aus der Ebene der Romanproduktion dieser ungeheure Gipfel des Musilschen Romanes auf, unerwartet, ohne Vorgelände, voll verlockender Artikulation seiner überwältigenden Masse. Die letzten hundert Jahre des deutschen Romanes gaben nichts, worauf Musil sich bei seinem Riesensprung stützen konnte. Der russische Roman vielleicht einiges. Der englische vielleicht die reservierte Haltung des mit ungemein feiner Nuance beteiligten Autors, wie er als Zuschauer sozusagen etwas amüsiert, aber nie nach Art der Romantiker störend da ist. Denn sogar den Autor als neugierigen Zuschauer verträgt die außerordentliche Lebendigkeit dieses Romanes, man messe daran deren Grade! Diese Zeilen wollen nur auf ein Ereignis aufmerksam machen. F. B.

ANTONINA VALLENTIN, *Stresemann. Vom Werden einer Staatsidee*. Paul List Verlag, Leipzig.

Dieses zweite Buch über Stresemann — das andere hat Rudolf Olden geschrieben, klug und ohne zu übertreiben — hat seine „treue Sekundantin“, wie Stresemann sie nannte, zur Verfasserin. Gleich zu bemerken: die schöne und temperamentvolle Frau überkugelt sich nicht in Gefühlen, in deren Leerlauf sozusagen. Ohne den Grundton einer intensiven Sympathie zu verlassen, hält sie ein gutes Wissen, politische Einsicht und natürlicher Verstand immer in den Grenzen. Der Mann und sein Werken sind immer unter der Kontrolle der Vernunft beschrieben. Auf jeder Seite stehen Fakten. Es ist ein wertvolles Buch, voller Wissen, voller unmittelbarer Einsicht in Vorbereitung und Ablauf der Geschehnisse, klar und deutlich. Ohne müßige Konjekturen. Ohne leere Diskussionen, ob Stresemann ein großer Staatsmann war. Die sogenannte Größe eines Staatsmannes ist der Erfolg seiner Politik, das heißt die Tauglichkeit der von ihm gewählten Mittel, seinem Lande ad hoc und etwas darüber hinaus zu nützen. Der Wert eines zu weit gesteckten Zieles bleibt in der Politik immer durchaus problematisch. Zumal dann, wenn das vom Politiker zu Tuende nur in der Abwehr besteht, wie im Falle Stresemann. Er diente in diesen zehn Jahren nach dem Kriege seinem Lande, wie es anders oder gar besser zu tun nicht möglich war. Er verfügte dabei über etwas, das man nicht erwerben kann: jene Menschlichkeit, die nötig ist, um dem politischen Verstande ein Relief zu geben und dem Eigner solcher Menschlichkeit den Appell an sie zu erlauben. F. B.

WALTER OEHME UND KURT CARO

Kommt „Das Dritte Reich“?

Mit 17 Abb. und vielen facsimilierten Dokumenten
5.—6. Tausend • Kartonierte RM 3.80

Tempo, Berlin: „Ein sehr vollständiges Nachschlagewerk des Nationalsozialismus.“

Königsberger Hartungsche Zeitung: „Wer die Broschüre mit ihrem reichen Aufklärungsmaterial studiert hat, weiß, daß ‚das Dritte Reich‘ nicht kommen wird“

In jeder guten Buchhandlung vorrätig!

ERNST ROWOHLT VERLAG • BERLIN W 50

Vorstoß. Prosa der Ungedruckten. Herausgegeben von *Max Tau* und *Wolfgang von Einsiedel*. Berlin, Bruno Cassirer.

In der sehr gescheiten Einleitung teilen die Herausgeber mit, wie es zu diesem Vorstoß kam und nach welchen prinzipiell richtigen Grundsätzen aus den 2000 Einsendungen diese elf Stücke von acht Autoren gewählt wurden, von denen nur einer durch Gedrucktes ein sehr eingeschränktes Bekantsein hat. Dieser heißt Rolf Mayr. Die andern heißen: Robert Rie, Rudolf Steiner, Walter Bauer, Mariluisse Kaschnitz-Holzing, Carlo von Bremen, Charlotte Pellon und Josef Wiessalla. Zwischen 1900 und 1905 geboren. Ihre Arbeiten erfüllen das Prinzip, nach dem gewählt wurde: die ästhetische Gesinnung, in einer Weise, die, wie die Verhältnisse in Deutschland liegen, überraschend ist. Weil man das nicht erwartete in diesem von Schlagworten politisch verödeten deutschen Volk. Und nicht nur von politischen Schlagworten. Diesen und jenen wird hier nicht und nichts geopfert, um in einem lächerlichen Sinn zeitgemäß zu scheinen. Sie sind natürlich dieser Zeit verhaftet, sinnlich sozusagen, als in ihr lebend. Aber sie gehen nicht in dieser Zeit auf oder unter. Weil sie dieses Plus haben, das man eben die künstlerische Gesinnung nennt. Der Versuch, ob wir für eine deutsche Literatur hoffen können, ist positiv ausgefallen. Wir können hoffen.

F. B.

Deutsches Fühlen und Denken. Sammlung ausgewählter Gedichte und Sprüche. Herausgegeben von *A. von Seht*. Verlag Franz Borgmeyer, Hildesheim.

„Möchte“, sagt der Autor dieser Anthologie, „die erweiterte Auflage meiner Gedichtsammlung, die in noch höherem Maße als die erste Ausgabe unser tiefinnerliches deutsches Fühlen und Denken zum Ausdruck bringt, immer mehr Leser fesseln und dazu beitragen, daß Gedichte wieder mehr Anklang finden.“ Getreu diesem Wunsch rauschen durch das Büchlein im Windesflattern die Blätter und Blüten deutscher Tiefinnerlichkeit von Leo Heller bis Mirza Schaffy. Die Besten der Geisteskunst sind zum Reigen eingeladen: neben den Ausländern Seneca, Young, Chrysostomus, Rousseau und Thomas Moore heimische Dichter wie: Ilse Franke, I. Schefer, I. Fried, M. Claudius, Erika Spann-Rheinsch, Gubitz, Hans v. Felgenbauer von und zu Riesa, Friedrich Hölderlin und Franz Wugk. Möchte die nächste Ausgabe des erweiterten Werkchens in noch höherem Maße deutsches Fühlen und Denken zum Ausdruck bringen.

—*uh*.

RUDOLF JOHANNES SCHMIED, Carlos und Nicolas. Mit 120 Bildern von *Hans Meid*. Erich Reiß Verlag, Berlin.

Dieses in jedem Betracht beste Jungenbuch in deutscher Sprache hat in dieser neuen Ausgabe kongeniale Zeichnungen von Hans Meid bekommen, mit denen zusammen die zwei Buben in die Unsterblichkeit spazieren werden.

F. B.

RUDOLF GECK, —ck erzählt zum zweitenmal von Frauen, Kindern und Käuzen. Sozietätsverlag, Frankfurt a. Main.

Nichts an dieser Kunst ist gekünstelt, und diese kleine Kunst ist gar nicht klein. Der ganz Naive muß seine naive Freude daran haben, und der ganz Raffinierte, der weiß, wie selten es heute ist, daß einer mit der Kraft des Wortes reinliche Porträts malt und doch innerhalb der Sphäre des Wortes bleibt, erst recht. Nur der Verbildete mag die sehr finsternen Schluchten vermissen, in die er seine Seele so gerne stürzt. Aber das schadet nichts.

G. G.

JONATHAN N. LEONHARD, Das Leben des Karl Proteus Steinmetz. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Dieser mißgestaltete Zwerg aus einer Breslauer Arbeiterfamilie, sozialistischer Flüchtling nach der Schweiz, Auswanderer nach Amerika, wo er Bürger der U. S. A. wurde, war der Mathematiker der General Electric Company. Er errechnete die Fehler bestehender Maschinen und die Vorzüge neuer. Es kommt außerordentlich viel auf das Konto seines erfinderischen Genius, auch wenn er unmittelbar nichts erfunden hat. Aber sein Geist dirigierte Edisons praktischen Verstand. Es gibt eine umfangreiche Biographie dieses kuriosen Mannes von Hammond. Hier ist eine weniger umfangreiche, aber lebhaft und interessant geschriebene von einem andern Amerikaner in guter Uebersetzung.

F. B.

KARL FRIEDRICH BOREE, *Dor und der September*. Rütten & Loening, Frankfurt a. M.

Ein 1918 verabschiedeter Kapitänleutnant der deutschen Marine treibt nun auf der Universität das, was er schon immer tun wollte: Pflanzenbiologie. Er ist nun ein Vierziger, der den Krieg mitgemacht hat. Und erlebt ein zwanzigjähriges Mädchen dieser Zeit, das Medizin studiert, weil ... Darauf gibts aus der Natur dieses Mädchens keine bestimmte Antwort. Der Vierziger erlebt eine Liebesgeschichte bis dahin, wo das magisch-fatale Siegel gesetzt werden soll. Diesen Verlauf erzählt der Mann, nichts als das. Und wie er das erzählt, ist schlechthin musterhaft. Wie dieses aus seiner Art immer Schwebende, Unbestimmbare, das als „die Liebe“ zwischen zwei um sie besorgten Menschen liegt, die es als ein Neues auch im Ausdruck ihrer Gefühle und Gedanken dazu erleben, — wie dies erzählt wird, mit welcher plastischen Zartheit, mit welcher Deutlichkeit im Ahnungsvollen, mit welcher verhaltenen Keuschheit in den gewagtesten Situationen, das ist ganz außerordentlich. Hier liegt ein Meisterwerk vor.

Franz Blei.

Japanisches Theater. Aus diesen zweihundert Seiten eines Buches, das im Würfelverlag zu Berlin erschienen ist, erfahren wir auf das Zuverlässigste alles zum Gegenteil. Hundert Seiten hat *Fritz Rumpf* über die Geschichte des japanischen Theaters geschrieben, aufs beste legitimiert dazu nicht nur durch seine Kennerschaft, sondern auch durch einen achtjährigen Aufenthalt in Japan. In die andern hundert Seiten teilen sich *Curt Glaser*, *F. Perzynski* und der Schauspieler *Kazuhiko Sano*. Es ergibt sich, daß hier nicht (oder nicht wesentlich) Impressionen des Europäers mitgeteilt sind, sondern eine Darstellung des japanischen Theaters aus der Wertung des Japaners gegeben wird.

F. B.

KLAUS MANN, *Alexander*. S. Fischer, Berlin.

Das große Thema wäre auf manche Art anzupacken. Aber anzupacken. Klaus Mann hat es, man muß zugeben nicht ganz ohne Anmut, umgangen. Er hat ein Talent, es sich leicht zu machen, ein wahrhaftes Talent, denn es scheint damit immer, als würde er die Sache leicht machen. Aber hier verliert die Sache dadurch ihren Sinn. Er umspielt eine Biographie Alexanders des Großen, aus historischen und Roman-Momenten, mit seiner zweifellos begabten, natürlichen, nur allzu lockeren Sprachmelodie, die freilich auf dem Weg zu irgend einer Tiefe fast ein Hindernis und nur „von außen zu stoßen“ scheint und die er leider hie und da präventiv in Stil umbiegen möchte. Da soll unpathetische Gegenwartsnähe und wieder zugleich auch eine allerdings etwas leichtgeflochtene Mythe sein. Nur will eben eine gewisse Niedlichkeit, die allen scheinbaren Ernst umrahmt, zu der schrecklichen Größe des Knaben Alexander gar nicht passen, und die schwierige, einfache Sachlichkeit, die uns ein guter Historiker zumindest ahnen läßt, gibt sie schon gar nicht her. Von einer geistigen Bemühung ist nicht viel zu spüren. Klaus Mann hat die Gabe, nett zu erzählen, und wen das nicht stört, der wird diese nicht gerade von Leidenschaft gefärbte Geschichte Alexanders wenigstens nicht langweilig finden.

Ernst Schwenk.

SIE WOHNEN SCHÖNER . .

wenn Ihr Heim künstlerischen Geschmack zeigt, wenn das gesamte Wohn-Milieu bei aller Sachlichkeit den Stempel größter Behaglichkeit trägt.

ALEXANDER KOCH'S reichillustrierte Monats-Hefte

»INNEN-DEKORATION«

DIE GESAMTE WOHNUNGSKUNST IN BILD UND WORT

sind maßgebliche Führer zu neuzeitlicher Wohnungsgestaltung. Bestellen Sie für RM 3.— das EROFFNUNGS-HEFT 1931 mit 60 großen Bildern und Kunstbeilagen von Innenräumen aller Art. Künstlerische Wohnungen, Einzelmöbel, Häuser, Gärten u. v. A. Interessante Textbeiträge geben wertvollen Rat, hundertfältige Anregung. Sie werden große Freude daran haben.

Vierteljahres- Bezug
(3 Hefen) nur RM 6.—

Illustrierter Prospekt
steht unberechnet zur
Verfügung

VERLAGSANSTALT ALEXANDER KOCH, DARMSTADT SW 96

Veredelte Harmonika

Von Hans Reimann

Barnabasch von Géczy heißt der Mann mit der veredelten Harmonika, und die Harmonika ist er selber mitsamt seiner Kapelle (vom Esplanade), und die Géczy-Platten erscheinen bei Parlophon; und Sie brauchen keine Bange zu haben: wir schauen uns nur anderthalb Dutzend an.

B 12010 (Michigansee und Leila): es weht daher mit leisem Geglöck, das Glöcken ist des Glöckners Lust; Bläser stoßen in die Hörner, und es ist, als stießen sie, jungen Ziegenböckchen gleich, mit den Hörnern; zitatweise taucht Mendelssohn auf; Allvater Kálmán wacht über dem Ganzen; — klipp und klar funktioniert das Klavier, es klingt wie geschnitzt; die Geige ist kaum von einer singenden Säge zu unterscheiden und läßt ihr langatmendes Wogen durch die harten Silhouetten des Flügel-Mannes kontrastieren; der Schluß schleppt eine Arabeske träumerisch hinter sich her.

B 12024 (Weißer Flieder und Vier Worte): wieder liegt Mendelssohn als Pistazie auf dem musizierten Eisbecher; seiltänzerisch kokettiert die Violine; — Edvard Grieg leiht ein paar Noten; stumpf wuchern die Bläser; alles hört sich an wie durch ein kostbares Sieb; der Schluß mit javanischem Geschepper bildet ein richtiges Finale.

B 12025 (Jeannine und Armer Prinz): da kann ich mir vorstellen, daß das jemand begeistert ablehnt, so milchig und sanft plätschert Jeannine; als hätten die Instrumente Kokain geschnupft; als seien sie verzückt und entrückt; himmlische Schwester der Dreh-Orgel, diese okulierte Harmonika; das Sousaphon darf erst ganz zuletzt; und das Flexaton gibt einen Klax süßen Mostrich zu; — eleganteste Melancholie; zartes Verliebtsein in die Melodie und sich selbst; narzissistische Musik; der Klavierpart mit Widerhaken und gegen den Strom krowlend.

B 12028 (Wonderful girl und Americana): was die Bläser aus mathematischem Uebermut sich einbrocken, das rettet das Klavier; verschmierte Batik-Arbeit; eine seriös parodierende Fanfare endet; — zwei Flügel dienen als Untermann für die schwelgende Violine; das Orchesterchen schießt übers Ziel hinaus und will symphonisch sein wie Whiteman; Paprika verwandelt sich in Marzipan; und der Feinschmecker wähnt, die Subtilität sei eigens für ihn.

B 12036 (Nächte in Kairo und Rosen und Fraun): zwei Tangos, die Spezialität Géczys. Nun muß man wissen, daß da drüben, wo der Tango wild wächst, nicht vier, nicht fünf, nicht acht Harmonika-Spieler sitzen, sondern, in Doppelreihe, dreißig und vierzig Mann, die den Untergrund schaffen und überlebensgroße Harmonikakarikaturen in die Luft zeichnen; Géczy macht es en miniature und läßt sein ganzes Orchester zur delikatesten Zieh-Harmonika verschmelzen.

B 12037 (Ol' man river und Lache, Clown): kontrapunktisch witzig, rhythmisch zu sehr Brüsseler Spitze; das Klavier quasi abgeblendet; und (wie stets bei Géczy) wohlthuenderweise ohne „Refrain-Gesang“; — blaß nach fadem Anfang und immer blasser; über die Komposition sei der Deckmantel der Nächstenliebe gezogen; ideal erbärmlich; und dennoch wie bei weiland Girardi und unweiland Pallenberg lediglich Vorwand, selbstherrlich zu improvisieren.

B 12049 (Fräulein, Pardon und Es gibt eine Frau): straff und elegisch zugleich; nachgiebige Trotzigkeit; und um den harmonikanischen Stamm rankt sich die Violine als eine Glycine, als Schlinggewächs okkultur Art; — es geigt die Trompete, und die gestopfte Geige trompetet, und aus diesen beiden Instrumenten entsteht seltsamliches Terzett.

B 12050 (Denk an Mutti und Wings): relativ grob, aus einer „Holz-Auktion“ wird eine „Ebenholz-Auktion“, in die nebenbei der liliputanischste Jungfernkranz hineinkraucht; — schmachtend, ein halbes Pfund Metall ohne Knochen und im letzten Drittel vom stilisierten Sensenmann arg zerzaust.

B 12054 (Chiquita und Rajah): ein Muster für musizierte Logik; einmal glatt, das zweite Mal als Terrasse, das dritte durchs Mikroskop und hinter die Melodie gespäht; Puppen mit Schlaf-Vorrichtung vertragen das Auseinandernehmen nicht; Schlager mit Refrain-Vorrichtung scheuen das Tages-Licht und ziehen sich, bis auf traurige, orna-

mentale Ueberbleibsel, ins Nichts zurück; — Rajah aber ist trotz der charmant exotischen Sauce eine Banaleske.

B 12055 (Blumen der Liebe und Invocacion): eine pausbäckige, wurzelhafte Sache; die Blumen, vermutlich Töchter der Petersilie, duften unkompliziert und sehen aus wie 4711; — bei „Invocacion“ ist Géczy ganz in seinem Element und beweist, daß Ungarn in Brasilien liegt.

B 12065 (Parisienne und Wenn man verliebt ist): schneidig, unter sparsamer Bevorzugung des Banjos; doch nur aus Schelmerei; — der Flügel-Mann macht sich rechts oben zu schaffen; Pomade ist über das Opus geträufelt.

B 12084 (Ich möcht' eine Stunde und Scheinbar liebst du mich): fesch und, was selten bei Géczy der Fall ist, fidel à la Hylton; der Dompfaff als Vorspann und Nachspiel; — fidel und mit Ton-Art-Wechsel, aus den obligaten Bs ins Kreuzhafte kletternd; und mit einer hübschen Prise Schützenfest.

B 12118 (Bin kein Hauptmann und Leutnant warst du): da Géczy auf Baß-Unterlage verzichtet und alles, was abwärts von Cello liegt, gern im Eckchen stehen läßt, haben die Oberen alle Hände und Münder voll zu tun, und das gibt, heissa, ein wahres Geschmetterchen; — der „Leutnant“ ist kein Leutnant geworden, sondern ein Praliné-Kadett, ein Nippes-Offizierlein; und statt delikat wurde das Dessin flau. Kann mal passieren.

B 12129 (Dein ist mein ganzes Herz und andres aus der ehemaligen „Gelben Jacke“): eine der süßesten Tanz-Platten; für vorgerückte Stunden; noch nach Mitternacht genießbar, und da erst recht; wie alle Géczy's mit leiser Nadel zu spielen; eine Goldschmiedearbeit; und wie bei Richard-Tauber-Platten: nur für dich (und die deine im Singular).

B 12130 (Das Land der Liebe und Am Sonntag will): Tango mit kokettem Weh; füllig, rassig; erotisch eingenebelt; sinnlich verschleiert; eine der allerschönsten Géczy's; — die verkappte Cochonnerie entpuppte sich als Trivialität im Sauseschritt, als Käse mit Zuckerguß, als Kaviar auf Kartoffel-Puffer. Kartoffelpuffer ist gut. Kaviar ist gut. Aber beides vereint soll getrennt geschlagen werden.

B 12131 (Pardon, Senjora und Komm in mein Boot): ein Tango, aus Herbstzeitlosen gewunden; und am Schluß flattert eine symbolische Lerche in den Aether; — das Klavier so sauber wie Fleisch einer Kokos-Nuß; dazu pfeffern die Blech-Leute staccato drumherum und druntendurch.

B 12144 (Servus, Bubi und Was ist los?): wie Perlen, an denen Frage-Zeichen aufgereiht werden, zuletzt ein pointierendes Ausruf-Zeichen; Crescendi, die den Lauf der Melodie anstaunen und lüstern schießen lassen, sobald er unterbrochen wird; — aus den Tasten geschüttelt und unaufhörlich hintereinanderweg wie ein beschleunigter Personen-Zug.

B 12151 (Rintintin und Felicitas). Rintintin ist ein Eichhörnchen oder eine Angora; sie stiebt dahin wie Felix der Kater auf dem Klavier; unbetonte Takt-Teile bekommen amüsante Nasen-Stüber oder eins auf den Popo; flackrig und mit Meckern wischt Rintintin an unsern Ohren vorüber; Bläser strahlen verquer, als seien sie pittoreske Scheinwerfer, die sich kreuzen; und über die Noten scheint Konfetti geschüttet; — Felicitas, ein Fox per Eilboten zu bestellen, ist wiederum die typische veredelte Harmonika.

Das Hauptwerk des Nobelpreisträgers

SINCLAIR LEWIS

B A B B I T T

Aus der Nobelpreis-Rede:

Philister und Spießbürger gibt es in allen Ländern, aber man möchte wünschen, daß wenigstens die Hälfte von Ihnen halb so nett und amüsant wären wie dieser BABBITT.

RM **3.75**

Neue ungekürzte
Ausgabe in Leinen
80. Tausend

TRANSMARE VERLAG A-G BERLIN W10

NEUE SCHALLPLATTEN

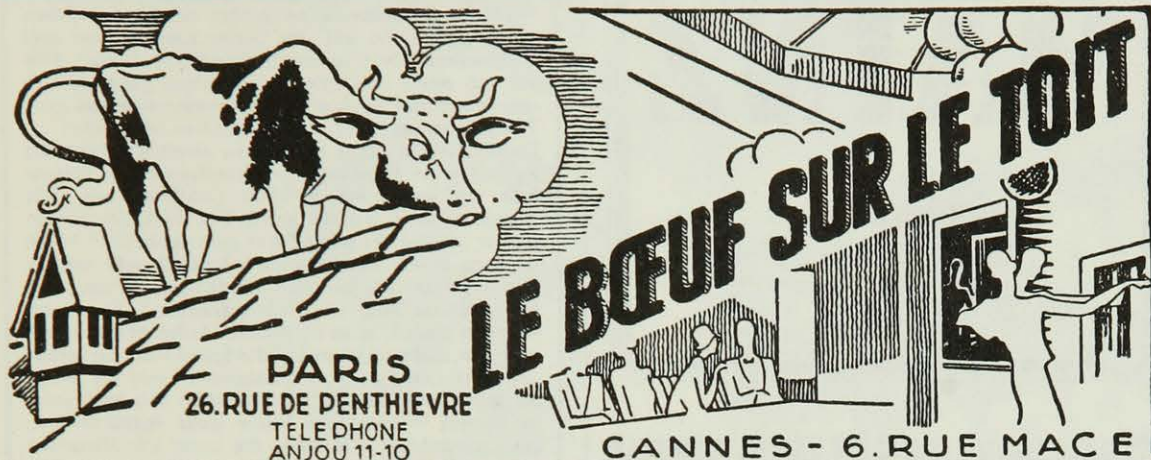
- Coriolan-Ouvertüre* (Beethoven). Orch. Berl. Philharm. Dir. Kleiber. Ultraphon E 653. — Wohltemperiert aufgefaßte, prächtig reproduzierte Quintessenz Beethovenscher Rebellion.
- Der Barbier von Sevilla, Ouvertüre* (Rossini). Orch. New-Yorker Philh. Dir.: Toscanini. Electrola E. J. 576. — Presto, Präzision, Ausdruck, Schönklang zu so vollkommenem Ganzen einen — das gelingt nur Toscanini!
- Les Préludes* (Liszt). Orch.: Amsterdamer Konzertgeböw. Dir.: Mengelberg. Odeon 8402/03. — Vielgeplündertes meisterlicher Liszt! Odeon täte ein Kulturwerk, wenn zum 120. Geburtstag des Verkannten seine symphonischen Dichtungen vollzählig erschienen.
- Petite Suite d'Orchestre op. 22* (Bizet). Orch. Scala. Dir. Panizza. Electrola E. J. 577. — Wenig bekannte, unglaublich rhythmische und farbenreiche Miniatur-Carmenia. Entzückende Platte.
- Fêtes. Sinf. Dichtung* (Debussy). Orch.: Mailänder Sinfoniker. Dirig.: Ferrero. Homocord 4-3786. — Einundvierzigjähriges und doch jugendfrisches Nocturne. Subtiler Klangimpressionismus. Virtuoses Spiel.
- Lohengrin-Vorspiel* (Wagner). Orch.: Berl. Philharm. Dirig.: Furtwängler. Gramola 95408. — Unverfälscht deutsches, fromm-klares Musizieren unter dem berufensten Lohengrindeuter.
- Puccini-Potpourri*. Orch.: Berl. Philharm. Dir.: Meyrowitz. Ultraphon E 704. — Glückselig geschnittene Auswahl. Schmissig und schmelzend deklamiert. Beste Sonntags-Platte der Familie.
- „Weiß ich doch eine, die het Dukaten“ aus „Verkaufte Braut“ (Smetana), Tenor: Schmidt, Bariton: Bohnen. Stadtopernorch. Dir.: Meyrowitz. Ultraphon F. 626. — Bewunderungswürdig richtig wiedergegebene Klangvaleurs, gut disponierter Bohnen, herrliche Tenortöne.
- Hebriden-Ouvertüre* (Mendelssohn-Bartholdy). Orch.: Staatskapelle. Dir.: Rosenstock. Parlophon 9546. — Sorgfältige, schwungvolle Wiedergabe dieses zu Unrecht vernachlässigten Opus.
- Batzem, Ostermann, Ebeler*, drei starke Säulen rheinischen Humors, finden sich auf fast allen Karnevals-Platten. Ob wir *Grammophon* 23604, 23679, *Ultraphon* A 678, A 676 oder *Parlophon* B 12304 oder *Electrola* hören — wir freuen uns an den Kölsch Jungs.
- „Gnomensreigen“ (Rückseite „Liebesbotschaft“, Schubert-Liszt.) *Konzert-Etude Liszt. Klavier: Petri. Electrola E. G. 1787.* — Aufregendes Halb-Staccato-Geknatter. Tolle Musterklavierplatte.
- Ballade G-moll* (Chopin). *Klavier: Brailowski. Grammophon 95325.* — Erfrischend schlicht gespielte Klavier-Romantik.
- „Gespenster“-Szene, *Hedwig Wangel — Frau Alving, Kayßler — Pastor Manders. Vorwort: Felix Holländer. (Für die Wangel-Hilfe.) Ultraphon E 723.* — Auch ohne edelmütigen Zweck ist diese Ibsen-Platte eine Sensation durch die unheimlich stimmgetreue Aufnahme ...
- „Steig ein, mein Liebchen“ und „Schön wärs...“ aus „Hampelmann“. *Mitja Nikisch Orch. Electrola E. G. 2140.* — Wenn schon noch immer Jazzerei, dann wenigstens Mitjas first rate Solisten mit ihrem durch Dick und Dünn begabten Führer.
- Walzer Des-dur* (Chopin). *Klavier: Zadora. Grammophon 22120.* — Minutenwalzerklavierschlagplatte. (Wenn er wollte, könnte er ihn noch viel schneller . . .)

Thurneiser.

Verantwortlich für die Redaktion: Victor Wittner, Berlin-Charlottenburg. — Verantwortlich für die Anzeigen: Herbert Schade, Berlin. — Nachdruck verboten.

Verantwortlich in Österreich für Redaktion: Ludwig Klinenberger, für Herausgabe: Ullstein & Co., G. m. b. H., Wien I, Rosenbursenstr. 8. — In der tschechoslowakischen Republik: Wilh. Neumann, Prag. Der „Querschnitt“ erscheint monatlich einmal und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen; ferner durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste. — Redaktion: Berlin SW 68, Kochstraße 22-26.

EMPFEHLENSWERTE HOTELS UND RESTAURANTS IN FRANKREICH



Auberge du Roy Dagobert-Paris

50, rue Richelieu, 45, rue Montpensier,
(gegenüber dem Théâtre Palais Royal)
Erstklassige französische Küche

HOTEL BUCKINGHAM

PARIS, 43, rue des Mathurins, zentral gelegen (n. d. Oper u. Madeleine), jed. Komfort, präch. Lage, für Familien besond. Preise. Man spricht Deutsch!

Terrass - Hôtel

große Halle in Marmor, 200 Z. od. Wohnungen, 80 Badez., 2 Fahrstühle, Tel. in jed. Zimmer, Rundblick auf Paris. — Z. ab 25 Fcs. — 12/14, RUE DE MAISTRE, PARIS

MONTMARTRE

RESTAURANT DE LA COQUILLE

PARIS 6, RUE DU DÉBARCADÈRE
(Porte Maillot)
Erlfkl. bürgerl. Küche, gepflegte Weine. Besonderheiten: Filche u. Schaltiere, französische Gerichte
Tel.: Galvani 25-95
A. BARDON, DIREKTOR

CAFÉ—BRASSERIE

Dîners — Soupers
son Bar Américain

Zentrum des
MONTPARNASSE

Le Dôme

Rendez-vous international des artistes.

Ouvert toute la nuit

Merken Sie sich diese wertvolle Adresse für Ihre nächste Reise nach

Hotels Saint James et d'Albany

211, Rue St. Honoré et 202, Rue de Rivoli

Telegramm-Adresse: Jamalbany III Paris • Telefon: Opéra 02-30, 02-37, Inter 12-66

Das bekannte Hotel Saint James war ehemals das Palais und die Residenz König Karls X. und des Herzogs von Noailles. Heute durch einen gepflegten Privatgarten mit dem Hotel d'Albany zu einem Komplex vereinigt, gehört es, traditionsgemäß, zu den bevorzugten Häusern anspruchsvoller Gäste. Unter den vielen Vorzügen zählen wir hier nur folgende auf: äußerst zentrale Lage, die Zimmer bieten teils herrliche Aussicht auf die Tuilerien, teils gehen sie auf den Privatgarten aus, und zählen daher zu den ruhigsten von Paris, feine altfranzösische Küche, billige Preise / 300 Zimmer, 150 Badezimmer / Einen freundlichen Empfang versichert besonders allen Querschnittlesern

A. Lerche
Besitzer

AVIGNON. Hotel „Terminus“ Bes. Galtier, nahe d. Bahnhof, modernster Komfort, 100 Z., 4 Garagen, großes Restaurant, maßige Preise.

CANNES, HOTEL REGINA Jeder Komfort, Tennis-Klubs in unmittelbarer Nähe, großer Garten, Garage. Pension von 10 bis 15 RM.

NIZZA: Hotel-Pension „SOLE MIO“ Rue du Grand-Pin — mod. Haus gepfl. Küche — Garten — man treibt Konversation und bietet günstige Gelegenheit zur Vervollkommnung der Sprachkenntnisse — Pension ab RM 5.—

KUNST-
UND GEWERBESCHULE

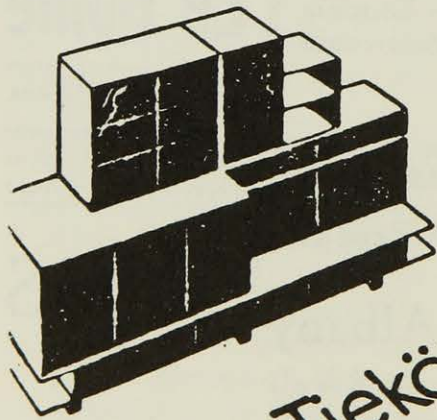
MAINZ

VERLANGEN SIE
DRUCKSACHEN

GESCHÄFTSFÜHRERIN

durchaus erfahren in Leitung und Propaganda, **Kunsthandel, Vereins- und Ausstellungswesen** sucht leitende Stellung, 27 Jahre alt, erste Referenzen. Angebote unter Qu. 270 an Ullstein-Zifferdienst.

Kombinations-Typenmöbel



Kröning u. Tieckötter
Berlin SW 68
Kochstrasse 10
Bergmann 1862
Fordern Sie Preisbuch

Parole: Freudige Feste. Jubel der Festesfreude, Fasching, Vergessen des Alltags, Taumel des Vergnügens, Rausch des Erlebens, Nervenkitzel des Abenteuers. Man kann alles mitmachen, hat einmal ein bekannter Lebenskünstler gesagt, man muß nur dafür sorgen, daß sich später in die Erinnerung niemals ein peinliches Gefühl einschleicht. Klug genießen und aufhören, wenn es am schönsten ist. Auch zu den schönsten Vergnügungen und der höchsten Ausgelassenheit gehört ein klein bißchen Überlegung, und auf der Suche nach Neuem und Originellem steht an erster Stelle die Frage: Wie soll ich mich verkleiden? Mal etwas ganz anderes machen, etwas noch nicht Dagewesenes, etwas ganz Phantastisches, aber es darf nicht zu teuer sein!

Dieses Ziel ist recht einfach zu erreichen, denn die künstlerische Wirkung eines Kostüms hängt keinesfalls von einem wohlgefüllten Geldbeutel ab. Mit je sparsameren Mitteln gearbeitet wird, desto frapantanter ist die Wirkung. Wer geht schließlich heute noch zu einem Maskenverleih-Institut und erstet sich für teures Geld einen Raubritter, Tiroler, eine Haremsdame oder ein Kokokofräulein? Es ist geradezu verpönt, in so klassischer Aufmachung zu erscheinen, und man kann das alte Sprichwort variieren: „Zeige mir, wie du dich kostümierst, und ich werde dir sagen, was du bist.“ Tatsächlich sah man auch in diesem Winter eine Reihe ganz entzückender, geschmackvoller Kostüme, die unter Zuhilfenahme einfachster Mittel mit Phantasie und künstlerischer Gestaltungskraft zusammengestellt waren.

Es wird ja auch heutzutage jedermann so leicht gemacht, Entwerfen, Dekorieren, Malen, Zeichnen wie überhaupt alle graphischen Künste zu erlernen. Es gibt ausgezeichnete Ausbildungsinstitute, die den großen Vorteil bieten, das Kunststudium nebenberuflich ohne Rücksicht auf Alter und Wohnsitz zu betreiben. Insbesondere ist hier das ABC-Studio für Zeichnen GmbH., Berlin SW 68, Markgrafenstr. 26 zu nennen, auf dessen Anzeige in dieser Nummer besonders hingewiesen sei. In einer großen Anzahl von Ländern, wie Italien, Frankreich, Schweden, England, Belgien und Holland sind Schwesterinstitute angegliedert, ein Beweis für die außerordentlichen Erfolge dieses Unterrichtssystems. Zwölf Lehrhefte führen in alle Gebiete der freien und angewandten Kunst ein, während hervorragende Künstler mit bekannten Namen die Schülerarbeiten korrigieren und zum besseren Verständnis ihren ausführlichen brieflichen Ratschlägen Skizzen aus eigener Hand beifügen. Zu den Kunstschülern des ABC-Studio gehören nicht nur jüngere Leute, die sich zum beruflichen Berufsgraphiker, Modezeichner, Illustrator usw. ausbilden lassen, sondern häufig auch Damen und Herren in gereifterem Alter, denen diese Studien Ablenkung und Erholung von ihrer beruflichen Tätigkeit bieten.

Mens sana in corpore sano. Im heutigen Zeitalter der körperlichen Ertüchtigung, des Sports und der Hygiene, sind erfreuliche Weise die meisten Menschen davon überzeugt, daß Pflege des Körpers, insbesondere eine rationelle Mund- und Zahnpflege, ebenso wichtig ist wie Essen und Trinken. Leider wird insofern viel gesündigt, als häufig wenig zweckentsprechende, minderwertige Fabrikate Verwendung finden.

Das einzige, wirklich fäulniswidrige Mittel für Mund und Zähne ist allein der eigene gesunde Speichel. Nur durch günstige Einwirkung auf die Schleimhäute wird der Speichel gesund erhalten, bzw. gesund gemacht. Nach diesem Gesichtspunkt wurde das bekannte und bewährte „Bombastus“-Mundwasser resp. die „Bombastus“-Zahncreme hergestellt. Eingehende wissenschaftliche und praktische Versuche haben ergeben, daß diese Präparate eine vorzügliche Wirkung auf die Mundschleimhäute ausüben. Sie erfrischen und kräftigen die Schleimhäute, beseitigen Reizungen, festigen das Zahnfleisch, fördern und regeln die Schleimabsonderung. Man sollte zur täglichen Mund- und Zahnpflege nur „Bombastus“-Erzeugnisse verwenden. Bitte, machen Sie einen Versuch.



Jetzt noch **40M**
Ersparnis
Aber nur bis 11. März

PROPYLÄEN- WELTGESCHICHTE

Selten wohl hat sich ein großes Werk so schnell überall durchgesetzt wie die „Propyläen-Weltgeschichte“. Gibt es doch kaum ein Blatt, das an diesem neuen Standard-Werk vorübergegangen ist. Bei allen Parteien, Konfessionen und Weltanschauungen wurde Kritik zu Lob und oft enthusiastischer Bewunderung! Überall wird anerkannt, daß jedes Versprechen, das die Prospekte gegeben hatten, eingelöst wurde. Bitte lesen Sie selbst die Gegenüberstellung auf den nächsten Seiten:

In den Prospekten hieß es:

„Es soll die neue Darstellung der Menschheits-Geschichte geschrieben werden, wie wir Menschen von heute sie sehen.“

Die Prospekte sagten:

„Nicht mehr die Kriegsgeschichte, der politische Streit der Herrscher, Minister und Kabinette soll Hauptthema sein, sondern daneben sollen mehr als bisher die großen, vernachlässigten kulturellen, wirtschaftlichen und sozialen Zusammenhänge gedeutet werden.“

Wir sagten:

„Auf die welthistorischen Zusammenhänge kommt es an. Wer heute Geschichte treibt, sieht nicht mehr auf Europa allein, er sieht über die europäischen Nationalstaaten hinaus in die Staaten der Welt, sieht Tendenzen, die die Erdteile umfassen.“

Der Prospekt versprach:

„Alle bedeutsamen Erscheinungen, Strömungen und Stimmungen fängt die Propyläen-Weltgeschichte ein bis hinein in die flüchtig wechselnden Bilder des Alltags, der Straße, des Zimmers, der Mode.“

In den Urteilen:

Hamburger Anzeiger:

„In der Modernität ihrer Anlage und Auffassung, in der Freiheit und Weite ihrer Gesichtspunkte, in der unerreichten Großzügigkeit ihrer Aufmachung und Ausstattung ist diese Weltgeschichte unerreicht: Sie hat die Vorzüge der alten Weltgeschichten — ihre Gründlichkeit — und vermeidet ihre Schwächen: die Weitschweifigkeit und ihren wissenschaftlichen Ballast, ihre vielfach eigenbrötlerische Enge.“

Neue Freie Presse, Wien:

„Man hat bisher eine Weltgeschichte vermißt, die aus den Bedürfnissen der lebendigen Gegenwart heraus geschaffen, der Mentalität unserer Zeit im guten Sinn Rechnung tragend, ohne wissenschaftlichen Ballast, doch wohl fundiert, das Wesentlichste einprägsam vor Augen führt. Jetzt wird diese Lücke geschlossen.“

In den Urteilen heißt es:

Frankfurter Zeitung:

„Diese Behandlung der großen Bewegungen des sozialen und wirtschaftlichen Lebens ist in der Tat für einen großen Teil der gebildeten Deutschen eine Bereicherung ihrer Kenntnisse und Erkenntnisse in welthistorischen Zusammenhängen.“

Tagesanzeiger, Zürich:

„Die Einseitigkeit eines nur politisch erfaßten Weltbildes ist damit gesprengt, und die Darstellung des Lebens in seinem ganzen Reichtum hat begonnen.“

Die Kritik meint:

Deutsches Volksblatt, Stuttgart:

„Es ist wirklich Weltgeschichte, was hier geboten wird. Wohl stehen die Ereignisse in Deutschland im Vordergrund. Aber der Blick reicht weit darüber hinaus. Man lernt Deutschland im Rahmen der anderen Völker verstehen . . .“

New-Yorker Staatszeitung:

„Es ist wirklich eine Weltgeschichte, die ganze Welt ist jeweils einbezogen, man erfährt nicht das Schicksal und den geistigen Zustand eines Landes allein, sondern hat immer die Gleichzeitigkeit alles Geschehens in Europa vor Augen, ein wirkliches Weltbild tut sich auf.“

Die Kritik fand:

Dresdner Nachrichten:

Die ganze Breite der Entwicklung, das Hochpolitische wie das Private, das Geistige wie das Materielle, das Militärisch-Politische wie das Wirtschaftlich-Industrielle, das Literarische wie das Exakt-Naturwissenschaftliche wird von ihrer Darstellung erfaßt, mit der sich eine überaus reiche Illustrierung zu wirkungsvoller Einheit verbindet.

Deutsche Allgemeine Zeitung, Berlin:

Neben der „großen“ Illustration findet sich das Kuriosum, das unscheinbare, aber vielsagende Zeugnis einer vergangenen Zeit.

Im Prospekt stand:

„Eine lebendige Sprache macht die Beschäftigung mit der Propyläen-Weltgeschichte zum Genuß. Das Werk ist unparteiisch und objektiv.“

Der Prospekt sprach

von verschwenderischer Bilderfülle, einzigartigem, zeitgenössischem Bildermaterial. Hunderte von Abbildungen, die aus aller Welt zusammengetragen wurden, sollten unverfälscht die unerwägbarere Atmosphäre vergangener Zeiten verkörpern.

Im Prospekt hieß es:

„Alten Dokumenten, die die Propyläen-Weltgeschichte als Sonder-Beilagen gibt, verleiht sie durch Färbung der Papiere die Wirkung des Originals.“

Aus dem Prospekt-Text:

„Die Ausstattung der Bände ist einfach und kostbar zugleich. Die Wiedergabe erfolgt mit allen Mitteln modernster Drucktechnik.“

In der Kritik heißt es:

Mecklenburgische Zeitung, Schwerin:

„Keine chronologische Aufreihung der geschichtlichen Vorgänge, abgehackt und unterbrochen durch Einstreuungen kultureller und wirtschaftlicher Schilderungen, wir erleben vielmehr in lebenswarmem Zusammenhang Szene und Ablauf der Geschehnisse in ständigem Fluß.“

Literarische Welt, Berlin:

„Die leichte, flüssige Art der Darstellung ist zu loben. Eine solche bei akademischen Größen durchzusetzen, ist manchmal nicht leicht. Es schmökert sich sehr schön darin, und ehe man sich versieht, hat man hundert Seiten über das hinausgelesen, was man darin gesucht und gefunden hat.“

Die Kritiken schrieben:

Münchener Neueste Nachrichten:

„Kein Wort des Lobes ist stark genug gegenüber dem überreichen Bildermaterial, das auch diesen Band wieder schmückt.“

Neue Rundschau, Berlin:

„Von den ersten Bänden der Propyläen-Weltgeschichte kann man nur in Ausdrücken des Entzückens sprechen. Die unendlich reiche Belebung des Textes durch ein Anschauungsmaterial, das jede Wendung und Windung des Geschehens, das die ganze Stufenleiter seines Sinns und Unsinn bildhaft macht: das ist in solcher Fülle und Vollendung bisher kaum je geboten und mit so sicherem Geschmack selten verwertet worden.“

In den Urteilen:

Neue Zürcher Zeitung:

Schon beim ersten Durchblättern kann man über die Findigkeit des Verlages im Aufstöbern von altem Bildmaterial staunen. Die Dokumente sind in getreuesten, technisch vollkommen täuschenden Nachahmungen in den Text des Bandes eingehftet, so daß der Leser mit dem Archivgeruch alter Urkunden in der Nase Geschichte lesen kann.

Darüber urteilte man:

Stettiner General-Anzeiger:

„Druck, Papier und Ausstattung sind tadellos; das deutsche Volk kann auf ein solches Werk stolz sein.“

Berliner Volkszeitung:

„Die moderne Illustrationstechnik feiert Triumphe.“

Kölnische Zeitung:

„Dem Charakter und der Bedeutung des Werkes entspricht eine außergewöhnlich schöne, mit allen Mitteln der modernen Drucktechnik durchgeführte Ausstattung.“

Kam es uns bisher darauf an,

aus dem Zusammenhang heraus möglichst viele Urteile, wenn auch gekürzt, anzuführen, so mögen jetzt einige vollständigere Urteile folgen, die allgemein unterrichten:

Hamburger Anzeiger:

„Das Werk verdient eigentlich einen Leitartikel. So wertvoll und so begeisternd, so groß, neuartig und mutig in der Anlage und Durchführung ist es. Denn nach manchen tastenden, unorganischen Versuchen ist hier die erste große Geschichtsbetrachtung im Werden, die die Geschichte unter den Perspektiven des modernen Menschen erfaßt. Wenn das gesamte Werk hält, was dieser Band verspricht, dann kann man dem Verlag gratulieren; er hat mit dem Werk eine Kulturtat geschaffen.“

Württembergische Zeitung, Stuttgart:

„Außerhalb der Diskussion über Wert oder Unwert von Büchern stehen einige wenige große Werke, die das Fundament jeder Bibliothek bilden müssen. Dazu gehört in erster Linie die Propyläen-Weltgeschichte, die eben zu erscheinen beginnt.“

Rheinisch-Westfälische Zeitung, Essen:

„Diese Weltgeschichte ist nicht nur von neuen Gesichtspunkten aus gesehen, der Stoff wird modern behandelt durch die geschickte Auflockerung zu einer angenehmen, anziehenden Lektüre. Das Quellenmaterial ist so geschickt verarbeitet, daß es gelingt, dem Leser die Materie lebendig nahezubringen. Diese moderne Art der Geschichtserzählung wird das Rennen machen! Die Gefahr der pedantischen Darstellung, die sich gar zu leicht aus der Vertiefung in die ungeheure Materie ergibt, wird überwunden und damit ist der Boden für die Volkstümlichkeit dieses reich und vornehm ausgestatteten Werkes gegeben. Die Lektüre ist ein Genuß.“

Zentralblatt für die gesamte Unterrichts-Verwaltung in Preußen:

„Das Studium des Bandes hinterläßt den Eindruck, daß eine so klug zusammengefaßte, durch einen Herausgeber zusammengehaltene Arbeit verschiedener Gelehrter ein besonders lebendiges Bild der bunten Zeit entstehen ließ. Wenn das Werk sich derart lebensvoll weiterentwickelt, so wird es auf die starke Neubelebung der Teilnahme

weiterer Schichten am geschichtlichen Werdegang einwirken können. Schulbüchereien kann die Prüfung der Anschaffungsmöglichkeit um so mehr empfohlen werden, weil der Ankauf umfassender Werke ihrer Leistungsfähigkeit mehr entspricht als die Zersplitterung auf minder gehaltvolle Einzelheiten.“

Königsberger Allgemeine Zeitung:

Diese verwirrende Fülle ist eingefangen und sichtbar gemacht . . . In erstaunlichem Maße ist es Goetz und seinen Mitarbeitern gelungen, Geschichte zu popularisieren und sie bildhaft zu machen im einfachsten Sinne des Wortes: durch einen Reichtum an Illustrationen, der überrascht, so sehr wir auch heute schon an die oft kostbare Bebilderung populärer Werke gewöhnt sind. In keiner andern Darstellung bietet die Wiedergabe zeitgenössischer Bilder auch nur annähernd den Anschauungsstoff wie in dieser Weltgeschichte . . .

Karlsruher Zeitung:

Die Weltgeschichte wird sicherlich zu einem Standardwerk deutscher Geschichtsschreibung werden.

Hannoverscher Kurier:

Ein Stück Gemeinschaftsarbeit deutscher geschichtlicher Wissenschaft. Für das wissenschaftliche Fundament ist aufs beste gesorgt. Das Besondere ist wieder der fast unübersehbare Reichtum an Illustrationen. Der Leser tritt gleichsam mitten in das Geschehen . . .

Breslauer Zeitung:

Hier ist Kulturarbeit in schönstem Sinne geleistet worden, und zwar in einer Güte und Vollendung, die auch für die nächsten Bände zu den schönsten Hoffnungen berechtigt.

Der Bund, Bern:

Ein literarisches Ereignis! Die großzügige Anlage, der gute Klang der Mitarbeiternamen, der unerhörte Glanz der technischen Aufmachung, deren Wiedergabe alles überragt, was man bisher in Geschichtswerken zu sehen gewöhnt war, werden dem Unternehmen die größte Verbreitung sichern.

Bilden Sie sich nun bitte selbst

ein Urteil, lassen Sie sich die 3 vorliegenden Bände in einer Buchhandlung unverbindlich zeigen! Wenn Sie dann das Werk erwerben wollen, warten Sie aber nicht etwa, bis alle 10 Bände vorliegen! Sie hätten dann auf einmal eine größere Summe zu zahlen und würden vor allem 40 Mark mehr ausgeben als nötig. Noch gilt der günstige Vorzugspreis für Subskribenten, der

40 Mark Ersparnis

bedeutet. Aber nur noch bis zum Ausgabetag des nächsten Bandes! Wer diesen Vorzugspreis ausnutzen will, muß

spätestens am 11. März 1931

bestellt haben! Vorzugspreis (nur noch bis 11. März): jeder Band in Leinen 30 Mark, in Halbleder 34 Mark. Preise ab 12. März: Leinenband 34 Mark, Halblederband 38 Mark. Jeder Band hat rund 600 Seiten Text, etwa 450 Abbildungen, 40-50 Beilagen, Farbentafeln, Karten, Faksimiles usw. – Die Bände erscheinen in Abständen von etwa 4 Monaten. Buchhandlungen, in denen Sie das Werk auch gegen

bequeme Ratenzahlungen

erhalten können, geben wir Ihnen auf Wunsch gern auf.

Der Propyläen-Verlag, Berlin SW 68

BESTELLSCHEIN

An die Buchhandlung

.....
Ich bestelle die 10 bändige

PROPYLÄEN-WELTGESCHICHTE

zum Vorzugspreis für Subskribenten (nur bis 11. März 1931)

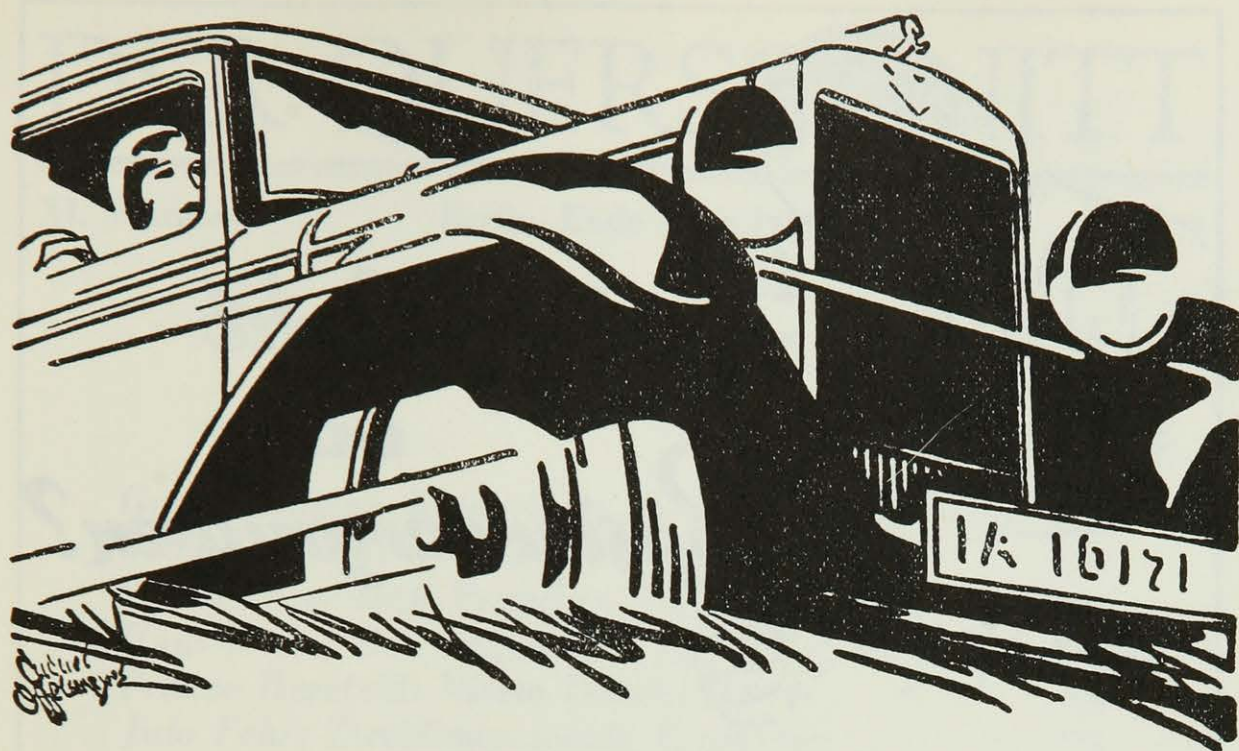
in Ganzleinen für je 30 M — in Halbleder für je 34 M. Die drei bisher erschienenen Bände sind sofort, die übrigen jeweils nach Erscheinen zu liefern.

Ich zahle durch Postscheck — durch Nachnahme.

Name:

Wohnung:

(Nichtgewünschtes bitte streichen!)



....wie aus der Pistole geschossen

ist der Hanomag in 20 Sekunden vom Fußgängertempo auf 70 km und mehr. Sie können also mühelos eine hohe Durchschnittsgeschwindigkeit halten.

Und in den Bergen? Da gibt es keine Straßen-Steigung, die der Hanomag nicht nehmen würde und zwar vollbesetzt mit vier Personen.

Diese überlegenen Fahreigenschaften und dazu die technischen Vollkommenheiten: Hydraulische Vierradbremse, Ein-Druck-Zentralschmierung, Tiefrahmen, Halbelliptik-Federung, hydraulische Stoßdämpfer, erheben den Hanomag zum bevorzugten Wagen seiner Klasse.

Aber noch etwas darf nicht vergessen werden, was den Hanomag so überaus beliebt macht: die geringen Betriebskosten (1 km nur etwa 4 Pfennig für Benzin und Öl) und die lange Lebensdauer als Folge des guten Werkstoffes und der einwandfreien Arbeit.

Wenn Sie einen Viersitzer kaufen wollen — ganz gleich ob groß oder klein — bitte fahren Sie vorher einmal im Hanomag, dem Wagen für die Anspruchsvollen.

Einen illustrierten Katalog senden wir kostenlos

HANOMAG

HANNOVER-LINDEN



Rasiergefecht oder Rasiervergnügen?

Soll Ihnen das Rasieren statt Schnittwunden Vergnügen bereiten, dann benutzen Sie "Peri Rasier-Crème", die das Rasieren so angenehm wie möglich macht. Auf die Peri-Rasur freut sich Jeder.

"Peri Rasier-Crème" ist blütenweiß, bezwingt den stärksten Bart. Reichliche Anwendung von Wasser beim Einpinseln macht das Haar - bis in seine Wurzeln - besonders weich, sodaß der Bart rasch schnittreif wird und die Klingen geschont werden. Eine Minute Einschäumen - mit warmem oder kaltem Wasser genügt. - Nur noch Pinsel - kein Rasierbecken. Einreiben mit den Fingern ist unnötig. "Peri" spart Zeit und Geld, vermeidet Ärger und ist durch ihre Milde geradezu ein Hautpflegemittel.

Neue herabgesetzte Preise:
Tube M 1.25 für 90 mal
Tube M -.65 für 45 mal
Probe-Tube zu M -.20
Überall erhältlich!

DR. M. ALBERSHEIM
FRANKFURT AM MAIN
PARIS UND LONDON
Abt. 31 P 17



Dr. Albersheim's
PERI RASIER-CREME

DER QUERSCHNITT

XI. Jahrgang

Berlin, Ende März 1931

Heft 3

INHALT

<i>Graf Hermann Keyserling: Deutschlands Gewicht</i>	147
<i>Paul Kornfeld: „Heute“</i>	154
<i>S. Dmitrijewskij: Papachen Litwinow</i>	157
<i>Hans Rothe: Der ausgerottete Autor</i>	164
<i>Fränze Herzfeld: Vierte Dimension</i>	168
<i>Julo Fehr: Zweidimensionale Erzählung</i>	171
<i>J. N. Gifford: Amerikanische Millionärskinder</i>	174
<i>Clare Sheridan: Die Herren der Schöpfung</i>	178
<i>Paul Morand: Amerikanische Gedichte</i>	182
<i>E. E. Becker: Edison und der elektrische Stuhl</i>	184
<i>Karel Čapek: Spanische Revolten</i>	186
<i>Eduard Foertsch: Spanische Köpfe</i>	187

Marginalien:

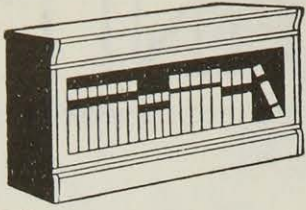
Matadore des neuen Reichstags: August Abel, ein Ordensritter von heute / Walter Rathenau: Sprüche / Katastrophentag / Uquinto: Der treue Iwan / Grigori Landau: Notizen / Aphorismen in Leipzig / Egon Jacobsohn: Die Herrnfelds / Unterhaltung mit Edison / Heinrich Schmidt: Die Persische Kunstausstellung in London / Robert M. Wohlforth: Henry Louis Mencken / Briefkasten - Querschnitt / Bücher- und Platten - Querschnitt

Mit 20 Zeichnungen im Text und 32 Kunstdrucktafeln

Umschlagbild nach einem Holzschnitt von Eduard Braun

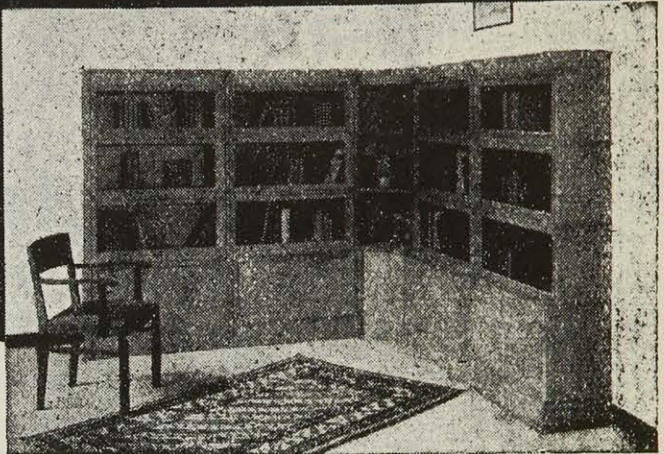
Herausgeber: H. v. Wedderkop — Chefredakteur: Victor Wittner

Ob 20 oder 2000 Bände



IDEAL-
BÜCHERSCHRÄNKE

SOENNECKEN



sind immer die zweckmäßigste und wirtschaftlichste Form der Aufbewahrung. Sie werden aus einzelnen zentral verschließbaren Abteilen zusammengesetzt, deren Anzahl sich ganz nach dem jeweiligen Bedarf richtet. Mit kleinsten Mitteln können Sie den Grundstock zu einem beliebig erweiterungsfähigen Bibliothekschränk legen. Eiche, bestes ausgesuchtes Material. Farbe nach Wunsch. Verlangen Sie ausführl. Sonderprospekt Nr 1908 M.

F. SOENNECKEN • BONN

BERLIN W 8, MOHRENSTRASSE 58/59 • LEIPZIG, MARKT 1 (ALTES RATHAUS)

Warum gerade TITUS-PERLEN?

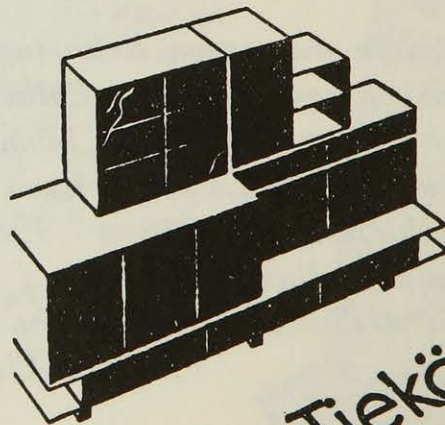


Die neuen wissenschaftlichen Fortschritte.

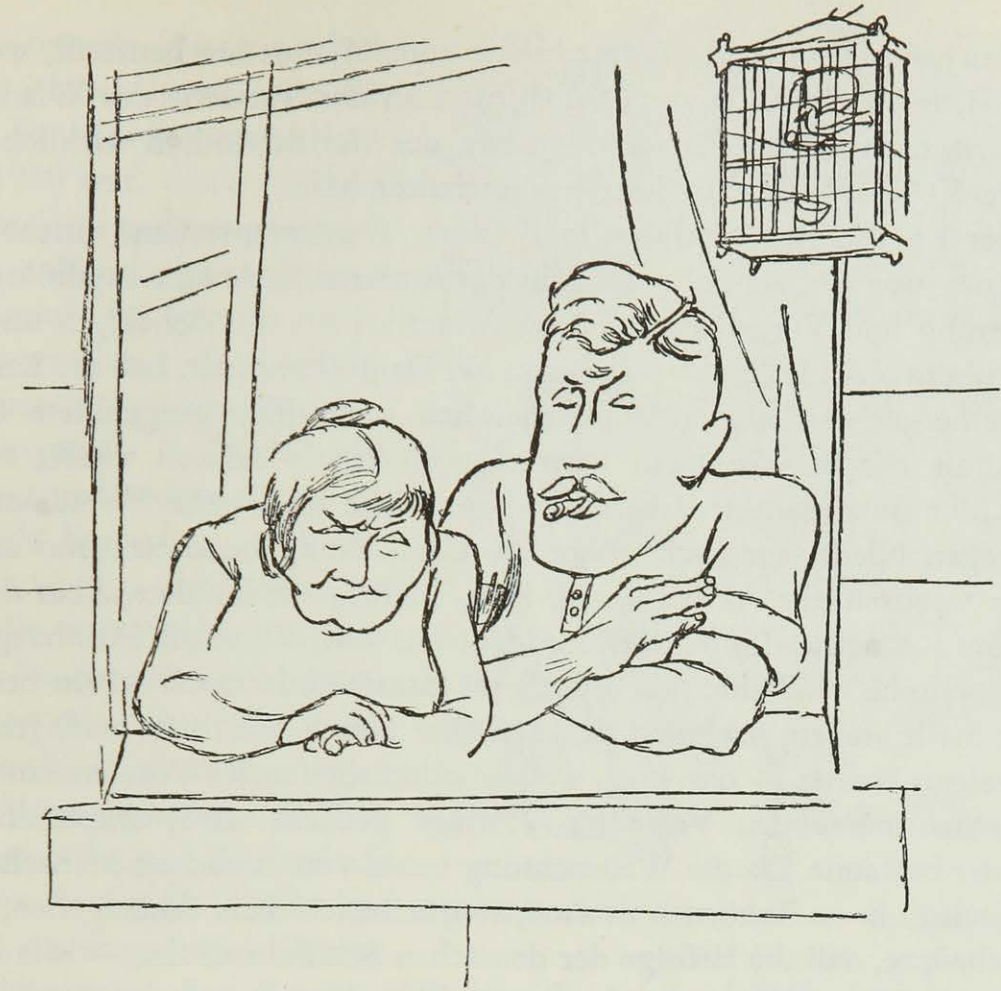
„Titus-Perlen“ sind das Ergebnis der letzten Forschungen aus dem Berliner Sexualwissenschaftl. Institut der Dr. Magnus-Hirschfeld-Stiftung. „Titus-Perlen“ haben — und das ist ihr groß. Erfolg — 3 Angriffspunkte zur Einwirkung auf den Hormon-Apparat und zwar: 1. Die Inkretdrüsen, 2. die Organe, 3. das negative Nervensystem. Es ist also ein Kombinationspräparat, d. alle Möglichkeiten medikamentös. Potenzsteigerung berücksichtigt, seien diese Störungen psychischer, nervöser oder innersekretorischer Art. Daher wirken „Titus-Perlen“ meist auch da, wo andere Mittel versagten. „Titus-Perlen“ stehen unter ständ. klinischer Kontrolle des Instituts für Sexualwissenschaft, Berlin. Die wissenschaftl. Abhandlung, die Sie sofort kostenlos verschlossen erhalten, zeigt Ihnen, durch zahlr. Illustrationen dargestellt, alle Ursachen, die zur Potenzschwäche führen.

Friedrich-Wilhelmstädtische Apotheke, Berlin NW 182, Luisenstraße 19. Original-Packung „Titus-Perlen“
100 Stück für Männer RM 9,80, für Frauen RM 10,80.
„TITUS-PERLEN“, zu haben in allen Apotheken

Kombinations-Typenmöbel



Kröning u. Tieckötter
Berlin SW 68
Kochstraße 10
Bergmann 1862
Fordern Sie Preisbuch



George Grosz

Deutschlands spezifisches Gewicht

Vom

Grafen Hermann Keyserling

Der Nachdruck dieses Beitrags (wie der folgenden) ist verboten.

Deutschland ist der übrigen Welt heute unheimlicher denn je . . . Diese hatte den Versailler Vertrag buchstäblich ernst genommen, und der Wiederaufstieg Deutschlands zur heutigen Weltstellung, wie unsicher diese fundiert sei, erscheint deswegen den anderen unwillkürlich so, als wenn ein Phönix aus der Asche aufgestiegen wäre. So genoß Stresemann, den ich für einen Mann höchstens mittleren Formates halte und der nur *einen* unbedingten Vorzug hatte: den der schnellen und sicheren *repartie*, ein größeres Prestige, als Bismarck nach der Reichsgründung. Und gleichsinnig fühlt sich das so einzigartig befestigte Frankreich durch das entwaffnete Deutschland wirklich gefährdet. Ein Franzose begründete dies neulich mir gegenüber so: Deutschland war zum Weltkrieg unzweifelhaft besser gerüstet als die ganze Welt, und doch haben wir gesiegt. Was helfen da unsere besten Rüstungen, wenn Deutschland, durch Erfahrung gewitzigt, im rechten Augenblicke aufsteht?

Gleichsinnig wird alles Tatsächliche vom Mythos her beurteilt, welcher Mythos, noch einmal, seinen Seinsgrund an der Tatsache des Wiederaufstiegs nach einem Friedensvertrage hat, der wahrscheinlich wirklich jedes andere Volk auf Jahrhunderte ausgeschaltet hätte.

Hier ist also der Mythos das Primäre. Dementsprechend erlebt jeder Eindruck von deutscher Leistung in der Anderen Seele eine mythologische Steigerung und Vergrößerung. Den Atlantik hätte ein Beliebiger im Luftschiff überqueren können — aber daß ein Deutscher es tat, ließ die Leistung prometheisch erscheinen. Wahrscheinlich hätte jede gutgeleitete Schifffahrtslinie mit erstklassigem Personal sich relativ schnell wieder erholt; denn hier ist Zusammenarbeit unumgängliche technische Voraussetzung, weswegen Niederlage nicht mehr als Umbuchung bedeutet; und auf die Dauer wechseln die Aktiva immer zum Tüchtigsten hinüber. Aber daß die Hamburg-Amerika-Linie, der Norddeutsche Lloyd und die Hamburg-Südamerikanische Schifffahrtsgesellschaft im transatlantischen Verkehr heute an erster Stelle stehen, nachdem sie 1919 über kein Schiff mehr verfügten, das sich zeigen konnte — das wird, weil unwillkürlich unter Voraussetzung des vernichten-müssenden Versailler Vertrags gedacht wird, unmittelbar als Wunder bestaunt. Da die Weltmeinung heute von einfachen Menschen gelenkt wird, die in Rekorden denken, so glaube ich nicht fehlzugehen, wenn ich behaupte, daß die Erfolge der deutschen Schifffahrtslinien — wie immer es um deren Eigenbilanzen stehe — zurzeit das Hauptverdienst tragen an der neuen Weltgeltung Deutschlands.

* * *

Diesem Mythischen stehen daheim nun freilich recht unangenehme Tatsachen gegenüber. Doch das Entscheidende ist, daß die öffentliche Meinung des Auslandes auf diese überhaupt nicht achtet. Und darin liegt weniger Außerordentliches, als man meinen sollte: es ist nur ein Sonderausdruck dessen, daß *das ganze moderne Weltgetriebe nicht auf Tatsächlichem, sondern auf Kredit beruht*. Und Kredit ist ipso facto Mythos.

Mir scheint, noch sehr wenige haben bisher verstanden, ein wie Ungeheures und Ungeheuerliches Kredit bedeutet. Am besten wissen es die Hochstapler, die ja heute auch in Gestalt ihrer niederen Vertreter häufig Erfolge buchen, um die sie ein Cagliostro beneiden müßte. Am amüsantesten ist die Kreditauffassung des naiven Argentiniers: ihm gelten Schulden für gleichbedeutend mit Kapital. Habe ich sieben Millionen Schulden, nun, so bin ich eben sieben Millionen wert. Und diese Auffassung hat dort tatsächlich mehr für sich als alle *matter-of-factness*, denn die eigentliche Basis dieses jungen Völkerdaseins ist nicht der seiende, sondern der werdende oder erwartete Wert. Auch Nordamerika ist mehr mythisch als faktisch unterbaut, und muß sich deshalb gelegentlich so sehr an die Götterdämmerung

gemahnende Zusammenbrüche gefallen lassen, wie dies der Bankkrach vom November 1929 war, dank welchem mehr Geld verlorengegangen sein soll, als ganz Europa während des ganzen Weltkriegs verlor. Nordamerika ist zurzeit ökonomisches Erdbebengebiet. Doch wie immer die Sonderverhältnisse jeweils liegen — nicht das Tatsächliche, sondern der Kredit entscheidet letztlich. Dies hat denn zur nur scheinbar paradoxalen Folge, daß Deutschland heute den (unter der Voraussetzung der Tatsachen, wie sie faktisch sind) *größten Kredit aller Völker genießt*. Es hat ganz gewiß mehr



Eugen Croissant

Gasmasken gegen Geruchsfilm

Kredit als vor dem Kriege. Hält man dies nun mit dem vom Standpunkt der Siegermächte vollkommen unerklärlichen Wiederaufstieg zusammen, so ergibt sich ein ganz gewaltiges spezifisches Gewicht. Frankreich thesauriert recht eigentlich Alberich-artig Gold, um dem Mythos Deutschland durch Tatsachen die Waage zu halten.

* * *

so und nicht anders ist die allgemeine Auffassung, welche die anderen Völker von Deutschland haben. Es ist im Zusammenhang völlig gleichgültig, was „Sachverständige“ behaupten: für die Dauer entscheidet die öffentliche Meinung, und die ist heute mythisch, nicht wissenschaftlich, trotz ihres angeblichen Tatsachenkults. In den Vereinigten Staaten kursierte schon 1928 das Schlagwort: *Germany has won the war*. Wahrlich: Grund genug, daß Deutschland den anderen, trotz aller nachweisbaren oder bewiesenen Tatsachen, unheimlich erschiene.

Nun aber kommt das noch Unheimlichere: Deutschlands Wirklichkeit entwickelt sich anders als der Mythos fordert. Da aber der Mythos, wie jeder Gegenstand des Glaubens, in Geist und Seele tiefer fundiert ist als die gewisseste äußere Erfahrung, so ergibt der Widerspruch höchste Beunruhigung. Und daraus resultiert die Erwartung dräuender Gefahr.

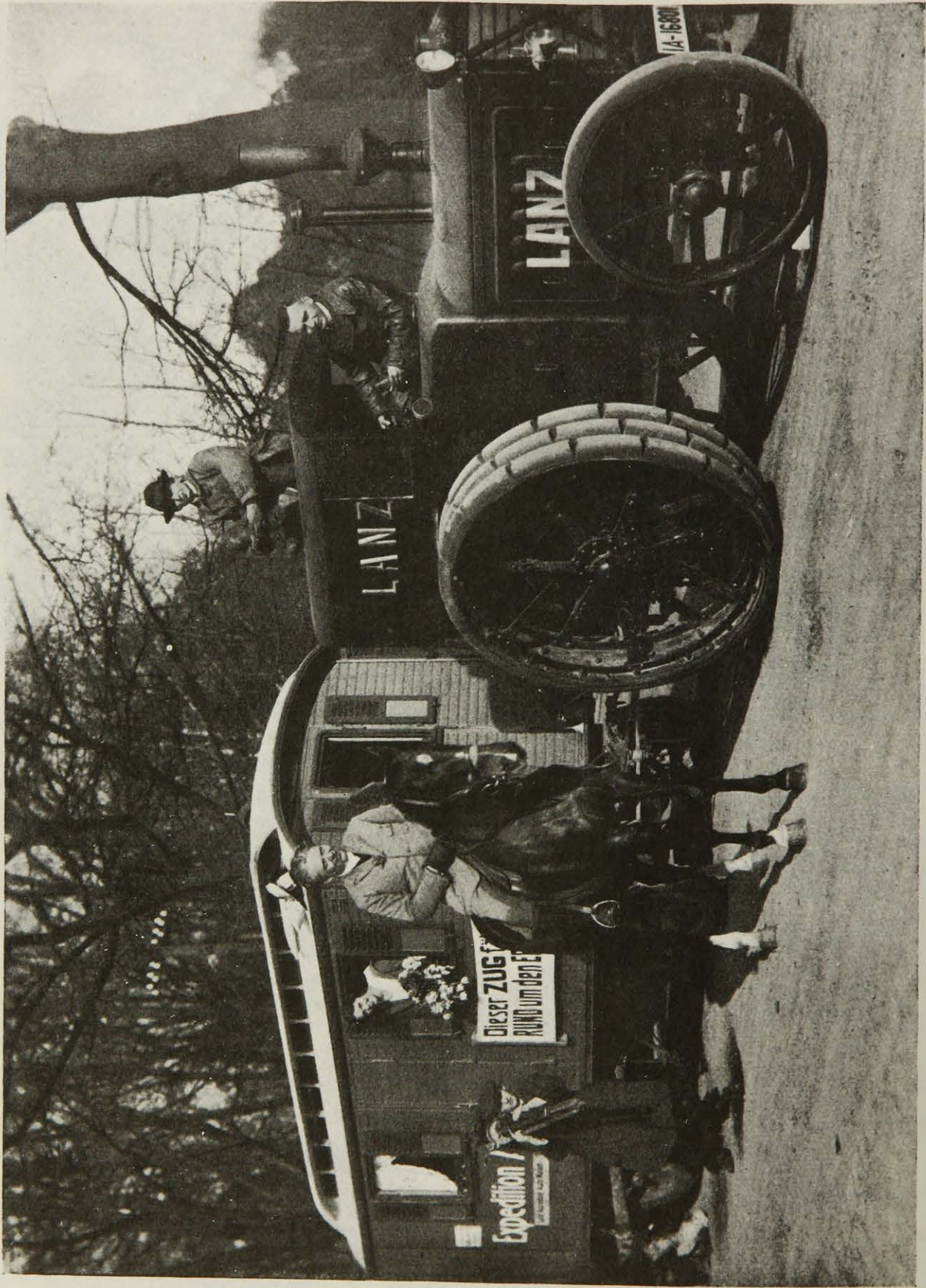
Hiermit gelange ich zur innenpolitischen Entwicklung des letzten Halbjahrs. Noch nie haben sich Sieger in Besiegte hineinversetzt, und es ist ewig schade, daß es keine vom Standpunkt des Besiegten geschriebene Weltgeschichte gibt. So können die anderen absolut nicht verstehen, wie Tiefes und Echtes und insofern Mythosgerechtes die jüngste Radikalisierung bedeutet. Sie bedeutet einfach, daß ein junges starkes Geschlecht, das den Krieg nicht mehr mitgemacht und sich an dessen Ausgang zutiefst nicht gebunden fühlt, sich aufbäumt gegen ein empörendes Schicksal. (Dies erklärt, warum vornehmlich solche, die durch das verwirklichte Programm des Nationalsozialismus am meisten verlieren würden, am häufigsten für diesen gestimmt haben.) Aber so lebendig-echt nun immer der tiefste Beweggrund sei — *Unvernünftigeres* als solcher Radikalismus ist unter den gegebenen Weltumständen nicht denkbar. Alle Welt glaubt an den Mythos des dank überlegen-überlegender Tüchtigkeit wiederaufsteigenden Deutschland — woher sein ganzer Kredit stammt. Und das national erwachende Deutschland tut das Menschenmögliche, um seinen Kredit zu zerstören! Hieraus sollte man logischerweise schließen, daß Deutschlands spezifisches Gewicht geringer ist, als angenommen ward. Aber in der Seele der anderen bestimmt nun einmal der vorausgesetzte Mythos. Deshalb wird die Schlußfolgerung, welche sachliche Deutsche ziehen, von der öffentlichen Meinung des Auslandes gerade nicht gezogen. Statt dessen eskomptiert dieses — freilich mythosgerecht — die Möglichkeit dermaßen gewaltiger Explosionen, daß darüber alle Oberwelt in Stücke gehen könnte. Am Ende sind die Nationalsozialisten wirklich mächtiger als alle amerikanischen und französischen und jüdischen Kapitalisten zusammen??? — So denkt in erster Linie Frankreich. Aber auch die anderen denken nicht viel anders, insofern sie alle mit einem Zusammengehen von Deutschland und Rußland rechnen.

Faktisch nun handelt es sich bei der unbezweifelbaren Macht des Nationalsozialismus nicht um Tiefen-, sondern um Oberflächenbedingtes. Ich will es so sagen. Der meiste physische Mut ist Folge moralischer Feigheit. Daher der Drill, das Kriegsrecht, der drakonische Ehrenkodex ritterlicher Zeiten. Von den Deutschen muß man leider wohl bekennen, daß sie das Volk der geringsten Zivilcourage Europas sind. Sie waren in so ungeheurer Überzahl so phantastisch mutig während des großen Kriegs, weil sie Angst hatten vor der nachwirkenden Stimmung von 1914. Dann bekamen sie Angst vor der Weltmeinung, woraufhin sie mit einer Vollständigkeit kapitulierten, die in der Weltgeschichte ohne Beispiel dasteht. Dann bekamen sie vor den Linksparteien Angst und trugen entsprechend Mut zur Demokratisierung zur Schau. Heute nun ist Angst vor den Nationalsozialisten im gleichen Sinn ein in großem Maßstab wirkendes Motiv. Mir wurde erzählt, alle jüdischen Bankdirektoren Berlins hätten im September 1930



März

Photo Munkácsy



August Abel, M. d. R., der Distanzreiter von Adrianopel

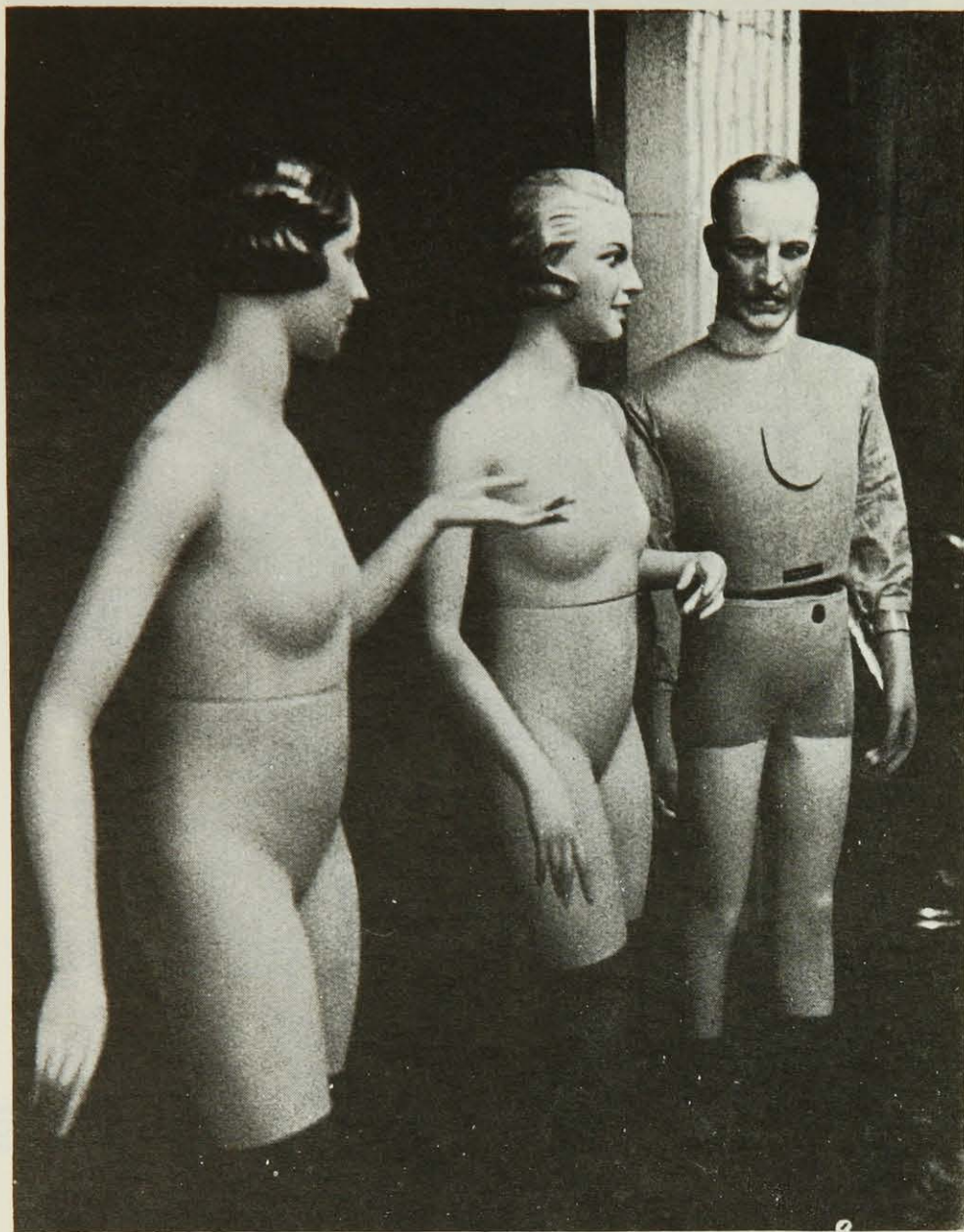


Photo Dr. Erich Salomon

Puppen auf dem Presseball (Tombola)



Photo Kardas

Berliner Droschkenkutscher



Photo Dr. Erich Salomon

Frau v. Mallinckrodt und Dr. v. Schnitzler auf dem Berliner Presseball



Photo Emerich Göndör

Berliner Hofsänger

für das Zentrum gestimmt, und alle Bankangestellten für die Nationalsozialisten. Jedenfalls ist das Positivste am Nationalsozialismus die Angst vor ihm, die den Demokraten den Rücken steift. Da es sich nun insofern um angstgeborenen Mut handelt, ist ein Umsturz ebensowenig wahrscheinlich, wie für jeden Kenner der moralischen Kraft des wilhelminischen Deutschland ein Sieg im Weltkrieg wahrscheinlich war. Ich persönlich bin überzeugt, daß gar nichts „Besonderes“ passieren wird, und mit mir sind es wahrscheinlich alle weitsichtigeren Kenner Deutschlands. Aber wie sollen Nicht-Deutsche hier richtig urteilen? Am verständnisvollsten erweisen sich hier die Amerikaner, weil sie gar nicht zu urteilen versuchen und einfach ihrem Instinkte folgen, daß Deutschland summa summarum kreditfähig sei. Die Engländer wiederum sind es dermaßen gewohnt, indische Sekten verrücktester Sitten durch ein paar besonnene Ratgeber in Schach zu halten, daß sie es den in Berlin Regierenden bis zum Gegenbeweis zutrauen, die Zügel in der Hand zu behalten. Aber Frankreich fühlt sich ernstlich bedroht, und Frankreich zählt heute in erster Linie. Frankreich kann nun einmal nicht verstehen, daß eine Bewegung anderes bedeuten soll, als seine Erscheinung besagt. Aber daraus ergibt sich noch nicht eine Verringerung des Prestiges Deutschlands: es wird fortan als destruktive, anstatt als konstruktive Großmacht beurteilt. Es wird so etwas wie eine Wiederholung der Völkerwanderung befürchtet. Leider hat nur niemand drüben so viel Weitblick, um aus eigener Initiative den Elementarkräften Sicherheitsventile zu schaffen, wie Bismarck es tat, als er nach Sedan Frankreichs Kolonialreich förderte.

* * *

So befindet sich denn Deutschland in wahrhaft absonderlicher Lage. Sein Mythos ist gewaltiger denn je vorher. Nur eben jetzt im Sinne drohender Gefahr.

Wie steht es nun mit Deutschlands *wahrem* spezifischen Gewicht innerhalb der heutigen Weltkonstellation? Das „wahre“ Gewicht ist beileibe nicht das aus den Tatsachen errechenbare; der Mythos-Kredit ist unter allen Umständen der wichtigere. Aber freilich müssen bei der Rechnung alle die Mythen ausgeschaltet werden, welche Erfahrung schnell widerlegen könnte, und nur die Tatsachen berücksichtigt werden, die auf die Dauer eben doch ausschlaggebender sind als alle Vorurteile.

Nun, das Ergebnis ist positiv: Deutschland hat trotz allem heute mehr Kredit, als je vorher. Wie schlecht es immer steht — die eine Tatsache, daß es trotz der Niederlage und aller seither erlittenen Schädigungen und seiner selbstbegangenen politischen Dummheiten so dasteht, wie es wirklich dasteht, ist in einer nun einmal auf Kredit fundierten Welt ein Aktivum, wie es größer nicht gedacht werden kann. Aber allerdings dürfen wir un-

seren ungeheuren Kredit nicht allzusehr untergraben. Daß es uns lange Zeit hindurch ökonomisch sehr schlecht gehen wird — diese Tatsache wird uns nicht weiter schädigen. Alle Welt wird sie als karmische Auswirkung der Inflationspolitik verstehen. Hier brauchen nur die Direktoren von Berlin ihr Sparprogramm mit eiserner Konsequenz durchzuführen, und alles wird gut enden. Auch der zeitweilige Sieg völlig unsinniger Programme, wie des nationalsozialistischen, würde unseren Kredit nicht dauernd gefährden: die Deutschen sind kein revolutionäres Volk. Bald wird allgemein geglaubt werden, was sicher der Fall ist, daß Regierung und Reichswehr stark genug sind gegen jeden Umsturzversuch. Aber etwas anderes kann Deutschlands Kredit gefährden: *die Erkenntnis, daß den Deutschen die geistige Überlegenheit tatsächlich fehlt, die ihnen heute alle Welt zutraut*. Darüber glaube ich autoritativ urteilen zu dürfen: das ganze Ausland, sogar mit Einschluß eines erheblichen Teiles Frankreichs, schätzt das spezifische Gewicht des geistigen Deutschland höher ein, als es dies je früher tat. Wie nun, wenn bei uns der Geist versagte oder versiegte? Dies, und dies allein, kann den Zusammenbruch zur Folge haben, den das Versailler Diktat nicht herbeizuführen vermochte. Und da mache ich mir schwere Sorgen. Ich bin erschreckt über die *Ehrgeizlosigkeit* der jungen Generation. Sogar die wildesten Nationalsozialisten erstreben letztlich ein überaus Subaltern-Bürgerliches: *Ordnung*. Daß z. B. Bürgermeister nicht mehr stehlen. Man ist bereit, sich mit allem zufrieden zu geben, will nur satt werden und Kinder kriegen und geruhsam leben können. Das war das alte Sklavenideal. Der ungeheure Zulauf, den Alfred Adler in Deutschland mehr und mehr gewinnt, beruht kaum auf dem vielen Positiven seiner Lehren: er beruht einfach darauf, daß der Begründer der Individualpsychologie für eine Welt eintritt, in der es kein Geltungsbedürfnis mehr geben soll, wo der Mensch nicht mehr Persönlichkeit, sondern nur noch „Mitmensch“ sein will.

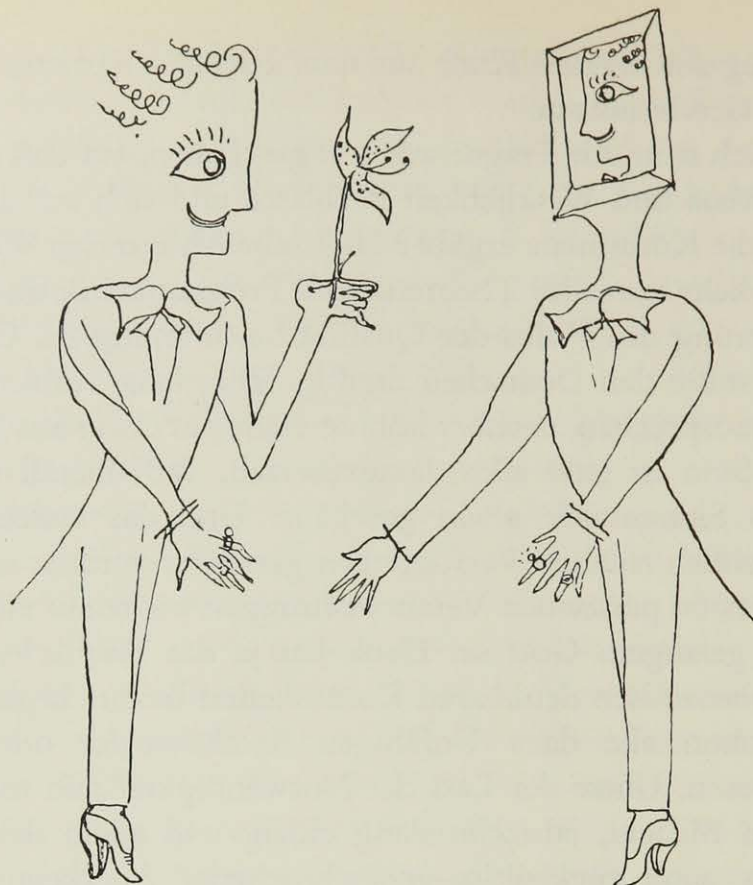
Hier liegt eine ganz große Gefahr. Und bedenkt man ferner die innenpolitischen Tatsachen, die ich hier nicht weiter anzuführen brauche, da sie jeder Deutsche sattsam kennt, so ergibt sich eine wachsende Spannung zwischen Mythos und Wirklichkeit. *Und die ist tatsächlich gefahrenschwanger*.

Es war das weiseste Leitmotiv, zu dem je eine deutsche Regierung seit Bismarck sich bekannte, jenes Leitmotiv Brünnings, daß unsere außenpolitischen Möglichkeiten mit der Ordnung im eigenen Hause stehen und fallen. Bei dem Glauben der anderen an uns tut allerdings dies an erster und letzter Stelle not, denn solche Konsolidierung allein kann den einmal vorhandenen Mythos stützen. Ich zweifle auch nicht, daß diese Ordnung in Bälde geschaffen sein wird — in allen Sachen der Ordnung ist ja der Deutsche Fachmann und Spezialist. Aber leider, leider wird Deutschland subaltern gesinnt von Jahr zu Jahr, und so mag es die meiner Ansicht nach größte Gelegenheit seiner Geschichte, nämlich den Mythos vom

Wiederaufstieg aus eigener Kraft aus dem Nichts, nicht zur Vorbereitung neuer echter Größe nützen.

Da stellt sich denn die Frage: was soll geschehen, auf daß die Spannung zwischen Mythos und Wirklichkeit nachlasse und sich auf die Dauer Annäherung an die Kongruenz ergäbe? Hier sehe ich nur den Weg der grundsätzlichen Abkehr von aller Theoretik und Programmatik und der molekularen Umlagerung des Volks der Qualitätsbestimmung zu. Goethe meinte einmal, man sollte den Deutschen dreißig Jahre lang verbieten, das Wort „Gemüt“ auszusprechen, nachher könnte vielleicht etwas aus ihnen werden. Im gleichen Sinn ist jetzt alles daranzusetzen, daß überall und auf allen Gebieten das Sinngemäße allein geschähe. Und das bedeutet an *letzter* Stelle, daß sachlich richtige Verfügungen getroffen werden: es bedeutet an erster, daß zutiefst persönlich Verantwortungsbewußte auf allen Stufen zur Führerschaft gelangen. Gott sei Dank hat ja das Nachkriegsdeutschland beinahe alle theoretisch denkbaren Dummheiten bereits begangen; es sind auch bald schon alle dazu Unfähigen Reichskanzler oder wenigstens Minister gewesen. Unter der Last der Notwendigkeit nun muß, gleichviel dank welchen Mitteln, jahrzehntelang einzig und allein das Sinngemäße getan werden unter rückhaltlos-unerschrockener Anerkennung der Tatsachen, wie sie sind. Eine Entlastung dank der Einsicht des Auslandes ist aus dem einen entscheidenden Grunde unwahrscheinlich, daß überall an den Mythos von Deutschlands Macht geglaubt wird.

An diesen nun glaube ich, zum Schlusse bekenne ich's offen, auch. In Deutschland lebt wirklich eine ungeheure, nur vorerst völlig unintegrierte Kraft. Was da scheinbar als innere Ordnung in die Erscheinung tritt, ist meist nur äußerliche Disziplin. Es gilt die innere Kraft ins bestimmende Bewußtsein heraufzuheben, so daß es der äußeren Disziplin kaum mehr bedarf, und das Tiefste automatisch das Oberflächliche besiegt. Im Augenblick hat das Ausland leider nicht Unrecht, in Deutschland ein Explosiv zu sehen. Gewiß handelt es sich mitnichten darum, den Versailler Vertrag zu erhalten — der soll und wird in seinen untragbaren Teilen in wenigen Jahrzehnten fallen — wohl aber darum, daß Deutschland das Prestige nicht eines *zerstörerischen, sondern des konstruktivsten aller Elemente der europäischen Gemeinschaft gewänne*. Daran müssen wir jetzt alle arbeiten. Es muß gelingen, die zur Zeit zur Zerstörung neigenden Kräfte umzulenken und einzubilden in eine organische Ordnung, welche durchaus positiv wäre. Dann allein werden die Folgen der Niederlage in absehbarer Zeit überwunden werden. Dann allein aber wird vor allem der Mythos vom innerlich mächtigen Deutschland, der tatsächlich seiner tiefsten Wirklichkeit und seinem wahren spezifischen Gewicht in der Völkergemeinschaft entspricht, Deutschlands Wirklichkeit zur providentiellen Hilfe und Stützung werden. Denn noch einmal: *Deutschlands Weltgeltung ist heute größer denn je. An uns ist es, sie zu verdienen.*



Hans Pfeiffer

Die Phrase und die Paraphrase

„Heute“

Von

Paul Kornfeld

Als während des Krieges in Deutschland die Sommerzeit eingeführt wurde, feierte ein nationalistisches Blatt dieses Ereignis mit balkendicken Lettern, und eine gewaltige Schlagzeile schrie diese Worte in die Welt hinaus: „Deutschland greift in die Speichen der Zeit!“ Man hatte damals wohl in der Redaktion des Blattes das Gefühl, daß die auf dieser Erde siegreichen Generale ihr Operationsgebiet erweitert, sich in den Kosmos emporgeschwungen haben und nun auch noch die Ewigkeit dirigieren, und daß auf ihr Kommando hin von jetzt an die Räder der Zeit anders dahinrollen. Es gibt die Hybris des tragischen Helden, es gibt aber auch die lächerliche Hybris des Dummkopfes. Und unlängst las ich die große Klage eines wahrscheinlich toll gewordenen Journalisten: Wir haben, jammerte er, wir haben keine Gegenwart, und was wir statt dessen haben, sei nur der Übergang von der Vergangenheit zur Zukunft, und das müsse anders werden! — Der Arme! Nur sehr schwer wird seinem Leiden abzuhelfen sein!

Gewiß, jener Redaktion wäre damals beizubringen gewesen, daß Deutschland nicht in die Speichen der Zeit, sondern nur dem Ziffernblatt in die Zeiger gegriffen, und dieser Journalist könnte vielleicht auch, wollte man sich nur einige Mühe mit ihm geben, begreifen, daß im Fluß der Zeit die Gegenwart niemals etwas anders sein kann als der Übergang von der Vergangenheit zur Zukunft und daß er, wenn es ihm so nicht recht ist, nicht seine Mitmenschen anklagen

darf, sondern sich schon an Gott wenden muß, der die Welt nicht anders geschaffen hat. Aber es handelt sich gar nicht um die logischen Fehler, die einer begeht, sondern um den geistigen Zustand, der ihn sie begehen läßt. Und es ist der Zustand der sinnlosen Besoffenheit: damals, berauscht von den Siegen des eignen Landes, trunken vom Anblick der kriegerischen Umgebung, ein lächerlicher Fanatiker des Ortes, an dem er lebt, hat jener kleine Redakteur die Anordnung, daß die Uhren anders gestellt werden sollen, schon so empfunden, als ob Deutschland die Unendlichkeit regieren würde — und heute, hingegeben den Erscheinungen des Tages, beherrscht vom augenblicklichen Zustand der Welt, das Wesentliche vom Unwesentlichen nicht unterscheidend, ein lächerlicher Fanatiker der Stunde, in der er lebt, empfindet der kleine Journalist die Welt so, als wäre sie erst gestern geboren worden, als würde sie heute ihren ersten Tag erleben, und gebannt vom Augenblick, möchte er in seinem Wahn das ganz Unmögliche: aus der Zeit eine Gegenwart herauschneiden wie ein Stück aus einem Kuchen; er will nur den Augenblick und haßt in Wirklichkeit alles, was nicht Augenblick ist.

Von solchen Menschen hört man all die entsetzlichen Sätze, die immer mit dem Wort „Heute“ beginnen. Heute muß man —, heute darf man —, heute darf man nicht —, heute verträgt man nicht —, und wie ein Monat dem andern folgt, verändert sich auch der Inhalt dieser Sätze. Aber der Mensch ist etwas Konstanteres, als diese Propheten des „Heute“ glauben. Was vor einem Jahr ein Unsinn war, in einem Jahr wieder ein Unsinn sein wird, grade heute soll es gültig und vernünftig sein. Keine Zeit ist wie die andre, kein Jahr wie das andre, und der Handelnde wird sich manchmal nach dem Moment richten müssen, und auch er wird nicht weit kommen, wenn er es immer tut; der Denkende aber, der nur den Augenblick sieht, die Phänomene nur in ihrer augenblicklichen Form, die Gesellschaft nur in ihrem augenblicklichen Zustand, den Menschen nur in seiner augenblicklichen Verfassung und vor allem nur die im Augenblick auftauchenden oder herrschenden Tatsachen, und der aus dieser Betrachtung seine Konsequenzen zieht, er wird nur Dummheiten denken und von sich geben.

Es ist nicht lange her, da forderte man, daß der Dialog des Dramas im Telegrammstil abgefaßt sein müßte. Man hat zwar dabei die Welt des Postamts mit der Kunstwelt verwechselt, hat vergessen, daß der Leser der Depesche in anderem Zustand ist als der Leser der Tragödie, daß das Wesen des Inhalts da anders ist als dort, man hat tausend Dinge, hat das Eigentliche vergessen, aber das war ihnen gleichgültig, denn der Telegraf ist etwas Zeitgemäßes, und also ist die Forderung auch zeitgemäß, und keiner, der etwas auf sich gehalten hat, konnte ihr widersprechen. Es ist zu läppisch, und man kann sich kaum vorstellen, daß ernsthaft über solch einen Unsinn gesprochen wurde, aber er ist ein gutes Beispiel für die Methode, die mechanisch angewandt wird: es ist die Methode, gedankenlos eine Erscheinung aus einer Sphäre in die andere zu übertragen. Man überläßt sich feminin den Tatsachen und rettet seinen männlichen Radikalismus dadurch, daß man aus ihnen zwar sehr energisch, aber ganz falsche Schlüsse zieht. Aus der Tatsache, daß die Lokomotiven schneller fahren, zieht man den Schluß, daß die Dichter auch schneller dichten müssen, aus dem Anblick der blanken und metallischen Schönheit der Maschinen und Flugzeuge folgert man, daß der Mensch heute auch ein sachliches Geschöpf sein müsse (aber wo beginnt die Sache und

wo endet sie? Gehört die Empfindung, die der Mensch ihr entgegenbringt, noch zur Sache?); die politische Not der Zeit führt zur Konsequenz, daß das Kunstwerk nur politisch sein müsse; der scheußliche Anblick eines vollgefressenen Kerls, der sein Leben wohl auf die widerlichste Art genießt, führt zur Forderung, daß der Mensch nichts, auch das Kunstwerk nicht genießen, sondern nur betrachten dürfe: weil viele Frauen heute so arbeiten wie die Männer, glauben manche dieser gescheiterten Dummköpfe, daß sich die Geschlechter nur durch ihre Körper voneinander unterscheiden, daß ihre Erlebnisweise gleich sei und also auch die Lebensweise gleich sein müsse; und die Frauen, die diesen Irrtum erlegen sind, bezahlen ihn sehr teuer; und weil vieles nüchterner geworden ist in dieser Welt der Organisation, glauben sie, die Liebesbeziehungen der Menschen müßten auch nüchtern sein, aber der Mensch, dieses gierige, triebhafte, hilflose, träumende Wesen, das eitel und selbstsüchtig ist und sich zugleich sehnt, sich selbst aufzugeben und hinzugeben, der Mensch kann weder sachlich noch nüchtern werden. Nicht weniger Liebestragödien rollen sich ab, nicht weniger Menschen bringen sich um, weil sie ohne einen andern nicht leben zu können glauben.

All diese Schlüsse, die da gezogen werden, gehen immer von einer zeitgemäßen Tatsache aus, erscheinen konsequent, sind es aber nicht, weil sie immer die verschiedenen Ebenen miteinander vertauschen. Wenn die Dummheit in Raserei verfällt, ergibt sich ein toller Radikalismus; aber im Grunde nehmen diese Propagatoren des Heute nur läppische Vereinfachungen vor. Sie bemerken es immer sofort, wenn sich irgendwo irgend etwas wandelt, treffen schleunigst ihre Maßnahmen und bereiten neue Sätze vor, deren jeder wieder mit dem Wort „Heute“ beginnt; was sich da aber wandelt, das Ding selbst, und seinen eigentlichen unwandelbaren Kern begreifen sie nicht, und so kommen all die Forderungen an die Kunst, an die Frau, an den Mann, an die Liebenden, an die Menge, an das Publikum zustande, Forderungen, die dem Wesen der Kunst, der Frau, des Mannes, der Liebenden, der Menge, des Publikums genau so widersprechen, wie die Forderung an die Gegenwart, sie möge nicht der Übergang von der Vergangenheit zur Zukunft sein, dem Wesen der Gegenwart widerspricht.

Vieles hat sich in den letzten beiden Jahrzehnten gewandelt, und unter dem Vielen ist manches Entscheidende, aber ob einer seiner Zeit angehört, liegt in seiner Natur begründet und in der Wechselwirkung, in der er mit ihr steht, und es zeigt sich oft erst später; es liegt aber gewiß nicht darin, daß er mit allem geht, was des Weges kommt. Aber sie sind feig und schwach und wagen nicht zu widerstehen. So lebt die Öffentlichkeit unter der gemeinen Herrschaft des Augenblicks, unter der Herrschaft der Ideenlosigkeit und der Oberfläche. Immer den Erscheinungen der Zeit nachlaufend, unpersönlich und die Persönlichkeit ersetzend durch Modernität, Denk- und Erlebnisfähigkeit ersetzend durch einen Scheinradikalismus, zwar immer gewaltig gegen das Gestern protestierend, aber niemals gegen das Heute, fürchterlich gegen das Bürgertum anrennend und nicht erkennend, daß sie für ihre kurze Dauer nur durch den Snobismus desselben Bürgertums lebensfähig sind, dumm und ungebildet, das Eigentliche nicht kennend, das Unwandelbare mißachtend, charakterlos, aber mit einem Blick für die Gegenwart! das sind sie, die kleinen Narren, die ganz genau wissen, was man heute muß und was der Welt in jeder Beziehung nottut.



Lilja Busse

Papachen Litwinow

Von

S. Dmitrijewskij

Er ist heute fünfundfünfzig Jahre alt. Hinter ihm liegt ein langes, meist illegal verbrachtes Leben. Vor ihm — die Ungewißheit. Die Gegenwart aber ist so, wie er sie sich niemals hätte träumen lassen.

Mit zweiundzwanzig Jahren — heißt es in seiner Biographie — begann er, sich mit der Revolutionspropaganda in Arbeiterzirkeln zu beschäftigen. Wurde verhaftet. Es drohte ihm die Verbannung nach Ostsibirien. Aber er floh mit neun anderen Kameraden aus dem Kiewer Gefängnis ins Ausland. Man sagt, daß der Plan zu dieser gewagten Flucht von ihm selbst ausgearbeitet und nur dank seiner Geistesgegenwart und Kühnheit ausgeführt worden sei. Er kam später zweimal illegal nach Rußland, leistete geheime Wühlarbeit, wurde aber kein einziges Mal verhaftet. Seine Fähigkeit, die schwierigsten Situationen mit ruhigem Gesicht zu meistern, hat ihn nie verlassen.

Damals, als er seinen geschmeidigen, muskulösen Körper über die Gefängnismauer schwang, sah er anders aus als jetzt. Auf einer seiner frühen Fotografien erblickt man ein Gesicht, mit breiter, gewölbter Stirn, in dem viel jugendliche Verwegenheit ausgeprägt ist. Aber Jahre sind seitdem vergangen. Der einst elastische Körper wurde fett. Wenn er heute in einem Sessel sitzt oder sich in den weichen Kissen des Autos wiegt, so scheint es, als habe er überhaupt keinen Leib aus Muskeln und Knochen, als sei in die weiten Falten der Kleidung nur eine formlose nachgiebige Teigmasse gegossen. Aus dem gleichen Stoff ist das Gesicht modelliert, es ist verquollen und aufgedunsen, die Mundwinkel hängen, wie bei einer mür-

rischen englischen Bulldogge, geringschätzig herab, und nur die Stirn hat noch die frühere Form bewahrt, und auch die Augen sind nicht erloschen: sie blicken scharf aus den in Fleisch gebetteten Ritzen heraus und zeugen dafür, daß dieser Mensch noch lebt, daß sein biegsames Gehirn noch arbeitet, Pläne schmiedet und wie einst zu kämpfen versteht.

Wenn man ihn ansieht, glaubt man kaum, daß er Revolutionär gewesen, daß er Minierarbeit verrichtet, Leben und Freiheit aufs Spiel gesetzt hat. Er sieht aus wie ein typischer Durchschnittsbourgeois. Mit diesem Äußeren müßte er in einem Büro der Londoner City an einem lackierten Tisch sitzen und Börsenkurse notieren; an der Tür hinge ein blankpoliertes Messingschild: M. WALLACH, WECHSELSTUBE — Kauf — Verkauf; er müßte an Feiertagen solide Freunde mit gefülltem Fisch in Zwiebelsauce traktieren, und seine pausbackigen, kraushaarigen Sprößlinge zwischen den grünen Rasenflächen des Hydeparks im Kinderwagen spazierenfahren. Nicht umsonst erfreute sich von allen seinen zahlreichen Pseudonymen der Spitzname „Papachen“ der größten Popularität. Selbst Lenin pflegte seine Briefe an ihn mit „Papachen“ zu adressieren. So nennen ihn auch jetzt, hinter seinem Rücken, die Mitarbeiter seines Sekretariats. Nichts, aber auch gar nichts hat dieser Mensch von Revolution, vom Proletariat, vom Russentum an sich. Und sitzt dennoch in Moskau, im Zentrum Rußlands. Nimmt eine verantwortliche Stellung ein, die die Revolution geschaffen hat. Sitzt an jenem Tisch, an dem einst der erlauchte Fürst Gortschakow und Sasonoff gearbeitet haben. Vor ihm liegen in sauberen Körbchen die Berichte über den Kursstand der Weltrevolution. Papachen liest: „Genosse“ . . . „Umsturz“ . . . „Proletariat“ . . .

Was trieb ihn zur Revolution, zu den Arbeiterzirkeln, zu Lenin, ins Gefängnis?

Er kam mit alledem zum erstenmal zu einer Zeit in Berührung, da die Welle der revolutionären Bewegung, nach kurzem Abebben, wieder hochzuschäumen begann. In russischen intellektuellen Kreisen lebten die Traditionen der heroischen Vergangenheit auf. Litwinow war zweiundzwanzig Jahre alt. Seine Seele war vom Schmutz des Lebens noch nicht angetastet worden. Weshalb sollte etwas von dem idealistischen Streben der russischen Intellektuellen nicht auch in dieser Seele Widerhall gefunden haben? Außerdem wirkte in ihm der rebellische Geist seiner Rasse. Er war Jude — und in Rußland geboren. Einem Lande, in dem sein Volk wie nirgends sonst verachtet, wie nirgends sonst geknechtet wurde. Er kannte das trostlose Dasein in den kleinen jüdischen Städten des Ansiedlungsrayons ganz genau. Armut. Gestank. Völlige Entrechtung, völlige Hoffnungslosigkeit. Die Menschen erdrückten förmlich einander, denn sie waren von einer stumpfen Gewalt wie Ratten im Käfig auf einen beschränkten Raum zusammengedrängt, und es gab für sie kein Entrinnen. Um selbst zu leben, mußte man andere vernichten, verschlingen. Nur wenigen Glücklichen gelang es herauszukommen, sich einen Namen und Geld zu machen. Der Schwache ergab sich, ging unter. Der Starke hatte allen Grund, die ihn unterdrückende Macht zu hassen, Rebell zu werden. Viele namhafte Revolutionäre stammten aus den kleinen Provinzstädtchen des südwestlichen Rußland.



Photo Unionbild

Papa Litwinow



Dephot

Familie Trotzki

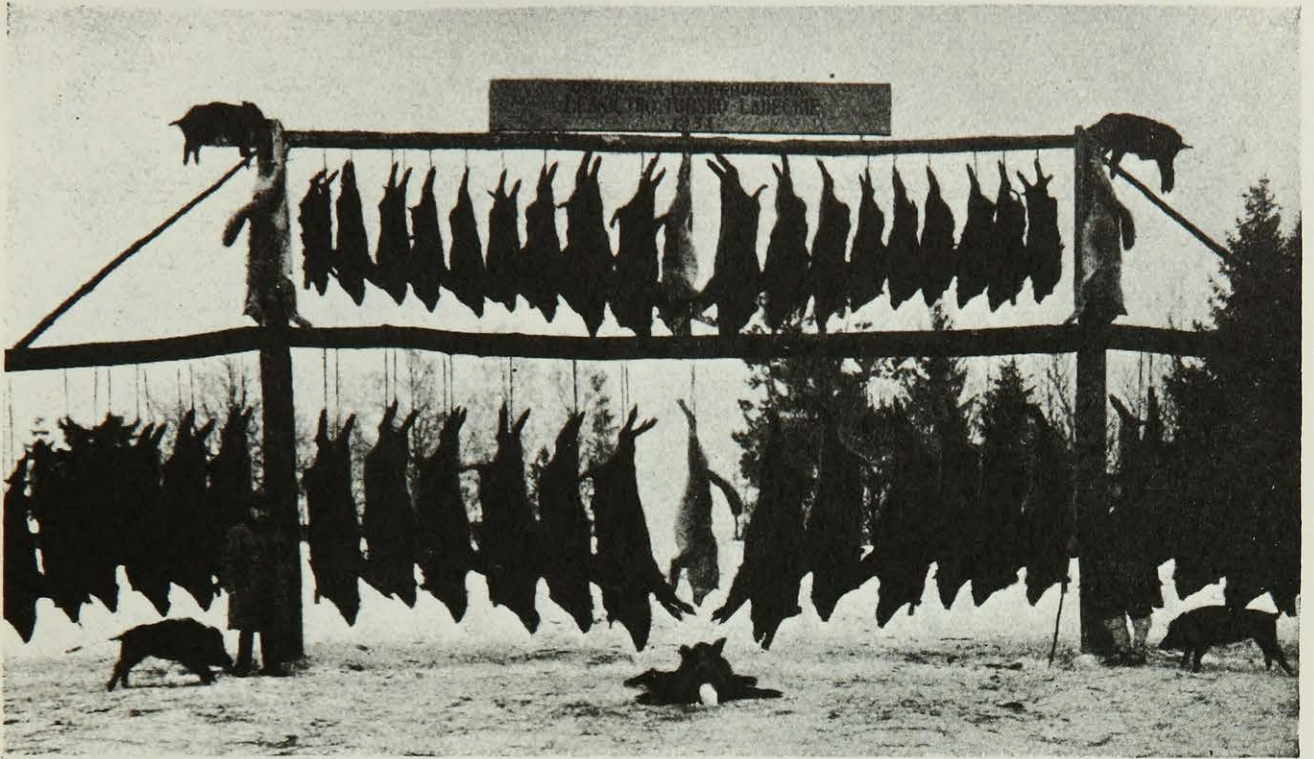


Tschuwaschin (Wolga)



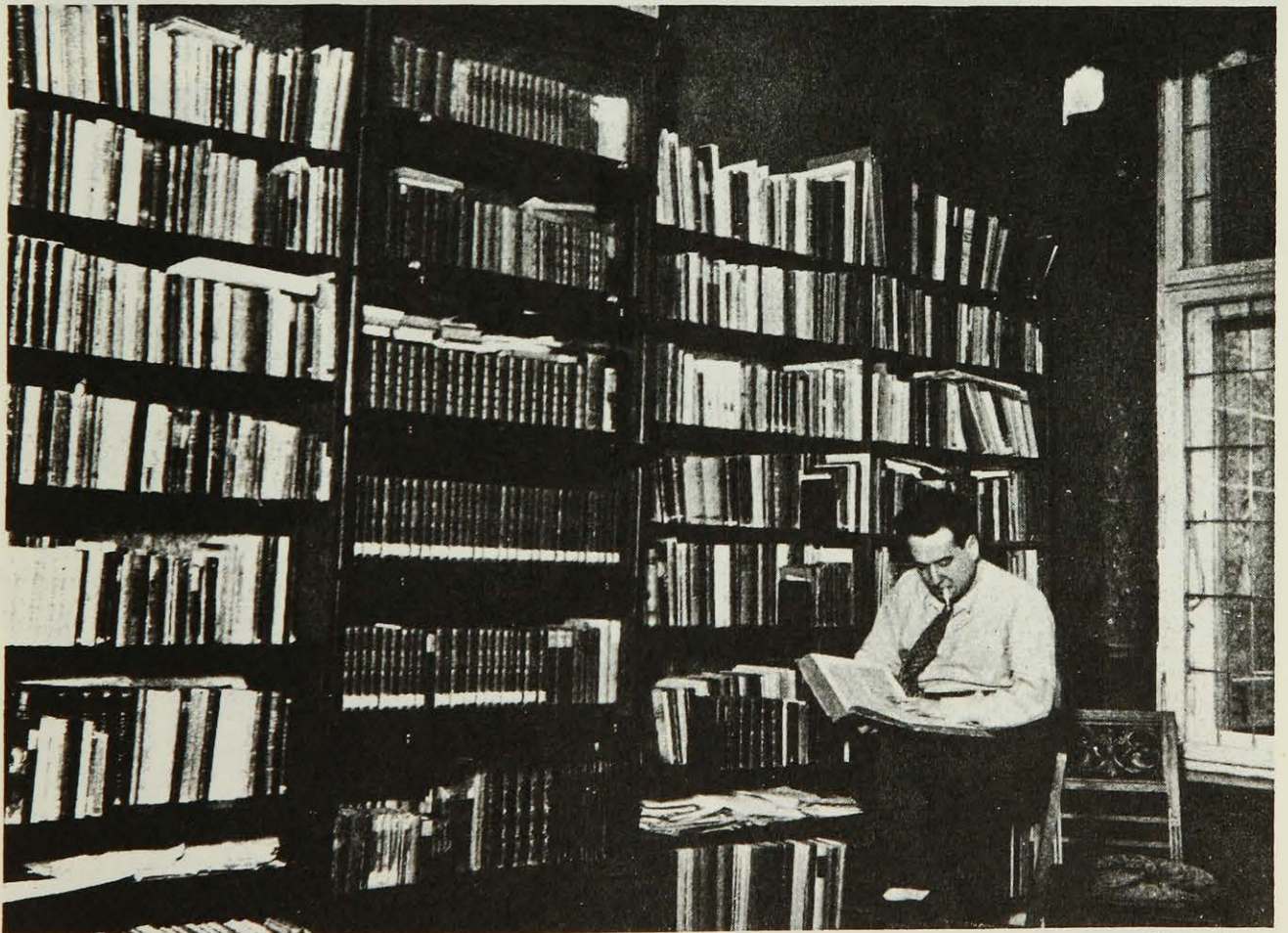
Tschuwasche

Photos Press-Clichee Moskau



Saujagd beim Fürsten Karl Radziwill

Photo Ajzenberg



Egon Erwin Kisch vor seiner kriminalistischen Bibliothek

Photo Stone



Der russische Dichter Tretjakoff

Dephot



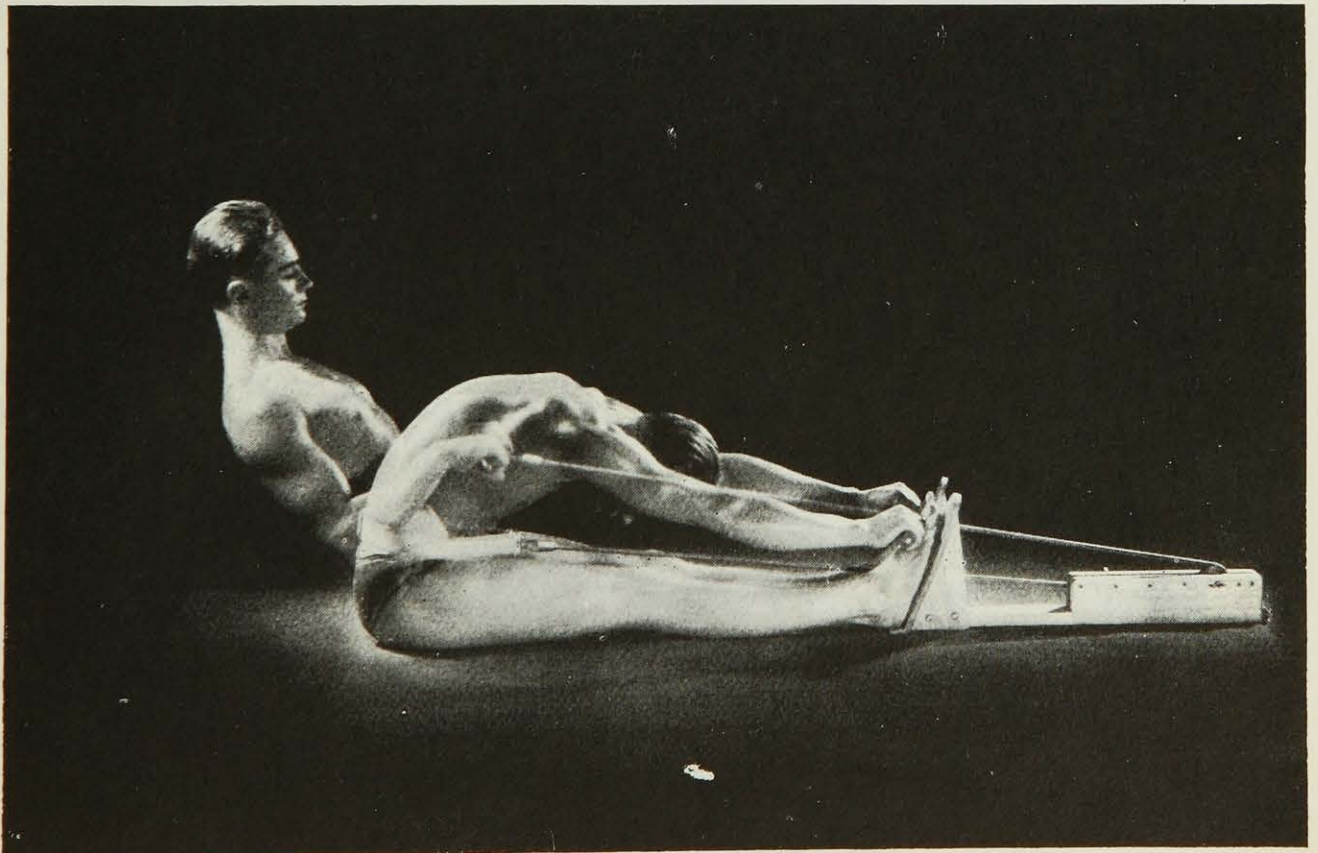
Aus dem Berliner Antikriegsmuseum

Photo Jacobi



Photo Georg Lorant

Ein Codona im Berliner Wintergarten



Gymnastik



Leni Riefenstahl auf dem Montblanc

Litwinow war ein starker und hauptsächlich ein lebensgieriger Mensch. Diese Lebensgier war die eigentliche Triebfeder seines künftigen Schicksals. Er wollte sich durchsetzen, um jeden Preis. Er strebte zum guten Leben, zu Geld, Ruhm, zur Macht über die Menschen. Wenn die Erlebnisse seiner Jugend sich anders gestaltet hätten, so wäre er wahrscheinlich — unabhängig von der Revolution — dennoch aus Rußland in den freien Westen ausgewandert. Dort hätte er als ein gleichberechtigter Mensch leben, an der Börse spekulieren, mit Leder, Kaffee, Mehl handeln und auf diesem Wege seinen Lebenstraum verwirklichen können. Aber er kam mit der Revolution in Berührung — und das hat sein Geschick vorausbestimmt.

Tolstoi, glaube ich, sagte, daß es zwei Kategorien Menschen gibt, die Revolutionäre werden: solche von hoher moralischer Gesinnung, die zu andern Zeiten und unter andern Umständen als Heilige gegolten hätten, und jene, die unter dem durchschnittlichen sittlichen Niveau stehen, der Bodensatz der menschlichen Gesellschaft, Banditen, Degenerierte, Erpresser. Das ist natürlich nicht richtig: in der revolutionären Schicht gibt es, wie in jeder andern, eine Menge ganz gewöhnlicher, ganz normaler Menschen. Leute, die nur deshalb diesen Weg beschritten haben, weil es sich zufällig so gemacht hat, weil das Schicksal es so wollte.

Litwinow ist weder ein Heiliger noch ein Bandit. Er ist ein ganz normaler Mensch. Er ist — der Geschäftsmann der Revolution.

Jener leichte Anflug von Idealismus, der sich seiner Seele in der Jugend bemächtigt hatte, verschwand bei der ersten Berührung mit der westeuropäischen Wirklichkeit. Er erkannte und fand sich selbst. Um die Lebensgier, die sein ganzes Wesen durchdrang, zu befriedigen, durfte er nicht träumen, sich nicht knabenhaft von seinen Nerven beherrschen lassen, er mußte handeln. HANDELN groß geschrieben, wie der Amerikaner „Business“ schreibt. Für einen Geschäftsmann aber ist jedes Handeln recht — wenn es nur Nutzen bringt.

Dennoch sagte er nicht, wie viele andere: „Fort von der Revolution!“ Er ergab sich nicht ausschließlich dem Leder, dem Kaffee oder dem Getreide. Mit dem feinen Instinkt eines geborenen Kaufmanns begriff er, daß die russische Revolution vielleicht gar kein schlechtes Geschäft werden würde. Im Falle des Gelingens könnte es sogar mehr abwerfen als jedes andere. Und er hatte sich nicht geirrt. Alle andern ihm verwandten Seelen, die nach dem ersten Zusammenstoß mit der rauhen Wirklichkeit die Sache der Revolution verlassen hatten, verloren ihr Geld, ihre Häuser und jegliche Macht über die Menschen. Er aber sitzt in einem Ministersessel und verhandelt mit den Lenkern der Weltgeschichte.

Als Lenin ihn kennenlernte, begriff er, welch eine wertvolle Errungenschaft dieser der Revolution innerlich so fremde Mensch bedeutete. Träumer, Theoretiker, Verfasser bissiger Traktate und langweiliger Programme gab es genug in ihren Reihen. Männer der Tat fehlten fast gänzlich — außer in der Masse, in der unteren Volksschicht. Aber das waren Helden andern Kalibers. Sie konnten töten und auf Barrikaden sterben. Aber wer vermochte die Organisation für sie zu

schaffen, wer würde ihnen Revolver und Bomben in die Hand drücken? Litwinow. Leute seines Schlages.

Litwinow konnte sogar Lenin selbst gute, praktische Ratschläge erteilen. In einem der Briefe „an Papachen“ von Lenin (1904), ist zu lesen: *„Teurer Freund. Ich beeile mich, Ihren Brief zu beantworten, der mir sehr, sehr gut gefallen hat. Sie haben tausendmal Recht, man muß entschlossen, revolutionär handeln und das Eisen schmieden, solange es heiß ist.“* Selten schrieb Lenin so anerkennende Worte. Noch seltener weihte er jemand in den Bestand der Parteikasse ein. Litwinow aber schreibt er in demselben, für die Zeit der Entstehung der bolschewistischen Partei so charakteristischen Brief: *„Rjadowoj („Der Gemeine“, Pseudonym von Bagdanow) arbeitet aus voller Kraft, hat Anhänger geworben, gibt sich ganz der Sache hin und sucht mit allen Mitteln, und nicht ohne Aussicht auf Erfolg, nach einem Millionär . . . Bitte stärken Sie bei allen den Glauben an unsere Organisation . . . Man muß nur noch ein wenig ausharren, bis Rjadowoj seine Sache beendet hat.“*

Litwinow wußte seinerseits genau, mit wem er sich zu verbinden hatte. Als sich die russische sozialdemokratische Partei spaltete, trat er entschlossen und unwiderstehlich an die Seite der Bolschewisten. An ihrer Spitze stand Lenin, der die Bedeutung der praktischen Tat zu schätzen wußte. Dort beschränkte man sich nicht auf Sitzungen und Diskussionen, auf das Verfassen von Büchern, Broschüren, Resolutionen. Dort arbeitete man hartnäckig an der Vorbereitung der wirklichen Revolution. Man organisierte Verschwörerkomitees und Kampftruppen, man verstand es, die Sache auf breite Basis zu stellen, man suchte und fand Millionäre; dort floß Geld, dort hatte man Macht über die Menschen. —

Hier sind die wichtigsten Etappen auf der revolutionären Bahn Litwinows.

Im Jahre 1903, als er unerlaubt nach Rußland zurückkehrte, wurde ihm die „Verwaltung“ der Grenze übertragen. Er hatte die illegale Ein- und Ausreise von Menschen, die geheime Korrespondenz, die Einfuhr der Literatur und der Waffen unter sich. Es war eine gute Schule für den künftigen Volkskommissar für auswärtige Angelegenheiten.

Im Frühjahr 1905 nahm er teil am dritten Kongreß der Partei, hielt einen Vortrag über den bewaffneten Aufstand. Natürlich war er für einen bewaffneten Aufstand. Kann denn eine Revolution anders gemacht werden?

Im Sommer 1905 war er bei der Vorbereitung einer solchen aktiv tätig: er organisierte die Überführung der in England bestellten Waffen. Aber der Dampfer „John Grafton“, auf dem sie geliefert werden sollten, kenterte an den finnischen Gestaden. Böse Zungen behaupteten, daß er gar keine oder fast gar keine Waffen an Bord hatte und daß gerade dieser Umstand den Untergang des Schiffes herbeiführte. Litwinow ließ sich durch dieses Gerede nicht beirren. Er fuhr fort, die Geschäfte der Revolution zu besorgen.

Im Herbst 1905 gründete er mit Krassin zusammen, für das Geld der Millionäre, die auf diese Weise mit eigenen Händen den Strick wanden, an dem viele von ihnen schließlich baumelten, die Zeitung „Neues Leben.“



Karl Bertsch

Der neue Mieter

1906 floh er aus Rußland.kehrte 1907 wieder zurück, fand aber die Atmosphäre nicht nach seinem Geschmack, fuhr ins Ausland, und wenn die große Revolution nicht gekommen wäre, dann würde er höchstwahrscheinlich niemals mehr nach Rußland zurückgekehrt sein. Denn es befielen ihn, wie auch viele andere, Zweifel über die Richtigkeit des eingeschlagenen Weges. Die Revolution war vernichtet. Die Millionäre haben eingesehen, daß gar keine Revolution kommen würde und — daß sie ganz anders aussieht, als sie sich gedacht hatten. Die Unterstützung der Bolschewisten hörte auf. Die Partei siechte aus Geldmangel dahin. Nur das Auftreten von Stalin/Dschugaschwili führte ihren verdorrten Adern für kurze Zeit etwas Blut zu und hielt Litwinow in den Reihen der Bolschewisten fest. Stalin nahm einige von den Litwinowschen Revolvern und ein paar seiner Freunde mit und raubte am helllichten Tag den Kassenboten der Staatsbank aus. Das Geld wurde natürlich Litwinow anvertraut. Und trotzdem gingen die Geschäfte schlecht. Noch verließ er nicht die Partei. Führte ihre Aufträge aus. War sogar Vertreter der Bolschewisten im Internationalen Sozialistischen Büro. Aber die Zweifel fraßen sich immer mehr in seine Seele ein.

Da kam der Krieg: Alle Verbindungen wurden unterbrochen, der Zustrom von Menschen und Geld hörte auf. Litwinow war bereit, die Revolution

schießen zu lassen. Gab sich eifrig seinen Privatangelegenheiten hin. Heiratete. Wurde Vater — und führte sein Kind im Kinderwagen durch die Straßen Londons spazieren.

Und plötzlich — doch Revolution! Litwinow wird der erste Sowjetbotschafter in England. Von niemand anerkannt zwar — aber dennoch ein Botschafter. Freilich dauerte es nicht lange. Er wurde verhaftet. Aber im Moskauer Gefängnis saß Lockkart, der englische Generalkonsul, und wie man sagte, der Hauptorganisator der Spionage und allerhand dunkler Machenschaften. Lenin fand, daß die Persönlichkeiten Lockkart und Litwinow gleichwertig seien. London war derselben Meinung. Und Litwinow wurde gegen Lockkart ausgetauscht.

Etwas bange war es ihm doch, nach Rußland zurückzukehren. Wie mochte das Spiel enden? Aber er hatte keinen Ausweg. Und dann roch es doch recht verlockend aus dem großen russischen Reich: nach Ehre, Macht und Geld. Er ließ in England die Familie und das Bankkonto zurück und fuhr.

Bald tauchte er übrigens wieder im Ausland auf: in Kopenhagen, Stockholm, Reval. Er wurde selbstsicherer und dicker. Die Zeit war bewegt, die Geschäfte gingen gut. Von Reval aus realisierte er den Goldfonds des russischen Reiches. Dann versiegte der Fonds — Litwinow fuhr nach Moskau, das endgültig gesiegt hatte. Man steckte ihn, den Praktiker, in das Kommissariat für Auswärtige Angelegenheiten, als Gegengewicht zu dem Träumer Tschitscherin. Er lebte sich ein, ließ die Familie nachkommen, begann nach dem Ministersessel zu schießen. Schließlich erreichte er es. Ohne zu dem engeren Kreise Stalins zu gehören, verstand er es doch ganz gut, ihn zu nehmen.

Litwinow hatte niemals eigene politische Ideen. Und gerade deshalb ist er für den Posten eines Volkskommissars ein äußerst geeigneter Mann. Er widerspricht nicht, ist nicht eigensinnig, hält jede gewünschte Linie ein. Und da die politische Linie jetzt in einer Richtung verläuft, die ihm seiner ganzen Vergangenheit nach wohl vertraut ist, denn es riecht wieder angenehm für seine Sinne: nach dem Rauch der Aufstände, nach Konterbandesäcken, nach dem Metall der Waffen — so ist er ein ausgezeichneter Mitarbeiter. Er paßt — innerlich und äußerlich — ganz vorzüglich zu der Sowjetpolitik der heutigen Tage. Die Umgebung, in der er sein Leben verbrachte, hat deutliche Spuren an ihm hinterlassen. Aufkäufer des gestohlenen Geldes, heimliche Waffenhändler, Schmuggler, zweifelhafte Bankiers, Geschäftemacher aller Art — das waren die Menschen, mit denen er hauptsächlich zu tun hatte. Er nahm ihre Sprache, ihre Manieren, ihre Denkart an. Als er mit Diplomaten in Berührung kam, gab er sich nicht die Mühe, sich zu ändern. Er lernte nur dies und jenes hinzu, eignete sich die technische Seite der Dinge an: die diplomatische Routine, die Grundlagen des internationalen Rechtes. Innerlich blieb er, der er war. Und deshalb behandelte er die Diplomaten so, als seien sie Aufkäufer des Gestohlenen, heimliche Waffenhändler, Geschäftemacher und Schmuggler — nichts weiter. Diese Einstellung bestimmt den Ton und die Politik Litwinows. Sie stieß von ihm solche Leute ab wie Graf Rantzau. Aber er paßt

ausnehmend gut zu dem groben, zynischen Moskau des Stalin'schen Regimes.

Ist dieser Mensch, der scheinbar so viel erreicht hat, wahrhaft glücklich? Ich glaube nicht. Es fehlt ihm die letzte, volle Befriedigung. Nicht nur, weil ihn der Gedanke an die Zukunft beunruhigt: er hat ja einen klaren Kopf und vermag es besser als irgendein anderer zu beurteilen, wohin die Stalin'schen Experimente führen können. Sondern, weil auch das Leben der Gegenwart ohne rechte Fülle ist. Er strebte zur Macht über die Menschen—aber jeder seiner Schritte ist von oben

vorgezeichnet. In den Augen des Auslandes ist er der Leiter der auswärtigen Sowjetpolitik. In Wirklichkeit nur der Berichterstatter des Politbüro, der Ausfühler seiner Befehle, der Sekretär der Auswärtigen Angelegenheiten. Er strebte zu einem gesicherten, angenehmen, genußreichen Leben. Aber er kann sich nichts von dem leisten, was die Männer der Macht und des Geldes im Ausland besitzen. Denn die ganze Struktur des Moskauer Lebens ist anders, ist auf Askese und scheinheiligem Pharisäertum aufgebaut. Es ist gewaltsam in die von den Parteizensoren gezogenen Rahmen eingezwängt. Selbst jener relative Luxus, der ihn und seinesgleichen durch den Besitz von requirierten Villen und nahrhaftem Essen von den übrigen Bewohnern Rußlands unterscheidet, bringt keine Genugtuung, denn auch er ist vorbestimmt, abgemessen, mechanisiert. Zudem ist er derb und schwer, wie der Mittagstisch im Kreml. Dieser Mann aber hat den Geschmack und die Gewohnheiten eines Westeuropäers. Im Grunde seiner Seele ist er ein großer Individualist. Das graue, elende Rußland liebt er überhaupt nicht. Aber das revolutionierte, kollektivierte, kasernenmäßiglangweilige Rußland von heute ist ihm direkt zuwider. Jedes Jahr, sobald der Frühling kommt, begibt er sich in das Zentralkomitee der Partei und erreicht mit Hilfe von Drohungen, Klagen, Kompromissen einen Auslandsurlaub. Das ist seine einzige Erquickung. Wenn er die Grenze überschritten hat, atmet er erleichtert auf: „Endlich losgekommen!“

Aber auch hier erwartet ihn keine reine Freude. Er, der sich sein ganzes Leben nach Ruhm und Ehre geseht hat, darf in einen ausländischen Kurort nicht als der weltbekannte Volkskommissar Litwinow reisen, sondern nur als irgendein xbeliebiger „Ingenieur Maximow aus Twer“.

(Deutsch von O. Gabrielli.)



Kirschenbaum



Tibor Gergely

Der ausgerottete Autor

Kritik der Theaterkrise

Von

Hans Rothe

Die einzige Industrie, die unausgesetzt die Öffentlichkeit mit Klagen über schlechten Geschäftsgang belästigen darf, ist die Theaterindustrie. Wie sehr würde man es zum Beispiel der Schuhbranche verübeln, wenn auch sie täglich ihre Sorgen spaltenlang schildern wollte, besonders falls sich dabei herausstellt, daß sie seit Jahren nur Schuhgröße 46 fabriziert — womit bekanntlich den wenigsten Leuten gedient ist. Die Theater fabrizieren unentwegt ihre nicht passenden Stiefel, und genießen das große Glück, diesen Fehler auf das Mitleiderregendste als Folge der Weltwirtschaftskrise ausgeben zu können. Weltwirtschaftskrise! Jeder senkt dankbar betroffen das Haupt, sobald dieses Zauberwort ertönt! Wenn heutzutage einer faul ist, oder unbegabt ist, und infolgedessen sein letztes Hemd versetzen muß: — Weltwirtschaftskrise, die anscheinend nur deshalb etabliert wurde, um endlich allen Gebrechen der Menschheit volle Gültigkeit und Berechtigung zu verleihen. — Den Theatern geht es schlecht — denn ihnen ist inzwischen ihre schönste und stolzeste Hoffnung zusammengebrochen, jene Hoffnung, einen geistigen Beruf, den das Theater betrüblicherweise darstellt, auf die Dauer ohne Geist ausüben zu können. Geist wird jedem Theater zunächst und zuvörderst durch den Autor zugeführt, aber der Autor ist abgebaut worden. In allen Ländern der theaterspielenden Welt hat ihn das letzte Jahrzehnt der Direktionsführung mit Erfolg ausrotten können. Die Produktionskrise ist international.

Schuld an dem Abschnüren der Produktion ist die Notwendigkeit gewesen, einen Theaterabend ausschließlich auf hervorragende Schauspieler zu stellen, eine Notwendigkeit, die indessen nur in den ersten Jahren nach dem Krieg ihre Berechtigung hatte. Es ist sehr lehrreich, nachzuforschen, auf welche Ursachen das Startheater in Deutschland zurückgeht: auf die Inflation, auf jene Umschichtung des Publikums, die hauptsächlich denjenigen die Existenzmittel beließ, die noch nicht unter geistigen Interessen gelitten hatten — kurz also auf die Zeit, als der Theaterdirektor seinen Betrieb auf die Analphabeten einstellen mußte. In bemerkenswerter Pietät hat er aus dieser Notlage sein neues Evangelium gemacht.

Unter dem Motto: „Je blöder das Stück, desto besser die Rollen“ bildete sich im letzten Jahrzehnt eine hervorragende Garde prominenter Schauspieler in Berlin heran. Es gelang eine beispiellose Kultivierung der schauspielerischen Persönlichkeit, aber heute, wo diese Kultivierung beendet erscheint, weiß keiner der großen Schauspieler mehr, wo er mit seiner Note hin soll. Sein Fond an Individualität ist aufgebraucht, weil er — man wünschte ja seine Lieblinge möglichst vorteilhaft zu sehen! —, weil er immer in denselben Aufgaben beschäftigt wurde, und sie nun so oft gelöst hat, daß der Zauber der größten schauspielerischen Persönlichkeit nicht mehr ausreicht, einen Theaterabend zu füllen! Inzwischen ist dadurch, daß in den meisten Fällen Stücke für Schauspieler

ausgesucht wurden, und nicht die Schauspieler für Stücke, ist etwas eingetreten, das man eine Verinzüchtung der Produktion nennen könnte.

Unter Produktion wird hier nicht jene Boulevardkunst verstanden, die auf dem Weg von Budapest bis New York schon viel Unterhaltsames geschaffen hat. Produktion ist auch nicht das ängstliche Bemühen mancher Autoren, nur das zu ersinnen und zu äußern, was bereits hundertmal eronnen und geäußert worden ist, sondern Produktion heißt, dem Theater neue Inhalte und Formen zuzuführen. Es heißt, den Stücken den Weg zu bereiten, die heutzutage etwa die Funktion von den „Stützen der Gesellschaft“, von „Frühlings Erwachen“ und den „Webern“ zu erfüllen hätten, und darum hat sich kein Theater der Welt im letzten Jahrzehnt ernsthaft bemüht. Im Gegenteil, man schlägt sich an die Brust und weist auf die großen Widerstände hin, mit denen die genannten Stücke bei ihrem Erscheinen zu kämpfen hatten, und glaubt das hohe Niveau des heutigen Theaterbesuchers dadurch zu beweisen, daß diese Werke heute zum eisernen Bestand jedes Theaters gehören, und nichts als Begeisterung entfesseln. Hier aber stößt man auf den entscheidenden Irrtum. Denn alle diese Stücke haben heute keine Funktion mehr — es sei denn, daß sie nebenbei Dichtungen sind. Wir empfinden heute nicht mehr, daß die Türen überhaupt jemals geschlossen waren, die von diesen Stücken eingerannt wurden. Themen wie soziale Ungerechtigkeit oder Liebesnot der Jugend haben ihren Stachel verloren, weil die Problemstellung allmählich als richtig erkannt wurde und somit zur Abendunterhaltung degradiert werden konnte. Diese Stücke sind also nicht mehr das, was sie ursprünglich waren, was ihren Wert ausmachte: Bezwingung des Hörers durch einen neuen und mutigen Geist. Denn es ist eine unumstößliche Wahrheit: am liebsten läßt sich das Publikum im Theater vergewaltigen — und wenn es sich auch zunächst mit ziemlicher Regelmäßigkeit zu wehren pflegt, so soll das ja angeblich den Genuß erhöhen.

Daß die Theater nicht mehr besucht werden, liegt nur daran, daß man sich diesen Genuß heute nicht mehr — es wird hier nur von Berlin gesprochen! — und nirgends mehr verschaffen kann. Wie eine Schulklasse sich gemein gegen einen kranken und schwachen Lehrer benimmt, so wird das Theater vom Publikum immer verächtlicher behandelt, weil es keine geistige Autorität mehr besitzt. Die Direktoren sagen: bitte zeigt uns die guten Stücke, und wir spielen



Hermann Rombach

Der Autor

Daß die Theater nicht mehr besucht werden, liegt nur daran, daß man sich diesen Genuß heute nicht mehr — es wird hier nur von Berlin gesprochen! — und nirgends mehr verschaffen kann. Wie eine Schulklasse sich gemein gegen einen kranken und schwachen Lehrer benimmt, so wird das Theater vom Publikum immer verächtlicher behandelt, weil es keine geistige Autorität mehr besitzt. Die Direktoren sagen: bitte zeigt uns die guten Stücke, und wir spielen

sie sofort. Sie spielen sie nicht sofort. Vier große Stückerfolge der letzten Jahre wurden von Außenseitern gebracht, und erst dann bemächtigten sich die großen Theater ihrer, zwecks Ausschlichtung. *Vatermord*, ein Serienstück der Kammerspiele, wurde von der Jungen Bühne als Matinee gezeigt. *Revolte im Erziehungshaus*, der Erfolg des Theaters in der Stresemannstraße, wurde eines Sonntags vormittags von der Gruppe junger Schauspieler im Thaliatheater gespielt. Die *Dreigroschenoper*, einer der größten deutschen Theatererfolge überhaupt, kam bei dem damals gänzlich obskuren Aufricht heraus und speiste eine Zeitlang das Komödienhaus mit. *Krankheit der Jugend* war vom Deutschen Theater erworben worden, aber niemand traute sich an die Aufführung, bis die Außenseiterdirektion Hartung das Stück zum Siege führte,

Das Publikum also hat diese Stücke nicht an ihrem Lauf gehindert. Es hat sich sogar für ausgesprochen schwache Werke, wie für die *Gartenlaube*, auf das lebhafteste interessiert, nur weil auch hier von der Schablone abgewichen wurde. Aber durch Zufallserfolge ist die Leistung des Autors nicht zu stabilisieren. Er genießt kein Vertrauen. Überall steht der hemdsärmelige Regisseur bereit, das Stück umzuschreiben, falls es wirklich einmal angenommen werden sollte.

In Millionen Exemplaren sind unter uns allen jene Kriegsbücher verbreitet, die auch die latenten Konsequenzen aus den letzten zwanzig Jahren gezogen haben. Kein Bühnenautor kann sich heute leisten, das gleiche zu tun — es sei denn, daß er ein großes Vermögen besitzt, und von vornherein nicht mit einer Aufführung rechnet. Es gibt keine „Hose“, keinen „Bürger Schippel“ von 1931, einfach weil Weltfremdheit, Ziellosigkeit und Angstmeierei solche Stücke nicht anzunehmen vermag. Die Behauptung, daß das System des Serienspielplans den Unternehmungsgeist lähmen müsse, weil man nur „sichere“ Sachen vor sich und seinen Gläubigern verantworten könne, wird reizvoll durch einen Blick auf die Berliner Theater-Unfallstatistik illustriert: die (vorher) sichersten Sachen ergaben die größten Durchfälle.

Nur Reibung erzeugt den Funken! Es ist nun wirklich schon neun Jahre her, seit sich zum letztenmal in einem führenden Berliner Theater die Zuschauer aus künstlerischen Gründen so innig prügeln, daß sie von der Polizei getrennt werden mußten. Welch ein Niedergang liegt dazwischen! Wozu lohnt sich die unendliche Mühe, die man an den Betrieb eines Theaters wenden muß, wenn sich die Zuschauer nicht wenigstens einmal in der Saison wegen eines Stückes — und nicht aus parteipolitischen Gründen — die Knochen gegenseitig zerbrechen?!

Ein pazifistisches Stück heute in einem der führenden Theater? „Das kann man den Leuten nicht zumuten?“ (Wirklich? Die Leute warten darauf, daß ihnen etwas zugemutet wird! Es gibt genug Menschen, die dankbar und befriedigt wären, etwas von jenem Geist zu spüren — und ihn auf der Bühne bestätigt zu sehen! —, der in Zukunft z. B. Remarquefilmverbote unmöglich macht.) Oder welches Theater würde ein Stück aufführen, das die Ehe so unerbittlich behandelt, wie dies Ibsen für *seine* Zeit in der „Nora“ getan hat? „Das würde die bürgerliche Gesellschaft erschüttern.“ Die faulsten Phrasen sind gerade gut genug, um vor sich selbst zu verschleiern — was? Daß nur eine fundamentale Änderung des Systems helfen kann! (Statt immer neue Schulden für das alte System aufzunehmen.)



Photo Manuel

„Die Affäre Dreyfus“ im Théâtre l'Ambigu, Paris

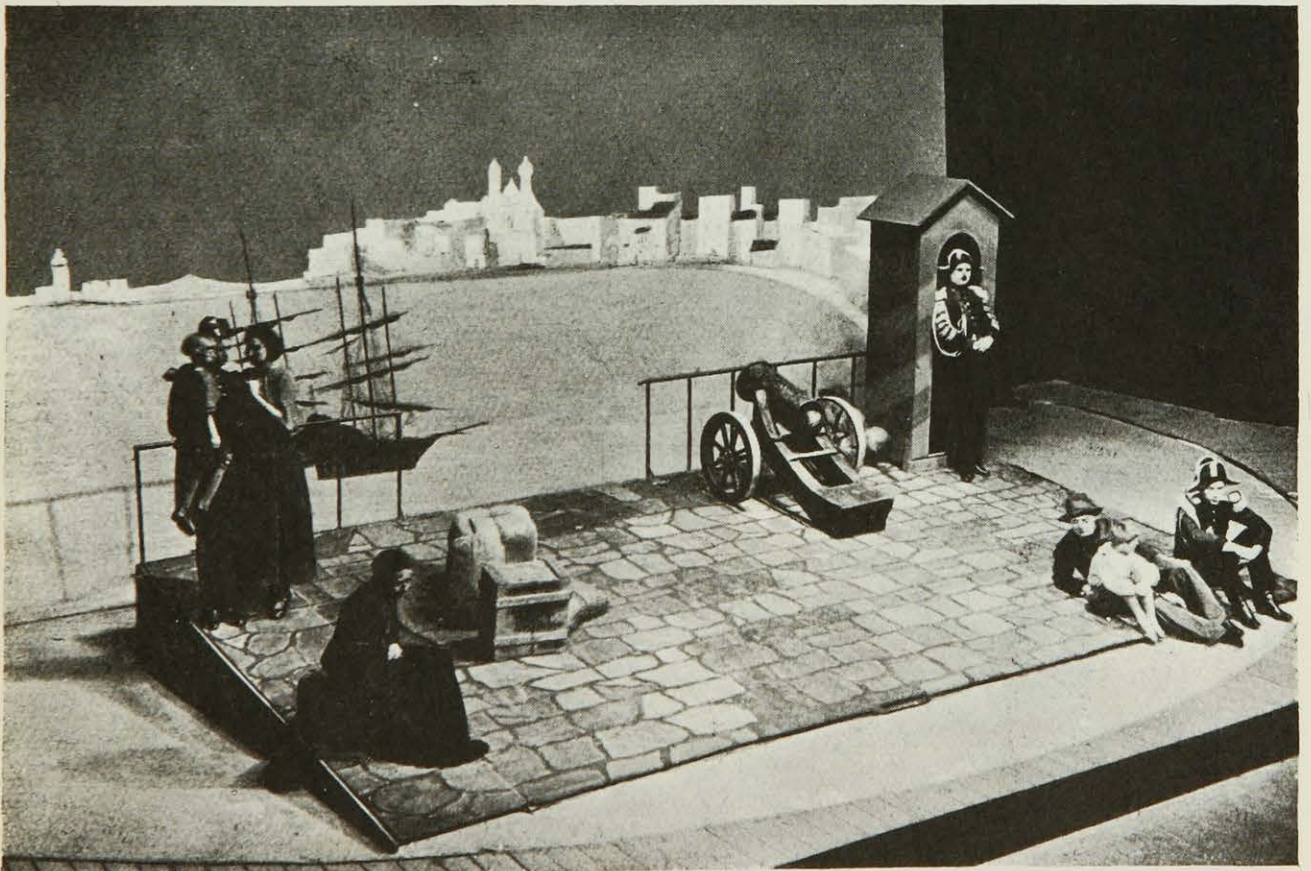


Photo Collmann, Darmstadt

Ernst Penzoldts „Portugalesische Schlacht“ am Hessischen Landestheater (Darmstadt)



Eine Schwiegermutter in René Clairs „Florentiner Hut“



Sinaida Reich in der letzten Premiere des Moskauer Meyerhold-Theaters
„Weh dem Verstand“

Photo Unionbild



Amerikanisches Apfelwettessen

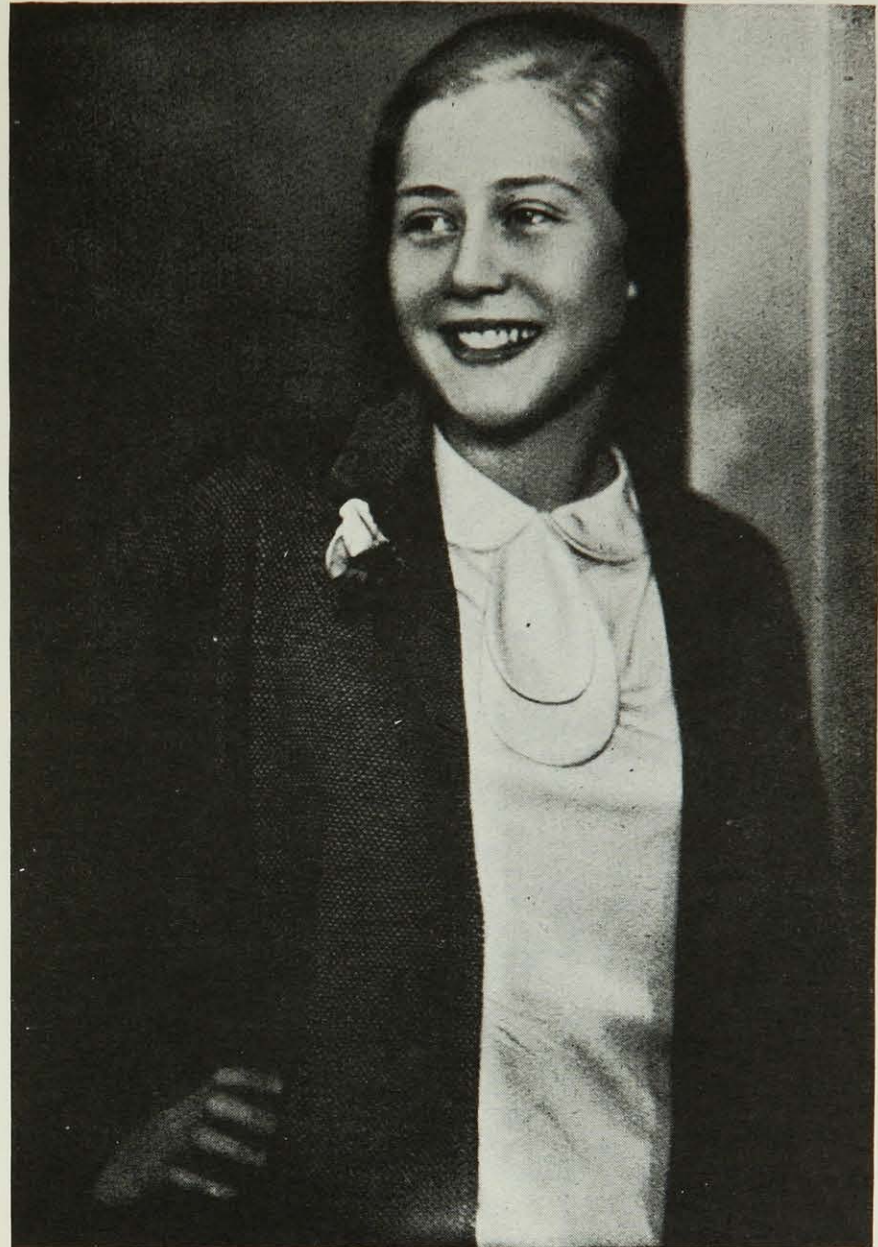


Photo Jacobi

Die 15jährige Schauspielerin Dinorah Press
(Deutsches Theater, Berlin)



Soldaten der alten Armee



Brechts „Mann ist Mann“ im Berliner Staatstheater: Lingen, Lorre, Heinz, Granach Photo Fanta

Wahrscheinlich gibt es heute bereits Stücke, auf die dieses neue System sich verlassen könnte — trotz der Entmutigung, die man den „gutgesinnten“ Bühnenaufgebern im letzten Jahrzehnt hat zuteil werden lassen. Sollte aber ein Direktor wirklich nichts finden können, was seiner Bühne neue Bedeutung verleiht, dann bleibt ihm nichts anderes übrig, als von vorn anzufangen. Alle werden von vorn anfangen müssen, und wer sich zuerst dazu entschließt, wird in einigen Jahren das Rennen auf das glanzvollste gewonnen haben! Der Direktor muß sich seine Dramatiker wieder suchen und sie entwickeln. Das Stück ist und bleibt die Zelle des Theaters — diese Binsenwahrheit sieht heute wie eine Utopie aus. Was man in zehn Jahren zerstört hat, wird allerdings nicht in einer Saison wieder aufgebaut. Um ein Beispiel zu wählen: was könnte es für ein Theater bedeutet haben, wenn es mit *Zuckmayer* einen Vertrag abgeschlossen hätte — damals, als er sein dramaturgisches Büro gelegentlich mit der süßen Last einiger Briketts verließ, um sich für künftige Meisterwerke einzuheizen. Was hätte eine solche ehrlich gewollte und ehrlich erfüllte Bindung für beide Teile bedeuten können: Anregung, Zuführung frischen Blutes, Sicherheit für die Arbeit des Autors, den die Disziplin der Bühnennotwendigkeiten gesegnet hätte, und ungezählte Gelder! Aber zu einem solchen Entschluß bedarf es eines Willens, und eines — bedauerlich, daß es wiederholt werden muß —, eines geistigen Ziels.

Niemand wird diese Anregungen so verstehen, als ob hier mit hektischen Wangen ein kompromißfreies Theater gefordert würde, auf dem nur neue Autoren gespielt werden sollen! Nein, die Totalität des Theaters in ihrer ganzen schönen Weitläufigkeit soll wieder aufgerichtet werden, denn das Theater ist zugrunde gegangen, weil es keine Totalität mehr ist. Eine neue „Nora“ vermehrt auch die Chancen einer neuen Ehebruchskomödie, wie das harmlose Stück in dem Augenblick wieder als angenehm empfunden werden wird, wenn man nicht mehr ausschließlich darauf angewiesen ist.

Die erste Hälfte der Saison 1930-31 scheint nur veranstaltet worden zu sein, um alles, was hier behauptet und gefordert worden ist, durch Lehrbeispiele zu beweisen. Das Stück hat aufgehört, den Theatern blieb die Luft weg. Fast lauter Durchschnittsware wurde geboten, die Zugkraft selbst der berühmtesten Schauspieler erwies sich einem größeren Publikum gegenüber als wirkungslos. Aber das einzige neue Werk, das gezeigt wurde, Bruckners *Elisabeth*, bekam einen außerordentlichen Zulauf, der nicht auf die sehr gerühmte Aufführung zurückzuführen ist. Auch soweit das Theater tat, was zu einem gewissen Prozentsatz ihm immer wieder zu tun gestattet ist, nämlich auf ältere Werke zurückzugreifen, hatte es vollen Erfolg, besonders wenn diese älteren Werke in hervorragenden Inszenierungen zu sehen waren: *Nora*, *Der Schwierige*, *Der blaue Boll*, *Liliom*. Alle übrigen Wege, die versucht wurden, führten immer nur zu Lethargie oder zu Agonie. Aus Mangel an Kontrasten machten selbst die Stücke keinen Eindruck, die einen Erfolg verdient hätten.

Ein einziges Berliner Theater hat sich in diesem Winter nicht erschüttern lassen, ja es konnte sich sogar konsolidieren, ein Theater, das hauptsächlich von Abonnenten abhängig, in einen festen Arbeitsplan gepreßt ist und auf eine genau vorgezeichnete Bahn gesetzt: die *Volksbühne*. Sie hat ihre Aufgabe lösen können, weil sie eine Aufgabe hat.



Kubin

Vierte Dimension

oder: Das Mädchen aus der Fremde

Von

Fränze Herzfeld

Die achtzehnjährige Marquise Miranda von L. lernte ich in Ragusa kennen. Ein zartes, schmales Geschöpf von altem, sehr dekadentem, jugoslawischem Adel. Hellblond. Eine elegante Intelligenz formte das ganze Geschöpf bis in die Fingerspitzen. Sie war ungemein aufgeweckt, ohne geringstes modisches Wissen. Um so reizender war es jüngst, ihren Besuch in Berlin zu empfangen, diesen weiblichen Kaspar Hauser mit dem Spreegeist bekannt zu machen.

Da war zuerst ein Besuch bei dem okkultistischen Fräulein N., die einen großen Anhang hier hat.

„Sie tragen so einen hübschen Smaragd, Fräulein N.“, sagte ich harmlos mit listigen Hintergedanken. Sie stieß ein helles Gelächter aus, das nichts mit Frohsinn zu tun hatte, und sagte: „Das ist ein Apport.“

„Ein Apport vor fünf Nächten“, sagte sie, „ich saß da und meditierte, als ich plötzlich ein Klopfen hörte. Die Wände wurden rot, und die Bilder daran flogen nur so. Ich fühlte eine schwere Hand auf meiner Schulter, die mich in die Mitte des Zimmers schob. Vor meinen Füßen lag eine Bombe, die ich unter dem Zwang dieser Hand zu mir aufhob. Der Smaragd war darin, bereits geschliffen, und ich

erhielt die Weisung, ihn zwei Tage erst in einem Schrank liegen zu lassen und ihn dann zur Fassung zu einem kleinen Juwelier zu tragen. Apporte dürfen nur von kleinen Meistern gefaßt werden. — Einen sehr viel kostbareren Rubin erhielt ich auf gleiche Art vor Monaten, aber er liegt in meinem Schrank, denn er ward mir zuteil mit der Weisung, ihn für eine andere Dame zu bewahren, die mir aber den Apport mit Undank lohnte.“

Ich sah, daß meine schmuckfreudige kleine Marquise nicht unlustig war, den Mund zu öffnen, um das transzendente ältere Fräulein als Agentin zu engagieren, doch winkte ich ab. Wir erfuhren nur noch, daß Diamanten im allgemeinen Kraft geben, Opale und Aquamarine nicht von Erotikern getragen werden dürfen, welch letzteres die kleine Marquise mit großem Plaisir zu Notiz nahm.

Ob denn alle Menschen mediale Kräfte hätten, fragte ich das Fräulein N.

„Das ist verschieden“, sagte sie. „Oft auch die größten Skeptiker. Neulich habe ich den jungen Schauspieler X. hier heraufgelockt, der an nichts glaubt, und den Behälter hier aufgestellt. Der Mann war voll okkultur Kräfte, die — und hier stieß sie ein furchtbar hexisch saturiertes Gelächter aus — zog ich ihm ab in den Behälter und schläfernte ihn völlig ein. Als er erwachte, wußte er nicht, wo er war.“

Ob sie selbst denn immer okkulte Kräfte hätte.

„Keineswegs“, war die Antwort. „Im August nagte an mir der Wurm. Ich war ohne okkulte Kräfte und erhielt die Weisung, die Geister nicht zu zitieren, sondern das Leben zu studieren. Als ich eine Weile das Leben studiert hatte, erhielt ich, um wieder okkult zu werden, die Weisung strenger irdischer Karenz. Ich durfte kein Fleisch essen, keinen Alkohol nehmen und nicht am Tage schlafen. Als ich es einmal gegen die Weisung doch tat, fand ich mich plötzlich, so im Hauskittel, im Lift des Kade-we, nicht wissend, wie ich dort-hin gekommen war. Und der Boy sagte: Fräulein, Sie fahren jetzt schon das achte Mal rauf und runter.“

Ich fragte sie nun nach ihren prophetischen Ahnungen und den Materialisationen.

Den Tod ihres Bruders hatte sie ohne Kunde davon im Schlaf gesehen, das ihr unbekanntes Zimmer genau vor Augen gehabt, das Bett und den Moment seines Todes. — Von ihrer verstorbenen Schwester erhält sie in hellen Momenten Botschaft. — Nachts erscheint ihr manchmal ein verstorbener Gutsbesitzer, der von seinem (übrigens homosexuellen) Pächter getötet wurde. Der Guts-



Rita Zeltner

besitzer weiß nicht, daß er selbst tot ist. Wenn er dem Fräulein erscheint, greift er nach Speisen. Sie bedeutet ihm dann, daß er tot ist. Er glaubt es nicht, kann aber die Speisen nicht greifen und zieht dann verdrossen ab.

Miranda bekam hier einen schrecklichen Hustenanfall, und ich hielt es für gut, die Sitzung nun abubrechen.

„Nun, Miranda?“ fragte ich auf der Treppe.

„Nun kann ich es Ihnen ja sagen“, antwortete sie. „In meiner Familie gab es auch Fälle von Geistesgestörtheit.“

*

Am nächsten Tag gingen wir zu einem Tee, wo von Psychologie und Psychoanalyse gesprochen wurde. Von Mutterkomplexen und Hemmungen war die Rede, von Traumanalyse, von einem Mann, der seiner Frau einen Minderwertigkeitskomplex suggeriert hatte, dergestalt, daß sie, um sich bestätigt zu sehen, mit vielen Männern zu schlafen begann, worauf er sich scheiden ließ und sie los war. — Der Fall einer Frau, die zweimal unglücklich verheiratet war, wurde analysiert, und tief sinnig wurde herausgebracht, daß diese Frau einen Vaterkomplex hatte, an den Vater gebunden wäre und, um ihn nicht zu betrügen, „gewissermaßen unterbewußt absichtlich“ sich immer die falschen Männer aussuchte.

Hier fand ich Miranda verdutzter noch als bei dem spiritistischen Fräulein.

„Nun, Miranda“, fragte ich sie auf der Treppe.

„Meine Großmutter zum Beispiel“, sagte sie, „hatte eine sonderbare Form von Irresein. Die Frau war sonst halbwegs vernünftig, aber allnächtlich um zwölf ging sie mit einer Petroleumlampe in fremde Gärten, die sie nichts angingen, ihre übrigens längst verstorbenen Kinder darin zu suchen. Die Nachbarn nahmen erst großes Ärgernis, aber nachher sahen sie ein, daß die alte Dame sich einen Herzenswunsch damit befriedigte.“

*

Am dritten Tag nahm ich Miranda mit in eine Gesellschaft von jungen Dichtern. Bolschewisten. Alles, was gelebt, getan und geatmet wird, maßen sie an Marx und Hegel und, was nicht marxistisch war, und, was nicht dialektisch war, lehnten sie ab. „Marx hat gesagt . . .“ „nach Hegel ist völlig klar“ . . . Jede zweite Lebensform wurde nach diesem Maßstab unmöglich. Miranda war ziemlich verdrießlich.

„Nun, Miranda?“ fragte ich auf der Treppe.

„Ja, also, das habe ich Ihnen nie erzählt, mein Urgroßvater ging jegliche Nacht um elf auf den Friedhof zum Grabe seines Vaters. Die Stadt gab ihm den Kirchhofschlüssel. Und wissen Sie, was er dort tat? Er besprach dann mit seinem verstorbenen Vater alle laufenden Tagesgeschäfte, Unternehmungen, oft fragwürdige Sachen, mit denen er andere schädigte. Die Antwort des Vaters vernahm er dann nach seinem Wunsch.“

„Liebe Miranda, ich sehe, Berlin bietet Ihnen nichts Neues.“

„Doch“, sagte sie, „bei uns kriegt immer mal *einer* den Sonnenstich, aber hier sehe ich, erkranken ganze *Gruppen* am Nebel.“

Zwei-dimensionale Erzählung

Von

Julo Fehr

Diese Geschichte, die sich in den nachgelassenen Papieren meines Großvaters fand . . .“, begann der alte Herr, mit geschickter, schneller Bewegung einen kleinen Schnurrbart — a l’anglais! — aus seiner Tasche nehmend und ihn sich anverleibend. — Als Lautregulator! wie sein herbeieilender Sohn noch rechtzeitig bemerken konnte.

„Diese Geschichte fand sich in den nachgelassenen Papieren meines Großvaters . . .“, sprach der alte Herr, dabei besorgt nach den Falten der Portiere spähend. Augenscheinlich um der Unliebsamkeit des unvermuteten Anblicks eines möglicherweise zwischen den Vorhängen Hervortretenden nicht unvorbereitet ausgesetzt zu sein.

„Diese Geschichte fand sich in den nachgelassenen Papieren meines Großvaters . . .“ Irgendwie schien die Anordnung der Draperien das Mißtrauen des alten Herrn noch wachzuhalten. Nach einigem Zögern, das unzweifelhaft feinen Takt den Zuhörern — ihrer Geduld! — gegenüber bewies, hielt es der alte Herr doch angebracht, ein sorgfältig zusammengefaltetes Taschentuch in vollendetem Krickwurf gegen das Fensterkreuz zu werfen. Dann, sichtlich befriedigt, fand er wieder zu seinem Beginn zurück: „Diese Geschichte fand sich in den nachgelassenen Papieren meines Großvaters . . .“ Einen gänzlich unfemininen rustikal aufklingenden Niesanfall quittierte er mit vollendet weltmännischem Anstand durch eine diskret dargebotene Unterbrechung. Er griff behutsam den Faden seiner Erzählung wieder auf: „Diese Geschichte, die sich in den nachgelassenen Papieren meines Großvaters fand . . .“

Inzwischen waren einige von mir im Augenblick frei erfundene Gäste aufgetaucht, die zu schildern sich erübrigt, da ich vorhabe, sie über kurz wieder aus der Nähe des alten Herrn für immer verschwinden zu lassen. Ein Umstand, von dem dieser freilich nicht unterrichtet sein konnte, so daß ihn seine ansprechende



Rudolf Grossmann

Liebenswürdigkeit zwang, gelassen wieder mit dem Anfang seiner Erzählung zu dienen. Nicht ohne mit Rücksicht auf den erweiterten Zuhörerkreis seine Mustache — aus akustischen Gründen! wie wir durch freundliche Information seines Sohnes wissen — behutsam in einer seiner Taschen zu bergen.

„Diese Geschichte fand sich in den nachgelassenen Papieren meines Großvaters.“

Ich lasse jetzt die eben zugetretenen Gäste, meiner Ankündigung entsprechend, das Zimmer ohne Gruß verlassen. Eine Art der Verabschiedung, die man im Knigge als die *a la français* vermerkt finden kann. Der alte Herr hatte kaum die Worte: „Diese Geschichte fand sich in den nachgelassenen Papieren meines Großvaters . . .“ artikuliert, als ihn diese wirklich ganz unangebrachte erneute Unterbrechung attackierte. Viel zu gut erzogen, untertan den Regeln des Anstandes — die sich hier nicht ganz mit dem guten Anstand eines Dichters seinen Lesern gegenüber vertragen! —, erlaubte sich der alte Herr nicht die leiseste Andeutung einer Mißbilligung. Im Gegenteil, mit freimütigem Lächeln und leicht die Fingerspitzen erhebend, wiederholte er Wort für Wort skandierend: „Diese Geschichte fand sich in den nachgelassenen Papieren meines Großvaters . . .“

Hier aber erfuhr die wohligh in den Grenzen guter Konvention temperierte Stimmung die kältende Zugluft einer kritisierenden Bemerkung: „Diese Geschichte *wurde!* Sie wurde in dem Nachlaß gefunden!“

„Liebste, ist dies nicht eine andere Diktion? Bleibt die Version nicht die gleiche?“

„Diese Geschichte *wurde* gefunden!“

„Liebste, ich pflichte dir bei. Aber warum zwingst du mich zu dieser Diktion?“

„Nicht Diktion! Ich bitte um eine Version, die sich einigermaßen mit der Wahrheit in Einklang bringen läßt. Nicht *du* hast in den blödsinnigen nachgelassenen Papieren deines Großvaters eine Geschichte gefunden, von der ich übrigens überzeugt bin, daß sie sich in keiner Weise zu erzählen lohnt. Nicht *du* hast sie gefunden. Sie *wurde* gefunden!“

„Liebste, natürlich lohnt sich dieses *fait* nicht zu erzählen. Doch der Anfang ist unerschöpflich in seiner anregenden Unterhaltung. Aber in der Tat, ich habe nicht *ich*, sondern *sich* gesagt. Es ist leicht festzustellen. Du brauchst nur diese Zeilen wieder zu überlesen.“

„Eine Zumutung, der fünf Jahre Zuchthaus vorzuziehen sind!“

Der alte Herr schnitt ein Drittel einer Simon Arzt zu einem Rhomboeder. Drückte diesen behutsam in eine entkernte Pflaume *a la Lenin*. Durchstach sie seitlich mit dem Bonicott, ließ sie durch den Bediener mit einer Henry Clay leicht beklopfen und in hauchfeine Scheiben zerschneiden. Diesen Eagletail von der Provenienz des Royal Carlton, der sich auf eisgekühlten böhmischen Glasplättchen serviert (zwei Grad unter Null, Celsius. Nach Lepsius!), offerierte er seinen Gästen, sie dadurch von dem Alpdruck einer allzu tumultösen Kritik erlösend.

„Diese Geschichte wurde“ — mit leicht angedeutetem Neigen Lady Hesselquist gegenüber! — „in den nachgelassenen Papieren meines Großvaters gefunden . . .“

„Und die Moral von der Geschichte?!“



Theo Scharf

„Liebste. Die Moral?“, echote der Gefragte.

„Ja, so was wie Moral oder Pointe?! Willst doch nicht behaupten, daß irgendeine Pointe . . .?“

„Aber Liebste. Die Pointe?“, gab der alte Herr zurück, nachdem er vergeblich höflich kurze Weile der Vollendung des Satzes entgegenschwiegen hatte.

„Was soll denn diese Geschichte? Sie hat ja gar keine Existenzberechtigung. Was spielst du dich als Held dieser gänzlich würzlosen Erzählung auf?“

„Liebste. Ich? Als Held? Wieso? Vielleicht ist es deiner Aufmerksamkeit entgangen, daß ich ja erst beim Anfang meiner Geschichte bin?“

„Du steckst ja mitten in dieser Geschichte drin; sie nähert sich bereits ihrem Ende!“

„Es ist dies das erstemal meines Wissens“, stellte der alte Herr fest, „daß die Perspektive einer Geschichte von einer Ebene auf die andere voltigiert. Ein Phänomen in der Geschichte der Literatur. Wert, von einer verständigen Redaktion ihren Lesern dargeboten zu werden. Eine unerschöpfliche Quelle neuer Verdienstmöglichkeiten für Literaturprofessionals. Ich für meine Person sehe mich leider gezwungen, aus dieser Geschichte auszutreten, denn es könnte der Verdacht auftauchen, daß ich mit meinen einleitenden Worten hätte zu einer Geschichte auszuholen wollen, die irgendwie zu einer kommerziellen Ausbeutung gebracht werden sollte. Ein unstatthafter Verdacht, dem zu keimen auch nicht die geringste Möglichkeit geboten werden darf.“

Das Leben der amerikanischen Millionärskinder

Bericht eines Erziehers

Von

James Noble Gifford

Von den vielen Kindern amerikanischer Millionäre, die ich im Laufe der Jahre zu erziehen hatte, war vielleicht jener vierzehnjährige Junge, der zusammen mit seiner Mutter in einem fashionablen Seebad Florida wohnte, der schwierigste Fall. Die Saison näherte sich ihrem Ende, als ich ihn übernahm, soeben hatte ihn ein anderer Erzieher stehen lassen. Dieser Junge — wir wollen ihn John nennen — war außerordentlich wenig erzogen, trotz einer Reihe von Erziehern, die er schon gehabt und trotz der guten Schule in New York, die er sehr unregelmäßig besucht hatte und der am kläglichen Resultat nicht die Schuld gegeben werden kann. Ich sprach mit seiner Mutter über ihn.

„Was soll ich tun, Mr. Gifford?“ Sie blickte mich, auf dem Strande liegend, aus ihren schönen veilchenblauen Augen groß an. Sie war und ist noch eine sehr schöne Frau. „Sein Stiefvater will nichts mit seiner Erziehung zu tun haben, und ich kann den Jungen nicht zum Gehorsam zwingen. Er ist eben so schlecht erzogen.“

Der Junge gehorchte nur der Laune des Augenblicks. Ich gewöhnte ihm manches ab, aber es war schwer, mit ihm auszukommen. Er sagte seiner Mutter einmal beim Lunch, sie möge den Mund halten. Ich bat ihn darauf, das Zimmer zu verlassen. Als er zögerte, erhob ich mich und sagte ihm, daß nun entweder er oder ich gehen müßten. Dann ging er. Nach den Prüfungen verließ ich ihn mit zerrütteten Nerven und mit dem Gefühl einer Niederlage. Dieser Junge wird ganz bestimmt ein prominenter Mann werden. Er wird Millionen kontrollieren und wird die Dinge und Menschen beherrschen, die von diesen Millionen abhängen. Nicht auszudenken!

Aber die Leiden des Erziehers künftiger Millionäre sind bisweilen amüsanterer Art. Das Merkwürdigste ist die Sparerei, die diese Millionäre treiben. Man gewöhnt sich bei ihnen an Papierservietten, an knappe Portionen und an Spinnewebe über dem Bett. Aber sie treiben es mitunter noch toller.

Das Tollste, was ich an Sparerei bei einer schweren Dollarmillionärsfamilie sah, erlebte ich auf einem wirklich wundervollen Landsitz in der Nähe von New York. Die liebenswürdige Dame des Hauses rief in meiner Gegenwart den Feinkostladen an, der nur einige Schritte vor dem Tor ihres Parks lag. Sie telefonierte in meiner Gegenwart, wahrscheinlich, um durch die Tat zu beweisen, was sie mir früher einmal erzählt hatte, daß sie außerordentlich häuslich veranlagt sei. Die Dame hatte mir unter anderem erzählt, daß sie ihre Schlafstube immer selber aufräume: „Der Gedanke, daß ein Dienstbote mein Zimmer betreten könnte, macht mich krank.“ In diesem Augenblick kam ein Mädchen, beladen mit Besen und Staubtüchern aus der sakrosankten Schlafstube. Die Dame telefonierte: „Ja, und schicken Sie mir zwei Pfund Kaffeemischung . . . Sie wissen nicht, was



Medium



Sitzung

Rapid-Photos



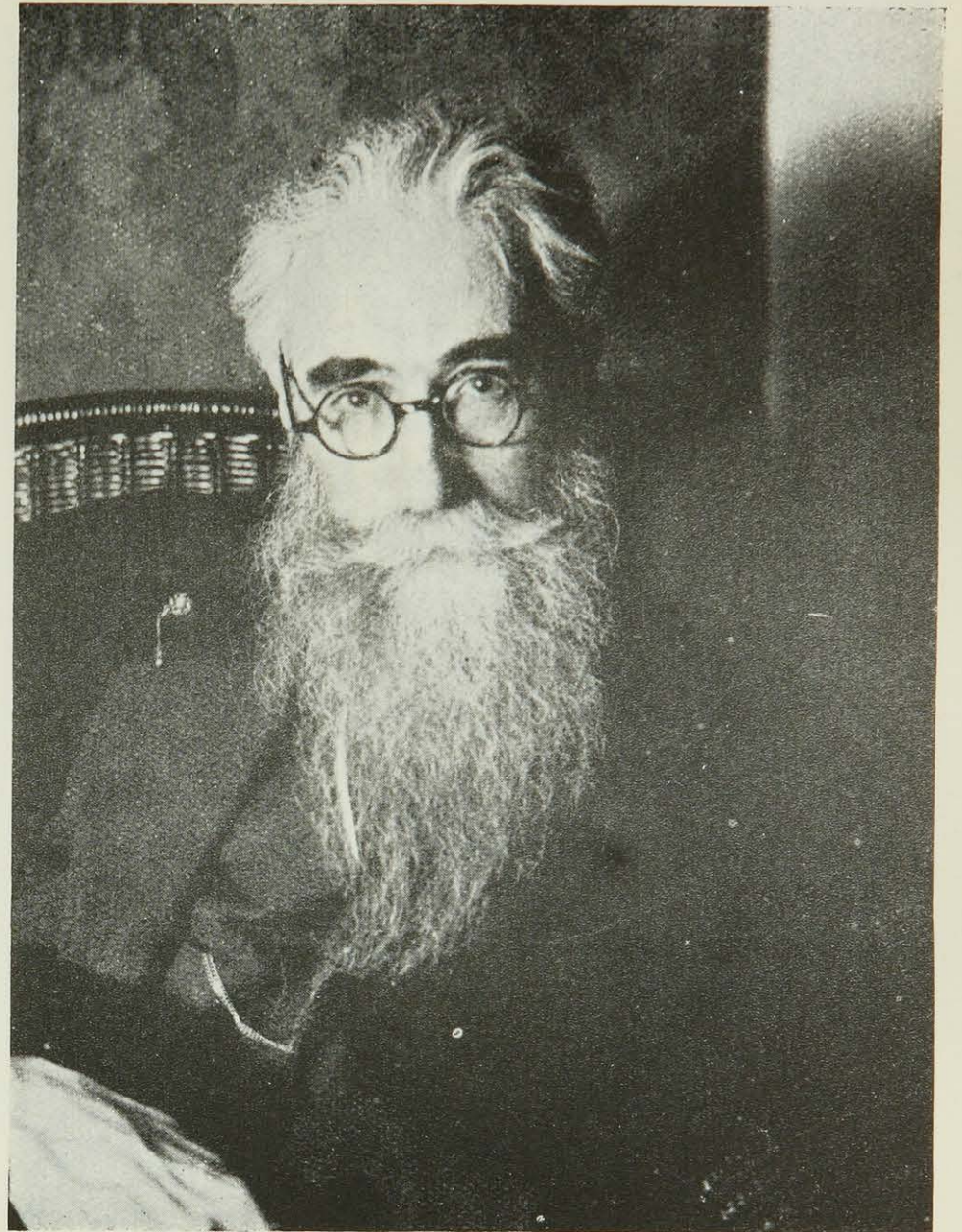
Photo Keystone View

Skikonkurrenz in Predeal (Rumänische Karpathen)
Königinmutter Maria, Kronprinz (Exkönig) Mihai, Königin Elena, König Carol II.

Spanische Köpfe



Der Philosoph José Ortega y Gasset

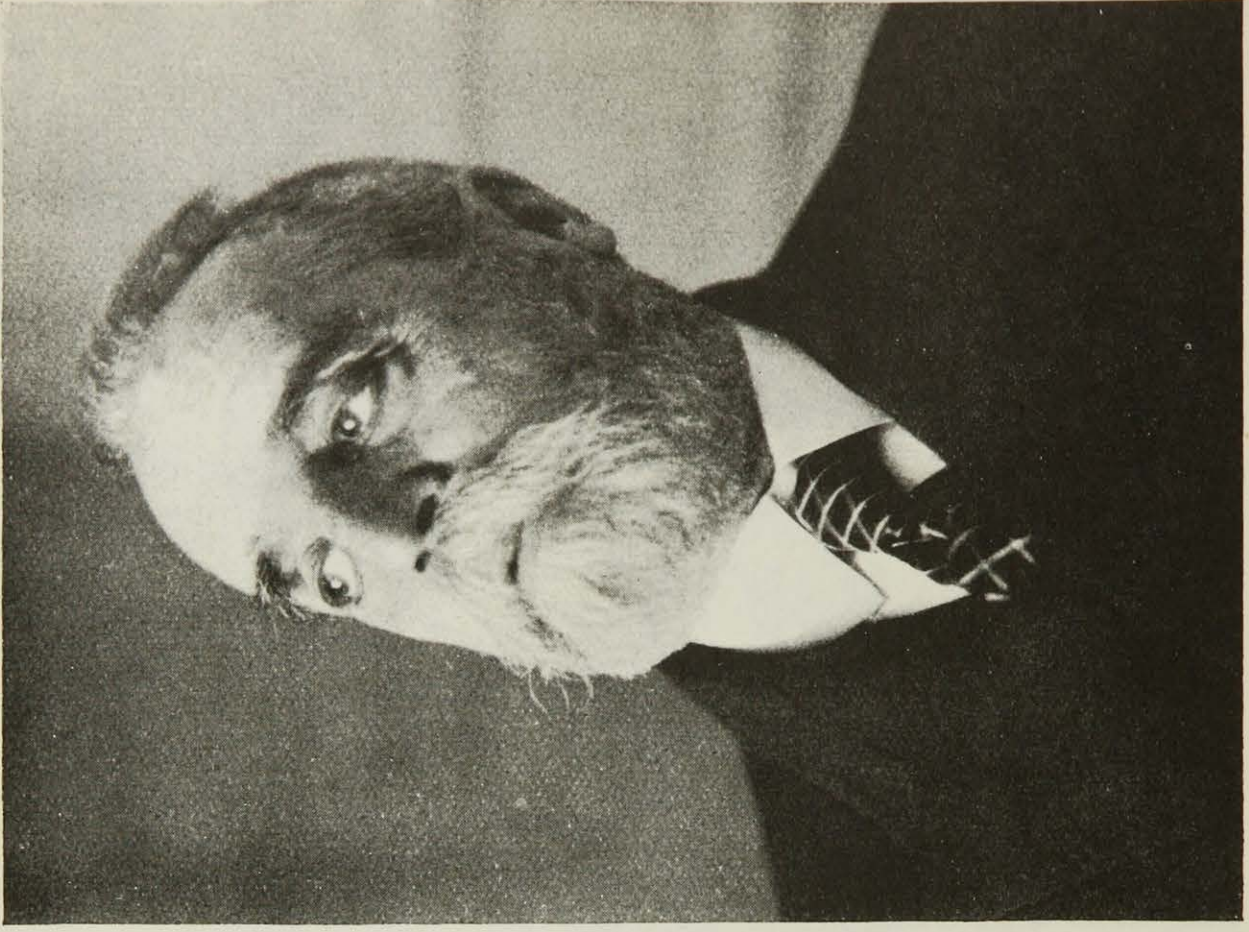


Der Dichter Ramón del Valle-Inclán

Photos Malina



Graf Bugallal



Don José Sánchez Guerra

Kaffeemischung ist? Ich meine, eine ganz schlechte Sorte. Wenn ich guten Kaffee habe, trinken meine Dienstboten so viel, daß ich es nicht erschwingen kann.“

Am selben Abend noch hatte die Dame auf ihrer Tafel eine herrliche Sektfontäne aufstellen lassen; im Bassin, in das der Sekt fiel, lagen seltene, erlesene Früchte.

Vor einigen Jahren hielt man ein gewisses Seebad in Florida besonders geeignet für Kindererziehung und schickte viele Millionärskinder hin. Ich verbrachte vier Semester in diesem Seebad und unterrichtete die Millionärskinder in ganz kleinen Klassen. Ich arbeitete in einer ausgesprochenen „money school“, einer Schule für die Kinder reicher Leute. Einer meiner Zöglinge war ein lieber Junge von neun oder zehn Jahren. Ich fragte seine Klasse einmal, was wohl die drei unentbehrlichsten Dinge des Lebens seien. Ich hoffte, daß sie es noch wissen würden: nämlich Nahrung, Kleidung und Obdach. Mein Junge meldete sich und sagte, er könnte *ein* unentbehrliches Ding nennen. Und er nannte es: „Parfüm.“

Die Jungen lachten, aber ich gebot Ruhe. Ich hatte meinem Jungen ins Auge geschaut und wußte, daß er gar nicht scherze. Ich war verblüfft. Diese Kinder reisen mit ihren Gouvernanten und Erziehern das ganze Jahr herum und sind über ihre Jahre reif. Sie verbringen die meiste Zeit in der Gesellschaft von Erwachsenen. Ich wandte mich an den Jungen, sehr ruhig: „Denkst du wirklich, daß Parfüm ein Ding sei, ohne das du nicht leben könntest?“

Er dachte ein bißchen nach und sagte dann ernst: „Ich dachte ja nicht an mich selber. Ich versuchte, an die Erwachsenen zu denken.“

„Aber du denkst doch nicht, daß den Erwachsenen das Parfüm unentbehrlicher sei als das Essen?“

„Jetzt sehe ich ein, Mr. Gifford, daß das nicht stimmen kann. Aber ich glaube doch, meine Mutter könnte eher ohne Essen leben als ohne Parfüm.“

Ich erzählte die Antwort des Jungen gelegentlich seiner Mutter, und sie amüsierte sich über sie königlich. Aber ebenso amüsierten sich die Leute, als ich ihnen die Antwort des Jungen auf meine Frage erzählte, wie oft seine Mutter verheiratet gewesen sei. „War es dreimal oder viermal gewesen?“ war seine Antwort. Er wußte es nicht. Ich sagte ihm, er möge sich schämen und nachdenken. Und dann sagte ich ihm, daß seine Mutter dreimal verheiratet gewesen sei. Aber heute hält sie schon beim fünften Gatten.

Wie reif und unreif diese Jungen zu gleicher Zeit sein können! Ein elfjähriger Junge kam immer zu spät zum Unterricht. Schließlich gab ich ihm einen Zettel, auf dem ich seine Verfehlungen aufgezeichnet hatte, und bat ihn, ihn mir am anderen Tag, von seiner Mutter unterschrieben, zurückzubringen. Er brachte ihn mit der Unterschrift seiner Erzieherin zurück. Ich gab mich nicht zufrieden. „Sagte ich dir nicht, daß du das Ding deiner Mutter zeigen müßtest?“

Der Junge brach in Tränen aus. „Ich habe meine Mutter seit einer Woche nicht gesehen.“

Er lebte in ihrem Haus und bekam sie eine Woche lang nicht zu Gesicht. Und diese Frau hatte zu mir so oft in der überschwänglichsten Weise von ihrer Liebe zu ihren Kindern gesprochen.

Einmal bemerkte ich, daß ein Millionärsjunge während des Unterrichts Gummi kaute. Ich fragte ihn, ob er jetzt sein Frühstück beende oder schon sein Mittagbrot

begonnen habe. Die Klasse lachte, aber der Junge blieb ernst: „Verzeihen Sie, Mr. Gifford, aber meine Weckuhr weckte mich nicht rechtzeitig, und ich konnte im Eisschrank nichts zu essen finden.“

Dieses Kind eines vielfachen Millionärs war noch nicht elf Jahre alt und hatte sich schon längst daran gewöhnt, des Morgens von der Weckuhr geweckt zu werden und sich aus dem Eisschrank etwas zu essen zu holen. Es stellte sich heraus, daß der Junge oft ohne Frühstück zur Schule gekommen war, meistens aber hatte sein Frühstück aus Hummermayonnaise bestanden. In einem Elendsviertel hätte der Fall einfach gelegen, hier konnte ich dem Kinde einfach nicht helfen. Das Bild seiner Mutter war in diesem Winter in so gut wie allen Sonntagsbeilagen zu sehen. Sie hatte weder Zeit noch Geld, um wenigstens eine Negerin zu mieten, die dem Jungen ein Frühstück gekocht hätte. Der Junge ging im Hause aus und ein, kein Mensch fragte ihn, wo er seine Zeit verbrachte. Er besuchte regelmäßig drei Kinovorstellungen am Tage. Er wusch sich nie die Ohren. Ich schickte ihn einmal nach Hause, weil er so dreckig war, aber es nutzte nichts.

Ich hatte auch einen anderen elfjährigen Jungen, der kam täglich in einem großen ausländischen Auto zur Schule, das seine Eltern eigens für ihn hatten kommen lassen. Auch er war dreckig. Ich sah zu, so lange ich konnte, aber als er einmal in einem namenlos schmutzigen Hemd in der Klasse erschien, schickte ich ihn nach Hause. Er kam zurück mit einem Brief seiner Mutter, darin stand unter anderem: „Mein Junge darf nicht auf extravagante Gedanken kommen. Wenn er sein Hemd beschmutzt hat, muß er es bis zum Ende der Woche tragen.“ Das war an einem Mittwoch.

Einmal kam der Vater einer meiner Zöglinge zu mir und meinte, er dulde nicht, daß sein Sohn längere Stücke abschreibe, um seine Handschrift zu verbessern. „Wenn er einmal erwachsen ist, wird er überhaupt nicht schreiben müssen. Er wird schon Einen bezahlen können, der für ihn die Schreibearbeit besorgt.“

Ich erzählte ihm darauf von einem persischen Aristokratenkinde, das nach Konstantinopel geschickt wurde, um ins Robert College einzutreten. Das Kind kam mit einer Art Hofstaat an und mit einem Erzieher, der die Aufnahmeprüfung statt seiner ablegen sollte. Das Kind war tief überzeugt davon, daß niemand an ein Wesen seines Ranges Fragen richten dürfe. Es wurde nicht aufgenommen. Der Millionär, dem ich diese Geschichte erzählte, lachte: „Das war in Konstantinopel!“ Sein Junge würde eben immer einen Sekretär halten.

Diese armen Millionärskinder haben oft Sinn für Humor. Ich kam einmal auf den Schulhof, da hatten sie eben einen Jungen niedergeboxt. Ich brach ein in ihren Kreis und forderte Aufklärung: „Oh, Sam spricht immer so gebildet. Wir wollten wissen, ob er seine Grammatik nicht vergißt, wenn wir ihn tüchtig verhauen.“ Er hat seine Grammatik nicht vergessen! Das hat er seiner braven Mutter zu verdanken, die ihn zum Gentleman erzog.

Ein Erzieher hat es schwer, besonders wenn er in der Familie seines Zöglings lebt. Er ist nicht Gast, denn er arbeitet ja für die Familie und kann entlassen werden. Andererseits fällt er nicht in dieselbe Kategorie wie die andern Angestellten. Ich habe die mannigfaltigsten Erfahrungen gemacht. In einer Familie in Long Island wurde ich bei der Tafel regelmäßig übergangen,

wenn Wein serviert wurde, in einer andern in Tuxedo Park hätte ich nicht höflicher behandelt werden können. Man wird nicht im Zweifel sein, welche von den beiden Familien sozial höher stand. Aber bei den Long-Island-Leuten mußte ich einmal lachen. Ihr Haushofmeister kündigte ihnen, weil er die viele Arbeit, die von ihm verlangt wurde, ohne Hilfe nicht leisten konnte. Die Dame des Hauses war wütend und sagte ihm, sie würde ihm nie eine Empfehlung geben. Nie werde ich seine Antwort vergessen: „Ich danke Ihnen, Madame. Ihre Empfehlung könnte mir sehr hinderlich sein, einen guten Platz zu finden.“

Dreimal in drei Jahren verlor ich den Posten, weil ich nicht Golf spielte. „Tut mir leid, Gifford“, sagte mir ein Millionär, „aber ich behalte nie einen Erzieher, der nicht mit mir Golf spielen kann.“

Meine Erfahrungen sind typisch. Die Leute, von denen ich gesprochen habe, besitzen zusammen mehrere hundert Millionen Dollar. Viele von ihren Kindern werden roh, unkultiviert und schwach aufwachsen. Und doch ist die Erziehung eines Millionärskindes so wichtig wie die eines Kronprinzen. Die Väter beklagen sich: „Sagen Sie mir bloß, warum mein Kind zu nichts nütze ist? Ich habe ihm ja alles gegeben. Ich selber hatte nichts und war doch erfolgreich.“ Ich hatte es ihnen zu erklären versucht, aber sie haben mich nicht verstanden. Diese Leute haben ihren Söhnen tatsächlich nichts gegeben, nichts von ihrer Zeit. Die Kinder erhielten teuren Sportunterricht, aber weder von ihnen noch von irgend jemand anderem wurde ihnen Verständnis und Mitgefühl zuteil. Einem der Jungen verbot man, mit seinem Freunde Tennis zu spielen, weil er sich einen unkorrekten Schlag angewöhnen könnte; wenn er Tennis spielen wolle, möge er sich an einen Berufstrainer wenden. So leben diese Kinder. Zwei- oder dreimal in der Woche werden sie regelmäßig dem Arzt vorgestellt, aber sie sehen nicht gut aus. Sie haben seltene Krankheiten, die es unter der Millionengrenze kaum gibt. Sie werden bald stündlich gestört, bald ganz vernachlässigt. Als kleine Kinder werden sie meistens von Ausländerinnen betreut, deren ganze Qualifikation in ihrem Ausländertum besteht. Ich fragte einmal einen Jungen von dreizehn Jahren, was er an seinem einundzwanzigsten Geburtstag machen würde. Er sagte prompt: „Den ganzen Tag in der Untergrundbahn fahren. Ich bin noch nie mit der Untergrund gefahren. Das muß doch herrlich sein.“



Max Beckmann

Die Herren der Schöpfung

Von

Clare Sheridan



Hans Aufseeser

Als ich jung war, hielt ich die Selbsteinschätzung der Männer für richtig. Ich war geblendet von dem unfehlbaren Wesen, dessen Recht zu herrschen, zu führen und zu kommandieren ich nie in Frage zog. Aber vierzehn Jahre Witwenstandes haben den Zauber einer vierjährigen Ehe verblasen lassen. Jetzt habe ich Abstand zum Mann, er gehört nicht mehr zu meinem täglichen Leben, sondern ist ein Gegenstand der Unterhaltung und des abstrakten Studiums geworden. Ich sehe ihn leidenschaftslos. Er interessiert mich, um so mehr, als mein Sohn heranwächst.

Ich will meinen Sohn nicht heruntersetzen. Er ist körperlich untadelig, geistig frisch und moralisch fest, und ich gehöre zu der großen Schar „törichter“ Mütter, die blind anbetet, habe aber die Gabe, die Dinge auseinanderzuhalten. Der Versuch ist noch nicht annähernd beendet, der Junge ist erst vierzehn! Seine Schwester ist vier Jahre älter als er, es ist also nur natürlich, daß sie ihm augenblicklich geistig überlegen sein soll. Aber mit vierzehn war sie bereits weit entwickelter, als er es gegenwärtig ist. Mit vierzehn las sie Anatole France; war sie verantwortungsbewußt und *dachte nach*; sie erniedrigte mich nie zur Rolle des Kindermädchens, nie mußte ich sie dazu anhalten, ihre Hände zu waschen oder ihre Schuhe zu wechseln. Sie war verständig genug, um hereinzukommen, wenn es regnete, und einen Mantel anzuziehen, wenn es kalt war. Sie war wohlerzogen, ohne daß man sie dazu anhalten mußte, machte die Türen auf und ließ Ältere vorgehen, und nahm nie das letzte Stück Kuchen vom Teller. Sie ging ins Bett, ohne daß es des Drängens bedurfte, und legte ihre Kleider säuberlich über eine Stuhllehne; sie hob sogar Sachen auf, die auf den Boden gefallen waren. Mein Sohn tut nichts von alledem.

Wenn ich in das Zimmer meines Sohnes gehe, komme ich mir vor, als sei ich in der Wildnis. Chaos und Durcheinander erwarten mich. Ich werde plötzlich in ein Stubenmädchen verwandelt, in eine Kindsmagd und Erzieherin. Ich vergesse all die schönen Dinge, die ich ihm hatte sagen wollen, ich bücke mich nur und hebe auf. Der Schreibtisch, an dem er nie schreibt — ich habe in meinem Kopf ein Verzeichnis aufgestellt! — ist mit Patronen bedeckt, die eben hergestellt werden,

deshalb steht da eine Untertasse voll loser Schrotkörner, Pfropfen, eine Blechbüchse voll Pulver und ein Instrument, die Ladung in die Hülsen zu stopfen. Des weiteren ein langer Stock zum Reinigen des Gewehrs; ein unzählbares und unbenennbares Durcheinander von Messingstücken, Draht, Schrauben, Muttern, Ventilen und was sonst noch allem — alles Bestandteile eines Radios, das er auseinandergenommen hat. Ferner ein illustrierter Automobil-Katalog, ein Hammer, ein Schraubenzieher, Bindfadenrestchen, Messer usw., ein reichlich abgegriffenes Buch über Schiffsbau. Ein richtiger Bubentisch, werdet ihr sagen, und normal — ganz wie er sein soll. Ja, aber der Tisch hat nicht gereicht, und auch der Fußboden muß herhalten, nichts wird aufgeräumt, und deshalb kann nichts abgestaubt werden! Der Anzug liegt als ein Bündel auf dem Boden.

Nun mag ich ja vielleicht allerhand über die häuslichen Bedürfnisse und Gepflogenheiten der männlichen Lebewesen vergessen haben, aber ich weiß noch, daß Hosen, wenn man sie zusammengeknüllt liegen läßt, sich nachher in weit schlimmerem Zustand befinden als etwa ein Weiberrock, dem man dieselbe Behandlung angedeihen läßt. Hosen sollten wenn möglich täglich gebügelt werden. Da man das nicht kann, sollten sie zumindest gefaltet und sauberlich auf einen Stuhl gelegt werden. Ich hebe also die Sachen vom Boden auf. Das erscheint mir einfacher als lange Auseinandersetzungen.

„Hast du deine Zähne geputzt?“

„Nein — ich bin zu müde.“

„Hast du sie heute morgen geputzt?“ Er weiß es nicht mehr genau, was besagt, da er wahrheitsliebend ist, daß er es nicht getan hat. Seine Schwester dagegen pflegt ihre Zähne zu putzen und benutzt reichlich Seife im Bad. Er ist nicht übermäßig auf ein Bad versessen, willigt aber, wenn man ihn drängt, ein, sich hineinzulegen und sich aufweichen zu lassen. Das Wasser ist ebenso klar, wenn er heraussteigt wie beim Hineinsteigen. Er sagt: das ist darum so, weil er so rein ist! Ich weiß, daß es so ist, weil er keine Seife benutzt. Bei den seltenen Gelegenheiten, wenn er Seife nimmt, weiß ich es. Da läßt er sie im Wasser liegen und schmelzen!

Er ist am glücklichsten, wenn er ein Gewehr oder eine Pistole abfeuern kann. Ist kein zum Töten geeignetes Tier in der Nähe, so stört er die Stille unseres Gartens damit, daß er auf ein Ziel schießt, möglichst auf eine Flasche, die er auf dem Gartenweg zertöppert, auf dem ich mit sandalenbewehrtem Fuß lustwandle. Ist's keine Flasche, dann ein Eimer. Der Lärm, mit dem das Geschloß das Zink durchschlägt, gefällt ihm. Nach seiner Abreise konnten wir keinen Eimer auf-treiben, der Wasser hielt.

Wenn er von einem Ritt zurückkommt, schubst er das Pferd in den Stall und läßt es stehen. Kommt seine Schwester vom Reiten heim, nimmt sie den Sattel ab, reibt das Pferd trocken und befreit es vom Zaum.

Als er das letztmal in die Schule abreiste, nahm er seinen Lautsprecher mit, eingewickelt in Papier; er packte einen mit Säure gefüllten Akkumulator in den Lautsprecher hinein. Der Gärtner, ahnungslos, lud sich den Lautsprecher auf den Rücken und trug ihn zum Wagen. Die Säure floß aus; eine Stunde später waren Hemd und Hose des Gärtners buchstäblich in Fransen! Zweifellos erging es den Trägern, die ihn zum Zug brachten, ebenso. Jedes Mädchen hätte so viel Vernunft besessen, beides getrennt zu tragen: „Vorsicht! Nicht stürzen!“

Wir beide, seine Schwester und ich, sitzen da und flicken seine Kleider, nähen Knöpfe an und stopfen seine Socken. Das gilt als selbstverständlich. Wir werden deshalb nicht als überlegen eingeschätzt, weil wir nützlich sind, sondern er ist überlegen, weil er hilflos ist. Ein Mann, der einen Knopf annähen könnte, wäre eine Zielscheibe des Spottes. Imstande sein, eine Nadel einzufädeln, wäre ein Schandfleck auf seiner Männesehre. Die Tatsache, daß ein Mann mit grobschlächtigen Händen die verwickelteste künstliche Fliege zum Fischen zusammenbasteln kann, könnte einen auf den Gedanken bringen, daß er nähen könnte, wenn er es versuchen wollte; aber er ist zu stolz, um es zu versuchen.

Jedermann weiß, daß überall, wo Gemeinschaftserziehung eingeführt ist, die Mädels immer den Jungen voran sind. Mit siebzehn ist ein Junge kaum mehr als ein Tollpatsch. Ein Mädchen ist eine Frau, die gebären kann. Im Hinblick auf die Tatsache, daß nur die Abkommenschaft mütterlicherseits außer Zweifel feststeht, daß nur die weibliche Linie eine sichere Nachkommenschaft garantiert, scheint es unglaublich, daß sich Besitz und Name bei einem Fideikommiß auf die männlichen Nachfahren vererben.

Daß die Frau vor der Geburt Einfluß auf die menschliche Rasse hat, scheint sie mir widerspruchlos überlegen zu machen, trotzdem beansprucht der Mann den Vorrang. Der Grund? Ich suche danach, suche nach dem Faden, der ins Geheimnis der männlichen Vorzugsstellung führt. Vielleicht wurde sie ihm eingeräumt dank seiner Eigenschaft als Gesetzesgeber, Staatsmann, Ernährer und Soldat? Aber heutzutage bestimmen auch die Frauen die Gesetze. Sie haben sich nicht als unfähig erwiesen im Parlament, ihre Reden waren nicht dümmer als die der Männer. Auch am Kampf ums tägliche Brot haben die Frauen teil, sie ernähren nicht nur sich selbst, sondern steuern zum Haushalt bei. Erst dieser Tage hörte ich die Äußerung eines angesehenen Aristokraten: er suche nach einer Frau, die ein Mitarbeiter und nicht nur ein hübsch anzusehender Parasit wäre. Nur die diplomatische und militärische Laufbahn bleiben ausschließlich männliches Vorrecht. Sie verteidigt er eifersüchtig mit einer Art letzter Verzweiflung. Trotzdem hat das kaiserliche Rußland der Welt das Beispiel einer Frauentruppe gegeben. Sie bewährte sich als eine streitbare Einheit. In der Revolution hielten sie wacker stand, während die Männer davonliefen. Ich selbst habe eine russische Fürstin gekannt, die während des Krieges in den Reihen eines Kosakenregiments diente. Ihr Mann und ihre Brüder waren Offiziere. Sie wurde dreimal verwundet. Sie war nicht unweiblich. Ich bin überzeugt, daß es in allen Ländern solche Frauen gibt, körperlich kräftige Frauen, und tapfer dazu, die sich nicht zum Haushalt „berufen“ fühlen und nie Kinder haben werden. Das zwanzigste Jahrhundert hat sie geschaffen; sie könnten ein ansehnliches Regiment zusammenstellen. Ich befürworte es nicht, denn ich bin gegen den Krieg, aber ich behaupte, daß Frauen Soldaten sein können, daß auch Frauen zu sterben verstehen. Laut ärztlicher Aussagen können Frauen körperliche Schmerzen besser ertragen als Männer.

Worin also ist der Mann überlegen? Laßt uns scherzeshalber einmal annehmen, daß die Welt, so wie sie sich uns heute darstellt, seit einiger Zeit ausnahmslos von Frauen regiert worden wäre. Malen wir uns aus, wie der Mann sich in seinen Lehnstuhl zurücklehnt und das Ganze begutachtet. Er äußert sich abfällig über das

Versagen der Frauen in der Diplomatie. Sie haben den großen Krieg nicht vermeiden können. Er ist sicher, daß, wenn Männer an ihrer Stelle gewesen wären, es keinen Krieg gegeben hätte. Ist nicht die Diplomatie dazu da?

Der Vertrag von Versailles! Er brummelt: Was für ein Unding! Wie kurz-sichtig diese Frauen sind! Sie hätten einen Elementarkursus in Geographie durchmachen müssen, ehe sie sich anmaßen, ein neues Europa zu umgrenzen! Dann das ganze Genfer Palaver! Wie diese Frauen schwätzen und schwätzen . . . und wie wenig sie handeln. Nun zu den Memoiren Fochs und Clemenceaus. Wie



Käthe Knorr

sie einander verleumden! Weiber können den Mund nicht halten, selbst nicht nach dem Tod! Des weiteren die Unruhen in Indien. Eine sogenannte sozialistische Regierung schießt auf ein Volk, das Selbstbestimmungsrecht fordert!

Frauen sind so unlogisch! Man betrachte die ständig wachsende Zahl der Arbeitslosen. Bald wird die ganze Welt von Unterstützung leben, auch die Landwirte, wenn die Besteuerung sich nicht ändert. Zuschüsse! Immer neue Zuschüsse! O, die weichen Herzen dieser Frauen! Das Land wird in die Binsen gehen mit ihren Zuschüssen! Ein weiteres Mal haben sie einen Handelsvertrag mit Rußland unterzeichnet. Einen Tag brechen sie die Beziehungen ab, den nächsten . . . O, die Launenhaftigkeit der Frauen! — So würden die Männer reden, wenn die Frauen verantwortlich wären für alles, was geschehen ist.

Wenn es den Anschein hat, als habe ich es an der nötigen Achtung vor den Herren der Schöpfung fehlen lassen, bitte ich um Verzeihung. Ich möchte sie so wenig heruntersetzen wie meinen Sohn. Sie sind der Sonnenschein, das Licht und der Schatten des Lebens, ohne den alles schal, fahl und unerträglich ist. Der Mann ist der natürliche Gefährte der Frau. Seine Mitarbeit ist wichtig, seine Zustimmung notwendig, sogar sein Mißfallen angenehm anspornend. Seine Logik ist die Ergänzung zur Intuition der Frau. Seine Urteilsfähigkeit ist das Gegenstück zur fraulichen Vision. Aber sein Anspruch auf Überlegenheit bleibt unbewiesen und der Grund seiner Vorzugsstellung ein Rätsel.

(Deutsch von Hans B. Wagenseil.)

Amerikanische Gedichte

Von

Paul Morand

*

Zur Küste hinunter

*Auf jedem Nachttisch liegt eine Bibel,
gestiftet von den Gedeons,
dem christlichen Verband der Handlungsreisenden.*

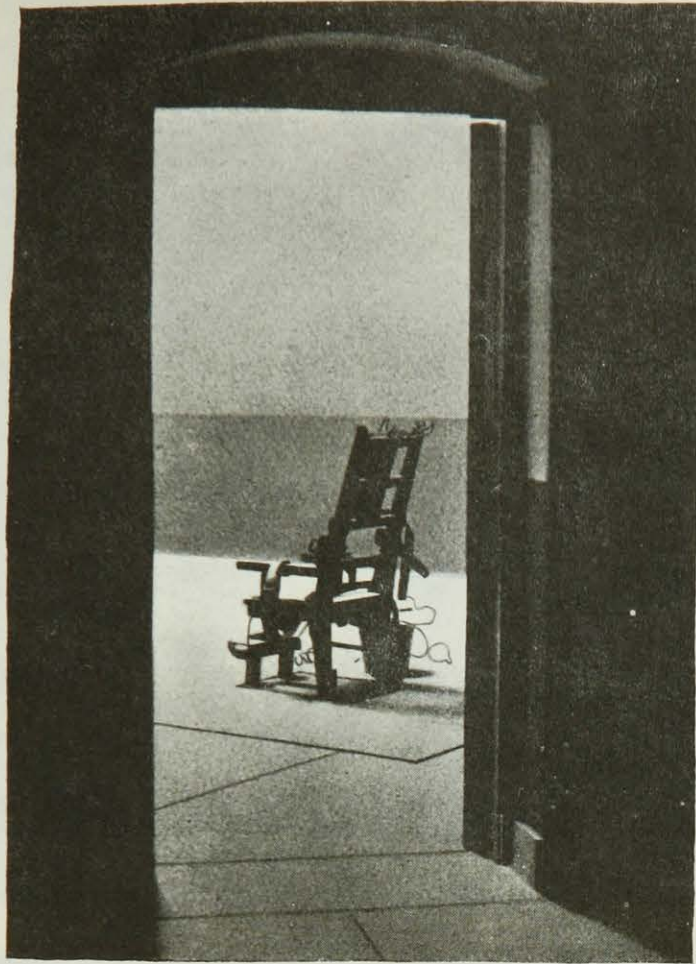
*Anschlagzettel empfehlen,
mit Unbekannten nicht Bridge zu spielen:
„Vorsicht gegen Bauernfänger!“*

*Die Landschaft ist wie Corned-beef
in Weißblech gepackt.
Schneespitzen dolchen in den Himmel;
dabei muß ich an Mallarmé denken,
der es sich nie versagen konnte,
glacier auf acier zu reimen.*

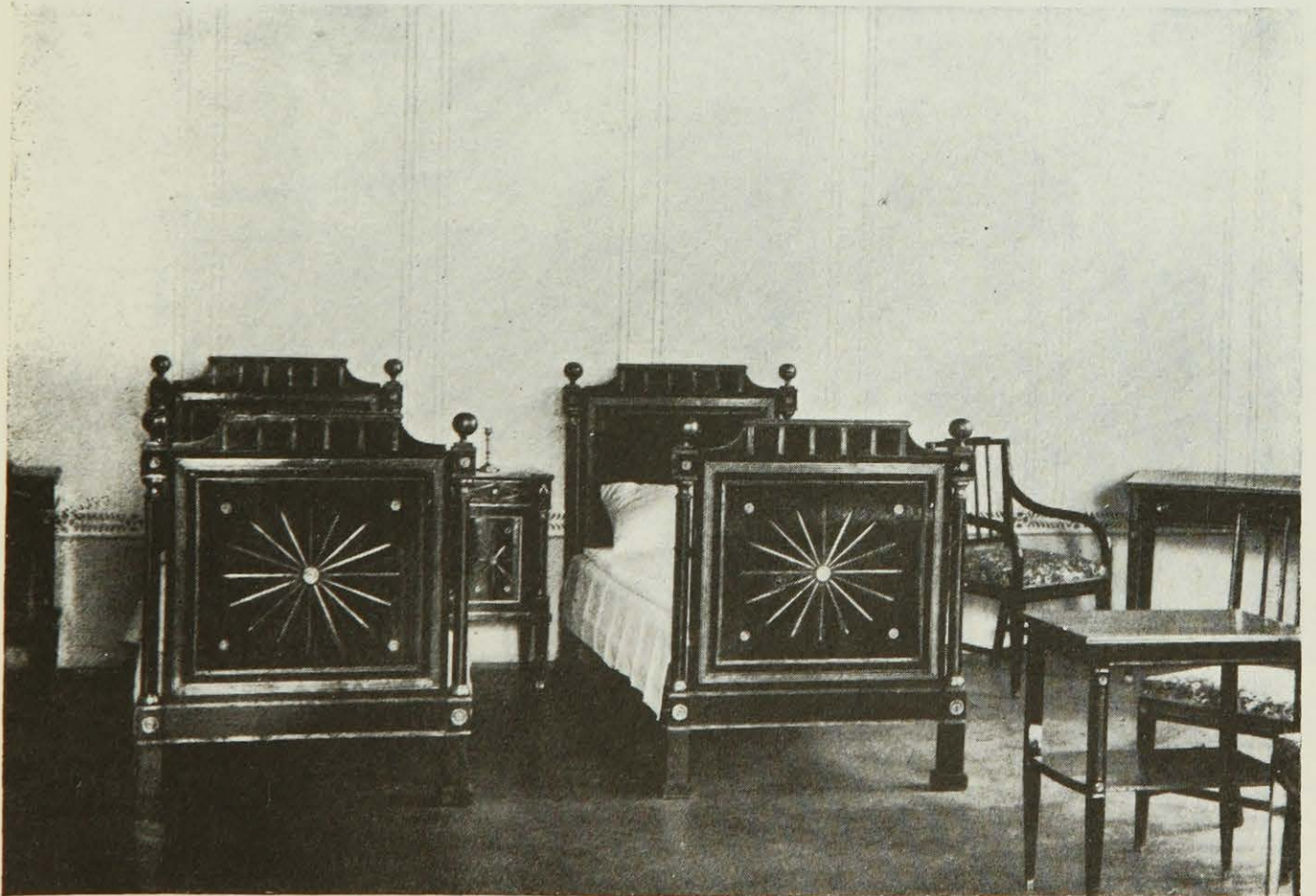
*Die Indianer führen des Nachts
mit Feuern
über Hunderte Meilen
Gespräche miteinander.
Wie die Genies verständigen sie sich
über die Köpfe der gewöhnlichen Menschheit hinweg.*

*Hier ist — grau und blau — der Roosevelt-Lake,
der größte künstliche See der Welt.*

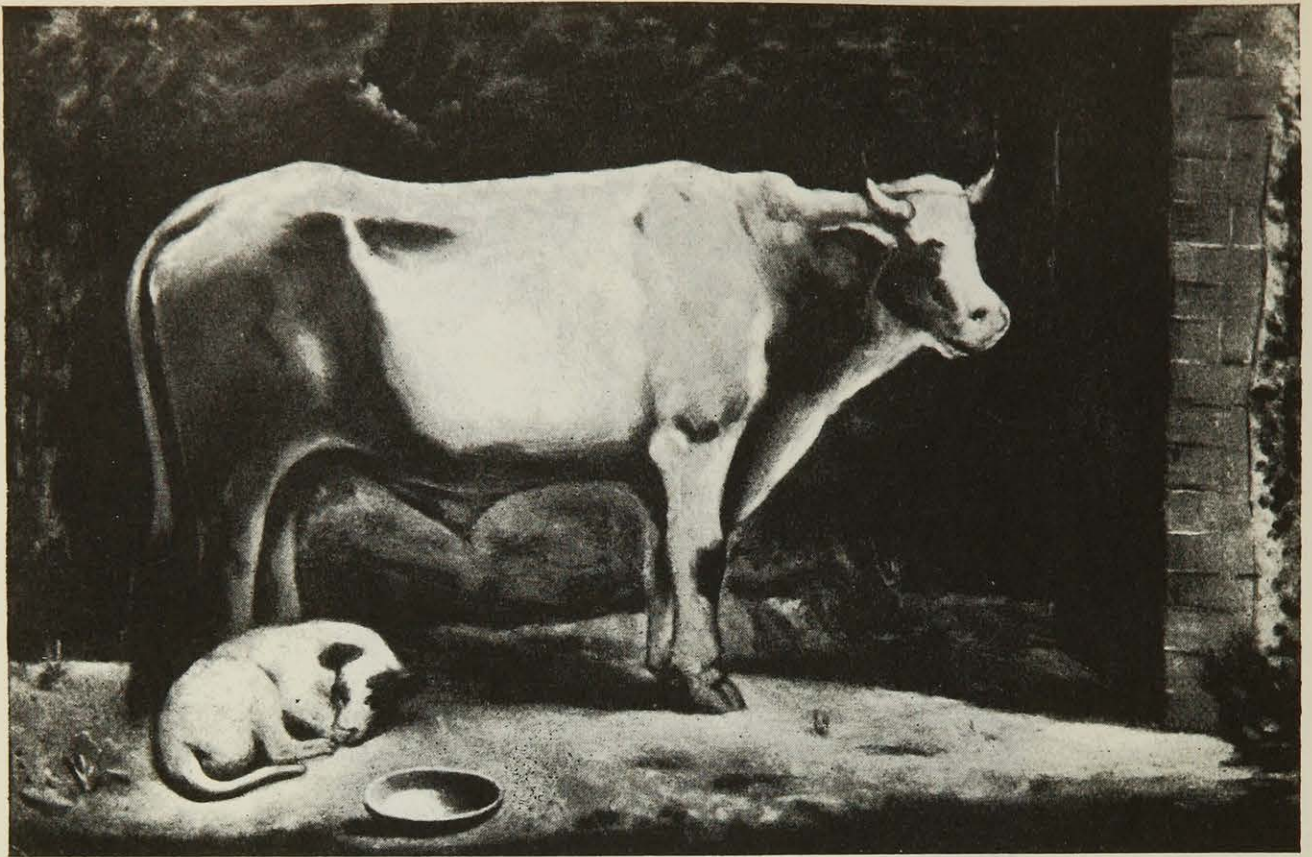
*Am Abend des nächsten Tages
hat es die Wüste aufgegeben
hinter uns herzuklaffen.
Wir sind in Pomona.
Die Nähe des pazifischen Ozeans
kündigt sich an*



Sing-Sing, Der elektrische Stuhl

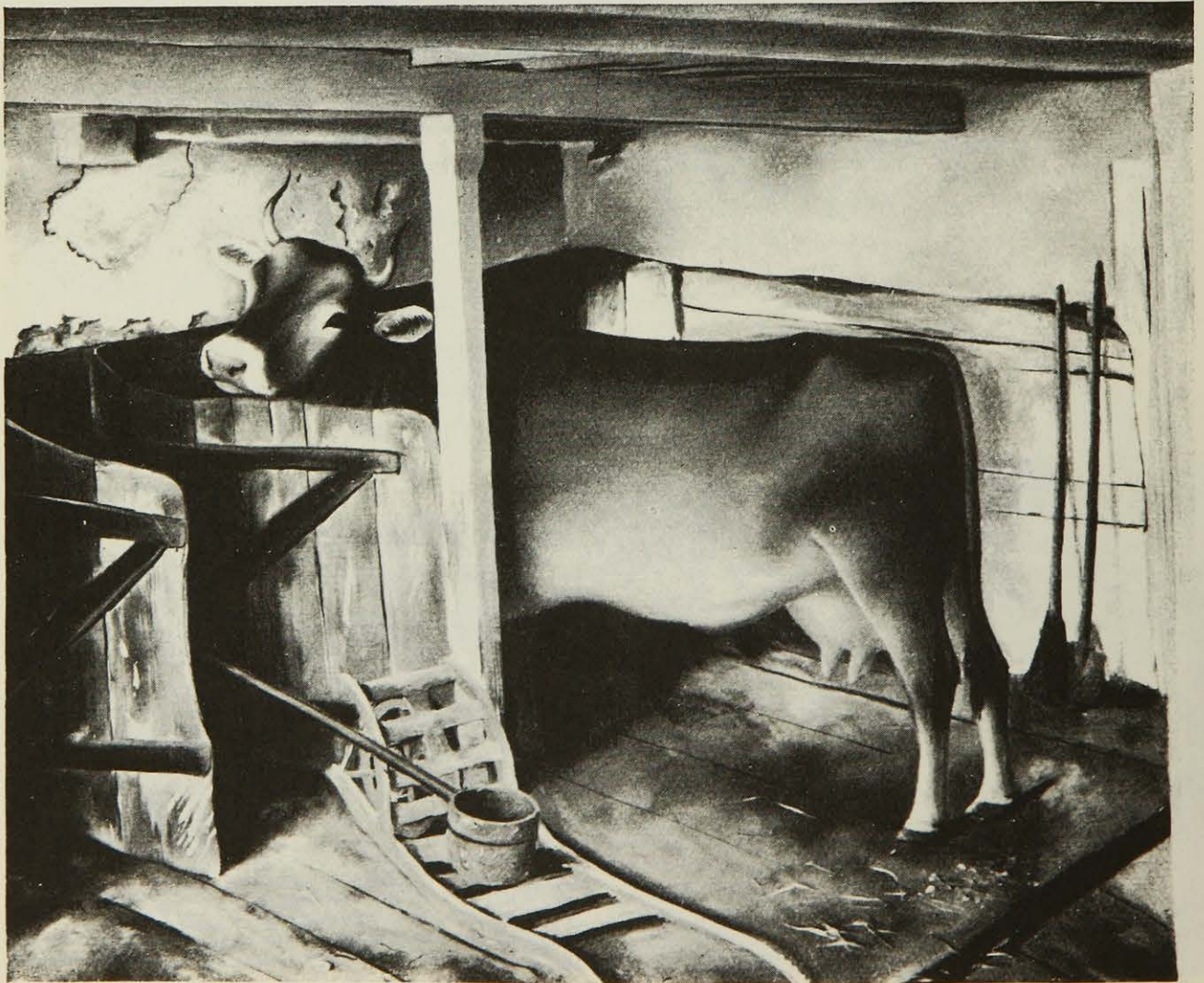


Rasputins Schlafzimmer



Carlo Carrá, Ochse

Rom, Quadriennale



Werner Peiner, Kuh

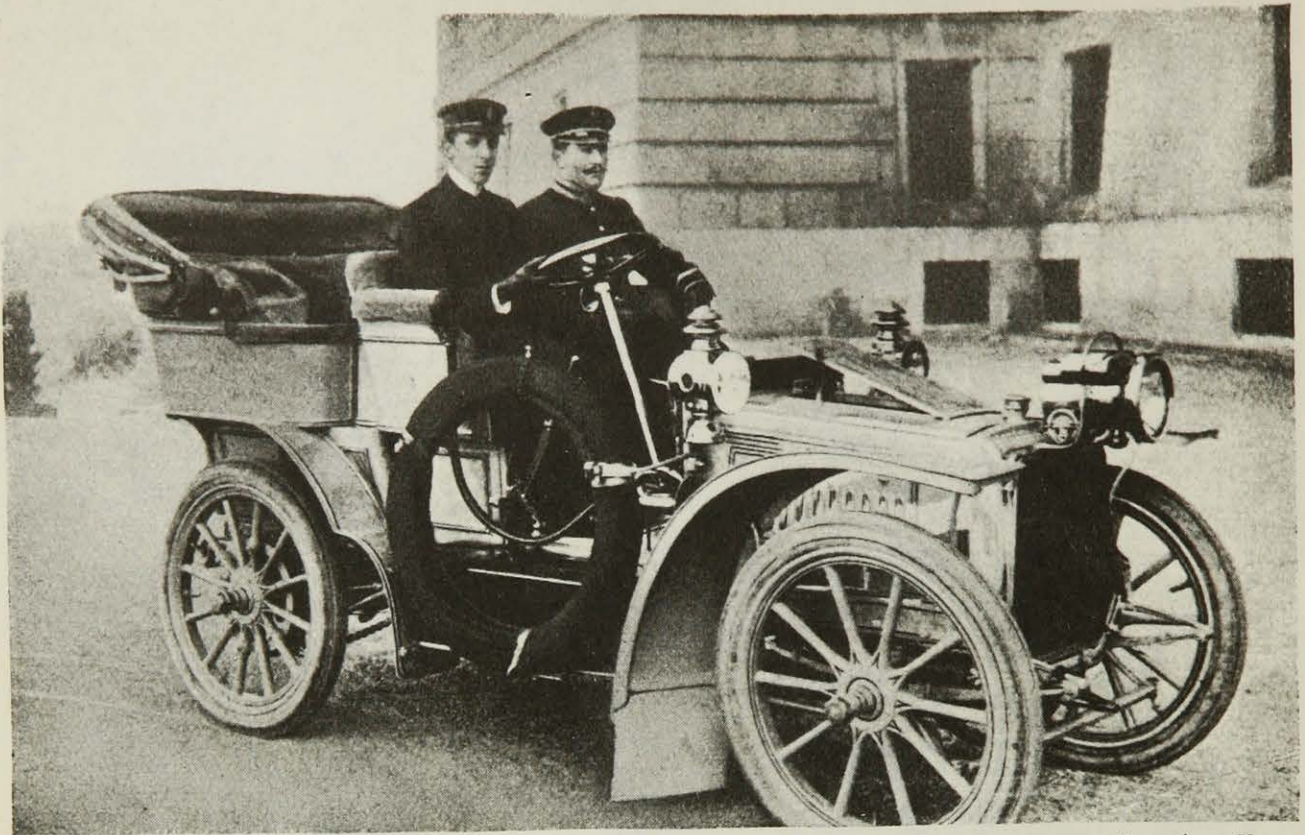
Köln, Kunstsalon Abels



Der 70jährige Hans Hörbiger, Entdecker der Welteislehre



Kubin, Frau Koeppel, Maler Koeppel, Frau Kubin



Sammlung Korty

Alfons XIII. am Steuer seines ersten Autos



International Graphic Press

Das Schlafzimmer des spanischen Königs

*mit lässig weichen, süßen Brisen,
die aus allen Richtungen kommen,
wie Stimmen, die einander zusingen.*

*Die Region
der Orangenbäume,
der Mandarinenbäume,
webend erregter Pampasgräser
hat begonnen.
Lange knallgelbe Züge,
die Pacific-Fruit-Express,
sammeln die Früchte für New York.*

*Ah! Auch Palmen!
Es riecht nach verbranntem Eukalyptus
und nach Petroleumöfen,
am Fuße jedes Orangenbaums steht einer
(gegen die Morgenfröste).*

*Ich betrete Notre-Dame-des-Anges,
eine Stadt, die unter Ferdinand VII.
fast viertausend Einwohner zählte,
und die man heute unter dem landläufigeren Namen Los Angeles kennt.*

*

Der Transatlantik-Gent

*Er ist der Brummel der Fünften Avenue:
Krawatte Goldbrokat, geblümt mit Diamantensplitterchen,
Anzug Metallstoff, rosa-violett,
Schuhwerk aus echter Haifischhaut, jeder Knopf eine kleine
schwarze Perle,
Pyjama aus Asbest gewebt, ein anderer seiner Anzüge
Stoff aus gesponnenem Glas,
die Weste Krokodilleder.
Sein Kammerdiener besorgt die Pflege seiner goldenen Garnitur.
Nie trägt er im Portefeuille andere als neue und parfümierte
Banknoten.*

Deutsch von Hans B. Wagenseil

Edison und der Elektrische Stuhl

Von

Doctor Becker

Das aber wißt Ihr nicht, daß wir keinem anderen als Edison den Elektrischen Stuhl verdanken.

Etwas verwickelt ist die Sache. Der elektrische Strom, der Menschen umbringt, ist nicht die Erfindung Edisons, sondern im Gegenteil die Erfindung seines verhaßtesten Konkurrenten, und eben diesen wollte Edison dadurch umbringen, daß er zeigte, wie man mit der Erfindung des Konkurrenten Menschen umbringen kann.

Wie Ihr wißt, hat Edison das elektrische Licht erfunden. Er verwendete direkte Schwachstromleitung. Da kam die Konkurrenz: George Westinghouse wandte Wechselstrom mit Hochspannung an, und das war billiger.

Die um Westinghouse entstandene Aktiengesellschaft drohte die Edisonsche gradezu auszuschalten. Die letztere, keineswegs geneigt, ihr elektrisches Licht unter den Scheffel zu stellen, erklärte öffentlich, *ihre* Drähte seien ungefährlich. Aber die, die die Konkurrenz lege, seien lebensgefährlich, imstande, Mensch und Tier im Nu zu töten.

Haha, lachten die Plakate der Westinghouser mit promptem Hohn, haha, Konkurrenzmanöver! Nur um unsere Drähte zu isolieren, wird solcher Unsinn ausgestreut. Unsere Leitungen sind harmlos wie Seidenfäden.

Haha, „wie Seidenfäden“, lachte die Leitung der anderen Leitung, aber ihr Lachen klang nicht ganz echt. Denn sie fühlte, daß Amerika geneigt sei, an unlauteren Wettbewerb zu glauben und sich den billigeren Lieferanten hinzugeben.

Was kann man anderes gegen den Vorwurf des unlauteren Wettbewerbs machen als unlauteren Wettbewerb? Man brachte einen Gesetzentwurf gegen die Verwendung von Westinghousescher Elektrizitätsleitung ein. Der aber wurde nicht Gesetz. Alle amerikanischen Abgeordneten kann eine Schwachstrom-A.-G. nicht bezahlen.

Da erschien in der Stadt Albany, dem Sitz von Regierung und Parlament des Staates New York, ein Assistent Edisons, Mr. Harald Brown, und hielt öffentliche Experimentalvorträge über Elektrotechnik ab. Die hatten großen Zulauf, denn Elektrotechnik war damals offenkundig das zukunftsreichste Geschäft. Jeder wollte sich darüber informieren. Auch waren die Eintrittspreise niedrig, erstaunlich niedrig, — wie konnte der Mann bei der Kostspieligkeit seiner Experimente überhaupt auf die Rechnung kommen? Hm, er war eben uneigennützig. Und unparteiisch war er auch: obwohl er Edison und der Edison-gesellschaft nahestand, stand er nicht an, nach seinen Schwachstromversuchen offen zu erklären, daß der Starkstrom viel stärker und wirkungsvoller sei. Zum Beweis leitete er auf der Bühne Westinghousesche Ströme durch lebendige Hühner, lebendige Kaninchen, lebendige Hunde und lebendige Pferde — und, voilà, im selben Moment hörten sie auf, lebendige Kaninchen, lebendige Hunde und lebendige Pferde zu sein.

Wie das der Zufall und amerikanische Aktiengesellschaften so zustande-

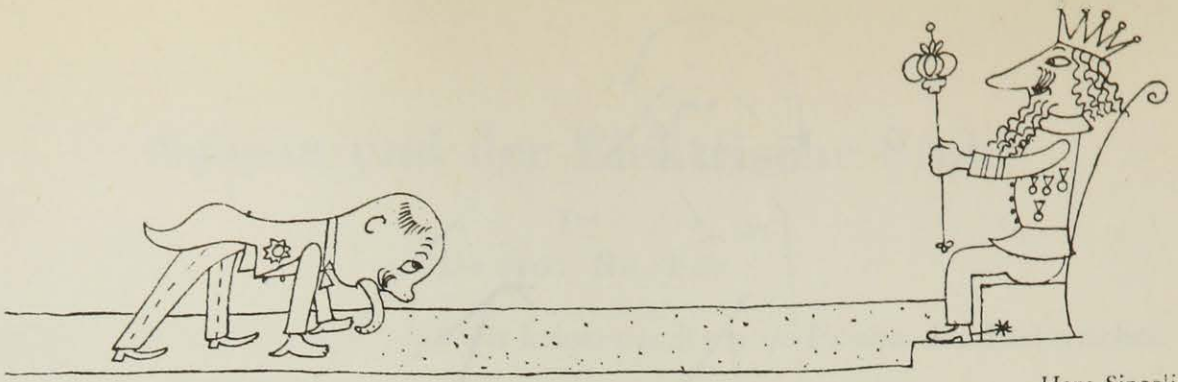


Werner Heuser

bringen, waren zu den Brownschen Vorträgen einige Regierungsmitglieder erschienen, die bei dem blitzartigen Zucken der Hühner, Hasen und Hunde blitzartig der Gedanke durchzuckte, man könnte auf diese nette Weise auch Menschen umbringen. Bezahlt, getan! Sie brachten einen Gesetzentwurf ein.

Vergeblich kämpfte Westinghouse. Vergeblich wandte er ein, wiederholt seien Menschen, die bei Berührung der Hochspannung „getötet“ wurden, nachher wieder zum Leben erweckt worden, und so werde man bald auf dem Broadway den Mördern begegnen, die vor kurzem hingerichtet wurden. Vergeblich. Der Gedanke, sich nicht nur die Zimmerbeleuchtung, sondern auch die Hinrichtungen elektrisch besorgen zu lassen, war allzu smart. Aber um ganz sicher zu gehen, ohne hingerichteten Mördern auf dem Broadway begegnen zu können, beschloß die Regierung, daß jeder Delinquent sofort nach seiner Elektrifizierung zu sezieren sei.

Wohl die erste Bestellung, deren Ausführung eine amerikanische Aktiengesellschaft einem zahlungsfähigen Kunden verweigerte, war die einer von der Regierung bei Westinghouse bestellten Dynamomaschine. Westinghouse lieferte nicht. Nun, Harald Brown ließ sie von einem unverfänglichen Geschäftsfreund in Südamerika bestellen, und als sie dort ankam, wurde sie sofort wieder nach U. S. A. verladen, und im Zuchthaus von Auburn fand an einem leuchtenden Maientag des Jahres 1890 die erste elektrische Hinrichtung statt, bei der die von der Edison Company mit Material versorgten Zeitungsleute nicht verfehlten, darauf hinzuweisen, wie präzis die Westinghouse-Elektrizität funktioniere.



Hans Sinogli

Spanische Revolten

Von Karel Čapek

Die politischen Verhältnisse in Spanien sind, wie mir scheint, nicht so konsolidiert wie in Italien; wie mir mein Informator erklärt hat, sind die letzten wichtigen Ereignisse diese: zum Vorsitzenden der Regierung hat sich der General der Artillerie Gonsalvez ausgerufen, aber er wurde von dem General der Kavallerie Graf Alvarez verhaftet, der sich zum Regierungschef ausrief; dieser Alvarez wurde jedoch von dem General der Infanterie Gomez verhaftet, und die Kavalleriekaserne wurde von der Infanterie in Grund und Boden geschossen. Jedoch der General Gomez wurde von dem Pioniergeneral Lopez verhaftet, worauf selbiger von dem Fliegergeneral Marquis Rodriguez verhaftet wurde. Im Laufe eines halben Jahrs wurden alle Generäle eingesperrt, und zum Regierungschef rief sich der Oberst Perez aus, worauf sich in raschem Tempo alle Obersten ablösten und die Majore an die Reihe kamen. Gestern hat den letzten Major, den Regierungschef Sauchez, der Kapitän der Kavallerie Martinez verhaftet; aber die Infanterieoffiziere erklären schon heute, daß sie sich von keinem Reitersmann befehligen lassen; auch unter den Artilleriekapitänen gärt es bedenklich. Der König von Spanien hat gestern erklärt, daß er volles Vertrauen in den Kapitän Martinez und dessen Kabinett setze. Auf der Puerta del Sol hat die Polizei Demonstranten auseinandergejagt, ohne daß es ihr gelungen war zu ermitteln, gegen wen sie demonstrierten. Kapitän Martinez gab den Vertretern der Presse bekannt, daß er die Regierung nur deshalb ergriffen habe, um die Ordnung zu erneuern und konstitutionelle Verhältnisse herbeizuführen, sobald die allgemeine Situation es gestatten würde. Diese Formel verwendet jeder neue Regierungschef, worauf er in der Regel verhaftet wird, damit wiederum jemand anderer die Ordnung erneuere und konstitutionelle Verhältnisse einführe.

Portugiesisches Postscriptum. In Lissabon habe ich mich vergebens nach jemandem umgesehen, der mir unparteiisch die dortige politische Situation erklärt hätte. Schließlich kaufte ich mir eine englische Zeitung, darin waren Depeschen, daß in Lissabon die Revolution ausgebrochen sei und daß die Kriegsflotte die Regierungskaserne beschieße. Aber auf den Straßen sah ich nichts dergleichen, hörte auch nichts, vielleicht aus dem Grunde, weil es zu warm war. Ich fragte im Hotel den Oberkellner, ob heute irgendeine Revolution stattfinde. „Ja, Herr“, sagte er, „ich weiß wenigstens nicht, mein Herr, weshalb sie heute nicht stattfinden sollte.“ Ich begab mich zum Hafen, um nachzusehen, aber dort gab es keine Kriegsschiffe. Tags darauf las ich in den englischen Zeitungen, in Lissabon hätten die Kämpfe zwischen den Regierungstruppen und den Aufständischen den ganzen Tag angedauert; die Regierung habe eine beruhigende Kundmachung erlassen und bereite sich zur Flucht vor. Ansonsten herrschte den ganzen Tag Ruhe: in der Nacht lauschte ich den portugiesischen Serenaden, die sehr schön sind. Tags darauf stand in den englischen Blättern, Präsident Pereiza sei nach ernstesten Straßenkämpfen ins Ausland abgereist, und Präsident Munheira habe sich der Herrschaft bemächtigt. Mehr konnte ich nicht feststellen.

Spanische Köpfe

Von

Eduard Foertsch

Cervantes schilderte — ohne es zu wollen und zu wissen — in Don Quijote und Sancho Panza die wesentlichsten Charakterzüge seines Volkes in seiner Zeit (nicht nur „Idealismus“ und „Materialismus“, sondern noch einige mehr). Heute könnte spanisches Wesen nicht durch zwei Personen allein dargestellt werden. Die hauptsächlichsten Eigenschaften und Eigenheiten des heutigen Spaniers lassen sich aber durch kurze Betrachtungen einiger weniger repräsentativer Persönlichkeiten genügend vollständig kennzeichnen.

Sanchez Guerra war Chef der konservativen Partei, und als Minister, Ministerpräsident und Mensch eine der festesten Stützen des Throns. Die Diktatur aber hat ihn zuerst in freiwillige Verbannung getrieben, dann zum Revolutionär gemacht. Als Führer einer weitverbreiteten Verschwörung landete er in Valencia. Wortbruch und Feigheit eines Generals machten das Losschlagen unmöglich. Sanchez Guerra ließ sich verhaften, obwohl er hätte fliehen können. Fast ein Jahr lang wurde er auf einem Kanonenboot gefangen gehalten, dann — freigesprochen. Das Kriegsgericht, dem er als mutiger aufrechter Mann und Rebell gegenübertrat, fand keine Schuld an ihm . . . Als der König seinen Diktator — nachdem dieser Mohr seine Schuldigkeit getan — davongejagt hatte, erklärte Sanchez Guerra öffentlich und feierlich, zwar noch Anhänger des monarchistischen Gedankens zu sein, aber unversöhnlicher Gegner des Königs Alphons. Gleichwohl war er im Februar bereit, den Auftrag zur Regierungsbildung zu übernehmen. Er wohnt im obersten Stockwerk eines bürgerlichen Mietshauses. Seine glänzende politische Stellung hat er — im Gegensatz zu vielen andern — nicht dazu benutzt, sich zu bereichern. Er zeigt sich leicht zurückhaltend, ist aber sehr liebenswürdig, bietet eine gute Zigarre an und hilft einem in den Mantel, wie wenn er sein eigener Diener wäre (den er nicht hat).

Graf Bugallal: Chef der Konservativen. Er war zahllose Male Minister, und er ist ein guter Familienvater. Kein großer Geist, aber umsichtig, fleißig, hart, hartnäckig und zielbewußt. Stets bereit, das als gut und nützlich Erkannte auf dem Umweg über das Schlechte und Anstößige zu erreichen. Durch seine die Wahlschiebungen durchführenden Dorfkaziken herrschte Bugallal jahrelang über die ganze Nordwestecke der Halbinsel (Galizien). Teils freiwillig, teils gezwungen stimmten die ärmsten Leute (Kleinbauern und versklavte Tagelöhner) für ihn; stimmten durch ihn für die Fortdauer ihres Jammerlebens. Die konservativen Ideale sind: Gott, König, Vaterland; Autorität, Familie, Besitz. (Die Rangordnung dieser Ideale kann nach Belieben verändert werden.)

Melquiades Alvarez: der Prototyp des spanischen Advokatenpolitikers. Beweglich und zäh, energisch und konzilient; vorsichtig abwägend, und zum scharfen Schlag bereit, sobald die Gelegenheit günstig. Ein großer Redner. Er ist der Chef der Reformistenpartei, die Verfassungsänderungen durchführen will. An jeder einzelnen Verschwörung gegen die Diktatur Primos beteiligt, aber niemals auf der Anklagebank, geschweige denn unter den Bestraften. In einer entscheidend

wichtigen Rede erwähnte er dreimal das Schafott, das Könige besteigen mußten, weil sie die Verfassung gebrochen hatten; dann bewies er, daß König Alphons die Verfassung jahrelang mißachtet hat, und wurde — von sehr hoher monarchistischer Stelle belobigt: wegen einer kleinen chevaleresken Verbeugung vor dem Thron am Ende der Rede, und weil die Rede, die sich auf des Guillotinenmessers Schneide bewegte, juristisch einwandfrei gewesen war.

Graf Romanones ist der geborene Berufspolitiker par excellence. Oftmals war er Minister, mehrmals Ministerpräsident; er ist seit langem Führer der Liberalen, die aber als Rechtsparteien anzusehen sind. Romanones ist weitaus der gerissenste Politiker Spaniens; ein Schlaukopf sondergleichen, der sich immer wieder durchsetzt und immer wieder durch seine Schalkhaftigkeit und durch sein unerhörtes diplomatisches Talent versöhnt. Einmal allerdings ist er sehr hereingefallen: als ihm Primo de Rivera wegen Teilnahme an einem Komplott eine Geldstrafe von einer halben Million Pesetas aufhalste, und er sie wirklich bezahlen mußte. (Jetzt allerdings wird man ihm das Geld zurückerstatten.) „El Conde“ — obgleich es Grafen massenweise gibt, ist er allein „der Graf“ — gehört zu den reichsten Männern des Landes. Seine Diener sind auch hochelegant; er selbst aber trägt meistens Anzüge, die ein Trödler nur geschenkt nähme. Romanones ist ein gewaltiger Wachteljäger vor dem Herrn: in einundzwanzig Jahren tötete er 35 541 dieser sympathischen wohlschmeckenden Tierchen.

Herzog Alba: der Aristokrat. Ziemlich direkter Nachkomme des bei uns, mehr als in Spanien, wohlbekannten Blutherzogs Alba von Schillers und von Goethes Gnaden. Der Herzog Alba ist physisch und psychisch der Mustertyp eines modernen Adligen: Kavalier und Sportsmann; Schönggeist, Mäzen und Jäger; reich, aber auch wohlthätig und intelligent. Die noch dazu gehörenden Begleitumstände fehlen ebenfalls nicht: eine schöne Frau, ein großer Palast, der ein Museum ist. Zuletzt war er Außenminister; aber nur ganz äußerlich (um dem König einen Gefallen zu tun). Auf seinem Arbeitstisch liegt zwar eine Mappe: „Auslandspresse“, aber auch gleichzeitig das Manuskript eines Bühnenstücks . . . Herzog Alba ist sich seines Standes wohl bewußt, zeigt sich aber niemals dünkelfhaft, hochfahrend oder gar herablassend. Im Außenministerium herrschte noch niemals ein so kordialer Geist. (Er spricht übrigens auch deutsch.)

General Millán-Astray: der Begründer der spanischen Fremdenlegion (1920) und ihr Führer während des Marokkokriegs. Er wohnt genügsam in einem bescheidenen Hause. Drei ehemalige (oder künftige?) Legionäre warten vor der Wohnungstür. Sie sehen so aus, daß man unwillkürlich nachfühlt, ob sich die Brieftasche noch an ihrem rechtmäßigen Ort befindet. Die Zimmer sind dunkel. Tausenderlei Kram liegt, hängt, steht und drängt sich überall umher. Darüber eine dichte Staubschicht. — Millán-Astray ist (nicht seiner Gestalt, aber seinem Wesen nach) wie ein Landknechtsführer, ein Haudegen alter Zeiten, der Krieg führt um des Krieges willen; der sich, für irgendein Vaterland begeistert, den Schädel einschlagen läßt. Viermal wurde er schwer verwundet. Der Kopfschuß hinterließ ein tiefes Loch oberhalb der linken Wange. Den Schuß in die Brust sieht man von außen nicht. Aber es fehlt ihm der linke Arm und das rechte Auge. Die Legionäre verehren ihn wie einen Halbgott; andere fürchten ihn wie einen ganzen Teufel. Persönlich ist er nicht unliebenswürdig, aber so nervös und exaltiert, daß er Angst

und Schrecken um sich her verbreitet. Mit visionärer Begeisterung spricht er von den Heldentaten der Legion: in 845 Kämpfen 435 Tote und 7646 Verwundete; etwa 67 v. H. der Truppenstärke.

Ramón del Valle-Inclán gehört zur vorigen Generation, ist aber einer der hervorragendsten Dichter der heutigen Zeit. Ein Meister des Stils, von großer dramatischer Wucht; unerreichbar in elegantester Ironie. Seine Romansatiren gegen politisierende Generale und andere Heldenführer sind köstlich. Die weltlich tätigen Kleriker nimmt er oft aufs Korn. Den größten Haß und Spott aber gießt er über seines Landes Könige aus; vor allem in mündlichem Zwiegespräch und improvisierend. So sehr, daß man ihn beinahe als „unglücklichen Liebhaber“ der monarchistischen Institution bezeichnen möchte. Seine Werke sind lebendiges Leben mit dem Pulsschlag heißen Blutes. „Don Ramón“ ist ein Kaffeehaus-Bohemien. Er sieht aus wie ein Schrat germanischer Wälder, ist aber ein urechter Spanier. Die Hornbrille trägt er schon immer, und nicht erst seitdem sie Mode wurden. Don Ramón verlor in der Jugend seinen linken Arm (übrigens auch im Kaffeehaus: unglückliche Folgen einer Rauferei). Er hat sich niemals rasiert.

José Ortega y Gasset: Essayist großen Formats. Ein Denker europäischen Geistes, von universeller Bedeutung. Gewollt und bewußt entfernt er sich vom rein spanischen Wirkungskreis. Er ist Begründer und Leiter der besten Zeitschrift spanischer Sprache und eines Verlags, und er läßt deutsche Wissenschaftler und Autoren viel mehr zu Worte kommen als andere. Ortega y Gasset's Analysen unserer Zeit und ihrer Mängel, seine kritische Einstellung Spanien selbst gegenüber führten ihn zwangsläufig dazu, sich jetzt mit dem ganzen Einsatz seiner Persönlichkeit aufs aktuelle politische Kampffeld zu stellen; und zwar, ebenfalls logischerweise, auf die republikanische Seite. Kürzlich erließ er einen vielbeachteten Aufruf an die Intellektuellen des Landes zwecks Gründung einer „Vereinigung zum Dienst an der Republik“.

Cagancho, der Matador: Ein Torero darf nicht fehlen. Nicht seines Standes wegen, sondern weil ein rechter Torero eine ganze Anzahl spanischer Wesenseigenheiten und Lebensgewohnheiten verkörpert. Stolz, aber höflich; ungebildet, aber mit viel Menschenverstand; freimütig und freigebig; will leben und leben lassen. Er verspricht alles und hält nichts, ist ein guter Vater seiner Kinder und ein mäßiger Ehemann. Joaquín Rodríguez (alias Cagancho) entstammt einer Sevillaner Zigeunerfamilie und ist einer der großen, wenn auch unzuverlässigsten Künstler der Tauromachie. Er bekommt acht- bis zehntausend Pesetas für jede Corrida, in der er zwei Stiere zu torieren und zu töten hat; allerdings muß er auch seine sechs Leute davon bezahlen. 1930 nahm er an etwa siebzig Stierkämpfen teil. Cagancho bewohnt ein sehr gutes Haus, doch ist die Wohnung nach zwölf Uhr mittags noch völlig unaufgeräumt. An den Wänden ausgestopfte Stierköpfe, Fotos des Matadors und seiner Familie, und Heiligenbilder und Weihwasser-Schälchen. Im Schlafzimmer brennt ein Lämpchen über seiner Muttergottesstatue. Das kleine Töchterlein des Matadors kommt schmutzig und fast nackt, nur mit einem viel zu kurzen unsauberen Hemdchen bekleidet, in das reich, wenn auch geschmacklos ausgestattete Zimmer, als wäre es ein Zelt an der Landstraße; und umklammert, ängstlich aus tiefschwarzen Augen blickend, das frisch aufgebügelte Hosenbein ihres hochelegant dastehenden Papas.

MARGINALIEN

MATADORE DES NEUEN REICHSTAGS III*)

August Abel, ein Ordensritter von heute

Mit elastischen Bewegungen eilt ein Mann die Treppen zum Rednerpult des Reichstags hinauf, und Paul Löbe, der Präsident, verkündet: „Das Wort hat der Abgeordnete Abel.“ Alles horcht auf: der interessanteste Vertreter der Volksnationalen Reichsvereinigung hält seine Jungfernrede im Hohen Haus. So also sieht der „Reichspressewart“ des Jungdeutschen Ordens aus? Ein jugendlich gerötetes Gesicht und lebhaft blaue Augen, die zornig blitzen, als er sich in eine Kontroverse mit Herrn Goebbels einläßt. Der hat ihm nämlich mit seiner fülligen Schauspielerröhre, die bis auf die letzte Tribünenbank deutlich zu verstehen ist, zugerufen: „Für wen kämpfen Sie eigentlich?“ Abel schlägt an seinen Rockaufschlag, wo eine Miniatur der weißen Schild mit dem schwarzen, achtzipfligen Kreuz. Damit gibt sich der „Eroberer von Berlin“ aber noch nicht zufrieden und höhnt: „Das tragen Sie ja doch bloß, solange Ihnen keine Gefahr droht!“

Hier sieht sich der gewissenhafte Chronist veranlaßt, eine Beobachtung einzuschalten, die er in einem Kintopp gemacht hat, der gestopft voll jugendlicher Anhänger der Sowjets saß. Es lief ein Russenfilm. Unter den Jungens mit dem Sowjetstern ein Mann mit schlohweißem Haar, das seltsam von der Jugendlichkeit des Gesichts absticht. Auf dem dunkeln Anzug leuchtete hell das Abzeichen des Jungdo. Hier wäre es vorsichtiger gewesen, konträre Abzeichen zu verstecken. Der Mann, der das nicht tat, war der Abgeordnete Abel.

Nun zurück in den Reichstag. Das Rededuell zwischen den feindlichen Aposteln spitzt sich immer mehr zu,

bis einer von den Hundertsieben dazwischenschreit: „Das ist ja ein Jude!“ Abel führt ihn ab: „Sie haben ja jetzt Ihren Rassenforscher Günther zum Professor in Jena gemacht. Ich bin bereit, mich bei ihm einer rassischen Blutuntersuchung zu unterziehen, unter der Bedingung, daß sich Herr Dr. Goebbels der gleichen Probe unterwirft und das Ergebnis dem Reichstag bekanntgegeben wird.“

Der Reichstag lacht, die Zwischenrufe hören auf, Abel kann ungestört zu Ende sprechen. Und doch, die Frage: „Für wen kämpfen Sie?“ ist bei der Person Abels nicht ganz falsch angebracht. Er hat so einen Stich ins Landsknechthafte, aber im besten Sinne. Es kommt ihm auf das Kämpfen selbst an, weniger darauf, wofür gekämpft wird. Es ist wohl auch ein besonders abenteuerlicher Schicksalslauf, der hier vorläufig mal ins Haus der deutschen Volksvertretung gemündet ist. Wer könnte sich hier außer ihm rühmen, Mitglied der französischen Fremdenlegion gewesen zu sein? Dort hat er sich auch seine weißen Haare geholt, die der Erscheinung des Vierundvierzigjährigen die besondere Note geben.

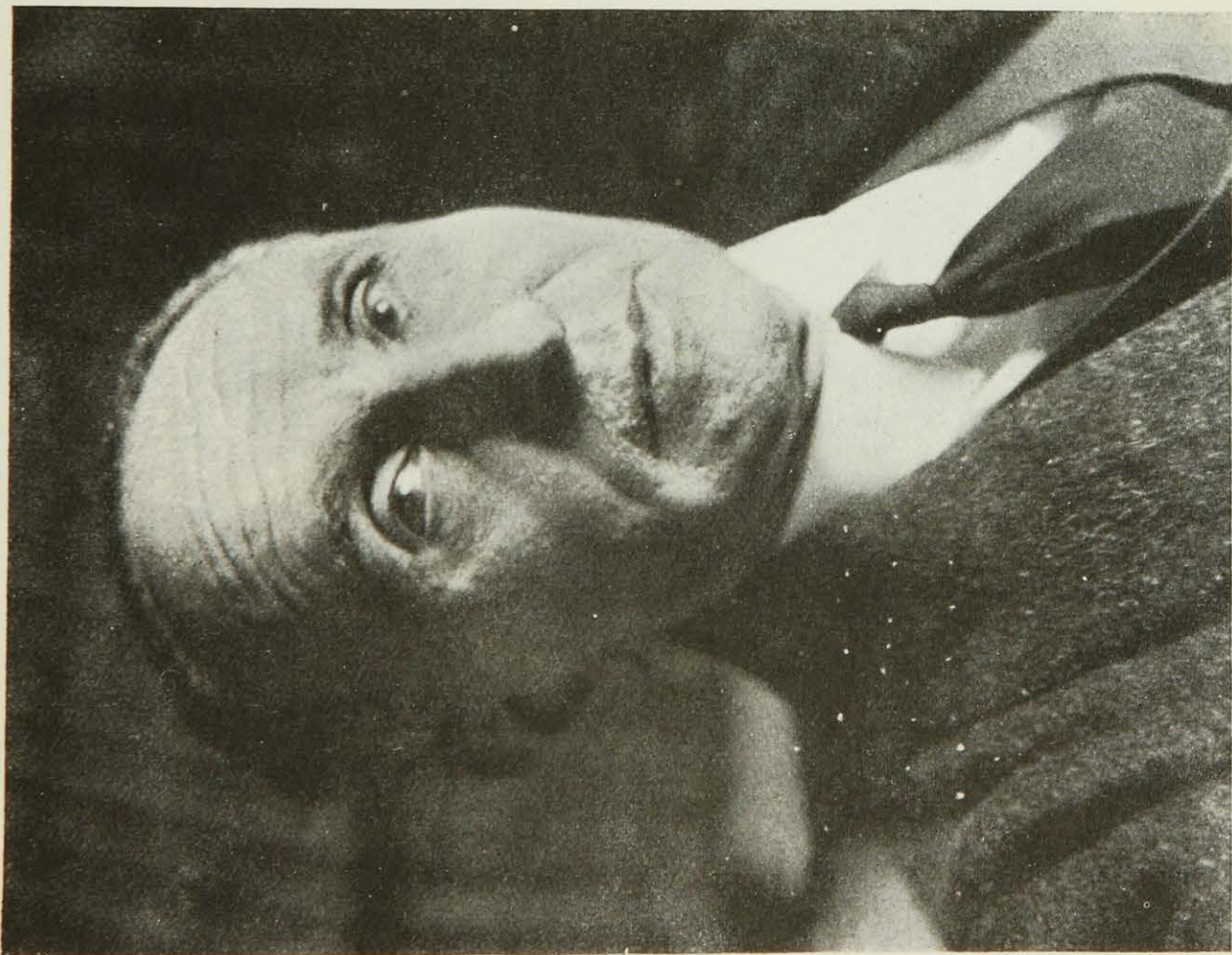
Das war seine Laufbahn: Lehrersohn aus Westfalen. Die Familie streng katholisch. Eigentlich sollte der Junge Priester werden, von wegen der Tradition. Man hatte sogar einen Bischof von Bombay in der Verwandtschaft. Der Junge will aber nicht und landet schließlich nach Volks- und Realschule im Lehrerseminar. Karl May weckt die Lust am Abenteuer. Ein Achtzehnjähriger verkloppt seine Sachen, verdrückt sich von der Penne, und landet in Nancy im kaufmännischen Beruf. Er geht eines guten Tages spazieren,

*) Siehe auch Heft 2/1931 und 12/1930.

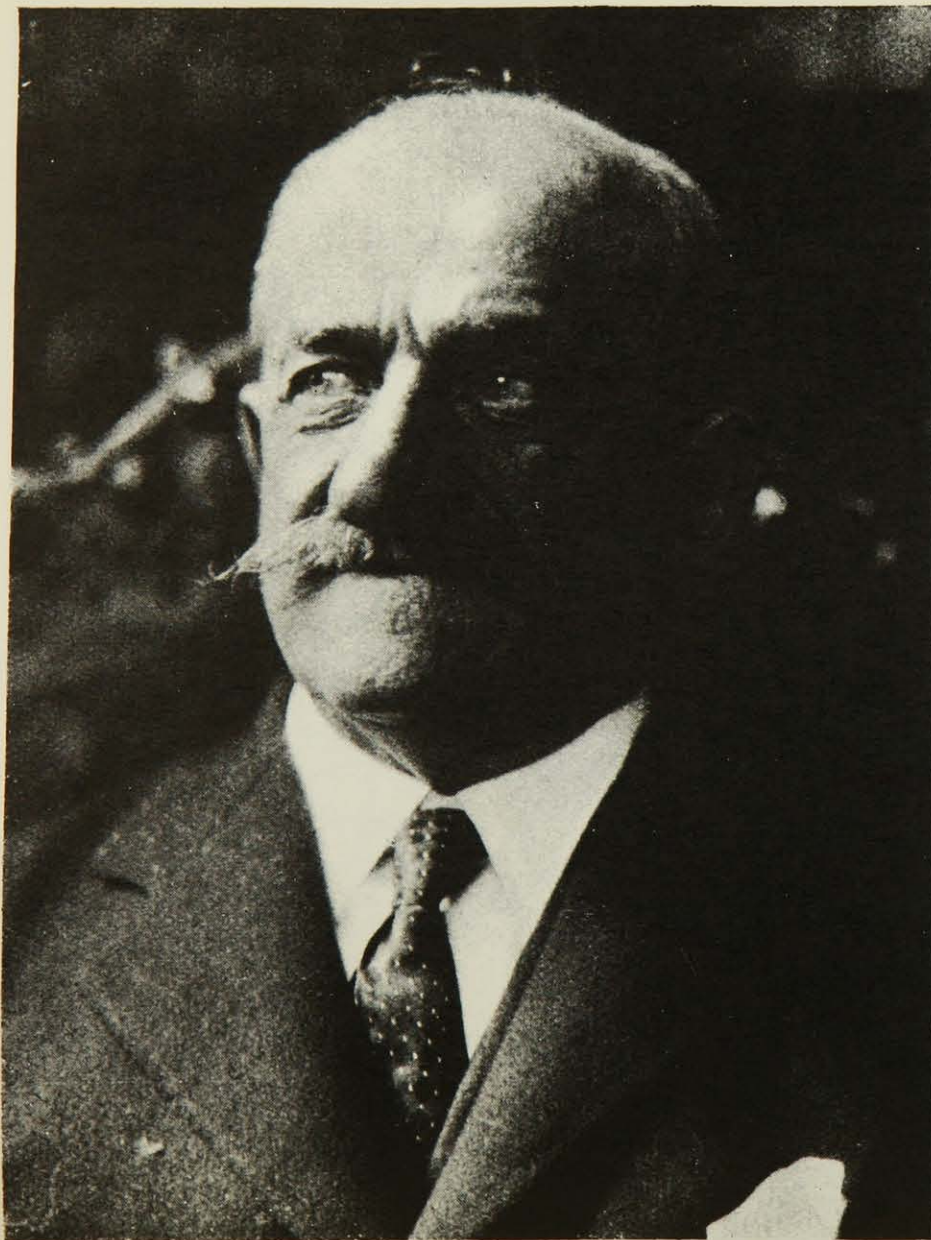


Photos Malina

Der Torero Cagando



Melquiades Alvarez



Graf Romanones



General Millán Astray

Photos Malina

ausgerechnet im Festungsgelände von Toul, zieht einen Zeichenblock aus der Tasche und beginnt zu skizzieren. Er zeichnet Blumen, Gräser, weidende Schafe. Das nützt ihm nicht viel, als er, der Spionage verdächtig, verhaftet wird. Man droht ihm Zuchthaus an, — und legt ihm einen Kontrakt für die Fremdenlegion vor. Der junge Westfale zieht fünf Jahre Soldatenleben vor, aber er rebelliert schon in Marseille, so daß man ihn im Fort St. Jean in Ketten legt. Und dann kommt der Dienst in der Legion in Algerien und Marokko, in Madagaskar und Tonkin. Wieder in Marokko, gelingt die Flucht. Er wird, schon im Hoheitsbereich des deutschen Konsuls in Rabbat, von Spahis ergriffen, die sich die Kopfprämie nicht entgehen lassen wollen, und vor das Kriegsgericht in Casablanca gestellt, das ihn zum Tode durch Erschießen verurteilt. Die Strafe wird wegen guter Führung in langjährige Zwangsarbeit umgewandelt. Da greifen die deutschen Behörden und die Französische Liga für Menschenrechte ein, die Rechtslage wird geklärt: Abel befand sich bereits auf exterritorialem Boden, als ihn die Spahis ergriffen. Er muß freigelassen werden. Zurück in die Heimat. Der eigene Vater, Patriot, Vorsitzender des Krieger- und Landwehrvereins, übergibt seinen Sohn mit einer spartanischen Geste dem Gericht wegen Entziehung der Wehrpflicht in Deutschland. Das Gericht spricht ihn nach Lage der Sache frei. Eingeweihte erzählen, dieses Gerichtsurteil trage Herr Abel im Reichstag jederzeit bei sich, um Angriffen auf seine nationale Zuverlässigkeit prompt begegnen zu können. Sicherlich hat man es als Abgeordneter der Rechten und als gleichzeitig erster Fremdenlegionär im Reichstag nicht leicht.

Der 1. August 1914 aber sieht Abel als deutschen Kriegsfreiwilligen. Frontdienst mit späterer Abkommandierung zur Nachrichtenabteilung. Die Fama um ihn wispert, er habe in Laon als Offi-

zier ein Erschießungspeleton befehligt und sei ein großer deutscher Spion in allen Staaten Europas gewesen. Das kann aber doch wohl nicht recht stimmen, denn das Reichstagshandbuch verzeichnet schlicht von 1916 bis 1918 ‚Schriftleiter der Rheinisch-Westfälischen Zeitung in Essen‘, und als solchem wird ihm sogar von dem Blatt der damaligen Rüstungsindustrie „außerordentliche journalistische Geschicklichkeit und politisches Verständnis“ attestiert. Reinhold Wulle protegirt ihn, er darf als Korrespondent vieler deutscher Rechtsblätter mit nach Versailles fahren, wo die Entente den „Schmachfrieden“ diktieren will.

Als der Troß der Friedensdelegation im Sonderzug von Berlin abfährt, erregt ein Mann wegen seines besonders großen Hutes Aufsehen. Das veranlaßt sogar den würdigen Geheimrat Heineken vom Norddeutschen Lloyd, der die Delegation als Sachverständiger begleitet, zu dem „Witz“: „Wer ist denn das, wohl ein Hutmacher?“ Der große Hut hat dann an jenem historischen 10. Juni 1919, als sich Brockdorff-Rantzau weigerte, die Friedensbedingungen zu unterzeichnen, eine Rolle gespielt. Manifestanten bewarfen in Versailles die Delegationsautos mit Steinen. Sie trafen aber nicht. Aus einem Auto schwenkte Abel seinen Hut, was heißen sollte: Nicht getroffen! Die Sache wurde aber als Provokation aufgefaßt. Die Sekretärinnen der Friedensdelegation fanden den weißschopfigen Mann entzückend. Er brauchte sich über Langeweile nicht zu beklagen.

Auf Versailles folgt Landsknechtleben in Kurland, Kriegsberichterstattung bei der weißen Armee des Fürsten Awaloff-Bermond und wieder journalistische Tätigkeit für verschiedene rechtsstehende Verlags-Unternehmen. Zwischendurch bricht Abel aus dem „nationalen“ Kraal aus; er läßt sich nicht an die Kandarre legen, und schleudert in der „Welt am Montag“ sein „J'accuse!“ gegen die Orgesch. Er

hat auch später noch Exkursionen in linksstehende Blätter gemacht, so auch in den „Dortmunder General-Anzeiger“, in dem er seinen früheren Verleger, den Alldeutschen Bacmeister, einer Stäupung unterzog.

1925 kocht wieder einmal sein Abenteuerblut, denn, wie er selbst sagt, „wer einmal das göttliche Luder, die Freiheit, geküßt hat, den dürstet es zeitlebens! Den ziehts zurück in die geheimnisvollen Arme, von denen man nie weiß, ob sie in Liebe umfassen oder zermahlen“. Mit einer Karawane macht sich Abel auf, er will fünf Jahre um die Welt reisen, will den Dalai-Lama sehen und die sich im Winde wiegenden Palmen am Strand von Honolulu. Eine 38 PS Schweröl-Straßenzuglokomotive zieht einen Kondukt, der Wohn- und Schlafräume, Arbeitszimmer und Küche enthält. Abel, leidenschaftlicher Reiter, begleitet die Karawane zu Pferde auf der Trakehnerstute Magdalena. Mit ihm sind noch sechs Personen bei der Sache, auch eine Filmkamera. Man kam allerdings nicht um die Welt, sondern nur bis Adrianopel, allwo der Chef der Karawane mit seinem vor einem Steppebrand durchgehenden Pferd in die Maritza gefallen ist und sich die Knochen zerbrochen hat.

1927 steigt er dann in den Sattel der Organisation des jungdeutschen Ordens, wird dessen Reichspressechef, reitet Attacken für die deutsch-französische Verständigung — böse Zungen behaupten für den Kaliindustriellen Arnold Rechberg — und erklärt noch im Februar 1928 (nach einem Bericht des „Oeuvre“ vom 10. Februar 1928): „Et, pour vous, montrer combien nous sommes peu partisans, sachez qu'aucun de nous n'a le droit de présenter sa candidature à quelque élection que ce soit.“

Ein kühner Reiter voltigiert auch schnell in einen anderen Sattel. Im September 1930 kandidiert August Abel bereits als Spitzenkandidat vor Külz in Dresden-Bautzen, sie erstreiten beide der Staatspartei 132 000 Stimmen, die

höchste Ziffer ihrer Liste in allen Wahlkreisen. Jetzt marschieren sie wieder getrennt, nachdem sie vereint schlugen. Abel wird ständiger Orator in Paris und London gegen das Versailler Diktat, und der „Jungdeutsche“ berichtet über seine Erfolge als Herold der Revision.

Wie war es aber beim letzten Vortrag in Club du Faubourg? Man erzählt sich in Paris, Herr Abel sei ausgepfiffen worden, und ein Diskussionsredner habe ihm erwidert, Revision — ja, schön und gut, Weichselkorridor — auch darüber könnte man sich unterhalten; aber nicht mit Herrn Abel, der seinerzeit bei der Marokko-Affäre als Agent von Mannesmann und den Alldeutschen eine Rolle gespielt hätte, die ihn nicht grade zum Friedensapostel prädestiniere. Auch diese Stimmen passen schließlich zu der widersprüchlichen und doch anziehenden Persönlichkeit des Herrn Abel. Ehemaliger Fremdenlegionär, Journalist, Landsknecht, Distanzreiter, Reichstagsabgeordneter, Barsoizüchter, Reichspressechef einer bündischen Organisation mit mittelalterlichem Ritual, Weltreisender, Nationalist, Kontinentalpolitiker: ein interessantes mixtum compositum, das eine der farbigsten Persönlichkeiten des neuen Reichstages ergibt. O. B. Server.

In der Politik sind nicht die Intentionen, sondern die Resultate von Bedeutung. *Lenin.*

Briand und die Fische. Briand ist Breitone und liebt es besonders, zu angeln. Einmal wurde er im Sommeranfang mit der Bildung eines Kabinetts beauftragt und beklagte sich, daß damit seine Fischerei für den Sommer wohl ins Wasser fallen würde. Man versuchte, ihn mit dem Beispiel Waldeck-Rousseaus zu trösten, der als Ministerpräsident oft zum Fischen gefahren war.

„Ich weiß, ich weiß...“ erwiderte Briand, „aber wenn man Ministerpräsident ist, gehen die Fische in Opposition...“

SPRÜCHE INS ALBUM

Von Walther Rathenau

Den Schlag der self-made-men liebe ich nicht; und wenn sich einer seiner mangelhaften Erziehung rühmt und mir die seit Aeonon gleiche Geschichte von dem Sack und den zwei Talern erzählt, mit denen er vor 50 Jahren in die Stadt eingezogen, so fühle ich die Versuchung, ihm zu erwidern: „Nun, mein Lieber, und was hat sich geändert?“

*

Privatverwaltungen gegenüber ist der Staat in dreifachem Nachteil: er arbeitet ohne Konkurrenz, also ohne vergleichenden Ansporn, er kann sich untauglicher Menschen nicht entledigen, und er leidet am Aberglauben der Anciennität.

*

Unfähige Menschen erkennt man daran, daß sie ihre Nachfolger zu unterdrücken suchen.

*

Es ist eine nützliche Gewohnheit, vor allen noch so ernsten Verhandlungen ein paar Minuten allgemeine Unterhaltungen zu führen. Man erkennt im voraus die Stimmung, die Absichten und oft das Ergebnis.

*

Sei stets um das Wohl deiner Leute besorgt, nie um ihren Beifall.

*

Wenn man erwägt, wie oft ein Spaziergang, ein Mittagessen, ein Kopfnicken oder ein Gähnen über das Entstehen und Schicksal großer Unternehmungen entscheidet, so ist es zweifelhaft, ob man über die Stärke oder die Schwäche der Menschen erstaunen muß.

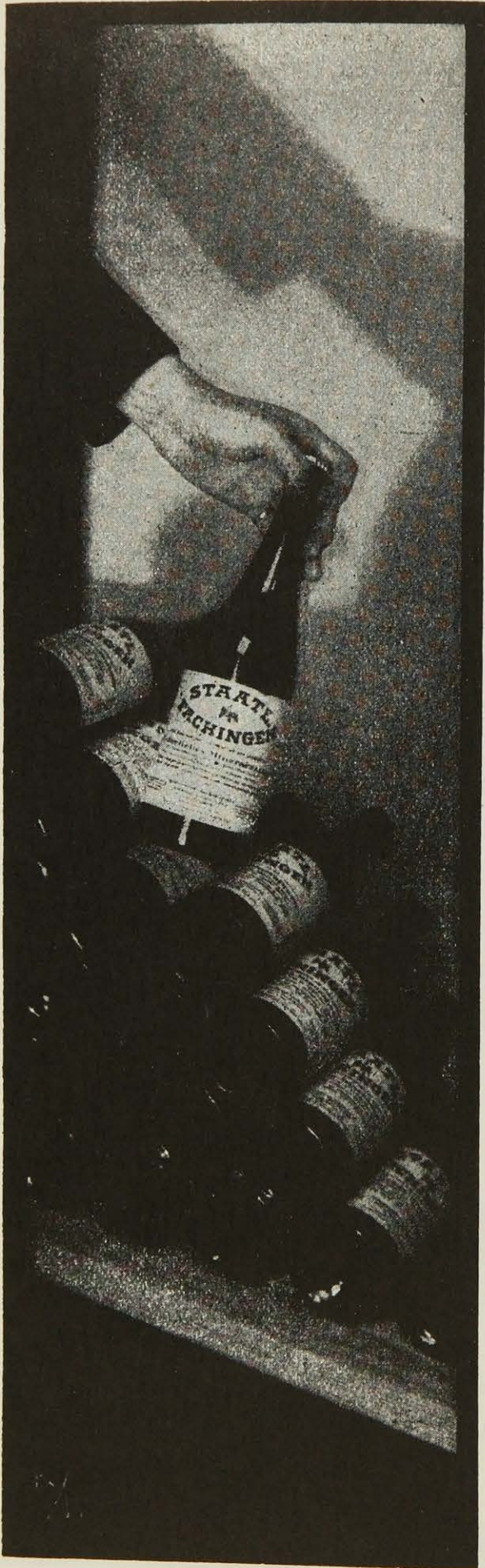
*

Fünf Menschen betrachten einen Baum; dem einen ist er ein botanisches Spezimen, dem andern Unterholz, dem dritten ein Farbfleck, dem vierten eine Silhouette, dem fünften ein lebendiger Organismus. Keine dieser Auffassungen ist wahr, keine falsch, jeder wirft mit der Zauberlaterne seines Geistes ein buntes Bild in den Nebel und freut sich des Widerscheins.

(Mitgeteilt von W. v. Schulz.)

**MONTE VERITA BEI ASCONA
SCHWEIZ**

PROSPEKTE AUF ANFRAGE
DAS GANZE JAHR GEÖFFNET



KATASTROPHENTAG

Eine unübersetzbare Geschichte

Anstatt dem falschen Verdacht zu begegnen, traf ich gestern nachmittag, als ich nach Hause kam, meine Vorkerungen. „Ei guten Tag, die Damen“, sagte ich. Ich bewirtete sie mit meinem Mütchen, das ich zuvor im Keller gekühlt. Sie sprachen ihm so lebhaft zu, daß ich Befürchtungen zu hegen begann. Diese dankten mir meine Sorgfalt durch ein kräftiges Wachstum. Als sich im Nebenzimmer Klagen erhoben, standen auch meine Gäste auf und empfahlen sich — durch ein zuvor-kommendes Wesen. Ich finde, sie hätten das auch selber tun können!

Ich trieb darauf im Garten, wo ich auf hübschen Rabatten meine Konsequenzen zog, musikalische Studien. Die Racker rissen mir fortwährend aus. Schlimmer noch war, daß mich ein Ersatzanspruch verfolgte, von dem ich Abstand genommen hatte. Er schrie un-aufhörlich: „Ich will den Abstand zurück!“ Ich gab schließlich Fersengeld, das mein Verfolger sorgfältig nach-zählte und in die Tasche schob. Ich aber hatte inzwischen soviel von ihm eingesteckt, daß ich auf meine Kosten gekommen war. Da oben fühlte ich mich geborgen.

Ermüdet von sovielen Strapazen, wollte ich mich auf mein Louis-Quinze-Sofa werfen, aber Pech: ich hatte so große Hoffnungen darauf gesetzt, daß für mich kein Platz war. So ging ich in die Speisekammer, um mich an der Ehre zu erlaben, die ich im vorigen Sommer mit meinem letzten Opus eingelegt hatte: der Kerl hatte alles allein aufgefressen. Da gab ich alle meine Hoffnungen auf, steckte den Gepäckschein in die Westentasche und fuhr in meinen Betrachtungen fort...!

E. M.

Das nächste Heft des Querschnitt
erscheint am 16. April (Donnerstag)

Psychotherapie. Zu dem weltberühmten Wiener Nervenarzt Alfred Adler kam in diesen Tagen ein Patient und klagte ihm in bewegten Worten sein Leid. „Ich fühle mich in Gesellschaft niemals wohl, Herr Doktor“, sagte er. „Wenn ich etwas sagen will, fällt mir nichts ein, und wenn mich jemand anspricht, werde ich sogleich rot. Ich versuche zwar gegen meine Schüchternheit mit meiner ganzen Kraft anzukämpfen, aber bisher war alles vergebens.“

Dr. Adler, den dieser Fall nicht sonderlich interessiert, rutscht ungeduldig auf seinem Stuhl hin und her, zumal es überdies schon spät ist und er einen dringenden Weg vorhat.

„Und finden Sie das in Ordnung?“ fragt er schließlich zerstreut.

„Nein, Herr Doktor“, sagt der Patient lebhaft.

„Na, sehen Sie!“ erwidert der Arzt und erhebt sich von seinem Stuhl.

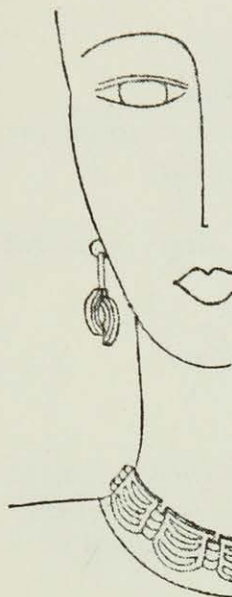
Max Schmeling war nach seinem Weltmeisterschaftskampf gewohnt, für jedes Wort und jeden Schritt Riesengelder zu bekommen. Eines Tages war er beim Hausarzt seines Freundes, Dr. H., zu Tisch geladen. „Herr Schmeling“, meinte Dr. H., „es würde mich interessieren, Sie zu untersuchen. Würden Sie es mir gestatten?“

„Gern“, antwortete Schmeling, „es kostet aber 'ne Kleinigkeit!“

„Ach, für Sie mach' ichs umsonst, Herr Schmeling“, erwiderte Dr. H.

Selbstbiographie. „Man kennt meine Herkunft genau aus dem berühmten Roman meines Bruders. Nachdem wir zwei dicke Bände lang hanseatische Kaufleute gewesen waren, brachten wir es kraft romanischer Blutmischung, nach Nietzsche bewirkt solches Neurastheniker oder Artisten, bis zu Künstlertum...“

Heinrich Mann (1904).



Die Farben

treten bei der neuen Mode etwas in den Hintergrund. Mehr als früher spielt jetzt

die Form

eine ausschlaggebende Rolle. Gedeigen und geschmackvoll sind dieser Tendenz entsprechend meine Neuschöpfungen. Es werden feine, mattschimmernde Silbertöne mit wenigen, aber auserlesenen Farben gebracht.

Fahrner-Schmuck

zeichnet die elegante Frau aus. Sie wird von ihrer Umwelt wegen ihres individuellen Geschmacks bewundert.



Die Schmuckstücke sind in ca. 1/2 der Originalgröße wiedergegeben.

Für jedes Kleidungsstück in Form und Farbe der passende

FAHRNER-SCHMUCK

Achten Sie auf die Plombe.

Original-Fahrnerschmuck mit der Plombe ist in jedem guten Juweliengeschäft und Kunstgewerbehaus zu haben. Verlangen Sie dort auch das neue Schmuck-Modeheft: „Fahrner-Schmuck, der Schmuck unserer Zeit“, mit vielen Abbildungen schöner Modelle. Bezugsquellen-Nachweis durch den alleinigen Hersteller: Gustav Braendle, Theodor Fahrner Nachf., Pforzheim

DER TREUE IWAN

Aus dem Russischen von Uquinto

IWAN AN SABINE:

Schmoll doch nicht, Sabine!
Sieh, der liebe Gott runzelt schon die
 Wolken über dir,
Und begreift dich nicht,
Und die dicke Venus sitzt in ihrem
 Freudenhaus
Und lacht dich aus.
Nein, schmoll nicht, Sabine!

Schmolle nicht!

Laß den Teufel, der im Innern knurrt,
Nicht die schöne Welt verschandeln,
Nicht des Liebeslebens Lustschloß
Zur Ruine wandeln.

Sieh nicht Gespenster!

Schau, an unsrer Liebe Himmelsfenster
Seh ich lauter Sterne lächeln,
Seh ich Liebesgötter tollern,
Und über dein Schmollen
Kichern und hecheln.
Schmoll nicht, Sabine!

Schmolle nicht, Kind! Streif Groll und
 Kleider ab,

Und alle Engel werden schmunzeln,
Und des lieben Gottes Runzeln
Werden sich wieder glätten.
Dann teilt er die Wolken und blinzelt
 uns zu,
Pfeift in den Bart ein Tirilu,
Und freut sich, sieht er auf weichem
 Divan
Seinen Iwan,
Mit dem *k e i n e* Sabine mehr schmollt.

SABINE AN IWAN:

Iwan, du bist ein Schweinehund!
Ich rede mir die Zunge wund,
Dich zur Treue anzuhalten,
Und du?
Du quasselst von Venus und Wolken
 und Divan,
Komm du mir nochmal mit „treuem
 Iwan“,
Du Kängeruh,
Du Windhund, du Wetterfahne, du
 Drachen!
Ich sage dir, sowas ist höchstens mit
 Geld wieder gutzumachen.

Das Examen. Für Einwanderer sind die kanadischen Grenzen fast ganz gesperrt. Ein Deutscher will trotzdem sein Glück versuchen. Vor dem Einwanderungskommissar hat er die üblichen Fragen zu beantworten.

„Sind Sie krank? Waren Ihre Eltern krank? Buchstabieren Sie das Wort Tehuantepec. Wie heißt der König von England?“

Der Deutsche antwortet so gut er kann.

„Wie denken Sie über Polygamie?“

„Polygamie? Was ist das?“ Der Deutsche ist erstaunt.

„Einige Leute“, erklärt der Kommissar, „erstreben ein Gesetz, das einem Manne erlaubt, sich mehrere Frauen zu halten.“

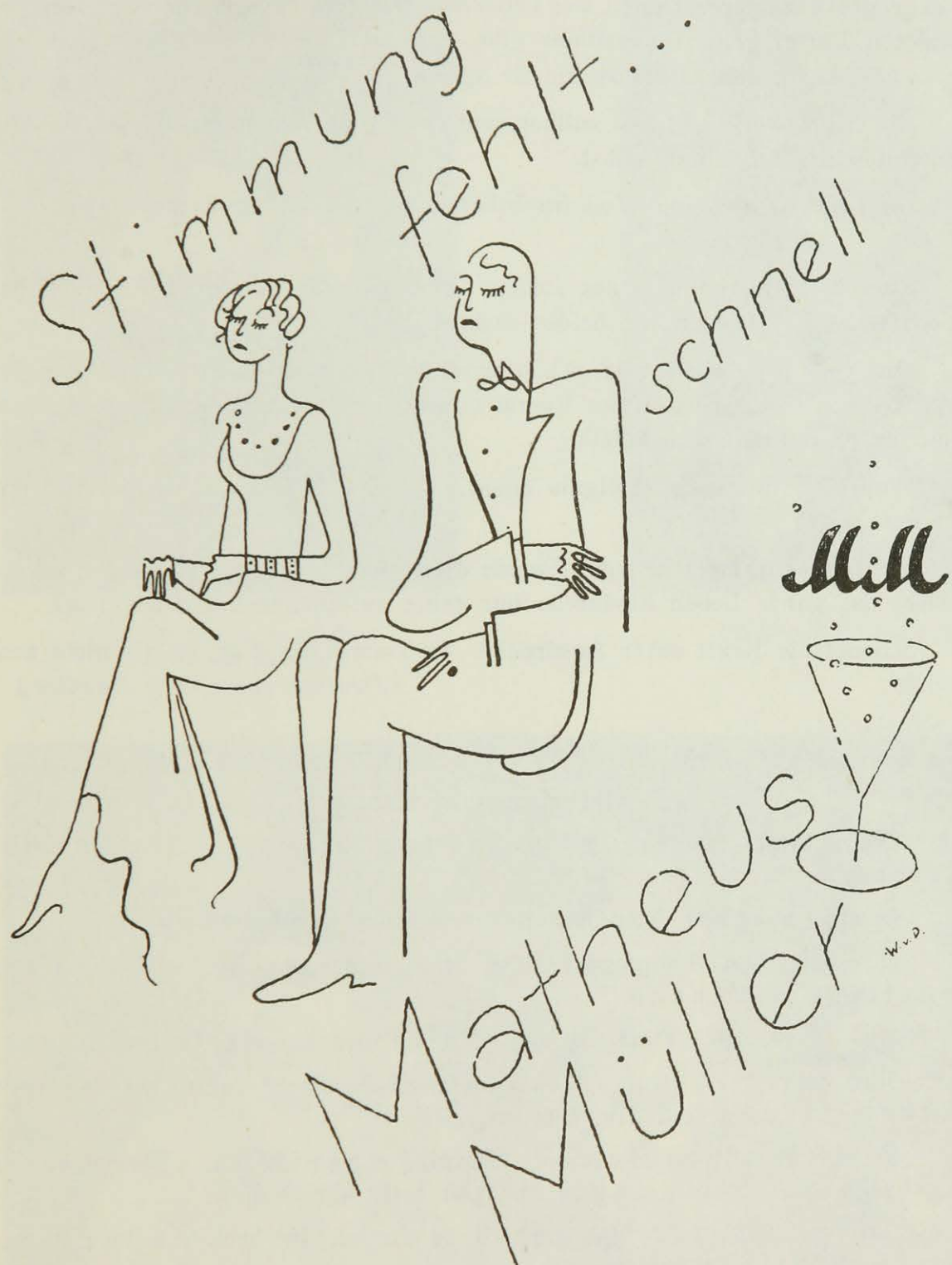
„Donnerwetter“, sagt der Deutsche nachdenklich, „das ist keine schlechte Idee.“

(Er wird deportiert.)

Die Titel der Tangos sind die modernen Probleme. „Was ist Liebe?“ „Was denk ich um 8 Uhr abends?“ „Eine Frauenhand, in einem Paletot vergessen.“ „Was hat sie zwischen ihren Brüsten versteckt?“

Ramón.

Poincaré hat von jeher eine ziemlich ungleiche Presse gehabt. Als er dreißig Jahre alt war, wurde er Minister. Seine Mutter, etwas nervös geworden, meinte: „Ja, das ist ja sehr schön, ganz prachtvoll... Aber ist das eigentlich die richtige Stellung für einen jungen Menschen?...“



Mitteilungen der Redaktion. Die Zeichnung auf Seite 76 im Februarheft des Querschnitt ist nicht von Kiril Arnstam, sondern von *Klaus Freese*; die Foto vor Seite 85 stellt den Prinzen *Louis* (nicht Victor) de Broglie dar.

Die Einbanddecken für den Jahrgang 1930 des Querschnitt sind erschienen und mit dem Inhaltsverzeichnis durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag zu beziehen. (Preis 4 Mark.)

NOTIZEN

Von *Grigori Landau*

Die große Ungerechtigkeit des *lyrischen* Dichters besteht darin, daß er der anderen Partei keine Gelegenheit gibt, sich zu äußern; die Bösartigkeit des *epischen* darin, daß er selbst für sie spricht.

Ein Kunstwerk gilt als vollkommen, wenn in ihm nichts Ueberflüssiges enthalten ist, außer ihm selbst.

Im Tode ist nicht der Tod furchtbar, furchtbar ist die Erinnerung an das Leben.

Zwei Rechtfertigungen des Lebens gibt es: die Gerechtigkeit und das Schaffen. Wehe denen, die beides suchen.

Die geistige Arbeit war schöpferisch, wenn man nach Vollendung des Werkes mit einem vermehrten Vorrat unausgesprochener Gedanken und ungenutzter Kenntnisse zurückbleibt.

Wollt ihr in einem Ereignis einen Präzedenzfall sehen, so bereitet das nächste vor.

Der eine empfindet in jeder Stunde die Ganzheit seines Lebens, der andere erlebt das ganze Leben hindurch: nur seine aufeinanderfolgenden Tage.

Schonet die Kraft eurer Ausdrücke. Es kommt der Tag, da sie nicht ausreicht.
(*Deutsch von Georg Kandler.*)

Aphorismen in Leipzig.

Man kann Reichtum verachten und doch unter Armut leiden.

Herrschsüchtige Menschen sind niemals Herrschernaturen.

Wer nicht den Augenblick zu erfassen vermag, steht abseits des quellenden Lebens.

Das schwerste Opfer ist das Opfer des Gewissens.

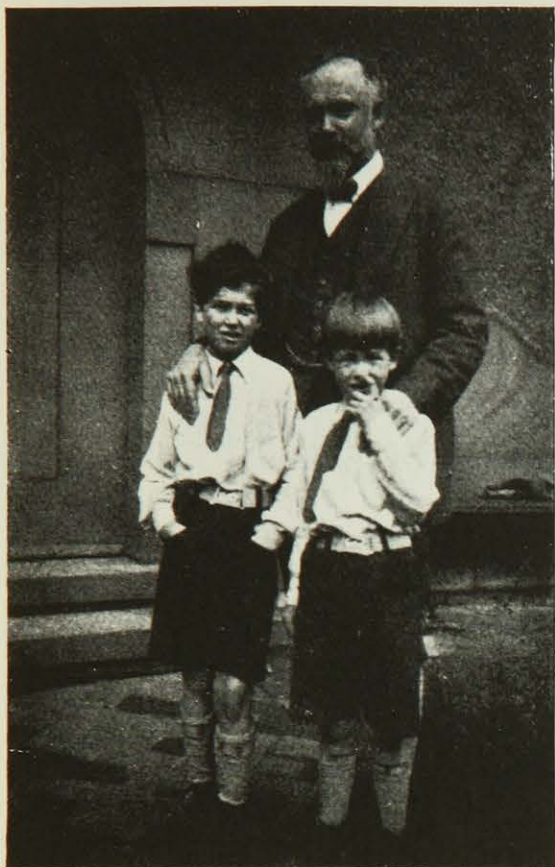
Nur wer Haß und Mißgunst überwindet, kann der reinen Lebensfreude teilhaftig werden.

Menschen mit gutem Gedächtnis überschätzen, Menschen mit schlechtem Gedächtnis unterschätzen meist ihr Wissen.

Nur wer sich vor sich selbst behauptet, ist dem Ansturm der Geschehnisse gewachsen.

Viele kommen nur deshalb nicht zur Freude am Leben, weil sie auch dann nur an den Ernst des Lebens denken, wenn er gar nicht an sie herantritt.

Johann Diedrich Warnken.
(Leipziger Neueste Nachrichten.)



Graf Hermann Keyserling
mit seinen Söhnen



Emil Ludwig (5jährig)



Henri Louis Mencken und Sarah Powell Haardt, seine Frau

Photo New York Times



Der 60jährige Maler Leo Freiherr von König
Photo Vogelsang



Der Maler Frans Mascreeel
Photo Fritz Gruber



H. M. Dawringhausen, Der Diplomat u. Dichter Kuno Hofer (St. Moritz) †



Frau Legationsrat Thomsen (Berlin)

Photo Rieß



Donat Herrnfeld



Anton Herrnfeld

die Begründer des Berliner Herrnfeld-Theaters

Verlag Adolf Eckstein, Berlin

DIE HERRNFELDS

Von Egon Jacobsohn

Ella fünf, Käthe neun, Anton elf, Donat sieben Jahre alt, da wollten mal die vier Geschwister (alle in Raab zur Welt gekommen, in Budapest die ersten Jahre verlebt und nun in Wien) furchtbar gern heiße Wiener essen. Da zog das Quartett, um das Kapital zu erwerben, ins Ringtheater, das damals knapp vor seinem Brande stand, und spielten in einer Märchenvorstellung für eine Gesamtgage von sechs Paar Wienern mit. Auf der Bühne, wo sie als Neger schwarz geschminkt ihre neuen teuren Anzüge und Kleider völlig verschmutzt hatten, „entdeckte“ sie der Wiener Al Jolson der damaligen Zeit, der Stimmungssänger Abramowicz, und da sich die vier wegen der Keile, die sie wegen der eingedrehten Kleidung en gros bezogen hätten, sowieso nicht heimwagten, rückten sie pauschal aus und wurden so übereinstimmend harmlosen Nachmittag zu den „Fünf Geschwistern Abramowicz“. Mit ihrem großen Bruder wanderten sie als „Urkomisches Quintett“, teils in Matrosenkleidung, teils als Zukunftsflieger kostümiert, singend und tanzend durch ganz Europa und landeten schließlich bei Quark am Alexanderplatz in Berlin. Hier schloß ihr Meister Abramowicz einen Bombenvertrag für sie alle nach Amerika. Seinen vier Pseudo-Geschwistern gefiel aber Berlin so herrlich, daß sie auf die Brüderschaft pfiffen, ihn allein übereinstimmend damals noch gefährlichen Teich segeln ließen und als selbständige Komiker-Truppe unter dem Namen „Geschwister Vera“ abermals durch ganz Europa tingelten.

Anton, sechzehn Jahre alt, und Donat, ganze zwölf, wurden so Direktoren eines eigenen Ensembles: sie beide als Couplet-Sänger, vollends ohne Stimme, ihre Schwestern als Stimmungsvortragskünstlerinnen, zwei engagierte Tänzerinnen und einen Ringkämpfer nebst Partner für den Anfang, und das

happy end ihrer geschlossenen Abendvorstellungen. Leider verdienten sie damals nichts, das heißt: Geld kam schon in Mengen ein, nur schlug ihr Ringer dem Anton allabendlich knapp vor seinem Auftritt so lange in die Direktorenfresse, bis er ihm die Einnahmen à conto überließ. Da er einen Vierteljahrvertrag hatte, konnten die Brüder von diesem unbarmherzigen Burschen nicht gut fortkommen. Als das rabiate Mitglied eines Abends seine finanziellen Verhandlungen wieder mit einer kessen Rauferei beginnen wollte, sah er sich im Direktionszimmer zwei mit Revolvern bewaffneten Direktoren gegenüber. Bevor er noch etwas von Vorschuß sagen konnte, schossen die Herrnfelds ihm was vor, aber mit heißem Wasser, bis der zu Tode erschreckte Ringer schmerz erfüllt um Gnade flehte, auf jede vorherige Zahlung verzichtete — seither behielten die Direktoren das Geld wieder für sich. So wurden sie Millionäre.

*

Donat liebte Bulldoggen. Eine, die ihn ständig begleitete, biß in einer Ahlbecker Sommersaison etwa zwanzig Badegäste. Donat mußte blechen, aber die Dogge blieb an seiner Seite. „Hier sind gleich 200 Mark vorausgezahlt“, erklärte er dem empörten Gemeindevorsteher, „wenn auch diese Summe verbissen ist, bitte ich um Benachrichtigung!“ Vier Tage darauf erfolgte sie. Die Bestie hatte nach drei andern, mit je 75 Mark abgefundenen Opfern einem Feuerwehrmann die Uniform zerfetzt. Das war nicht mit einem simplen Fünfziger zu erledigen. „Wir werden hier in Ahlbeck eine Wohltätigkeitsvorstellung für die gesamte Feuerwehr veranstalten“, versprach Donat, „der Köter wird noch heute abgeschafft!“

Diese Vorstellung der Herrnfelds im Ahlbecker Kurhaus fand vor ausverkauftem Hause statt. Donat erklärte

in seiner Einleitung-Conference, daß er von seinem Lieblingshund, der ihm immer Glück gebracht hätte, Abschied genommen hätte... Da gab's plötzlich ein Riesengeschrei hinter der Bühne. In der Garderobe einer Mitwirkenden, der Tochter des Feuerwehrkommandeurs, war ein Benzinbrenner umgestürzt. Panik. Das Haus leerte sich in wenigen Minuten. Es brannte ab.

Tags drauf ging Donat wieder mit dem Köter. „Dann soll er schon lieber ganz Ahlbeck beißen!“ meinte er. „Das ist viel preiswerter und schmutzt nicht so...“

*

Alle paar Wochen erschien im Theater am Alexanderplatz ein Zauberkünstler, bestellte Donat und Anton herzliche Grüße von ihrem Vater in Wien, den er als alten Freund wieder mal besucht hätte, steckte als Dank für die Post nicht nur zwei Freiplätze, sondern ein Gratisabendbrot und zehn Mark Zehrgeld ein.

„Von wem bringt er Grüße?“ fragte endlich ein Verwandter. „Von deinem Vater? Der ist doch schon fünfzehn Jahre tot!“

„Pst, sei ruhig“, flehte Donat aufgeregt, „wenn der Mensch erfährt, daß mein Vater tot ist, verlangt der Zauberkünstler künftig Grab-Pflegegeld, und das ist nicht unter zwanzig Mark abzumachen!“

*

Jahrelang sandte eine „unbekannte Verehrerin“ dem Anton zu jeder Premiere einen verwegen großen Strauß Rosen in die Garderobe. Eines Premierenabends erhält Donat gleichfalls von einer Anonymen einen noch schöneren Strauß mit Rosen. Das blieb so, bis Donat starb.

Da wurde das Geheimnis entschleiert: Donat hatte jedesmal seinem Bruder, um ihn in frohe Laune zu versetzen, die Rosen als „unbekannte Verehrerin“ gesandt, und Anton hatte später, um seinen besten Freund Donat nicht wegen der mysteriösen Damen-

spende neidisch zu machen, gleichfalls heimlich an ihn die erfreuenden Blumen geschickt...

*

An einem scheußlich heißen Maitage saßen, weils inzwischen auch noch verwegen gewitterte, ganze zwanzig Männekens im Parkett des sonst immer fast ausverkauften Theaters am Alexanderplatz. Donat ging vor den Vorhang, dankte herzlichst fürs Erscheinen und fragte, ob sie nicht viel lieber nach Rückzahlung des Eintrittsgeldes seine Gäste bei Skriwanek in der Friedrichstraße, einem damals sehr beliebten Gulasch-Restaurant, werden wollten. Achtzehn wollten mit Freuden, zweie nicht. „Also spielen wir!“ entschied Donat. „Aber wir achtzehn treffen uns nach dem Theater doch bei Skriwanek. Die Einladung gilt!“

Tatsächlich gab's nachher eine herrliche Abendtafel, denn man hatte im Eilzugstempo ohne Pausen alles heruntergespielt und war noch vor zehn Uhr fix und fertig. Mit diesen achtzehn befreundete sich Donat an jenem Abend so sehr, daß er mit ihnen einen Stammtisch „Gewitter im Mai“ gründete und sich mit ihnen noch sechzehn Jahre immer an dem gleichen Maitag wieder an der gleichen Stelle zum gleichen Essen traf. Diesem Stammtisch gehörte u. a. auch der alte Pagay an und Donats intimer Freund, Rudolf Schildkraut, die an jenem Abend im Parkett gewesen waren. Später nahm man auch die beiden, die damals das Stattfinden der Vorstellung erzwungen hatten, in dieser Runde auf. Es war der Leiter einer Abteilung vom Statistischen Amt... neben seinem Weibe.

*

Donat sollte unter allen Umständen mal als Judendarsteller ans Staatliche Schauspielhaus. Der Generalintendant war eigentlich auch schon mit ihm einig. Anton sollte allein das Herrnfeld-Theater fortführen, Donat einen äußerst günstigen fünfjährigen Vertrag unterzeichnen. „Wie ist das mit der

Konfession?“ begann der Generalintendant recht vorsichtig ein heikles Problem. „Wir engagieren ungern Mitglieder der jüdischen Gemeinde, wenn's sich vermeiden läßt...“

„Soll ich bei Ihnen den Prinzen von Homburg spielen?“ forschte Donat. „Oder halten Sie mich für einen Don Carlos? Ich soll doch Juden darstellen! Wozu also taufen?! Es gibt doch nur zwei Möglichkeiten: entweder ist die Taufe gut, na, dann werde ich doch ein hundsschlechter Judendarsteller! Oder die Taufe wird schlecht, na, wozu soll ich sie denn dann erst durchführen!“ Daran scheiterten die Verhandlungen.

Der „Nazi“ von gestern. Niemand wird behaupten, daß das Wort „Nazi“ die Sprache um eine erheblich schöne Vokabel bereichert habe. Und doch darf man ihr auf eine gewisse Art dankbar sein: dafür nämlich, daß sie — woran man sich fast nicht mehr erinnert — vor Jahr und Tag eine andere Bedeutung von ihrer Stelle verdrängt hat. Damals war „Nazi“ das Literatenscherzwort für „Oesterreicher“. Beiläufig das dümmste unter der Sonne, in Sinn und Klang dem linkischen, lippensteifen Aeffungsbemühen ebenbürtig, das sich in den Worten „holt“ (halt), „Bussal“ (Busserl) und vor allem im dreiteiligen „We-a-na“ (Weaner) ausdrückt. „Nazi“ ist in Oesterreich ein vergleichsweise gar nicht häufiger Name (wenn auch

Altbundeskanzler Seipel mit ihm geziert ist). Der satirischen Absicht entspräche also viel eher: Poldl, Pepperl, Franzl. Außerdem aber stellt man sich unter „Nazi“ etwas Zipfelmützig-Breites, Pfeife-Schmauchendes im Münchner Stil vor, während der Oesterreicher sich bekanntlich grade durch das „Schiaberische“, Flotte auszeichnet; und endlich bedeutet weder die Mundweichheit, mit der er seine Sprache spricht, noch die saloppe Schmiegsamkeit und Verträglichkeit seiner Phantasie Dummheit. Aber die Klugheitsgrammophone haben immer etwas gegen die Liebenswürdigkeit: können sie deren musische Wirkungen nicht in Abrede stellen, so stülpen sie ihr eine Trottelmütze auf. So entstand Nazi. Dank an die völkisch Gesinnten, daß dieses Wort die Blödeheit nicht mehr ethnologisch abgrenzt.

Anton.

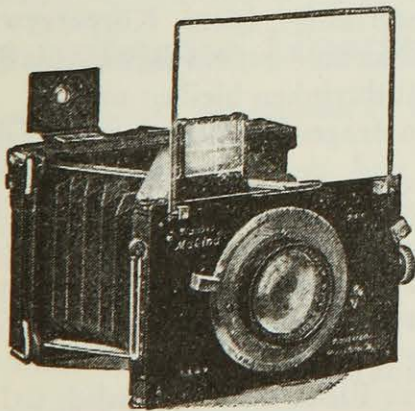
Warum ist im eisernen Vorhang eine kleine Tür? Wenn das ganze Ensemble verbrannt ist, tritt der Herr im Frack heraus: „Da alle Schauspieler verbrannt sind, kann die Vorstellung leider nicht fortgeführt werden.“

Die Operngläser sterben aus. Es verschwindet das Kannibalen-Instrument, mit dem man die Opernsängerin verschluckte.

Die Ehegatten, die des Abends ihre Frau aus dem Theater führen, sehen aus, als begleiteten sie die bei der Prüfung durchgefallene Schauspielerin.

Ramón Gómez de la Serna.

Das ist sie — die wundervolle



Plaubel-Makina

für Amateure über dem Durchschnitt

Taschen-Präzisions-Kamera besonderer Art und Leistungsfähigkeit mit der großen und extra lichtstarken Optik F:2,9 und dem normalen, altbewährten Bildformat 6,5 x 9 cm, so daß man nicht immer erst vergrößern muß. Für Platten und Film packs 6,5 x 9 cm, die es auf der ganzen Welt gibt, da Standard-Größe. Visieren in Augenhöhe (keine Bauch-Perspektive!). Nachtaufnahmen aus der Hand. Für Reise und Wanderung einzigartig. Preis RM 265.— bzw. RM 280.—

Gratis-Broschüre durch:

Waukosin & Co, Frankfurt a. M. 43

UNTERHALTUNG MIT EDISON

Wir haben Auto und Telefon, elektrisches Licht und Flugzeug, Radio und Tonfilm, wir haben, mit einem Wort, einen schönen Zipfel der Macht über die Dinge des materiellen Lebens in der Hand; fehlt uns noch die Kontrolle über unsere eigene Gesundheit; diese Kontrolle der Menschheit in die Hand zu geben, sei die Aufgabe der Erfinder, und zwar schon der Erfinder der nächsten Generation. So meint es der 84jährige Thomas A. Edison in einem Interview, das sein wissenschaftliches Testament sein könnte. Die Hygiene das große Feld der Zukunft! Die Hygiene die Hauptaufgabe der Technik, die sie lösen wird! Der alte Mann sagt es mit strahlender Ueberzeugung.

Die Herren der amerikanischen Review of Reviews fanden ihn unverändert in seinem durch zwei Stockwerke gehenden neuen Riesenlaboratorium in West-Orange. Er ist so robust, so taub, so mild, so lebhaft wie je. Er hat erstaunlich kurze Reaktionszeiten. Auf die heterogensten Fragen gibt er schnelle, fertige, konkrete, überraschende Antworten.

Man fragt ihn, ob er, Edison, es weiter gebracht haben würde, wenn ihm schon immer die großen Geldsummen und anderen Erleichterungen zur Seite gestanden hätten, über welche die Erfinder von heute, dank der Industrie, verfügen können. „Aber selbstverständlich; ich habe 45 Jahre mit den Zahlungsterminen zu kämpfen gehabt.“ Er ist der Ansicht, daß nicht wissenschaftliche Neugier, sondern der Wunsch, Geld zu verdienen, hinter den meisten großen Erfindungen stehe. Die meisten Erfinder, meint er, brauchen das Geld, um ihre Familien bescheiden zu ernähren; wenn sie darüber hinaus noch etwas Geld verdienen, so macht es ihnen nur darum Freude, weil sie nun weiterexperimentieren können.

„Gibt es bestimmte, große Gebiete, die die Forschung der Zukunft bevorzugen wird?“ Die Frage ist gefallen.

Edison besinnt sich keinen Augenblick, sondern antwortet, diesmal schriftlich, mit Bleistift seine gleichmäßigen, charaktervollen Buchstaben setzend: „Gewiß. *Das Hauptfeld der zukünftigen Erfindertätigkeit ist unsere Gesundheit*, erkämpft durch Biologie und Chemie.“

„Krankheit“, fährt er fort, „liegt heute noch schwer auf dem Arbeiter. Es ist nicht leicht für ihn, den richtigen Arzt ausfindig zu machen, und die richtige Kur ist fast immer kostspielig. Es gibt auch zuviel Krankheit in der Welt. Etwas Entscheidendes muß dagegen geschehen, und hier wartet auf Biologie und Chemie die große Aufgabe.“

Bei diesen Worten unterbricht ihn sein getreuer Meadowcroft, um sechs Jahre jünger als er, seit fünfzig Jahren das Bindeglied zwischen Edison und der Welt. Er bringt ihm Milch in der Thermosflasche. Seit langem ist Milch die ausschließliche Nahrung Edisons, ein Glas Milch alle zwei Stunden, selten nur gönnt er sich ein Gläschen frischgepressten Apfelsinensaft. „Als Milchtrinker trat ich ins Leben ein, als Milchtrinker will ich aus dem Leben scheiden. Milch ist das einzige vom großen Chemiker vollkommen richtig ausbalancierte Lebensmittel... Achtzig Prozent der Menschen sterben an Ueberfütterung... Und nach seinem 81. Jahre braucht der Mensch überhaupt nicht mehr viel oder vielerlei Essen... Es gehört Mut zur Entsagung, aber das viele Essen ist wirklich überflüssig. Mein Körpergewicht bleibt unverändert, ein Beweis, daß ich beim Milchtrinken bleiben muß.“

Man fragt den Erfinder der Glühlampe und der elektrischen Straßenbahn, ob es auf dem Gebiete der Elektrizität noch viel zu erfinden gebe.

„Aber alles!“ ist seine prompte Antwort. „Wir haben kaum erst einen Anfang gemacht. Wir wissen nicht einmal, was Elektrizität eigentlich ist! Sie ist dem Licht ähnlich. Wir haben eine

Unsere ersten Frühjahrs-Novitäten

EMIL LUDWIG Geschenke des Lebens Ein Rückblick

1.—20. Tausend • 865 Seiten mit 12 Abbild. und einem Bildnis des Autors von Olaf Gulbransson in Lichtdruck • Geh. RM 12 • Lnb. RM 16

Mit 50 Jahren schildert Emil Ludwig mit Laune und Selbstironie in bunten Bildern, was er erlebt, und in vielen Porträts aus aller Welt die Menschen, die er traf.

I. STEINBERG Gewalt und Terror in der Revolution

1.—3. Taus. • Deutsch von I. Donsky • Geh. RM 5 • Lnb. RM 8

Steinberg, der mit Lenin an einem Tisch gesessen hat, behandelt in seinem neuen Buch das grundlegende Problem: Ist Gewaltanwendung im Dienst der Revolutionsidee berechtigt oder nicht? Er erörtert erschöpfend den Begriff Terror und untersucht die Frage, ob Gewalt notwendig oder gar nützlich sei.

VICTOR MARGUERITTE Vaterland!

1.—20. Tausend • Deutsch von Joseph Chapiro • Kart. RM 3.75

Victor Margueritte entwirft ein gewaltiges Fresco von dem gräßlichen Gas- und Bazillenkrieg der Zukunft. Margueritte beschränkt sich aber nicht auf pazifistisches Warnen und Prophezeien, er macht positive Rettungsvorschläge. Dieser Ächter des Krieges weist den Weg zu seiner Beseitigung.

WILHELM SPEYER Die goldene Horde

Erzählung • 1.—20. Tausend • Einbandzeichnung B. F. Dolbin
Kartiert RM 3.75 • Leinenband RM 5.50

War der „Kampf der Tertia“ eine Ilias der Jungen, so folgt in der neuen romantisch bewegten Erzählung die Odyssee. Neue Abenteuer besteht seine „Goldene Horde“ in Feldlager, Waldzelt und Löwenzirkus.

HERMANN HELLER Sozialismus und Nation

1.—4. Tausend
Kartiert RM 3.75

Hermann Heller, Professor an der Universität Berlin und Patriot im alten guten Sinne des Wortes, fordert die Sozialisten auf, den Staat zu erobern, statt ihn zu leugnen. Für ihn handelt es sich nicht um einen erdachten Zukunftsstaat, von dem nur Umrisse wahrzunehmen sind, sondern um unsere Welt mit ihren Nöten und Hoffnungen.

JOSEPH HERGESHEIMER Das Pariser Abendkleid

Roman • 1.—5. Tausend • Deutsch von Franz Fein
Kartiert RM 5.50 • Leinenband RM 7.50

Mitten in einer entseelten amerikanischen Welt läßt der Dichter wie ein seltsames Tropengewächs die Liebe zwischen einer alternden, immer noch reizvollen Frau und einem Außenseiter der Gesellschaft erblühen, der zum Zweifler an den Werten der Zivilisation geworden ist.

FRANZ BLEI Die Lust der Kreatur

1.—4. Tausend • Umschlagzeichnung E. R. Weiß
Kartiert RM 5.50 • Leinenband RM 8.50

In immer neuen Formen der Erzählung schildert der Dichter, prüft der Denker, feiert, beklagt und verspottet der Lebenskünstler Franz Blei die Wollust der Kreatur, die „gemengt ist mit Bitterkeit“.

In jeder guten Buchhandlung vorrätig

ERNST ROWOHLT VERLAG • BERLIN W50

Am 18. März
erscheinen:

Freud

Theoretische Schriften

In Leinen M 9.—

Aus dem Inhalt: Das Unbewußte — Die Verdrängung — Triebe und Tribschicksale — Narzißmus — Trauer und Melancholie — Jenseits des Lustprinzips — Massenpsychologie — Das Ich und das Es — Die Verneinung

Max Deri

Naturobjekt und Menschenwerk

Über einen Unterschied in der wissenschaftlichen Betrachtung natürlicher und künstlicher Sachverhalte

M 1.60

Hellmuth Kaiser

Franz Kafkas Inferno

Eine psychologische Deutung
seiner Strafantasien

M 2.50

Internationaler
Psychoanalytischer Verlag
Wien I, In der Börse

Theorie, aber die Praxis stellt uns vor eine gewichtige Ausnahme nach der andern, auf die die Theorie schlechterdings nicht mehr anwendbar ist. Sie kann also nicht stimmen. So steht's um die Elektrizität. Wie könnten wir vor dem Ende der Erfindungen auf dem Elektrizitätsgebiete stehen, wo wir doch noch nicht einmal wissen, ja, nicht einmal ahnen, was Elektrizität ist?!"

„Droht die Gefahr, daß die vielen neuen Erfindungen unser Leben zu kompliziert und zu hastig machen werden?“

„Keineswegs. Die Menschen werden sich ihren Erfindungen angleichen. Das Gehirn bietet, wenn es nur benutzt wird, enorme Möglichkeiten. Die Leute ahnen noch nicht einmal, was ihr Geist alles leisten kann.“

Und dann ging es kreuz und quer durch alle Gebiete moderner Erfindung: „Fernsehen ist teuer und kompliziert, darum kann es vorläufig nicht die Verbreitung des Telefons erreichen. Würde man eine Lokomotive in seine Stube rollen? ... Das *Kreiselflugzeug*, auch Autogyro genannt, ist die Zukunft der Aviatik. Ein Spanier hat es erfunden, und da sagen die Leute noch, Spanien sei abgestorben. Das *Kreiselflugzeug* ist das Ei des Kolumbus. Es wird das Fliegen *sicher* machen. Vielleicht wird das Flugzeug nie so allgemeine Verbreitung finden wie das Auto, aber heute steckt es noch in den Kinderschuhen *Lenkbare Luftschniffe* werden wir immer haben. Aber heute sind auch sie erst in ihrem Versuchsstadium.“

Giftgase hält Edison für weniger gefährlich als Kugeln und Bomben. Vom russischen Experiment des Kommunismus meint er, das oder ähnliches habe man tausendmal versucht und es sei nie gelungen. „Merkwürdig“, meint er, „den Menschen geht es in den Ländern am besten, die die meisten Millionäre haben, und doch schimpft man immer auf die Millionäre.“

Natürlich führt er seine Besucher

zu seinen Treibhäusern, wo er gummi- haltige amerikanische Pflanzen züchtet. Am besten haben sich gewisse Gold- rutenarten bewährt. Heute würde es sich freilich nicht lohnen, aus ihnen Gummi zu gewinnen, aber wenn U.S.A. einmal in einem Krieg von der Gummi- einfuhr abgeschnitten wäre, könnte es auf diese Goldruten zurückgreifen.

Edison gibt zu, an drei, vier großen Sachen zu arbeiten, aber er will von ihnen nicht sprechen, bevor er sie nicht gemacht habe. Von fünfzig Plänen er- weise sich immer nur einer als durch- führbar. Nur allzuoft zeige sich ein Seitenpfad als der Weg zum Ziel. Viele Erfindungen seien eigentlich Entdeckun- gen auf solchen Seitenpfaden gewesen, so die Röntgen-Strahlen und das Ra- dium. So kam Bell zum Telefon. Aber es gehört ein trainiertes Gehirn dazu, um im Seitenpfad die Hauptstraße zu erkennen.

Edison übt sein Gehirn noch täg- lich. Er glaubt, ihm diese Pflege schul- dig zu sein, dieser prachtvollen Werk- statt, aus der zum Wohle der Mensch- heit so viele fruchtbare Gedanken her- vorgegangen sind. In einem Zeitalter, das am Segen der Technik zu zweifeln beginnt, glaubt Edison, unser größter Techniker, nicht nur unbeirrt an die Technik weiter, sondern sogar an die unaufhaltbare Vervollkommnung der Menschheit durch den technisch gerich- teten Erfindergeist. Von allem, was an diesem Greise imponiert, ist sein Glaube am imposantesten. P. A.

Entwurf zu einem Programm der Kroll-Oper (Berlin).

„Hoffmanns Erzählungen“.

Musikalische Leitung: Zemlinsky.

Szenische Leitung: Dr. Curjel.

Röhren-Leitung: Moholy-Nagy.



I N H A L T

Das Duell im Njeskutschni-Park

Eine Dirne und ein Musiker

Die Schuhputzer von Moskau

Ein Mäzen von Heute

Der Mord an Galina Mrawina

Gefühle von Gestern

Die zerbrochene Glocke

Kartoniert RM 2.80

In Leinen RM 4.80

Ein herrliches Buch. Das beste was ich, der ich doch fast nichts als His- torie und Gerichtsberichte lese, bis jetzt fand. Aber darüber hinaus ist dieses Buch vielleicht der eindring- lichste Kulturspiegel des heutigen Rußlands . . . es zeigt das heutige Alltagsleben dort. Man bekommt Ein- blicke in das Werden dieser neuen Gesellschaft. Oskar Maria Graf

MALIK-VERLAG

DIE PERSISCHE KUNSTAUSSTELLUNG IN LONDON

Nach den Ausstellungen holländischer und italienischer Malerei in den beiden vorhergehenden Jahren sind die Tore des Burlington House gegenwärtig einer Schau persischer Kunst geöffnet. — Kein schönerer Dienst konnte der islamischen Kunstwissenschaft erwiesen werden, als daß sie heute nach jahrzehntelangem Ringen diese bedeutsame Kunsttätigkeit des anmutigsten und reichsten Landes des Nahen Osten in der Reihe der großen Londoner Winterausstellungen, die alljährlich im Burlington House stattfinden, in einer geschlossenen Sonderchau vor Augen führen darf. Sie ist die schönste Anerkennung für die Altmeister der persischen Kunstgeschichte, unter denen Friedrich Sarre und Ernst Herzfeld an erster Stelle genannt werden müssen, die in erfolgreicher Forscherarbeit mit universalem Weitblick die Voraussetzungen für das Studium der persischen Kunst geschaffen haben, der vorislamischen Epochen unter den Dynastien der Achämeniden (550 bis 331 v. Chr.), Parther (250 v. Chr. bis 226 n. Chr.) und Sasaniden (226 bis 636) und der mittelalterlichen und neueren Zeit, die unter dem Zeichen des die gesamten schöpferischen Kräfte des nahen Orients zusammenfassenden Islam steht (seit 637).

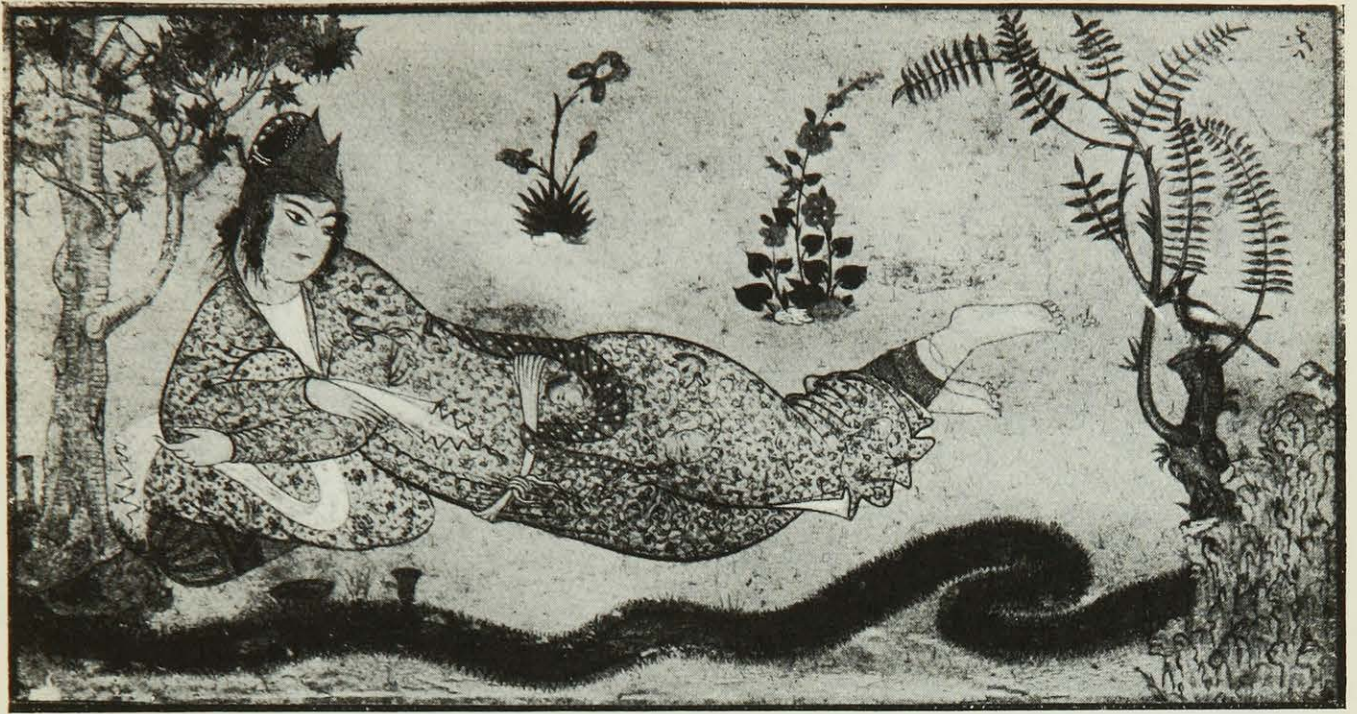
Man mag es als eine Ironie des Schicksals empfinden, daß einer der Hauptsachwalter der gegenwärtigen Ausstellung ein Amerikaner ist. *Arthur Upham Pope* hat unter den Teppichforschern schon längst einen geachteten Namen. Mit seiner nur aus amerikanischen Perspektiven verständlichen Organisationsgabe, die ihn in verhältnismäßig kurzer Zeit auf geschickt angelegten Reisen durch Persien führte, und dort wie in Europa mit den zur Mitarbeit bereiten Kräften Fühlung nehmen ließ, gebührt ihm Dank und Anerkennung für das Gelin-

gen dieses Unternehmens, zu dem zum erstenmal auch Persien selbst einen Teil seiner noch im Lande befindlichen Kunstschatze beisteuerte.

Dieser Ueberblick über nahezu 2500 Jahre persischen Kunstfleißes, der sich hauptsächlich auf das sogenannte Kunstgewerbe erstreckte, gibt nicht nur dem Forscher neue Anregungen. Auch für die gegenwärtige zum Teil an überzüchteter Problematik krankende Künstlergeneration kann die Bekanntschaft mit dem wechselvollen Schicksal persischen Kunstschaffens bedeutsam werden, das trotz tief eingreifender politischer und religiöser Umwälzungen und vielfacher Durchdringung mit fremden Kulturelementen stets seine schöpferische Eigenart bewahrte. (Seldschukenherrschaft 1037 bis 1231, Mongolenherrschaft 1227 bis 1502).

Man kann kaum daran zweifeln, daß die auf der Ausstellung zuerst in größerem Rahmen gezeigten vielbesprochenen Luristanbronzen (meist in Gestalt von Kandarren), die aus Grabfunden in der Nähe Hamadans stammen, ursprüngliche Zeugen des alten iranischen Metallstils sind, deren Tierformen und sinnbildliche Darstellungen in Gestalt des Löwenwürgers und Tierbezwingers in den folgenden Kunstepochen auf Seidenstoffen und Fayencen oft wiederbegegnen. Besonders eindrucksvoll kann man den Stilwandel von dem mit Sinnbildern durchdrungenen vorislamischen Ornament zu dem mehr abstrakten, symbolfeindlichen frühislamischen Ornament verfolgen. Die ersten schöpferischen Ansätze zur Arabeske, die die ornamentale Gesinnung der islamischen Kunst am vollendetsten zum Ausdruck bringt, in der seldschukischen Epoche, treten besonders gut in die Erscheinung dank der mit besonderem Glück zusammengestellten Metallarbeiten, Fayencen und Seidenstoffe des frühen Mittelalters, unter denen die unlängst bei Grabun-

Persische Kunst in London



Die Königin Balgis von Saba (XVI. Jahrh.)



Riza, Pferd und Knecht (spätes XVI. Jahrh.)

Photos Topical



Marie Laurencin, Die Amazone



Berlin, Kaiser-Friedrich-Museum
 Khosrau tötet Bahrâm im Kampf.
 Miniatur aus einer persischen Handschrift



Loretta Young

Hollywood



Dorothy Jordan

Metro-Goldwyn-Mayer



Rudolf Levy, Halbakt



Joseph Mangold, Junges Mädchen

Mauritius-Verlag

gen in der Nähe von Rhages aufgetaucht, bisher fast unbekanntem seldschukischen Seidenstoffe und Silberarbeiten besondere Beachtung verdienen.

Nicht so eindrucksvoll kommt dieser Dreiklang von Metall, Seide und Keramik in der mongolischen Epoche zur Geltung. Dafür entschädigen die über alles Erwarteten reichen Bestände an Miniaturen, die von den sogenannten abbasidischen Miniaturenschulen, über die mongolische Epoche bis zur letzten großen Kunstblüte unter den Safawiden (1502 bis 1736) in lückenlosen Reihen verfolgt werden kann.

Der schöpferische Reichtum des persischen Kunstfleißes kommt in der letzten großen Epoche wieder vollendet zum Ausdruck. Die altiranische Fabulierlust, die trotz der orthodoxen Tendenzen schon in der Seldschukenzeit in der Abfassung des Schahnamah des Firdausi (um 1011 vollendet), in den Liebes- und Heldenromanzen des Nizami 1178 wieder durchgedrungen war, lebte jetzt in einer Art Renaissance wieder auf, und gab den Miniaturmalern bedeutsame Anregungen. Die Miniaturmalerei nahm innerhalb der safawidischen Hofmanufakturen eine Art Führerrolle ein, Viele auf den prächtigen Jagd- und Tiertepptichen oder den Seidenstoffen erscheinende figürliche Szenen sind nicht ohne Beziehungen zur gleichzeitigen Malerei zu erklären. Andererseits erlebt auch das Ornament in der Textilkunst wie in der Baukeramik die höchste Vollendung. Der aus dem Besitz des Herzogs von Anhalt stammende Arabeskonteppich (jetzt J. Duveen) oder der Teppich aus der Moschee in Ardebil sind wahrscheinlich in der Nähe der prächtigen Fayencemosaiks von Isfahan entstanden. Es verdient Anerkennung, daß man diese Zusammenhänge in der Ausstellung unmittelbar verfolgen kann, da stattliche Bruchstücke solcher Fayencemosaiks zum Teil unter großen Transportschwierigkeiten

aus Persien herbeigeschafft wurden. Einen Eindruck von den tektonischen Zusammenhängen vermittelt die Nachbildung des Liwans der Masjid-i-schah von Isfahan. Man ist oft im Zweifel, ob der dunkle polygonale Brunnen im Vordergrund, auf dem eine Seerose treibt, oder das Portal selbst die drängende Schar der Besucher gefangen nimmt. Oder ist es die bei manchen Frauen so beliebte „pink-coloured“-Beleuchtung? Noch mehr zwingt jedenfalls ein prächtiger zwölfekiger Teppich mit roten Baummotiven auf leuchtend gelbem Grund vom Grab Schah Abbas II. in Qum in seinen Bann, der, obwohl technisch zur Gattung der Polenteppiche gehörig, den Eindruck eines Gartens aus dem Märchenland erweckt, und inmitten der an den Wänden ausgebreiteten Teppiche unmittelbar in das Reich der Wunder entrückt.

Heinrich Schmidt.

Kunst und Wissenschaft. Meine letzte Zimmerwirtin, kgl. bayrische Kommerzienratswitwe, hatte nicht nur großes Interesse für die Gesellschaft und ihren Klatsch, sondern auch für „Kunst und Wissenschaft“, wie sie sich ausdrückte. Einmal klagte sie bewegt: „Die heutige Jugend pflegt gar nicht mehr unsere Klassiker. Körner und Hauff findet sie langweilig.“

Ich warf ein: „Dafür liest sie aber Hölderlin und Jean Paul —“

„Ach, Jean Paul, ich meine doch unsere *deutschen* Klassiker!“, gab sie entrüstet zurück.

Wenige Tage später ging ich ins Theater, zu Schnitzlers „Anatol“. Wieder war sie völlig im Bilde: „Anatol, ach, von France“ ...

Herbert Günther.

Fachkritik. „Scheißt diese Berufsamateure hinaus! Jagt sie davon, wie es ihnen gebührt, denn es warten zehntausend wirkliche Amateure auf den Platz an der Sonne! Diese Spensätze sind das Grab des deutschen Fußballsportes!“ (*Hamburger Anzeiger.*)

HENRY LOUIS MENCKEN

Von *Robert M. Wohlforth*

Henry Louis Mencken, Verleger, Kritiker und Zeitschriftsteller, ist in ganz Amerika ein volkstümlich gewordener Mann. Mit seiner Zeitschrift „The American Mercury“ vollführt er die monatliche intellektuelle Reinigung einer Nation. Moderne Mütter brauchen nur seinen Namen auszusprechen, um ihre Kinder gefügig zu machen. Er ist der Autor von etwa fünfzehn höchst bekannt gewordenen Büchern. Die meisten dieser Werke beschäftigen sich mit der Kritik der öffentlichen Zustände in den Vereinigten Staaten. Er ist der Erzfeind bürgerlicher Beschränktheit, der Schulmeister und Dogmenprediger in allen Fragen des öffentlichen Lebens, der Erzfeind akademisch-abgestempelter Dummheit. Man glaubt von ihm, daß er die Gedanken einer ganzen Generation beeinflußt hat.

Er ist mehr als irgendein anderer lebender amerikanischer Autor angegriffen worden. Einmal sammelte er alle absprechenden Urteile über seine Person und sein Werk und veröffentlichte sie in Buchform. Seine Kenntnisse auf allen Ebenen der Literatur, Soziologie und Philologie wird in den Vereinigten Staaten nur von wenigen übertroffen, und sein Werk: „Die amerikanische Sprache“ wird heute auch in akademischen Kreisen ehrenvoll genannt. Niemand hat mehr unwürdige Aspiranten, die nach Stellen im öffentlichen Leben strebten, unmöglich gemacht, als er.

Seine Anhänger treiben mit ihm und seinen Lehren fast einen Kultus. Weil er Nietzsches „Antichrist“ ins Englische übersetzte, hielt man ihn während des Krieges für einen Spion. Einstmals von allen öffentlichen Schulen und Universitäten im ganzen Lande gehaßt und verachtet, werden seine Essays und Kritiken jetzt in vielen Schulklassen gelesen.

Die Menge Arbeit, die er leistet, ist erstaunlich. Er ist, wie erwähnt, der Herausgeber des „American Mercury“, liest alle eingesandten Manuskripte selbst, schreibt allwöchentlich einen Leitartikel für einen Zeitungskonzern, verfaßt einen Ueberblick der Neuerscheinungen der Literatur für seine Zeitschrift, unterhält eine ungeheure persönliche Korrespondenz, ermutigt und steht versprechenden jungen Autoren bei, spielt den Klavierpart in einer Liebhaber-Vereinigung für Kammermusik, und versäumt keinen Augenblick, ein wachsames Auge auf die gesamten geistigen Erscheinungen seines Landes zu halten. Kurz, er beobachtet alle Kräfte, die sich im Verwaltungsleben, in dem religiösen und akademischen Dasein der ganzen Vereinigten Staaten regen.

Er ist von untersetzter Gestalt, trägt sein schwarzes Haar in der Mitte gescheitelt und steife Kragen, was in Amerika sehr auffällt. Er lebt das ganze Jahr hindurch in Baltimore, das er für die kultivierteste Stadt der Staaten hält. New York verabscheut er, und er geht nur hin, wenn er dort etwas zu tun hat. Er glaubt, daß diese unamerikanische Stadt eines Tages einen großen Schriftsteller hervorbringen wird, der ein Epos über ihre Großartigkeit, Verschwendungssucht, ihren Reichtum und ihre zerstörende Ueppigkeit schreiben wird. Er steht allen Frauen mit leichtem Argwohn gegenüber, hat aber vor kurzem, zur allgemeinen Ueberraschung, geheiratet. Er liebt dunkles Bier und gute deutsche Küche, und beklagt die Tatsache, daß er beides in Amerika nicht findet. Er trägt „ernsthafte“ Krawatten und schnarcht. Seine Hüte scheinen ihm nie zu passen. Vorzeiten war er einmal Reporter der „Baltimore Sun“, und er schreibt noch jetzt für dieses Blatt. Er ist der Mei-

nung, daß der Journalismus in Amerika an gutem Ruf verloren hat. Als er sehr jung war, veröffentlichte er einmal einen Band Gedichte, was er jetzt sehr bedauert. Alle Exemplare, mit Ausnahme von dreien, hat er wieder an sich gebracht, und er ärgert sich sehr, daß er diese drei nicht aufreiben kann. Er ist ein leidenschaftlicher Liebhaber guter Musik. Beethoven schätzt er besonders. Er behielt während des Krieges einen klaren Kopf, und weder die Scharf- noch die Flaumacher konnten ihn für sich abstempeln.

Er ist zahllose Male in seinem Leben operiert worden und behauptet, die Mediziner hätten an ihm herumgeschnitten, wo immer es nur möglich gewesen wäre. Seine Lieblingsautoren: Bernard Shaw, Sinclair Lewis und James Huneker. Er hat in seinem ganzen Leben nur drei Filme gesehen, und er geht ungefähr einmal in zwei Jahren ins Theater. Moderne Musik läßt ihn kalt. Er hat ein ausgesprochenes Mißvergnügen an moderner Kunst. Seine Anhänger bilden die sogenannte „zivilisierte Minderheit“.

Er ist die erste Autorität auf dem Gebiete der zeitgenössischen amerikanischen Sitten und Lebensführung. Die Prohibition hält er für einen schlechten Scherz. Er ist der Meinung, daß sie die persönliche Freiheit in den

Vereinigten Staaten vernichtet hat. Neben Upton Sinclair ist er der am meisten in Europa gelesene amerikanische Autor.

Die Amerikaner haben nie herausfinden können, ob sein Buch: „In Defense of Women“ (Die Verteidigung der Frau) ein grober Angriff oder eine Lobrede auf die Frau ist. Man spricht im allgemeinen von ihm wie von einem feuertressenden Flibustier, aber er ist in Wirklichkeit von so guten und liebenswürdigen Manieren, wie der beste Amerikaner.

(Deutsch von Till Eulenberg.)

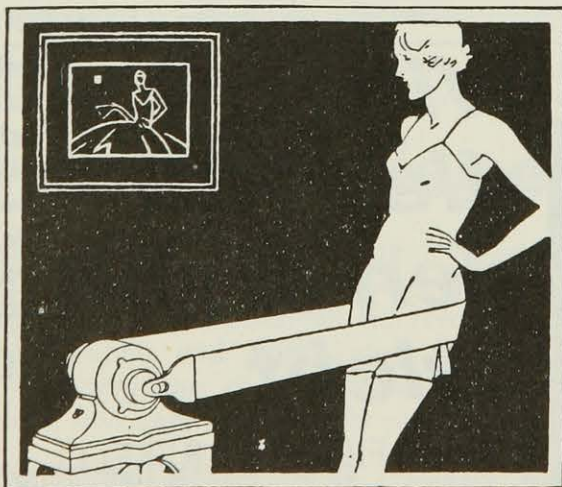
Neuer Slang. New York bereichert die englische Sprache um folgende Blüten:

- Kiss-off = die Verabschiedung.
- Puddle-jumper = das Auto.
- Horse-opera = der Wildwestfilm.
- Squawkie = der Tonfilm.
- Daisy-roots = Füße.
- Biggie = der Prominente.
- Sugar daddy = ein Herr, bei dem Geld zu holen ist.
- Wind sucker = ein Aufschneider.
- Air-bisectors = Tänzer.
- Shellacked = besoffen.
- Nifties = Witze.
- To bach = als Junggeselle leben.
- Wham = der Knock-out.
- to tear a herring = speisen.

DIE NEUE METHODE DES SCHLANKWERDENS

Weder Hungerkuren, Wundertee noch langweilige Gymnastik zur Wahrung des Normalgewichts! Der heutige moderne Mensch benutzt den elektrischen Sport- und Massage-Motor PROVITA und erhält sich so schlank, frisch, jugendlich und gesund. Unabhängig von Zeit und Witterung können Sie jetzt Ihren Körper nach Wunsch modellieren und trainieren — mit Hilfe der einfachen, mühelosen PROVITA-Bandmassage.

Interessante Prospekte M, Referenzen usw. durch



Alleinfabrikation: **ELEKTR.-GESELLSCHAFT QUALITAS**, Müllheim (Baden)

Briefkasten-Querschnitt

Filmfreundin Magda S., Elberfeld. Willy Fritsch wohnt Berlin W, Kaiserdamm 95. Der Künstler ist unverheiratet, trägt den Scheitel in der Mitte und ist Besitzer eines eigenen Autos. — Unsres Wissens hat Daisy D'Orta einen Bubikopf. — Die Künstlerin gibt Autogramme.

Werner Z. in München. Sie irren! Rubens ist ein nicht unbekannter Maler. Der Komponist, den Sie meinen, heißt Rubinstein und ist, soweit wir unterrichtet sind, Jude.

Karla und Fritzi, Baden-Oos. Geben Sie doch eine Anzeige in unsre Zeitung. Dann werden sich bestimmt Herren melden, die Ihre Wünsche befriedigen.

Filmfreund G. W., Berlin. Gerda Maurus' Lieblingsschriftsteller kennen wir nicht.

Hass 1930, Charlottenburg. Wenn Ihnen Ihre Freundin Ihren Mann abspenstig machen will, weisen Sie der Person die Tür. Dann mag sich Ihr Mann entscheiden, wohin er gehört. Vermutlich wird er Ihre Fleischtöpfe vor die Liebe zu Ihrer Freundin stellen.

Schönheit, Frankfurt. Gegen erschlafte Büste empfehlen wir „Teintana“. Sie finden eine ganzseitige Anzeige auf der vierten Umschlagseite.

W. C., Budapest. Ihre Handschrift zeigt Charakter. Für unsre Redaktion sind Sie leider nicht geeignet.

Frau B. in P. Die Feuerwehr ist stets zur Hilfeleistung verpflichtet, wenn es sich um Brand, Wassergefahr und andere unvorhergesehene Unfälle handelt. In Ihrem Sonderfall scheint es uns zweckmäßiger, eine Hebamme zu konsultieren.

Junggeselle 40. Ueber Bilder mit zweifelhaften Darstellungen geben wir prinzipiell keine Auskunft. Wir verweisen auf den Anzeigenteil unsrer illustrierten Sonntagsausgabe „Am heimischen Herd“.

An viele. Zuschriften ohne volle Namensnennung wandern auch bei uns in den Papierkorb. Wir müssen wissen, mit wem wir es zu tun haben. Im „Briefkasten“ werden nur Fragen beantwortet, die allgemein interessieren.

Gesammelt von I. Frhr. v. Wechmar.

Gorki über den Luna-Park. Die greuliche Pracht des Luna-Parks regte Jessenin wieder etwas an; er lachte, lief von einer Verrücktheit zur andern, sah zu, wie die braven Deutschen sich damit amüsierten, einem Scheusal aus Pappe Bälle in den Rachen zu werfen, mit welcher Ausdauer sie eine unter ihren Füßen wackelnde Treppe erkletterten, wie schwer sie auf einer Platte zu Boden purzelten, die sich willkürlich hob und senkte. Es waren noch unzählige andre ebenso alberne Attraktionen da, viel Lampen und Licht, und überall dröhnte die biedere deutsche Musik, die man „Musik für Dicke“ nennen könnte. „Aufgebaut haben sie eine Masse, aber nichts Absonderliches erfunden“, sagte Jessenin. . . . Vor einem runden Kiosk, in dem etwas Buntes kreiste und summt, blieb er stehen und fragte mich: „Meinen Sie, meine Gedichte sind notwendig? Ueberhaupt: — ist die Kunst, das heißt Poesie, notwendig?“ Die Frage war gerade hier durchaus angebracht, denn der Luna-Park lebt höchst vergnügt auch ohne Schiller.

Aus Maxim Gorkis „Erinnerungen an Zeitgenossen“ (Malik-Verlag, Berlin).

Wie die Frau den Mann erlebt

Von SOFIE LAZARFELD

NEUES WIENER JOURNAL: „Ein hochinteressantes Werk, das mehr Hemmungen zwischen Mann und Weib beseitigen wird, als alle Eheberatungsstellen vermögen.“ Hier behandelt zum erstenmale eine wissenschaftlich berufene Frau das Problem des weiblichen Sexual-Liebes- und Ehelebens vom Standpunkt des Weibes.

LEINENBAND RM 12.—

In allen Buchhandlungen erhältlich!

VERLAG FÜR SEXUALWISSENSCHAFT
SCHNEIDER & CO. / LEIPZIG · WIEN

BÜCHER-QUERSCHNITT

Zwei Romane vom Juden und vom Geld. Russische Juden in Amerika und reemigriert wieder im alten Kontinent. Gemeinsam ist das Uebermotorische des verpflanzten Juden und der rasche Umschlag schon in der nächsten Generation. *Die Singermanns* von Myron Brinig (Verlag Adolf Sponholtz, Hannover), eine primitive jüdische Forsyte-Saga, ist ein Roman der typischen jüdischen Familienatmosphäre, aus der das fremde Schicksal der Kinder herauswächst, der verlorene Sohn, der die Abtrünnige heiratet, die Tochter, die in einer wilden Liebe enttäuscht wird, der Sohn mit der vergeblichen Künstlersehnsucht und der Jüngste, der schon studiert und Schriftsteller werden will. Geradlinig und einfach erzählt, ohne große Kunst aber mit Echtheit und Kenntnis des Lebens der amerikanischen Kleinstadt. Ganz anders diese neue und rasche *Irene Nemirowsky*. Glänzend geschult am französischen Vorbild, ist dieses Erstlingswerk *David Golder* (erschienen bei S. Fischer, Berlin) ein Roman von großem und kräftigem Format. Eine leidenschaftlich und dramatisch knapp gehaltene Geschichte vom großen Raffen und Verlieren, von der Tragik des geborenen Geldmenschen. Golder, balzacsche Figur, mit fast religiöser Energie an das Geld hingegeben, ein europäisierter, in Paris residierender Finanzfürst, der schon echte Prinzen bei sich empfängt und nie zerrissene Verbundenheit mit dem Ursprung Ghetto hält, geht an Frau und Tochter zugrunde, für die das Geld blasphemisch nur noch Genußmittel bedeutet. Das wird ausgezeichnet in aufregendem Tempo erzählt, trotz der großen Linie in einem Durcheinander echter Figuren aus allen Lebensgegenden, aus einem unmerklichen aber starken Intelligenzzentrum angestrahlt. Man begreift den außerordentlichen Erfolg, den der Roman in Frankreich gehabt hat. *E. Sch.*

ANTON KUH, Der unsterbliche Oesterreicher. Knorr & Hirth, München.

Mit heimtückisch gewähltem Titel, der dem Ahnungslosen Tonfilm- und Operettenfreuden vorgaukelt, lockt Anton Kuh seinen Leser in ein Museum des Oesterreichertums, in dem nichts fehlt, als eben nur gerade jener vielbegehrte Gugelhupfgeist, unter dem man österreichisches Wesen noch immer begreifen zu können glaubt. Angesichts der weitestgehenden Uninformiertheit über diese völkerpsychologische Spezialität beinahe so etwas wie eine Tat. Deutung des Oesterreichertums aus seinen sinnfälligsten Erscheinungen, vom Barte Franz Josefs angefangen, bis zu jenem befreienden Götzzitat, das eine der Säulen österreichischen Lebensgefühls darstellt und übrigens erfrischend hinter jedem Wort, aus jedem Zwischenraum dieses Buches hervorblickt. (Niemand versäume, seine ausführliche Behandlung auf Seite 92 nachzulesen.) Gleich dem Titel zwischen Verherrlichung und „Da kann man nichts machen!“ schwankend, in Liebe und Haß erglühend, in Verrat und Treue schillernd, selbst ein österreichisches Dokument von nicht zu überbietender Instruktivität, dem wahrscheinlich sogar bleibende Bedeutung zukommt. *Richard Wiener.*

BERLINER TAGEBLATT . . . „Das Buch ist sehr klug, wissensreich, mit großartigem Bildermaterial ausgestattet. Es dient der Wahrheit“ Rudolf Olden

Sittengeschichte des Weltkrieges

Herausgegeben von
Sanitätsrat
Dr. Magnus Hirschfeld

Komplett in zwei Leinenbänden, RM 25 pro Band.
In allen
Buchhandlungen erhältlich.

Die erste und einzige umfassende Darstellung der sittlichen und kulturellen Zustände während des großen Völkerringens und deren Auswirkungen auf die Menschheit der Nachkriegszeit. Eine wissenschaftliche und doch jedem Gebildeten leicht verständliche Darstellung der Zusammenhänge von Weltkrieg und Erotik von unerhörter Wucht und Spannung.

Verlag für Sexualwissenschaft Schneider & Co. / Leipzig · Wien

ERNST VON SALOMON, *Die Geächteten*. Verlag Ernst Rowohlt, Berlin.

Heinz der Lateiner, aus dem Heinz der Attentäter wurde, steht mit einem Mal als Heinz der Memoirenschreiber da. „Not der Jugend“ sagen die vernarrten Gönner, wenn von seinem verhängnisvollen Lebensabschnitt die Rede ist. Nun, zur Not gehört immer auch die Gefahr. Old Shatterhand, erlauchtes Vorbild der Jünglinge, die die Romantik des Indianerspiels in die politische Tat trugen, hat wenigstens mit vergifteten Pfeilen, Tomahawks, Skalpmessern und dem Marterpfahl rechnen müssen. Wo ein solches Risiko fehlt, ist Tatenbeschreibung nur Großmannssucht. Keinesfalls Literatur. Aber das ist ja der Knax: die sich heut' noch „geächtet“ nennen, wer ächtet sie? Die Ihren nicht. Also die Geistigen? Aber auf die kam es ihnen ja nie an! Im Gegenteil: der Geist war ihr ein bekanntes Schußziel. Wollen Sie also jetzt, nachdem sie bereits salonfähig wurden, auch literaturfähig werden und sich beim Geist lieb Kind machen? Seltsame Wege. Sie morden einen Buchmenschen und landen in seinem Hafen. Sie schießen auf den Schreibenden und schreiben Bücher. S. Fischers Rathenau ist tot, und Herr v. Salomon hat seinen Rowohlt. Lief's darauf hinaus? —*uh.*

„Schreib' das auf, Kisch!“ Kriegstagebuch. Erich Reiß Verlag, Berlin.

1922 bei André in Prag erschienen. Damals hieß es „früh“, jetzt heißt es „frühmorgens“; damals „seltsam“, jetzt „merkwürdig“; damals „Sappeure“, jetzt „Pioniere“; damals war mit dem 16. XII. 1914 Schluß, jetzt schließt der gemütlich rasende Reporter mit dem 22. III. 1915. Damals hatte das Buch einen ruhigen Einband, jetzt hat es einen tollwütigen. Aber davon abgesehen, ist es ehrlich und saftig geschrieben und verdient schon deshalb große Verbreitung, weil es eines der ersten Kriegsbücher war. H. R.

OTTO ROELD, *Malenski auf der Tour*. Roman. Erich Reiß, Berlin.

Zwei Handlungsreisende sitzen in der Eisenbahn . . . Du kennst die Melodie. Aber du kennst den Handlungsreisenden nicht. Der gemütliche Herr, dessen zeitungs-gläubiger Fatalismus das Kupee zur sichersten Tratschstube der Welt macht, ist Ahasver auf Rädern; einförmig rinnen ihm zwischen Holzbank und Hotelbett die Jahre, der Kartentisch ist seine Glückseligkeit, und niemand dankt ihm, der gewissenhaften, unermüdlchen Uhr des Kommerzes; eines Tages ist sie kaputt, eine neue wird aufgezogen. Otto Roeld, Landsmann Max Brods, hat sich dieses längst fälligen Themas bemächtigt, mit einer sachlichen, biologischen Kunst der Darstellung, die das Leben des kleinen Mannes heroisiert. Der Vorsatz zur Tatsachentreue nahm ihm nur leider the humour of it: die Ueberlegenheit; er ist seiner Welt zu nahe gekommen. (Irrtum der Reportagemode — sie verwechselt Gegenständlichkeit mit Realität.) Das mag freilich nur für die Freunde des Autors merkbar sein, die ihn als humoristisches Privattalent verehren und drum ungern seinen autobiographischen Ausspruch wahrhaben wollen: „Was ist Roeld? . . . Ein Rosenfeld ohne Senf.“ —*uh.*

BONGS KLASSIKER-BIBLIOTHEK

NIETZSCHES WERKE

4 Bände in 7 Teilen / Herausgegeben mit Lebensbild, Einleitungen, Anmerkungen, Sach- und Worterklärungen von **Dr. Walther Linden**

Jeder Band in Ganzleinen
RM 3.—, Halbleder RM 5.—

Die Texte sind nach den
Erstausgaben und Manuskripten mit Unterstützung
des Nietzsche-Archivs aufs
neue sorgsam überprüft.

INHALT: Vorwort - Lebensbild - Einleitung - Gedichte und Sprüche - Die Geburt der Tragödie - Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben - Anmerkungen - Menschlich Allzumenschliches - Morgenröte - Die fröhliche Wissenschaft - Anmerkungen - Also sprach Zarathustra - Jenseits von Gut und Böse - Zur Genealogie der Moral - Götzendämmerung - Anmerkungen - Der Antichrist - Ecce homo - Der Wille zur Macht - Anmerkungen - Register

DEUTSCHES VERLAGSHAUS BONG & CO. / BERLIN W 57 / LEIPZIG

HERMANN BROCH, *Pasenow*. Roman. Rheinverlag München.

Frank Thiess hat eine gute Witterung gehabt, als er dieses Buch unter vielen Bewerbern als das beste auszeichnete. Und da wir die beiden folgenden Romane dieser Triologie kennen, deren Titel „Die Schlafwandler“ ist, können wir sagen, daß dieses Romanwerk zu den interessantesten und gelungensten Meisterwerken gehört, die uns in den letzten vierzig Jahren unterkamen. Daneben und darüber steht nur in absoluter Größe Musils „Mann ohne Eigenschaften“. Ein bester Fontane, wie der märkische Wanderer ihn heute schriebe. Aber für aufmerksamere Leser ist er weit mehr als das, was schließlich nur ein Kunststück wäre. Das umschlösse nur der Titel „Pasenow“. Aber der Gesamttitel „Die Schlafwandler“ zeigt und erfüllt die tiefere Absicht, die das Werk in das Psychologische jenes „Mannes ohne Eigenschaften“ rückt. Seltsam, daß es zwei Wiener sind, welche die fundamental „ändern“ Romane geschrieben haben, von denen aus man eine neue Epoche des deutschen Romanes datieren wird.

F. B.

HERMANN UNGAR, *Colberts Reise*. Novellen. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin.

Hier ist unter anderen Prosameisterstücken des frühverstorbenen Dichters die Novellenfassung seiner „Gartenlaube“ zu lesen. Ungemütlicher, knapper, anekdotischer und eben dadurch genialer. Mit dem Schluß von symbolkräftiger Derbheit („Das ist der Hauch des Umsturzes“ quittiert, in Ohnmacht sinkend, Herr Colbert), der dem armen Ungar im Vorabdruck einer noblen Zeitschrift zu seinem unüberwindlichen Kummer gestrichen wurde. Das beste Stück ist der „Weinreisende“. Eine Mordgeschichte von so sprachlicher Gespenstigkeit, daß man, würde mit diesem Namen nicht soviel Schindluder getrieben, doch wieder nur ausrufen könnte: Kleist. K.

Gestalten der Zeit. Das ist ein Essay-Buch von Willy Haas, dem Herausgeber der „Literarischen Welt“, einem der tapfersten Kämpfer gegen Kitsch und jenes Zuwenig an Haltung, dessen sich gerade der Geist gern schuldig macht. (Verlag Gustav Kiepenheuer, Potsdam.) Erwartungsvoll sucht man hier den Zugang zu dem Innern des Geheimnisses, das jedes neue Buch darstellt, wenigstens eine Zeitlang darzustellen scheint. Man findet diese Unterteilungen: Gestalten aus der bürgerlichen Welt; der Christ in unserer Zeit; die jüdische Situation; zur Gegenwart; Tod und Leben und die drei aus größter Nähe, mit den Augen geistesverwandter Liebe geschauten und lebendig gestalteten Bildnisse von Hofmannsthal, Werfel und Franz Kafka. Die „Bürger“ sind Franzosen: Maupassant, France, Barrès, Gide; dazu kommt der „müde Bürger“ Herman Bang. Sie alle bürgerlich zu nennen, ist gewiß mehr als Nuance — es ist Blick über ein weites Feld. Die Breite des Christentums gestattet gar neben Tolstoi und Hermann Bahr James Joyce aufzunehmen. Die „jüdische Situation“ wird bezeichnet durch die jeder Erinnerung teure Gestalt eines Moritz Heimann und eine Betrachtung über den jüdischen Witz. Willy Haas geht immer gern von bekannten Tatbeständen aus, verläßt sie aber sogleich und gelangt bei aller volkstümlichen Formulierung zu Erkenntnissen seiner eigensten Art, in deren Höhe und Frische man reinste Luft atmet. Die Luft, die wir sonst von einsamen Gipfeln kennen.

Paul Stefan.

ROBERT IRVING WARSHOW

Von Drew bis Pierpont Morgan

Die Geschichte der Wallstreet-Milliardäre

Ein Jahrhundert der Spekulation an der größten Börse der Welt

Die Anfänge der Morgan-, Vanderbilt-, Harriman-, Carnegie- und Rockefeller-Vermögen, die die weltbeherrschende Macht der Wallstreet begründeten, werden hier zum erstenmal „sine ira et studio“ aufgezeigt.

In Leinen RM 7.50

TRANSMARE VERLAG • BERLIN

3 NEUE WERKE VON BERTRAND RUSSELL

EHE UND MORAL

Eine Sexualethik

*Deutsch von Magda Kahn / 250 Seiten
Broschiert RM 4.50, Leinen RM 6.—*

Das Buch, das infolge der beißenden Kritik, die es an der herrschenden Moralkritik übt, in England und Amerika spaltenlange Pressedebatten hervorrief, dient vor allem einer geistigen Befreiung von Hemmungen und Vorurteilen.

WISSEN UND WAHN

Skeptische Essays

*Deutsch von Karl Wolfskehl / 318 S.
Broschiert RM 4.50, Leinen RM 6.—*

Nur ein reichliches Stück Skeptizismus, das ist Russells Meinung, kann den Weg zu einer neuen Gesellschaftsmoral, die nicht auf Neid und Vorbehalt, sondern auf dem Drange nach Lebensfülle beruht, freimachen.

MENSCH UND WELT

Ein Grundriß der Philosophie

*Deutsch von Dr. Kurt Grelling / 340 S.
Broschiert RM 6.—, Leinen RM 7.50*

Ein umfassendes, in sich geschlossenes Weltbild wird hier aufgebaut, das neue Weltbild, das die Forschungen und Umwälzungen in sich verarbeitet, welche das 20. Jahrhundert in den Naturwissenschaften und in der Psychologie geschaffen hat.

Drei Masken Verlag A. G., Berlin

MARY WEBB, *Die Geschichte von der Liebe der Prudence Sarn.* Roman. Deutsch von Marianne Schön und Hanns Schwarz. Paul Zsolnay Verlag. Heimatkunst? Gewiß auch das; aber in diesem letzten preisgekrönten Roman der früh verstorbenen Engländerin ist noch viel mehr als der Reiz der Landschaft von Shropshire. Man braucht Mittelengland niemals gesehen zu haben und wird trotzdem den Zauber der sommergrünen Seen und winterweißen Wälder, des trügerisch blühenden Moores im Frühling und des heulenden Novembersturmes um die alten Bauernhöfe mitempfinden, als sei man, wie Mary Webb, darin aufgewachsen. Man wird — und hier beginnt schon das Mehr — durch das Mittel ihrer Erzählerkunst mühelos in die Umwelt von 1815 hineingleiten, in das einfache Bauernleben vor der Maschinenzeit, da vom Spinnen bis zum Mähen und Buttern jedes Stück Arbeit von den eigenen harten Händen geschafft werden mußte; da Hexen- und Geisterglauben noch im Schwange und Lesen und Schreiben eine Kunst für wenige war. Mag sein, daß die halb schottische Abstammung der Verfasserin ihr den Sinn für die manchmal heute noch halb heidnischen Vorstellungen und Ueberlieferungen der Bauern geschärft hat, zwischen denen sie Jahrzehnte lang lebte. Sie braucht höchsten Maßstab nicht zu scheuen: im Lebendigmachen der Vergangenheit trifft sich die Dichterin mit Sigrid Undset. Diese ergreifende Geschichte der häßlichen Prudence Sarn und ihres geldbessenen Bruders ist mit der Unerbittlichkeit einer biblischen Legende erzählt: Geldgier und hartes Herz treiben bis zum Mord und enden in Fluch, Armut und Selbstmord, und die Opferwilligkeit des armen, frommen Mädchens mit dem leidenschaftlichen Herzen wird nach vielen Fährnissen im letzten Augenblick hoffnungsloser Verzweiflung durch das Wunder der Liebe belohnt ... Ein Märchen? Vielleicht. Ein Märchen der Romantik, durch ein glückliches Versehen in unsrer Zeit erfunden, und eins der schönsten und innigsten, die je geschrieben wurden.

M. M. Gehrke.

WALTHER VON HOLLANDER,
Die Angst zu lieben. Drei kleine Romane. Propyläen-Verlag, Berlin.

Der kürzeste und im doppelten Sinn des Wortes gedichtetste der drei kleinen Romane heißt „Tod bei Château Thierry“, stellt, gedrängt und unheimlich, ein tödliches Liebeszwischenenspiel aus dem Weltkrieg dar und hat mit dem Titel nichts zu tun. Darf man sagen, daß dieser ausgezeichnete Titel, der in vier Worten die schwerste seelische Krankheit unsrer Zeit umreißt, auch von den zwei anderen Erzählungen nicht völlig eingeholt wird? Da ist der „Konsul“, von dem sich nach vierzigjähriger Ehe die Frau abwendet, scheinbar sicher gemacht, in Wirklichkeit unsicher geworden durch die Ratschläge der jüngeren Generation. Die letzte Geschichte „Gefühl ist alles“ ist nicht nur dem Umfang nach die bedeutendste. Als Schilderung der Münchener und Berliner Fieberwelt von 1919 hat sie dokumentarischen Wert, und durch die Wiedererweckung dieser jüngsten Vergangenheit gibt sie Hollanders besonderem Talent der Schilderung flüchtiger Begegnungen, durcheinanderwirbelnder Menschen, Verhältnisse, Bewegungen Anlaß, sich zu entfalten. Kommunistin und Weißgardist — Kleinbürger und Proletarier — Ueberzeugte und Mitläufer — alle Beziehungen schwingen lebendig um die Hauptfigur: Anna, die den durch sie entgleisenden jungen Offizier liebt, aber zu gleichgültig, zu aufgefressen von Partei- und Tagesarbeit und zu skeptisch ist, um sich auf das eine Gefühl zu konzentrieren; vielleicht liebt sie in Wirklichkeit den, der ihr in entscheidenden Augenblicken beisteht, aber immer wieder in Einsamkeit zurückkehrt, aus Angst vor Verantwortung, aus Angst zu lieben ... Bezeichnend, daß Walther von Hollander sich in die Seele der Frau viel stärker eingelebt hat als in das Wesen des Mannes; vielleicht müßte einmal eine Frau das schildern, was hier nur angedeutet wurde: diese heute so sehr typische Figur des Mannes, an dessen Verantwortungsfurcht die Gegenspielerin und zuletzt er selbst zugrunde geht.

Vanna Brenner.

Neuerscheinungen!

In der Sammlung „Aufbau moderner Staaten“ sind kürzlich erschienen:

Bd. IV: ARTHUR J. BROWN

JAPAN.

Aufstieg zur Weltmacht

Volk. Politik. Aufstieg. Zeittafel. 294 S. Geh. RM 9.60, Leinen RM 12.-

Bd. V: ROBERT MICHÉLS

ITALIEN VON HEUTE

Politische u. wirtschaftliche Kulturgeschichte von 1860-1930. 416 S. mit Karten, Statistiken u. Zeittafel. Geheftet RM 14.60, Geb. RM 17.-

Es sind bis jetzt fünf Bände erschienen
Weitere Bände in Vorbereitung.

„Musterhafte Beispiele, wie so etwas zu machen ist... Meisterwerke in ihrer Art.“
(Franz Blei in der Literarischen Welt.)

MAX PULVER

Symbolik der Handschrift

291 Seiten mit 179 Handschriftproben. Geh. RM 9.60, Geb. RM 12.-

„Das beste Buch über Graphologie.“ (Franz Blei.)

DIE SCHAUBÜCHER

bringen wieder 5 neue interessante Bände:

Bd. 17: **Negertypen des schwarzen Erdteils.** Von Meg Gehrts-Schomburgk 65 Abb.

Bd. 26: **Wochenende — und was man dazu braucht.** Von Dr. Adolf Behne 72 Abb.

Bd. 27: **Ein Ghetto im Osten. Wilna.** Von M. Vorobeichic . . . 57 Abb.

Bd. 31: **Der männliche Körper.** Von Prof. Dr. Eugen Matthias und Dr. Emil Schaeffer 59 Abb.

Bd. 40: **Der Rhein von den Alpen bis zum Meer.** Von Hanns v. Wedderkop 68 Abb.

EINHEITSPREIS RM 2.40

Bisher 29 Bände erschienen.

Verlang. Sie den reichill. Gesamtprospekt der Schaubücher sowie unser vollständiges Verlagsverzeichnis

ORELL
FÜSSLI
VERLAG



ZÜRICH
UND
LEIPZIG

(FEHLT) . . . nicht mehr.

Im vorigen Dezember-Heft des „Querschnitt“ hatte ich hier Lawrence Sternes Roman „Tristram Shandy“ zur Lektüre empfohlen, mit dem Beifügen: Dieses Werk trage leider im Katalog von Reclams Universalbibliothek den Vermerk: „(fehlt)“. Erfreuliche Kunde: es fehlt nicht mehr, liegt vielmehr in einem hübschen blauen Band neu aufgelegt vor. Dieser „Mut zur Unpopularität“ in einem einzelnen Fall wäre noch begrüßenswerter, wenn man ihn als Zeichen dafür auffassen dürfte, daß sich nunmehr alle Klammern öffnen werden, die der verflachte Buchhandel um ein paar Meisterwerke gezogen hat: Ich denke an die *Denkwürdigkeiten des Sokrates* von Hamann (dem nordischen Magus), an *Rameaus Neffen*, an eine Schrift *Friedrichs des Großen* über die deutsche Literatur usw. — Bücher, die meines Erinnerens alle, als ich vor fünf Jahren bei Herrn Frankfurter, dem braven Lausanner Buchhändler, in Reclams Katalog blätterte, als fehlend bezeichnet waren. (Vielleicht ist das eine oder andere indessen wieder im Handel.) Reclams Unternehmen verdankt die Liebe und den Kredit, den es bei deutschen Jünglingen ohne Ansehen des Alters genießt, bekanntlich grade solchen Werken, keinesfalls der zeitgenössischen, wangenroten Amüsier-Ware, die es später auf den Markt warf; wenn diese Bücher „(fehlen)“ . . . dann arriviert Kürschners Bücherschatz zu einer Enzyklopädie. Die Nachfrage darf hier nicht entscheidend sein. Denn ich habe mir erzählen lassen, daß der deutsche Buchhandel eine erziehlche Sendung hat.

Anton Kub.

ANATOLIJ MARIENGOFF, *Zyniker*. Roman. S. Fischer, Berlin.

Welche Bewandnis es mit der russischen Revolution 1918 bis 1924 hat, die Mariengoff hier, in schmale Spektralstreifen zerlegt, als kleine scharfe Berichte in seinen Roman einsprengt und wie wichtig oder unwichtig mit ihr verknüpft dieser russische Zynismus ist, der sehr zynisch ist, aber nicht zynisch genug, um vor Gefühl, Tragik und Selbstmord zu bewahren — das wird eine synthetische Zukunft mit Mariengoff ausmachen. Und das sind historische Fragen, die mit einem Roman nur scheinbar zu tun haben können. Die Umstände, die hier geschildert sind, könnten nur so erfunden sein, und eben dann wären sie wahr. Sicher ist in dem Buch nicht das Ganze, aber der Teil, der darin ist, ist gepackt. Denn es ist ein blendendes Buch. Jeder Satz zeigt die mühelose Originalität eines geistig Unabhängigen, einen neuen, rücksichtslos präzisen Blick, eine genaue Schlankeheit der Beobachtung, die nicht in eitler Halblyrik, sondern in Denkbahnen verläuft und doch voll klingt. Da ist ein unweiches Mitgefühl, und das heißt Kenntnis des Menschen, das nicht aus einem programmatischen Winkel, sondern aus kameradschaftlicher Durchlebtheit kommt und Zynismus legitim macht. Dies alles belohnt sich in der nirgends nachlassenden geistigen Gespanntheit durch viel intelligenten Witz und eine Anmut ohne Nachgiebigkeit. Man stellt mit Bedauern fest: Mancher junge deutsche Prosaist von der Sorte, die überwältigt von der Unerhörtheit der eignen Existenz eine fade, sehr unkonzentrierte Limonade ihrer Privatheit verschleißten, könnte hier etwas lernen. Nicht grade, wie man mit dem Hammer philosophiert, aber doch wie man mit dem Hirn dichtet. — Die Uebersetzung von Gregor Jarcho liest sich ausgezeichnet.

Ernst Schwenk.

FJODOR GLADKOW, *Marussja stiftet Verwirrung*. Roman. E. P. Tal & Co.

Das Buch kann als Protest gegen die Vergewaltigung der russischen Jugend durch Bürokratisierung, Kommiß und Automatik gelten. Sein Milieu ist ein Sowjet-sanatorium, das zu zwei Dritteln mit nervenkranken Jungkommunisten belegt ist. Man sucht sie mit Hydrotherapie, Galvanisierung, Charcot-Duschen und „sonst allerhand Teufeleien“ zu kurieren. Nur ein Erlebender konnte aus der Verliebtheit seines Blutes eine solche Figur wie diese siebzehnjährige Marussja schildern, die nicht nur die Huliganen, den Jungkommunisten Masin und den Funktionär Akatujew, sondern auch den Leser völlig verwirrt. Die Zeichnungen der kleinsten Nebenrollen, jeder landschaftlichen Szenerie bezeugen den Dichter. Seinen Schmerz über die Entzauberung der Jugend legt er der alten, in zwanzigjähriger Parteiarbeit zermürbten Sofja Petrowna, dem Mütterchen, in den Mund: „Die Jugend erobert das Leben durch Unruhe, durch Lachen und Scherz. Aber ihr alle seid Kandidaten für Invalidität und seelische Störungen.“

ost.

GRAF HERMANN KEYSERLING, *Das Spektrum Europas*. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart. Auf dieses neu aufgelegte Buch des Grafen Keyserling sei nachdrücklich hingewiesen. Sieht man von einigen sprachlichen Härten ab, die man ja auch einem Werk von so reichem und neuem Inhalt nicht schulmeisterlich vorzuhalten braucht, so hat man es mit einer der originellsten Völker-Physiognomien zu tun. Keyserling übt rückhaltloseste Charakteristik an allen europäischen Völkern, und man muß nicht im einzelnen mit ihm übereinstimmen, um zu erkennen, daß er ungewöhnliche Einblicke gewonnen hat, weil er eine ungewöhnliche Intuition besitzt, und vor allem, weil er alles mit eigenen Augen sah: und zwar nicht bloß mit den Augen eines Schilderers, sondern eines Gestalters. Das aber ist Graf Keyserling zweifellos, und daher sind seine Deduktionen und Schlüsse ziemlich neu. Sie sind in einer zum Teil lapidaren, zum Teil eleganten Form vorgebracht, so daß der Leser, vom geistigen Gewinn abgesehen, mit dem Deckel dieses handlichen Werkes — eines Handbuchs der Reisephilosophie sozusagen — ein amüsanter Buch öffnet.

MAGNUS HIRSCHFELD und **ANDREAS GASPAR**, *Sittengeschichte des Weltkrieges*. Verlag für Sexualwissenschaft Schneider & Co., Leipzig und Wien. (I. Band.) Auf vierhundert Kunstdruck-Seiten eine großartige Sammlung des „literarischen und graphischen Materials über die Zusammenhänge von Weltkrieg und Erotik“ oder, mit einem andern Wort, über die moralischen Hintergründe der großen Zeit. Eine Reihe medizinischer Beiträge beleuchtet „sine ira et studio“, aber nach gutem Studium, die Erotik im Schützengraben, in der Krankenpflege usw., und auf jeder Seite finden sich Reproduktionen der zeichnerischen und photographischen Originaldokumente aus der Zeit des sogenannten Stahlbads, das seine reinigende Wirkung an eben diesen Bildern erweist. Ein unfrommes Bilderbuch aus dem Inferno 1914—18.

Auch in Japan

gibt es bereits eine proletarische Literatur, die der kapitalistischen Produktionsweise entspricht. Karl Marx sagte vor 70 Jahren:

„Um den Zusammenhang zwischen der geistigen Produktion und der materiellen zu betrachten, ist vor allem nötig, die letztere selbst nicht als allgemeine Kategorie, sondern in bestimmter historischer Form zu fassen. Also zum Beispiel der kapitalistischen Produktionsweise entspricht eine andere Art der geistigen Produktion, als der mittelalterlichen Produktionsweise . . .“

Die proletarischen Schriftsteller in Japan haben diese Wahrheit bereits erkannt, während die anderen sich immer noch um diese Erkenntnis drücken.

Tokunaga, ein Schriftsteller des heutigen Japan, schreibt:

. . . noch während des Beifalls trat Takaë auf die Tribüne.

„Seit Anfang des Streiks bis heute sind 63 Tage vergangen, zwei volle Monate sind vorbei. Sieg oder Niederlage, davon will ich jetzt nicht reden, aber wir können stolz darauf sein — nicht nur vor dem japanischen Proletariat, sondern vor den werktätigen Massen der ganzen Welt —, daß wir fest zusammengeschlossen und mit ungebrochenem Kampfgeist gegen die Übermacht der Offensive des Kapitals gekämpft haben, und daß dieser Kampf in der Geschichte der Arbeiterbewegung für immer ein glänzendes Beispiel und ein unverlöschbares Dokument sein wird.“

Sie erwähnte verschiedene traurige Vorfälle und sagte, man dürfe sich durch solche erschütternden Kleinigkeiten nicht mutlos machen lassen, aber man müsse sich auch der Verantwortung für die Opfer bewußt sein.

In diesem Moment klirrten die Säbel, und der Ruf des Kommissars erscholl: „Vorsicht!“

Sie hielt einen Augenblick inne, blies ihre Backen auf, ihre Augen brannten lebhaft:

„Aber wir dürfen nicht zulassen, daß diese Opfer Opfer bleiben, wir dürfen nicht nur leiden, wir müssen mit unseren Fäusten, mit unseren Leibern kämpfen, damit diese Todesopfer nicht umsonst gefallen sind.“

„Halt!“

Gleichzeitig hörte sie den zweiten Befehl: „Verhaften!“

Ein Polizist sprang vor, packte sie an der Schulter und schleppte sie fort.

Das Marx-Zitat (aus: Theorien über den Mehrwert) ist enthalten in Marx-Engels: „Über Historischen Materialismus“, Teil I und II, kartoniert M 2.60, in Leinen M 4.50. Der Auszug von Tokunaga ist dem Buch „Die Straße ohne Sonne“ entnommen (kart. M. 3.50, in Ln. M 5.—). Beide Bücher sind im Internationalen Arbeiter-Verlag, Berlin, erschienen.

NEUE SCHALLPLATTEN

- Historische Märsche (Potpourri bearb. von Hackenberger). Blas-Orch. des Obermusikmeisters Becker. Tri-Ergon 1196.* — Schlicht und handfest geschmettert, gut nuanciert geblasen und gepfiffen. Empfehlenswert.
- Elfer-Marsch und Döppler Schanzen-Sturmarsch. Dir.: O. Hackenberger. Electrola E. G. 1658.* — Famoser Antrieb zu frühlingsgemäßer Gemütsauffrischung.
- Alte tschechische Volkslieder. Bakule-Chor. Ultraphon B 581.* — Stars beiderlei Geschlechts können diese bewunderungswürdig trainierten Kinder um Ton-Reinheit und Ausdruck beneiden.
- „*A halb Dutzend Waber*“. *Jüdischer Jargon-Gesang: Julius Guttman mit Klavier. Grammophon H. 70182.* — Halb Volkslied, halb Chanson, mit dem Elan eines echten Opersängers charakterisiert.
- Elsas Traum und 2. Akt „Euch Lüften, die mein Klagen“ aus „Lohengrin“.* Lotte Lehmann mit Orch. Dir.: Dr. Weißmann. Odeon 4819. — Vorbildlich in Gesang und Gestaltung. Orchesterbegleitung wie sie sein soll.
- Registerarie aus Mozarts „Don Giovanni“.* Michail Gitowsky mit Orchester. Homocord 4-3682. — Reizvolle Mischung von slawisch-voluminösem Baß und südlicher Stimm-beweglichkeit.
- Russische Nachtigall mit obligater Flöte. Sopran: Galli-Curci. Electrola D. A. 1095.* — Hinreißende Bravourstückchen. Unnachahmlich parliert, phrasiert: „Los Clavelitos“. „*Es muß ein Wunderbares sein*“ (Liszt) sowie „*Der Sieger*“ (Kaun). Odeon 4978. — Zeitlos gefaßtes Liedjuwel und typisch wagnerisierter Vorkriegs-Heldenschlager. Beide first rate gesungen!
- „*Ave Maria*“ aus Verdis „*Othello*“. Sopran: Elisabeth Rethberg mit Orch. Grammophon 95401. — Eine Desdemona, mit der selbst Meister Verdi zufrieden wäre.
- „*Rigoletto*“ (Verdi). Columbia. — Schöne, gepflegte Aufnahmen der Gesamtoper. Prachtvolle Stimme und kultivierter Vortrag Dino Borgioli (Rigoletto).
- Frühlingslied (Mendelssohn-Bartholdy).* Jenö Fesca Salon-Orch. Homocord 4-3714. — Wunderhübsch gefiedelte Popularismen.
- Das fidele Alt-Berlin und „Backe, backe Kuchen“.* Ferdy Kauffmann Orch. Ultraphon A 671. — Lebhaft interessierende kleine Studie über Gassenhauer und Kinderlieder.
- „*Wiener Carneval*“ (Rosenthal) Johann-Strauß-Paraphrase. Klavier: Moritz Rosenthal. Parlophon 9542. — Vollklanglich reproduzierte Tasten-Akrobatik. Allen Rosenthal-Verehrern gewiß willkommen.
- „*Rio de Janeiro*“, *Tango* und „*Vive l'amour*“ (Lehár) Boston aus „*Schön ist die Welt*“, Metropol-Orch. mit Lehár. Tri-Ergon 6086. — Angenehme Hausplatte. Schade, daß die Alpar den schmeichlerischen Refrain nicht mitperlt.
- „*Chant d'amour*“ und „*Tangoballade*“ aus Weills „*Dreigroschenoper*“. Margo Lion, Albert Préjean, Mackeben, Lewis Ruth Band. Ultraphon A 717. — Lyrisch-delikate Auffassung und Ausführung. Famoses Parlando Préjeans.
- Tango in Madrid* aus der „*Quick*“-Revue. Orchestrola 2466. — Hübsch gesungenes, deutlich textiertes, gut akkompagniertes Langspielplättchen.
- „*Zigeunerweisen*“, *Waltz*, „*Die Wassermühle*“, *Trot*. Jack Payne - Orch. mit Gesang. Columbia DW 2526. — Zwei typisch anglo-amerikanische, besonders fesch ausbalancierte Tanznummern.
- „*Il faut savoir*“. Albert Préjean mit Lewis Ruth Band Dir.: Mackeben. (Rückseite „*Sous les toits de Paris*“.) Ultraphon A 719. — Hätten doch deutsche Tonfilm-Schlager etwas von diesem unbefangenen Charme, diesem pointierten Vortrag! Brillantes Unisono. Unwiderstehlicher Refrain.

Thurneiser.

Verantwortlich für die Redaktion: Victor Wittner, Berlin-Charlottenburg. — Verantwortlich für die Anzeigen: Herbert Schade, Berlin. — Nachdruck verboten.

Verantwortlich in Osterreich für Redaktion: Ludwig Klinenberger, für Herausgabe: Ullstein & Co., G. m. b. H., Wien 1, Rosenbursenstr. 8. — In der tschedoslowakischen Republik: Wilh. Neumann, Prag. Der „*Querschnitt*“ erscheint monatlich einmal und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen; ferner durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste. — Redaktion: Berlin SW 68, Kodistraße 22-26.

DIE KÖLNER WERK SCHULEN

stellen sich die Aufgabe, die Gestaltungskraft ihrer Schüler zu entwickeln und zu steigern. Der Unterricht umfaßt das ganze Gebiet der bildenden Künste, ohne einem Teil den Vorrang einzuräumen. Alles Lernen und Lehren ist von Anfang an an praktische und verwertbare Arbeit gebunden und alles Entwerfen zielt auf das Ausführen hin bis zur vollständigen Fertigstellung. Das wird ermöglicht durch ein Zusammenarbeiten mit den Werkstätten der Schulen, mit dem städtischen Hochbauamt und durch eine wirtschaftliche Abteilung, die um Arbeitsgelegenheit bemüht ist. Eine Abteilung für religiöse Kunst ist neu angegliedert. ● Die entscheidende Voraussetzung für die Aufnahme in die Schulen ist der Nachweis künstlerischer Begabung. ● Beginn des Sommer-Trimesters am 13. April 1931. Das Schulgeld beträgt für das Trimester 75 Mk. ● Weitere Auskunft durch die Geschäftsstelle der Kölner Werkschulen, Ubierring 40. Die Schulleitung

KUNST-
UND GEWERBESCHULE

MAINZ

VERLANGEN SIE
DRUCKSACHEN

Spezialist für Kunsttransporte

CH. POTTIER

14, Rue Gaillon PARIS (2e)

SPEDITEUR

packt, spediert, verzollt

*für die Galerien Flechtheim,
Matthiesen, Goldschmidt, Cassirer usw.*

SOEBEN ERSCIEN

Die neue Herzlichkeit

Gedichte von Werner Finck. Mit
Zeichnungen von Ottomar Starke

Der Querschnitt brachte im Februar-Heft die
„Ängstlichen Gedichte“ aus diesem Band.

VERLAG
GALERIE NEUMANN-NIERENDORF, BERLIN

JACK HYLTON und sein Tanzorchester

DAS BESTE IN EUROPA

wieder in Deutschland

Wenn Sie im eigenen Heim nach Jack Hyltons schwungvoller Musik tanzen wollen, vermittelt Ihnen Electrola diesen Genuß so lebenswahr wie bei der Original-Vorführung, denn Tonwiedergabe und Klangfülle sind einzigartig. Jetzt nur RM 3.25 für 2 Titel. Unverbindliches Vorspiel.

Dancing with tears in my eyes EG 2108
It happened in Monterey . . . EG 1997
Happy days are here again . . . EG 1856
Harmonica Harry EG 2120
Soldier on the shelf EG 2213
Singing a song to the stars . EG 2212
Stein Song EG 2027



Foto
Keystone



Das handliche Modell 101,
das aussieht wie ein Hand-
koffer und spielt wie ein
Orchester, schon für eine An-
zahlung von RM 16.50 und
Monatsraten von RM 12.40

• ELECTROLA

BERLIN KÖLN a. Rh. FRANKFURT a. M. LEIPZIG
Autorisierte Electrola Verkaufsstellen an allen Plätzen

Deutsche Kunst- und Auktionshäuser mit ihren Spezialitäten

BERLIN	
AUSSTELLUNG NEUER BILDER von Maximilian Reinitz-Wien und Martin Kainz-New York vom 14. März bis 8. April	GALERIE I. CASPER Berlin W 10, Lützowufer 5
Alte Meister / Impressionisten	Galerie MATTHIESEN Berlin W 9, Bellevuestraße 14
Zeitgenössische Kunst Heckel, Kirchner, Klee, Otto Müller, Nolde u. a.	GALERIE FERDINAND MÖLLER Berlin W 35, Schöneberger Ufer 38
GALERIE · VERLAG GRAPH. KABINETT	NEUMANN- NIERENDORF
BERLIN W 10 · KÖNIGIN-AUGUSTA-STRASSE 22	AN DER POTSDAMER BRÜCKE
Gemälde alter Meister	GALERIE FRITZ ROTHMANN Berlin W 10, Viktoriastraße 2
MÜNCHEN	
Europäische Kunst von Goya bis Beckmann	J. B. NEUMANN & GÜNTHER FRANKE MÜNCHEN, Brienner Str. 10

Pariser Buch- und Kunstmarkt

Nos catalogues périodiques avec reproductions de tableaux, aquarelles, des- sins et livres illustrés par les peintres contem- porains, sont envoyés gratuitement sur demande	GALERIE A. L. P. 4, Rue Michelet - PARIS VI angle Avenue de l'Observatoire
GEMÄLDE	PAUL J. GELLNER Paris 8, 53, Rue de Ponthieu
Beaux livres illustrés EDITIONS ORIGINALES, LIVRES RARES ET RECHERCHÉS (Catalogue gratuit)	Librairie EDOUARD LOEWY 137, Boulevard Raspail - Paris 6 ^e à Mont- Parnasse (Tägl. bis Mitternacht geöffnet)
ART, Littérature, Philosophie, Editions de Luxe et Ordinaires, Editions Originales, GRAVURES Bestellungen werden sofort und nach allen Teilen der Welt ausgeführt!	AU GRAND MEAULNES Librairie S. Paulhan 147, Bd Montparnasse, Paris VI ^e
Tableaux modernes	GALERIE ZAK Paris, Place St. Germain des Prés. 16, rue de l'Abbaye Berliner Vertretung: CLARA LANDAU Berlin W 35, Schöneberger Ufer 31

EMPFEHLENSWERTE HOTELS UND RESTAURANTS IN FRANKREICH



Auberge du Roy Dagobert-Paris

50, rue Richelieu, 45, rue Montpensier,
(gegenüber dem Théâtre Palais Royal)
Erstklassige französische Küche

HOTEL BUCKINGHAM

PARIS, 43, rue des Mathurins, zentral gelegen (n.
d. Oper u. Madeleine), jed. Komfort, prächt. Lage,
für Familien besond. Preise. Man spricht Deutsch!

Terrass - Hôtel

große Halle in Marmor, 200 Z. od. Woh-
nungen, 80 Bader., 2 Fahrstühle, Tel. in
jed. Zimmer, Rundblick auf Paris. — Z. ab
25 Fcs. — 12/14, RUE DE MAISTRE, PARIS

MONTMARTRE

RESTAURANT DE LA COQUILLE

PARIS

6, RUE DU DÉBARCADÈRE
(Porte Maillot)

Erfkl. bürgerl. Küche, gepflegte
Weine. Besonderheiten: Fische u.
Schaltiere, französische Gerichte
Tel.: Galvani 25-95

A. BARDON, DIREKTOR

CAFÉ — BRASSERIE

Dîners — Soupers
son Bar Américain

Le Dôme

Rendez-vous inter-
national des artistes.

Zentrum des
MONTPARNASSE

Ouvert toute la nuit

Merken Sie sich diese wertvolle Adresse für Ihre nächste Reise nach

Hotels Saint James et d'Albany

211, Rue St. Honoré et 202, Rue de Rivoli

Telegramm-Adresse: Jamalbany III Paris • Telefon: Opéra 02-30, 02-37, Inter 12-66

Das bekannte Hotel Saint James war ehemals das Palais und die Residenz König Karls X. und des Herzogs von Noailles. Heute durch einen gepflegten Privatgarten mit dem Hotel d'Albany zu einem Komplex vereinigt, gehört es, traditionsgemäß, zu den bevorzugten Häusern anspruchsvoller Gäste. Unter den vielen Vorzügen zählen wir hier nur folgende auf: äußerst zentrale Lage, die Zimmer bieten teils herrliche Aussicht auf die Tuilerien, teils gehen sie auf den Privatgarten aus, und zählen daher zu den ruhigsten von Paris, feine altfranzösische Küche, billige Preise / 300 Zimmer, 150 Badezimmer / Einen freundlichen Empfang versichert besonders allen Querschnittlesern

PARIS

A. Lerche
Besitzer

EMPFEHLENSWERTE HOTELS UND RESTAURANTS IN FRANKREICH

Gallia-Palace-Hotel

CANNES

inmitten eines der schönsten Parks der Riviera. Volle Südlage. Jedes Zimmer mit Bad und Telefon. JOSEPH WILD, Direktor.

RESTAURANT

BOSC

L. DEFAYE NACHF.

135, AVENUE MALAKOFF

(Porte Maillot), am Eingang des Bois de Boulogne.

Vorzügliche Küche, gepflegte Weine, mäßige Preise.

Spezialitäten: Poularde, Côte de Veau et Foie gras.

AVIGNON. Hotel „Terminus“ Bes. Galtier, nahe d. Bahnhof, modernster Komfort, 100 Z., 4 Garagen, großes Restaurant, mäßige Preise.

CANNES, HOTEL REGINA Jeder Komfort, Tennis-Klubs in unmittelbarer Nähe, großer Garten, Garage, Pension von 10 bis 15 RM.

NIZZA: Hotel-Pension „SOLE MIO“ Rue du Grand-Pin — mod. Haus — gepfl. Küche — Garten — man treibt Konversation und bietet günstige Gelegenheit zur Vervollkommnung der Sprachkenntnisse — Pension ab RM 5.—

Helene Eliat

Soeben erschienen!

SABA

besucht

SALOMO



Dies ist eine reizvolle moderne Gestaltung der alten Legende von der Königin Bilkis, die den weisen Salomo besuchte. Mit weiblicher Grazie und feinem Humor wird der alte Stoff neu motiviert, der nachdenkliche Leser entdeckt Parallelen zum Heute und wird entzückt durch die gegenwärtige Lebendigkeit des märchenhaften Orients. Das Buch ist über und über mit zierlichen Feder-Zeichnungen Otto Linnekogels illustriert und kostet in Ganzleinen 6 Mark und broschiert 4 Mark 50.



HALT! . . . und im Augenblick

hält sanft und geräuschlos der Wagen. Ein leichter Fußdruck genügt — die hydraulische Vierrad-Bremse bringt gleichmäßig und gleichzeitig alle 4 Räder zum Stehen.

Der tiefe, verwindungsfreie Rahmen gibt dem Fahrzeug die absolut sichere, ideale Straßenlage. — Lang ausgreifende Halbelliptik-Federn in Verbindung mit hydraulischen Stoßdämpfern fangen alle Straßenstöße auf, kein Rütteln und Schütteln, sondern ruhiges gleitendes Fahren.

Die große Kraft des Motors ermöglicht eine sehr schnelle Beschleunigung, eine hohe Geschwindigkeit (über 80 km-std.) und eine unerreichte Bergfreudigkeit.

Einfache Wartung durch Ein-Druck-Zentralschmierung, geringer Brennstoffverbrauch, lange Lebensdauer durch guten Werkstoff und einwandfreie Arbeit und dazu noch die vielen anderen Vorzüge, die dem Hanomag seine Sonderstellung unter den deutschen Automobilen verschafft haben.

Bevor Sie sich also einen Wagen kaufen — ganz gleich ob groß oder klein — machen Sie bitte eine Probefahrt im Hanomag. Illustrierte Kataloge kostenlos.

HANOMAG

HANNOVER-LINDEN

Deutsche Kunst- und Auktionshäuser mit ihren Spezialitäten

BERLIN	
Haus für moderne Gemälde und Graphik	GALERIE I. CASPER Berlin W 10, Lützowufer 5
Alte Meister / Impressionisten	Galerie MATTHIESEN Berlin W 9, Bellevuestraße 14
Zeitgenössische Kunst Heckel, Kirchner, Klee, Otto Müller, Nolde u. a.	GALERIE FERDINAND MÖLLER Berlin W 35, Schöneberger Ufer 38
GALERIE • VERLAG GRAPH. KABINETT	NEUMANN- NIERENDORF
BERLIN W 10 • KÖNIGIN-AUGUSTA-STRASSE 22	AN DER POTSDAMER BRÜCKE
Gemälde alter Meister	GALERIE FRITZ ROTHMANN Berlin W 10, Viktoriastraße 2
MÜNCHEN	
Europäische Kunst von Goya bis Beckmann	J. B. NEUMANN & GÜNTHER FRANKE MÜNCHEN, Briener Str. 10

Pariser Buch- und Kunstmarkt

Nos catalogues périodiques avec reproductions de tableaux, aquarelles, des- sins et livres illustrés par les peintres contem- porains, sont envoyés gratuitement sur demande	GALERIE A. L. P. 4, Rue Michelet - PARIS VI ^e angle Avenue de l'Observatoire
Bücher in jeder Sprache Deutsche und englische Leihbibliothek Die besten Neuheiten	Librairie internationale « EDA » 6, rue Blanche, Paris IX ^e
Beaux livres illustrés EDITIONS ORIGINALES, LIVRES RARES ET RECHERCHÉS (Catalogue gratuit)	Librairie EDOUARD LOEWY 137, Boulevard Raspail - Paris 6 ^e à Mont- Parnasse (Tägl. bis Mitternacht geöffnet)
ART, Littérature, Philosophie, Editions de Luxe et Ordinaires, Editions Originales, GRAVURES Bestellungen werden sofort und nach allen Teilen der Welt ausgeführt!	AU GRAND MEAULNES Librairie S. Paulhan 147, Bd Montparnasse, Paris VI ^e
Tableaux modernes	GALERIE ZAK Paris, Place St. Germain des Prés. 16, rue de l'Abbaye Berliner Vertretung: CLARA LANDAU Berlin W 35, Schöneberger Ufer 31

DER QUERSCHNITT

XI. Jahrgang

Berlin, Ende April 1931

Heft 4

INHALT

<i>Fritz von Unruh</i> : Begegnung mit Trotzki	219
<i>Hans Roger Madol</i> : Konversation mit einem Zaren	227
<i>Emmerich Seidner</i> : Also sprach Krishnamurti	231
<i>Waldo Frank</i> : Der weiche und der harte Chaplin	233
<i>Herbert Ihering</i> : Theaterkrise? Geistige Krise!	238
<i>H. H. Stuckenschmidt</i> : Konzertcafés	242
<i>Achille Campanile</i> : Konzerthusterei	245
<i>Robert Musil</i> : Als Papa Tennis lernte	247
<i>Osbert Sitwell</i> : Der Unfug des Sports	253
<i>Eugen L. Schmucker</i> : Ehe und Geburtenregelung	255
<i>Bastian Schneit</i> : 1000 Worte Liliputanisch	259
<i>Beverley Nichols</i> : Der ideale Wochenend-Gast	263
<i>Heinrich Schaffer</i> : Gedichte des Mannes	

Marginalien:

Victor Wittner: Charlie, Zirkus, Großstadt / *Walter Hasenclever* und *Charlott Serda*: Begegnungen mit Greta Garbo / *Die Goldfisch-Anna*: Tips für den Hauptmann von Köpenick / *Erich Singer*: Annäherung auf der Reise / *Max Deri*: Honorar für Expertisen / *K. G. Kachler*: Ueberfall auf *Max Reinhardt* / *O. B. Server*: Ernst Lemmer, der republikanische Frontsoldat / *Dorothy Tompson*: Mrs. Lewis bedauert / Bücher- und Platten-Querschnitt

Mit 20 Zeichnungen im Text und 32 Kunstdrucktafeln

Umschlagbild nach einer Zeichnung von Mopp

Herausgeber: H. v. Wedderkop — Chefredakteur: Victor Wittner

MARCEL WITTRISCH

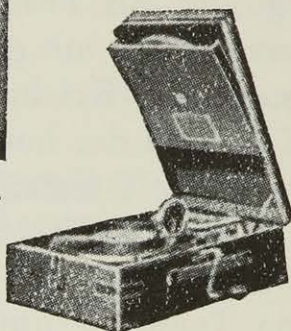
der Liebling des Publikums

NUR AUF ELECTROLA



Marcel Wittrisch, der beliebte Sänger

Modell 101, Anzahlg. RM 16.50,
Monatsraten RM 12.40



Mit seinem überaus sympathischen, schmelzenden Tenor bezaubert er alle Hörer. Wie so viele berühmte Künstler betraut auch er ausschließlich Electrola mit der Wiedergabe seiner Stimme, da nur Electrola Instrumente und Platten die beste Gewähr für vollkommen naturgetreue Wiedergabe bieten.

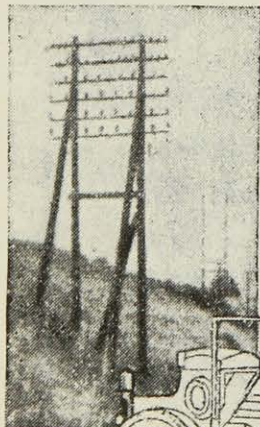
Überzeugen Sie sich selbst durch unverbindliches Vorspiel in unseren Verkaufsstellen und Filialen. Nur RM 3.25 für zwei Titel.

Neue Marcel Wittrisch Platten:
Wolgalied aus „Der Zarewitsch“ *
Zwei Mädchenaugen aus „Die Zirkusprinzessin“ EH 619
Ich bin nur ein armer Wandergesell.
Der Rattenfänger EG 2195

Autorisierte Electrola
Verkaufsstellen
an allen Plätzen

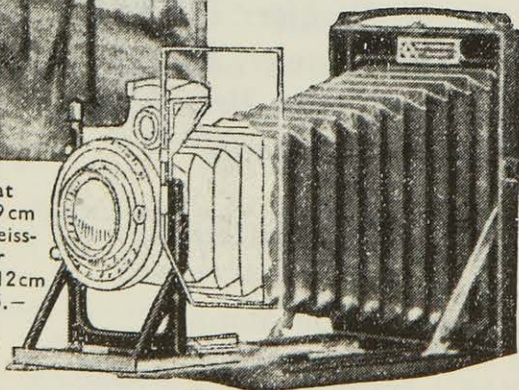
ELECTROLA
BERLIN KÖLN a. Rh. FRANKFURT a. M. LEIPZIG

Patent-Etui-Kamera



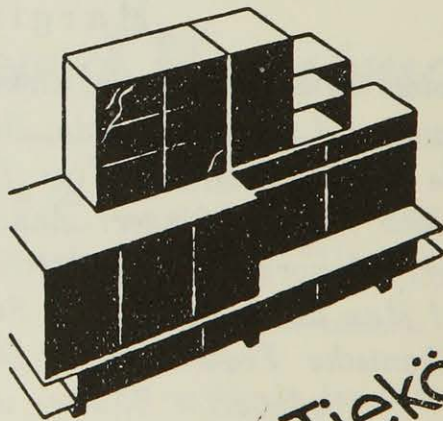
Standfest wie in der Erde verankerte Masten stehen durch die patentierte Verstrebung Standarte und Optik der P. E. K. Dabei ist der Apparat äußerst flach und leicht und kann unauffällig und bequem immer mitgeführt werden.
Druckschrift Qu. kostenlos.

Format
6,5 x 9 cm
mit Zeiss-
Tessar
1:4,5/12 cm
M. 135.-
das
Ideal!



KAMERA WERKSTÄTTEN
GUTHE & THORSCH DRESDEN • Bärensteiner Str. 21

Kombinations-Typenmöbel



Krönig u. Tiekötter
Berlin SW 68
Kochstrasse 10
Bergmann 1862
Fordern Sie Preisbuch

Volk gestohlenen Münzen in Schweiß und Stöhnen. Jetzt ist das schillern- de Email und Glas der Schwanzfedern grau von Staub überdeckt. Vanitas vanitatum! — In Künstlerkreisen hat man vor Pfauenfedern einen panischen Schrecken — vor dem Vogel des Unglücks. Hat der verbannte Volkskommissar der Roten Armee keine Angst vor ihm?

Wieder klirrt das Kristall im Kronleuchter. Ich sehe hinauf. Die Schritte des Sekretärs. Erst Stufe für Stufe die Treppe hinunter — dann reißt er die Tür auf, kommt herein, geht an mir vorbei quer durch die Halle und in ein anderes Zimmer hinein. Eine Verlegenheitspause? Er kommt zurück — „Bitte“, und führt mich aus der Halle heraus, über eine kahle Treppe hinauf, durch ein grünlichweiß getünchtes Treppenhaus hindurch bis in die obere Halle hinein. An den Wänden sind Regale aus unpoliertem Holz.

Viele Fächer, vollgepfropft mit Manuskripten, Briefordnern usw. Ein kleiner eiserner Ofen. Sein langes schwarzes Rohr führt zuerst senkrecht in die Höhe und zieht sich dann wie eine Schlange an der Decke entlang. Durch die offene Balkontür strömt über Pinienwipfel blendend der Glanz vom Marmarameer herein. Der höchste Zweig einer Zeder ist rot wie eine Koralle.

„Herr Trotzki bittet“, der Sekretär verbeugt sich und führt mich rasch vor eine hohe Tür nach rechts, klopft, öffnet und läßt mich allein.



Per Krogh

Eine weiße, sitzende Gestalt erhebt sich. Kurze militärische Verbeugung:
— Trotzki!

Er bietet mir mit knapper Geste einen Stuhl an. Wir setzen uns. Trotzki an der Längsseite seines ausholenden, mächtigen Schreibtisches — ich an der Querseite. Er schweigt. Ich auch. Im ersten Augenblick erinnert er mich an eine Fotografie Strindbergs. Diesen Eindruck erweckt vielleicht sein Gesicht mit dem seltsamen Mund. Eine graue, borstige, Fliege verdeckt das fliehende, fast völlig fehlende Kinn. Seine Hautfarbe ist blaß, krank, käsig. Graumeliertes Haar in einer naturgewellten Tolle endend, wie man sie bisweilen bei den für das Musische interessierten Zahnärzten sieht. In seinem Kneifer spiegelt sich die Sonne. So grell, daß seine Augen nicht zu erkennen sind. Die ungehobelte Tischplatte ist bedeckt mit Manuskripten, Büchern und Lexika. Vor mir liegt eine Zeitung in arabischen Lettern. Trotzki's Profil steht im Rahmen eines seitlich geöffneten Fensters vor Gärten und vereinzelt Häusern der Insel. Im Hintergrund die dunstigen Umriss der Gebirge Kleinasiens. Seine gepflegten Hände spielen mit einem türkisblauen Füllfederhalter über Manuskriptblätter in dem immer peinlicher werdenden Schweigen wie ein Pendel hin und her.

Die Sonne sinkt. — Jetzt lächelt Trotzki und sieht auf. Unsere Augen treffen sich . . . seine sind geladen mit Geist, asketisch — gebieterisch — unerwartet hell —! ja, diesem Blicke glaubt man, daß er keine Kompromisse schließt — lebendig ist er — klar und blau wie der Füllfederhalter, den er noch immer über eine Schreibmaschinenseite hin und her kratzt. Er sieht mich scharf, kalt und prüfend an. Sein schneeweißer und im Kragen geschlossener, uniformähnlicher Anzug wirkt wie die Sommermontur eines Offiziers.

„Ich danke Ihnen“, beginne ich, „daß Sie mich empfangen haben.“

Trotzki macht eine nichtssagende, lächelnde Bewegung mit dem Kopf, ohne sein Schweigen aufzugeben. Er sitzt auf einem schlichten Holzstuhl. Hinter ihm an der Wand steht ein breiter, bequemer, braunlederner Barockstuhl.

„Sie kommen aus Deutschland?“ Sein Deutsch ist fließend und akzentfrei.

„Nein, aus Italien.“

„Ja“ — er sieht in die Weite. Dann — seine Gedanken abbrechend:
„Was macht Ernst Lissauer?“

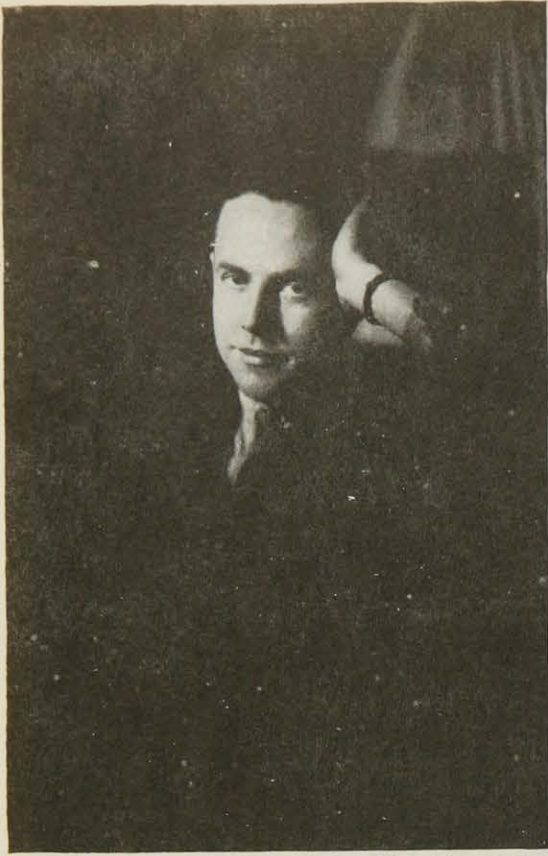
„Ernst Lissauer? Er schrieb im Kriege das Gedicht ‚Gott strafe England‘.“

Trotzki schiebt die Unterlippe weit vor und fegt noch immer mit dem Füllfederhalter herum — dabei zuckt er nervös: „Und was ist aus dem Schauspieler Granach geworden? Ich lernte ihn vor dem Krieg in Berlin kennen. Und Piscator? Und Reinhardt? Noch immer Schaustellungen und Pomp wie vor dem Krieg? Ich habe ihre Literatur nur bis 1914 verfolgt, dann —“, er lächelt, „dann begreiflicherweise nicht mehr.“



Photo New York Times

General Gantchew, Zar Ferdinand, Hofmarschall Weich
Unter den Linden



Mauritius-Verlag
Beverley Nichols



Photo Edda Reinhardt
H. G. Wells



Krishnamurti im Haag



Fritz v. Unruh



Herbert Jhering



Hahnenkampf

Photo Tosari

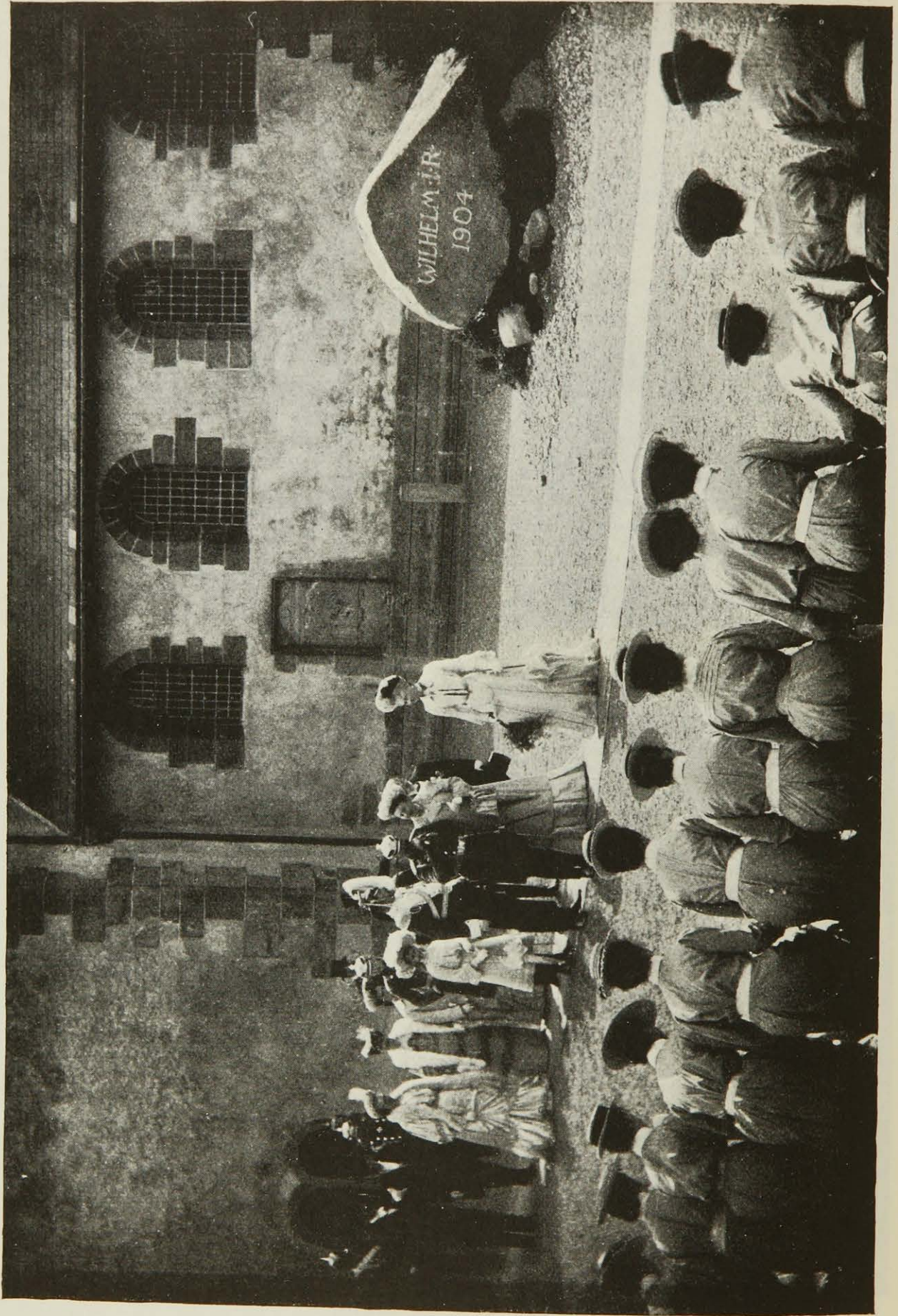


Photo Louis Müller, Hameln

Der Hofknix

„Ja, und für viele Schriftsteller ist es heut ein Problem, ob sie weiter schreiben — oder sich nicht besser in dieser Weltstunde aktiv betätigen sollen . . .“

„Wieso? Jeder ist an seine Stelle gestellt. Nur nichts erzwingen. Auch der geistige Arbeiter hat seinen Wert. Natürlich, ein Schriftsteller — das liegt in der Art seiner Ausdrucksform — wirkt gleichzeitig ästhetisch —, das mutet leicht etwas bürgerlich an. Aber auch der Dichter ist wichtig für das Bild. Um Gottes willen keinen Zwang. Sich zu nichts zwingen! Die Masse denkt natürlich nur an das Ziel — und muß daran denken. Vorwärts — das ist die Parole des Arbeiters! Der Schriftsteller sieht die Welt nicht einseitig, darf es auch nicht. Darum bleibt er immer mehr mit der bürgerlichen Welt verbunden als mit der des Arbeiters. Für das Ästhetische hat der Arbeiter noch keine Zeit.“

„Es fehlt uns nur eine Kleinigkeit: Zeit!, sagt Dehmel.“

„Ja, ja“, Trotzki nickt lebhaft, „das ist es — keine Zeit —!“

Es entsteht eine lange Pause. Ich sehe ihn an. Wie bei Strindberg sind die Lippen nach außen umgekrepelt und die Schnurrbarthaare vom Mundloch zurückgekämmt. Plötzlich wendet er sich mir zu: „War nicht einer Ihres Namens 1848 Präsident der ersten Nationalversammlung?“ Ich bestätige es.

„Sehen Sie“, sagte er ungefähr, „die achtundvierziger Bewegung konnte nichts werden. Durch Luther war sie vorweggenommen. Mit der Reformation hatte er den Bürger befreit. Und was die Reformation für den Bürger bedeutete, das war die Sozialdemokratie für das Proletariat. Deshalb blieb 1918 die Revolution ohne Durchschlagskraft. Und wie sich Luther dann wieder mit den Fürsten verbündet hatte gegen den Bürger, so machten sich die Sozialdemokraten wieder an den Bürger heran gegen das Proletariat. Natürlich gab es Ausnahmen. Rosa Luxemburg, Liebknecht — kannten Sie ihn?“

„Ja, ich hörte seine Reden damals in der Revolution. — Aber bei uns ist die Masse nicht wie in Rußland. In Rußland war sie wohl dumpfer, unterdrückter.“

„Ja, ja, zweifellos. — Und nun haben Sie wieder Wahlen. Sie werden große Verschiebungen bringen und die Kommunisten fördern. Manchmal werden sie noch ungeschickt geführt, obwohl es auch heute gute Führer gibt. Die Sache marschirt.“

„Ich glaube, eher werden die Nationalsozialisten einen Zuwachs erhalten.“

Trotzki schüttelt den Kopf: „Wer ist denn dieser Hitler? Kennen Sie ihn?“

„Nein. Aber mir sagte neulich ein Hitlerianer: der Marxismus ist dem Volk von außen her aufoktroziert worden von ein paar Intellektuellen.“

Das Geheimnis der Hitlerschen Wirkung besteht darin, daß er das Soziale mit dem Nationalen verbinden will.“

Trotzki schweigt, dann lehnt er sich zurück: „Ja, das Uebel sind die Sozialdemokraten! Sie sind nicht auf dem Posten. Immer wollen sie dem Bürger beweisen, daß sie auch patriotisch sind — genau wie in England. Der Arbeiterminister führt nicht die Arbeiter, sondern trachtet vor allem danach, daß er nur ja lord- und hoffähig wird. Es gibt keine Charaktere. Cromwell war einer. Auch Robespierre. Lenin hätte 1789 in der vordersten Reihe der Demokratie gestanden.“

„Sie bejahen die Persönlichkeit?“

„Durchaus. Wie auch Marx! Natürlich.“

„Es wurde einmal die Frage aufgeworfen, ob, wenn Lenin nicht durch Deutschland gereist wäre, die Revolution doch ausgebrochen wäre.“

„Müßige Frage. Das Ziel muß reif sein. Der Führer ist dann immer da. Die Parteien bilden sich ihren Führer. Und es ist kein Zufall, daß die Sozialdemokratie keinen Führer hat, hinter dem die Zukunft steht. Einige sagen auch: Wenn Kerenski eine Unze mehr Verstand im Kopf gehabt hätte — dann wären die Bolschewiki nie an die Macht gekommen. Aber es ist gar nicht das Problem, ob Kerenski eine Unze mehr Verstand hatte — — sondern daß sich die Bourgeoisie einen Kerenski zum Führer erwählte . . . das entschied über sie. Am Führer erkennt man die Bewegung. Wie die Selektion bei den Tieren. Lenin war — natürlich auf anderer Ebene — ein Luther. Der Protest war reif im Proletariat. Nicht wie bei der Sozialdemokratie: Ich kann auch anders . . . sondern — nein: Hier stehe ich, ich kann nicht anders! Das bleibt die Formel der permanenten Revolution.“ —

Die Sonne ist untergegangen, der Himmel brandig.

„Zum Beispiel“, beginnt Trotzki wieder, „wie behandelt dieser Arbeiterminister die Indienfrage. Das hätte ein Lord anders gemacht aus seinem geschichtlichen Weitblick, seiner Herrscherkaste heraus. Hingegen sehe man sich Macdonalds Indienpolitik an — schrecklich! Aber alles das bereitet nur die große Abrechnung vor, den elementaren Prozeß. Bald ist alles reif. Alles vorbereitet. Es fehlt nur die“ — er sucht nach dem Wort, dreht sich um, schließlich bringt er es heraus — „voix . . .“

„Die Stimme.“

„Ja, die Stimme — es fehlt nur die Stimme, die aufruft, die weckt — die muß da sein! Die wird da sein: die Stimme.“ Er schlägt fanatisch mit dem Federhalter auf den Tisch. („Wachet auf, ruft uns die Stimme“ — ich muß unwillkürlich an diesen Choralbeginn denken.)

Unvermittelt fragt er: „Was macht denn Ludendorff?“

„Er versucht, eine Gemeinde um sich zu bilden.“

„Eine Winkelpartei?“

„Haben Sie sein Buch gelesen ‚Weltkrieg droht auf deutschem Boden‘?“

(Trotzki verneint) Wenn man von seiner fixen Idee über Jesuiten, Freimaurer und Juden absieht, so bleibt dieses Buch ein erstaunliches Dokument.“

„Wen hat er hinter sich?“ (Diese Formulierung konsterniert mich im Augenblick derart, daß ich keine Antwort finde — Wie? — nicht: wer ist einer —, sondern: wen hat er hinter sich — — Trotzki übergeht mein Stillsein,) „in England bestand die Möglichkeit zu gewaltloser Umbildung! Jetzt ist sie versperrt. Man hat alles dazu getan, damit sie nun katastrophaler kommt, genau wie in Deutschland.“

Er weist mit dem Füllfederhalter auf ein paar Manuskriptseiten: „Ich bin da gerade mit einem neuen Buch fertig.“

„Sie schreiben ein neues Buch?“

„Ja, ich schreibe an einem Werk über die Revolution.“ Er hebt eine mit Tinte vielfach korrigierte Schreibmaschinenseite hoch. „Es gibt zwei Arten, die Revolution zu zeigen: einmal, wie sie sich spiegelt in dem revolutionären Ablauf — oder, wie sie entsteht. Ich meine nicht das Spiegelbild, sondern wie der Prozeß der Revolutionierung in der Masse entsteht.“

„Technisch?“

„Nein, nicht technisch, sondern wie das Bild einer Revolution in der Masse allmählich sichtbar wird. Das Buch ist bald fertig. Leider stand mir nur die Bibliothek in Konstantinopel zur Verfügung“, er zuckt die Achseln.

„Ihr Buch ‚Mein Leben‘ fand ich überall in den Auslagen, in Frankreich, in Deutschland, in Italien, auch hier in der Türkei. In diesem Zusammenhang möchte ich Sie fragen: Was macht ein Schriftsteller, der kollektivistisch eingestellt ist, mit den Einnahmen seines Werkes?“

Trotzki sieht mich verblüfft an, dann kräuselt sich seine Lippe etwas verächtlich: „Das ist individuell überhaupt nicht zu lösen, wenn man sich einer großen Sache angeschlossen hat“ . . . seine Augen gehen weit auf, Erfahrungstolz und ein Leuchten kommt über ihn, eine Würde, wie sie dem Menschen eben nur der Dienst an einer großen Sache verleiht. „Aber—“ frage ich weiter — „könnte man nicht den Titel Ihres Buches ‚Mein Leben‘ leicht mißdeuten im Sinne gerade einer individualistischen Weltanschauung . . .? ja sogar wie einen Vorstoß gegen die kollektivistische Gesinnung? — ähnlich jener Vergötzung Lenins im



1930 *Hänsel und Gretel*

W. Flehmig

Grabmal an der Kremllmauer, der gerade Sie sich als Kommunist so entschieden in Ihrem Buche widersetzen —?“

Da er nicht antwortet, lenke ich ab: „Und wie lange glauben Sie, Herr Trotzki, werden Sie noch auf dieser Insel bleiben müssen?“

„Das hängt nicht von mir persönlich ab — das hängt von den Ereignissen in Rußland ab. Aber da sich die türkische Regierung überzeugt hat, daß ich loyal bin, so darf ich Bücher und Briefe für meine Arbeit empfangen. Mit der Flugpost geht das sehr rasch.“

Als ich ihn nach Frau und Sohn frage, schweigt er. Und doch, wie viel schwerer wäre das Exil ohne Familie zu ertragen . . . „Empfinden Sie die Verbannung sehr hart?“

„Wenn ich Bücher habe und arbeiten kann, bin ich immer zufrieden.“

„Hier in der Türkei — besonders in Anatolien — habe ich sehr viel Elend und verhungerte Menschen gesehen. Unzufriedenheit, Armut . . .“

„Ja, früher war diese Insel für die elegante Welt, jetzt hat keiner mehr etwas. Sonst gab es hier großen Betrieb. Heut gehen selbst die Fische fort von Prinkipo. . .“

„Sie fischen gern?“

„Ja, weil ich wenig gehen kann — die Blicke belästigen mich. Fischen ist eine Art Ausspannung, Bewegung — nichts weiter“ — sein Blick schweift aus dem Fenster in den Abendhimmel.

„In Ihrem Buch, Herr Trotzki, hat mich jene Stelle sehr ergriffen: Sie schildern Ihre Flucht über die russische Grenze. Der Wagen kippte um. In der Nähe standen die Grenzposten. Plötzlich wurde ein fürchterlicher Schrei laut, ein Schrei, der Sie durch und durch erbeben ließ. Sie entdeckten dann in einem heruntergefallenen Korb die Ursache: ein Hahn war darin eingesperrt und hatte gekräht.“

„Ja, ja, solche Jugenderinnerungen behält man, die prägen sich ein“ — er sagt es fast entschuldigend.

„Das war der Weckruf einer neuen Zeit, Herr Trotzki.“ Er lächelt. Ist es Skepsis — oder Resignation —? So fahl wird es in seinem Gesicht, wie in der Natur zwischen zwei und drei Uhr morgens, wenn die Sterne erblassen — und die Farben in der Vorstunde des Sonnenaufgangs — „Herr Trotzki, denn — nicht wahr, der Sinn aller Revolutionen ist und bleibt — der Mensch —?“

Er sieht an mir vorbei, wie gelangweilt —: „Ja, ja.“

Ich stehe auf, er gleichfalls. Wieder kurze Verbeugung, dann begleitet er mich hinaus. Von einem Sofa erhebt sich der Sekretär, schraubt einen Füllfederhalter zu und steckt ihn fort. Hat er mi stenografiert? Trotzki nimmt eine Zeitung vom Ofen, neigt nochmals kurz den Kopf und geht in sein Zimmer zurück.



Friedrich Feigl

Konversation mit einem Zaren

(Ferdinand von Bulgarien)

Von

Hans Roger Madol

Coburg ist die Stadt der entthronten Monarchen. Kyrill von Rußland hat sich hier vor einigen Jahren feierlich zum Zaren aller Reußen erklärt. Karl Eduard, Prinz von England und Exherzog von Coburg, bedräut von der alten Feste aus sein ehemaliges Land, das bei dem Freistaat Bayern Anschluß suchte und fand. Das kleine Augustenpalais, gegenüber dem Theater, wird von *Ferdinand*, dem bulgarischen Zaren, bewohnt. Ferdinand hält sich zwar meist in einer kleineren Villa auf, die tiefer in den Gärten liegt. Das Augustenpalais dient jedoch den seltenen feierlichen Anlässen von Repräsentation. Vor der Tür steht der Kraftwagen, der den Exkönig hierhergebracht. Ein hochbeiniges, feldgrau gestrichenes Wesen, das jedoch, dem Vernehmen nach, den steilen Weg zur Feste Coburg hinauf mit mutwilliger Elastizität, als sei es zwanzig Jahre alt, zu nehmen gewohnt ist. Zar Ferdinand ist zur Sparsamkeit gezwungen. Das riesige Vermögen der Sachsen-Coburg-Kohary, das er besaß, als er auf seine bulgarische Mission ging und das seit den Zeiten seines Großvaters Louis Philippe auf der Bank von England lag, ist ihm auf Reparationskonto enteignet worden. Der Landbesitz der Kohary in Ungarn fiel an die Tschechoslowakei.

Eine breite Freitreppe führt hinauf in den Salon Ferdinands, einen großen bildergeschmückten Saal. Hier steht der Zar und begrüßt seinen Gast. Er hat noch immer seine frische gesunde Farbe, sein Bart ist weiß geworden, das Haar gelichtet. Er trägt ein schwarzes Seidenbaret, wie Anatole France es trug, ist sorgfältig gekleidet und hat elegante Pantoffeln an. Seine siebzig Jahre beugen ihn nicht; er hat die geistige Beweglichkeit junger Jahre, die von den Erkenntnissen seines langen Lebens profitiert hat. Nur zuweilen ist er durch die Gicht geplagt. Entsetzliche Schmerzen verleiden dem Lebenskünstler die Coburger Zurückgezogenheit.

„Vous avez le type espagnol, Monsieur Madol, tout-à-fait espagnol . . .“

„Depuis deux siècles, Majesté, ma famille est au Brandebourg. Elle est d'origine juive.“

„Oh, meine Familie war stets philosemitisch. Das ist nicht wie bei den Hohenzollern. Ich bin immer ausgezeichnet mit Israeliten und Muselmanen ausgekommen. Sie kennen meine Beziehungen zu Abdul Hamid.“

Wir sprechen von den so oft verfälschten königlichen Rassen, von der spanischen Königsfamilie, in der das Blut des Favoriten Godoy eine so große Rolle spielt. Ist nicht Alphons XIII. durch beide Großeltern, mochten sie sich zehnmal Infanten von Spanien nennen, der direkte Nachkomme dieses Godoy? der, wie Ferdinand weiss, ein bedeutender Staatsmann, in vielen Punkten ein Vorbild Napoleons gewesen ist, der die Lieblingswissenschaft Ferdinands, die Botanik, in dem von der Natur so favorisierten Spanien zu so glücklicher Entwicklung gebracht hat. Ferdinand hat zwei Monate an der Stätte von Godoys botanischem Garten zugebracht, in San Lucar de Barameda.

„Godoys rote Haare habe ich noch häufig unter seinen bourbonischen Nachkommen gefunden“, sagt Ferdinand.

Wir sprechen von der großen Familie Godoys, der so viele Könige und Kaiserinnen, Prinzessinnen entstammen, von der zweiten spanischen Isabella bis zu Luise von Toscana-Sachsen-Toselli.

Wir schweifen ab in das Faubourg Saint-Germain. „Ah, Sie kennen meinen Schwager Sixtus?“

Ich berichte von einer Unterhaltung, die ich mit dem Prinzen *Sixtus von Parma* hatte. Ich sah ihn in dem wunderschönen Pariser Palais seines Schwiegervaters, des Herzog von Larochefoucauld. Aus den bewegten Straßen der großen Stadt, in das uralte immer stiller werdende Viertel einkehrend, steht man plötzlich im Palais Larochefoucauld, in der berühmten rue de Varenne. Prinz Sixtus, der von der Académie Française gekrönte Historiker, weiß viel von Godoy zu berichten. Er spricht von jener berühmten „Sixtus-Affäre“, von dem Sonderfriedensangebot seines Schwagers Karl von Österreich, das er seinerzeit mitten im Kriege von Wien nach London und Paris überbrachte. Kaiser Karl leugnete später, diese Sätze an den Schwager geschrieben zu haben. Die Originale liegen hier. Es ist kein Zweifel möglich, daß Karl gelogen hat. Doch Sixtus möchte diese Dinge nicht viel besprochen wissen. „In diesen Tagen deutsch-französischer Verständigung sollte man nicht mehr davon sprechen.“ Paris feierte grade Emil Ludwig, dessen Napoleon übrigens, trotz aller Verteidigung, von Sixtus abgelehnt wird: „Er versteht nichts von Franzosen, nichts von Korsen!“

Ferdinand spricht von der Geschichtsschreibung, die in den Ereignissen die elementaren Gewalten sucht und die Bewegungen der Masse erforscht, anstatt Götzendienst zu treiben mit den künstlichen Begriffen von Heldentum und Genie. Ferdinand hat so unendlich vielen bedeutsamen Ereignissen beigewohnt, er hat so oft in den Geschehnissen die Hauptrolle gespielt, er ist so manchen Menschen begegnet, deren Leben bereits der Geschichte angehört. Der Geschichtsschreiber Thiers — Zar Ferdinand nennt ihn „Le Ministre de mon Grand-Père (Thiers war 1832 Minister Louis Philipps) — ,die Queen Victoria, seine Kusine, Leopold von Belgien, sein Vetter, Ferdinand von Portugal, sein Onkel, Pedro II. von Brasilien, Abdul Hamid, Alexander III. von Rußland, Bismarck, der ihm Ratschläge gab, wie er sich in Bulgarien verhalten solle —, er hat sie alle gekannt.

Anfang Januar 1917, so erzählte mir General *Gantchew*, der ehemalige bulgarische Militärbevollmächtigte im Großen Hauptquartier, hat Zar Ferdinand zu dem deutschen Sonderbevollmächtigten, der ihm die Ankündigung des uneingeschränkten U-Bootkrieges überbrachte, gesagt, er sei der Meinung, man müsse den Friedensschluß durch kleine Konzessionen in Elsaß-Lothringen, vielleicht durch ein Plebiszit, zu beschleunigen suchen. Wenn Kaiser Karl in seinen Briefen an Sixtus einen höchst ungeschickten Schritt in dieser Richtung unternahm, so hatte er vielleicht über die Ideen seines Schwagers nachgedacht; keineswegs aber hätte der kluge Diplomat Ferdinand zu solchen Schritten geraten. General *Gantchew* erzählt weiter von jenen denkwürdigen Tagen, Anfang Oktober 1918, als Ferdinand Bulgarien verließ. Zwei Tage nach der Abdankung traf der Hofzug in Gänserndorf unweit Ebenthal ein, dem nahe bei Wien gelegenen Schloß der Coburgs, wo sich Ferdinands Kinder aufhielten. In der Nacht um zwei Uhr wurde General *Gantchew* im Sonderzug aus seinem Bett geholt. Ferdinand wolle ihn sofort sprechen. Er fand seinen Herrn entkleidet, im Bett, vor ihm Graf *Berchtold*, der verlangte, Ferdinand solle mit seinem Zuge sofort Österreich verlassen. General *Gantchew* hörte die bitteren Vorwürfe seines Königs an, er machte *Berchtold* Vorstellungen: Unmöglich könne man den bulgarischen Zaren, der als Opfer seines Bündnisses mit den Zentralmächten Bulgarien habe verlassen müssen, das Asyl verweigern. *Berchtold* bestand auf seinen Anordnungen, nur schwer gelang es *Gantchew*, das Verweilen im stehenden Zug für eine Nacht zu erwirken, wobei er ganz unter dem Eindruck stand, Zar Ferdinand würde als österreichischer Gefangener betrachtet. Am nächsten Morgen fuhr *Gantchew* nach Wien. Aber er konnte nicht Graf *Burian*, nur wieder *Berchtold* sprechen, mit dem es zu einer heftigen Auseinandersetzung kam.

„Ich sagte *Berchtold* wiederholt, das Wort vom ‚Verrat‘ König Ferdinands, das jetzt hier und da auftaucht, sei eine Infamie. Endlich gab *Berchtold* zu, der wahre Grund, weswegen er auf die schleunige Abreise dränge, sei der, daß Kaiser Karl durch die Anwesenheit des entthronten Zaren fürchte, selbst zur Abdankung getrieben zu werden. Ich erklärte, wenn es sich darum handele, daß Zar Ferdinand ein neues Opfer brächte, so wäre er dazu bereit. Indessen hatte man sich auf Coburg als Aufenthaltsort geeinigt.“

Ferdinand hat genug Revolutionen gesehen und sie vorausgesagt. „*Ich war deswegen bei meinen Kollegen sehr unbeliebt.*“ Bulgarien ist ein Land, in dem die Idee der Demokratie schon früh festen Fuß gefaßt hat. Ferdinand hat auch nach seiner

Abdankung, trotz des Verzichtes auf eine eigene Rolle, nicht aufgehört, sich für Politik zu interessieren, als Zuschauer. Er ist ein Bewunderer der Rednergabe eines Stresemann, eines Briand, eines Breitscheid. Nach fünfzigjähriger Abwesenheit hat er unlängst wieder Brasilien aufgesucht, wo er damals als Gast seines Onkels, des Kaisers Pedro, die Revolution kommen sah. Seit 1918 aber hat Ferdinand kein politisches Wort mehr geäußert. „Seit dreizehn Jahren kenne ich nur eine Pflicht: daß mein Schatten nicht auf Bulgarien falle.“

Ferdinand ist der Meinung, daß er das Schicksal nicht verdient hat, in der Verbannung zu leben, weil alle seine Bemühungen für Bulgarien nicht zu dem gewünschten Erfolge geführt haben. Er hat es vorläufig strikt abgelehnt, Memoiren zu veröffentlichen, anzuklagen oder sich zu verteidigen. Gewiß ist, daß heute seinen außergewöhnlichen Fähigkeiten schon mehr Gerechtigkeit wird.

Bulgarische Diener servieren ein türkisches Frühstück. „Sprechen wir italienisch vor ihnen.“ Ich bin jedoch nur im Stande, italienisch zu schweigen; Zar Ferdinand beherrscht eine erstaunliche Fülle von Sprachen und vermutet Ähnliches von seinen Besuchern. Die Unterhaltung kommt auf die *Memoiren Bülow's*, die Zar Ferdinand keineswegs völlig verwirft. „*Es sind Seiten darin, die ich selbst hätte schreiben können.*“

Wir sprechen vom heutigen Frankreich, das Ferdinand nicht kennt. Er, der Paris so liebte, hat es nicht wieder gesehen. Die „ville lumière“ zog ihn vor dem Kriege immer wieder an. Er liebte es, durch die Straßen zu schlendern, ein wenig auf den großen Boulevards zu sitzen und das Leben dieser einzigartigen Stadt zu betrachten. Meist nahm er in einem Hotel der Rue de Rivoli Quartier. Seinen Fenstern gegenüber breiteten sich der Tuileriengarten und der Louvre aus. Hier hatte sein Großvater Louis Philipp regiert. Unweit von den Zimmern des „Grafen Murany“, wie sich Ferdinand damals und auch heute wieder auf Reisen zu nennen pflegt, lehnte auch die Kaiserin Eugenie aus ihren Hotelfenstern und schaute lange Stunden auf die Stätten einstigen Ruhmes. Den Küchenkünsten der Franzosen nicht abgeneigt, saß Ferdinand mitunter in den berühmten Gaststätten von Paris, wo er manchmal König Milan von Serbien eintreten sah, wo noch andere reisende und entthronte Monarchen das Bild der „Rois en exile“ vervollständigten. Zar Ferdinand hat vielleicht mehr Beziehungen zu Frankreich und den Franzosen einer vergangenen Zeit gehabt, er, der durch Familienbande mit der großen französischen Gesellschaft von vor dem Kriege verbunden war; die heutige Generation steht ihm ferner. Als Ferdinand vor vierzig Jahren, da ihn die europäischen Mächte noch nicht als Fürsten von Bulgarien anerkannten, Paris besuchte, begegnete er seinem Onkel, dem Herzog von Aumale. Der Herzog erkannte seinen Neffen im ersten Augenblick nicht. Dann sagte er: „Je suis comme les puissances, Ferdinand, je ne te reconnais pas.“

Indessen hat sich Bulgarien in den wechselvollen Ereignissen zu behaupten gewußt. König Ferdinand konnte den Hochzeitszug von Assisi anführen, als sein Sohn, Boris III., die Tochter des italienischen Königs ehelichte. In Bulgarien wurde Ferdinand akklamiert, als er auf dem Filmstreifen in den kinematographischen Theatern erschien, weißhaarig, imposant, unstreitig die bedeutendste Figur in dem illustren Hochzeitszug. Man läßt seiner historischen Rolle Gerechtigkeit widerfahren.



Photo Sport & General

Schwimmerinnen



Japanische Fechter

Photo H. v. Garvens

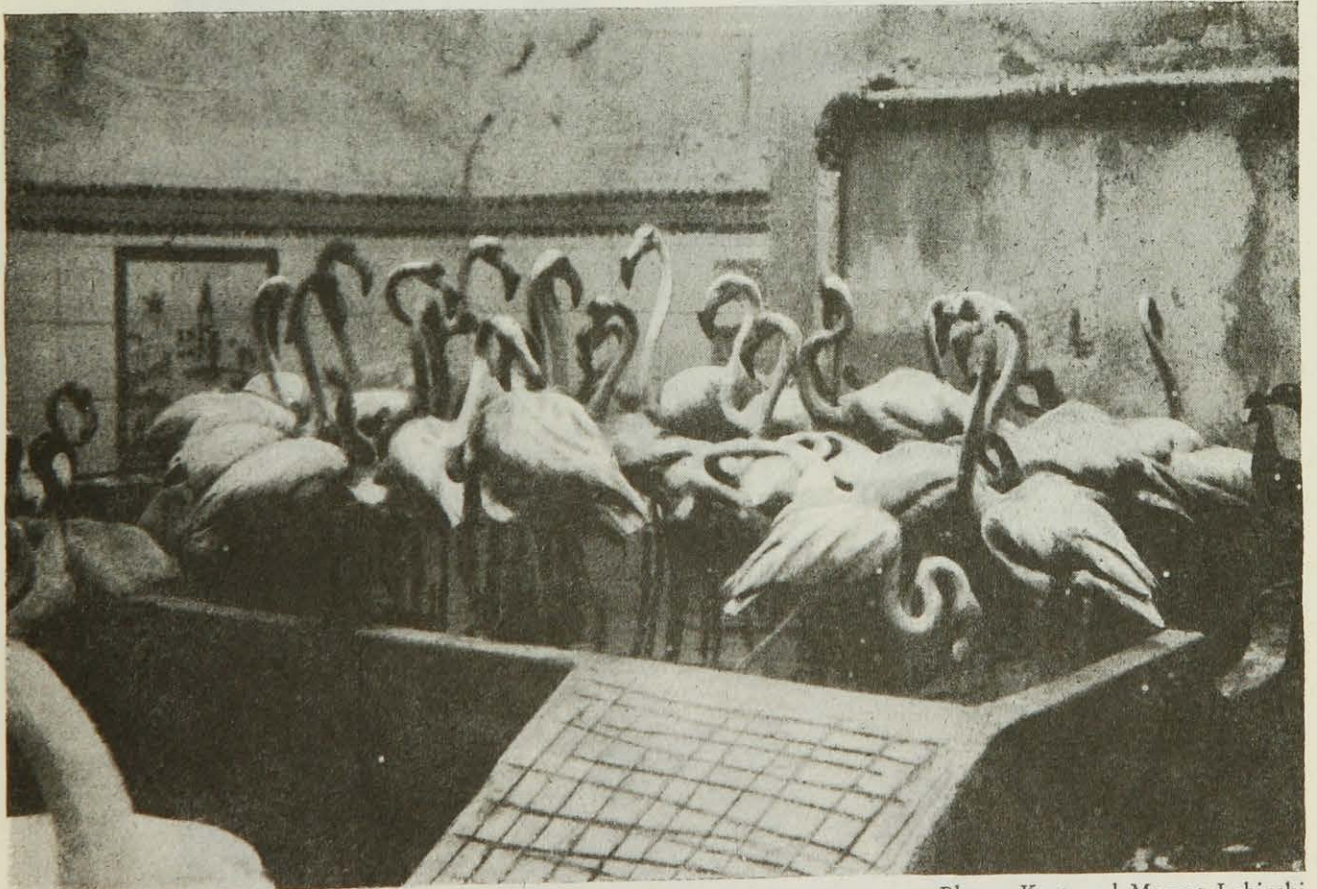


Kanu-Kämpfe

Continental-Photo



Kalifornische Sportstudentinnen



Flamingos in Havanna

Photos Kurt und Margot Lubinski



Marie Laurencin, Wandgemälde



Die Filmschauspielerin Dita Parlo

Photo Bieber

Deutscher Sport am Ende des 19. Jahrhunderts



Point de roses sans épines —

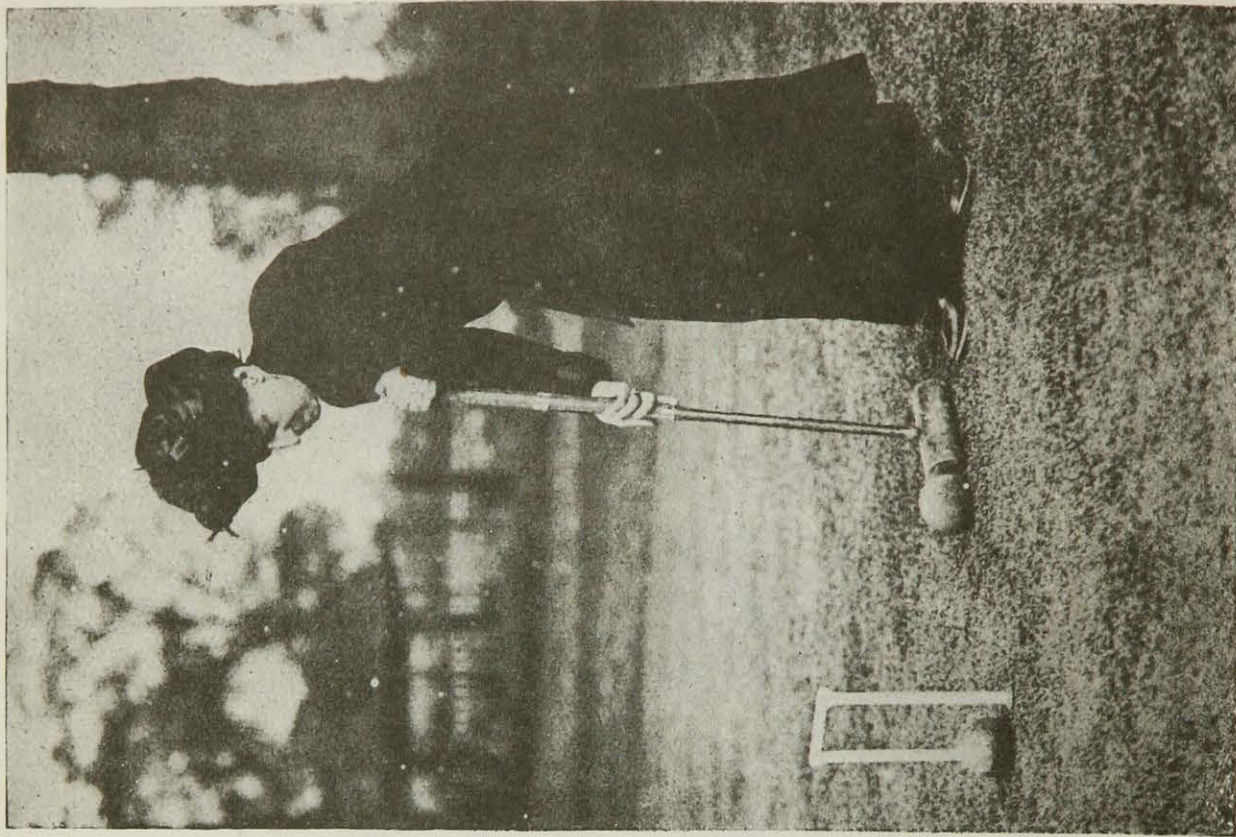
Neofot-Fotag



Photo Emil Huth, Weißer Hirsch



Englische Fräulein spielen Krocket (1907 und 1913)



Photos Sport & General

Also sprach Krishnamurti

Von

Emmerich Seidner

Nur keine Zeremonien, meine Herren“, bemerkte ein Herr von der Daily Mail, der zur Genfer Suite des Erlösers gehörte. „Glauben Sie mir, Krishnamurti ist ein Mensch, wie wir alle.“

Der liebenswürdige englische Redakteur erzählt uns noch einiges über den Propheten. Krishnamurti, der die Bescheidenheit für *keine* Tugend hält, wohnt in einem fabelhaften Schloß aus dem XVIII. Jahrhundert in Eerde (Ommen, Holland) das ihm von einem seiner Freunde zum Geschenk gemacht wurde. Wie man weiß, löste er den um ihn gegründeten Sternorden auf, duldete nicht, daß man ihn „Messias“ nannte, brach mit den Traditionen der Theosophen und behielt bloß das Renaissance-schloß.

In der eleganten Halle des Genfer Luxushotels nähert sich uns plötzlich eine kleine und flinke Gestalt, und bevor wir aus unserem Staunen erwachen können, sitzen wir schon alle in einem blumigen Salon. Es ist uns unmöglich, zu begreifen: Wie, diese Figur in einem nach der letzten Mode angefertigten Anzug ist der große Krishnamurti?

„Nun, meine Herren, womit kann ich dienen?“

„Wir . . . wir möchten . . . daß Sie uns über den Tod etwas sagen.“

„*Tod?* So etwas gibt es gar nicht. Was wir Tod nennen, ist nicht mehr als eine Art Abwechslung desjenigen Stoffes, den das Weltall schuf und den wir Leben nennen.“

„Sie glauben also an eine Auferstehung?“

„Selbstverständlich! Beweise habe ich dafür nicht, aber ich bin dessen sicher, weil ich daran glaube.“

Wir fragen Krishnamurti: Welches Leben müßten wir führen, um glücklich zu sein? Auf diese Frage macht sich der Prophet mit leidenschaftlichen Gesten und mit Bewegungen seines ganzen Körpers verständlich: „Disziplin . . . keine Angst . . . Selbstzüchtigung . . . Nur keine Angst! Wenn wir immer unsere alten Traditionen fürchten, wenn wir immer wieder zu unseren Kirchenvätern zurückkehren, um unsere Sünden zu beichten, weil wir Angst haben, werden wir die Wahrheit nie entdecken. *Achten wir gar nicht darauf, wie man über uns denkt!* Wenn du jemanden liebst, erweise dich seiner Liebe würdig, indem du nicht eifersüchtig bist, denn durch die Furcht können wir alles verlieren und nie etwas erreichen. Um das Heil aufzufinden, müssen wir uns nicht vor den Altären der Tempel zusammenscharen, denn das Heil liegt in uns selber.“

Wir bitten Krishnamurti, daß er uns etwas über seine Lebensweise sage.

„Vor allem bekämpfe ich meine körperlichen Leidenschaften. Ich habe

nie alkoholische Getränke genossen, habe nie geraucht, *nie Fleisch gegessen* und habe *nie ein Weib berührt*. Sie fragen, ob dieses leicht war . . . Nein. Aber ich habe gekämpft, meine liebe Freunde, darum eröffnete sich vor mir die unermessliche Glückseligkeit, die Buddha das Nirvana, Jesus das Himmelreich nennt. Und Sie auch, jedermann, muß dieses Heil erreichen, sonst *ist es nicht der Mühe wert zu leben . . .*“

„Sie denken also nie, zu heiraten?“

„Wozu denn? Wenn ich einmal ohne das glücklich bin? Damit will ich nicht gesagt haben, daß jedermann dieses Beispiel befolgen sollte . . .“

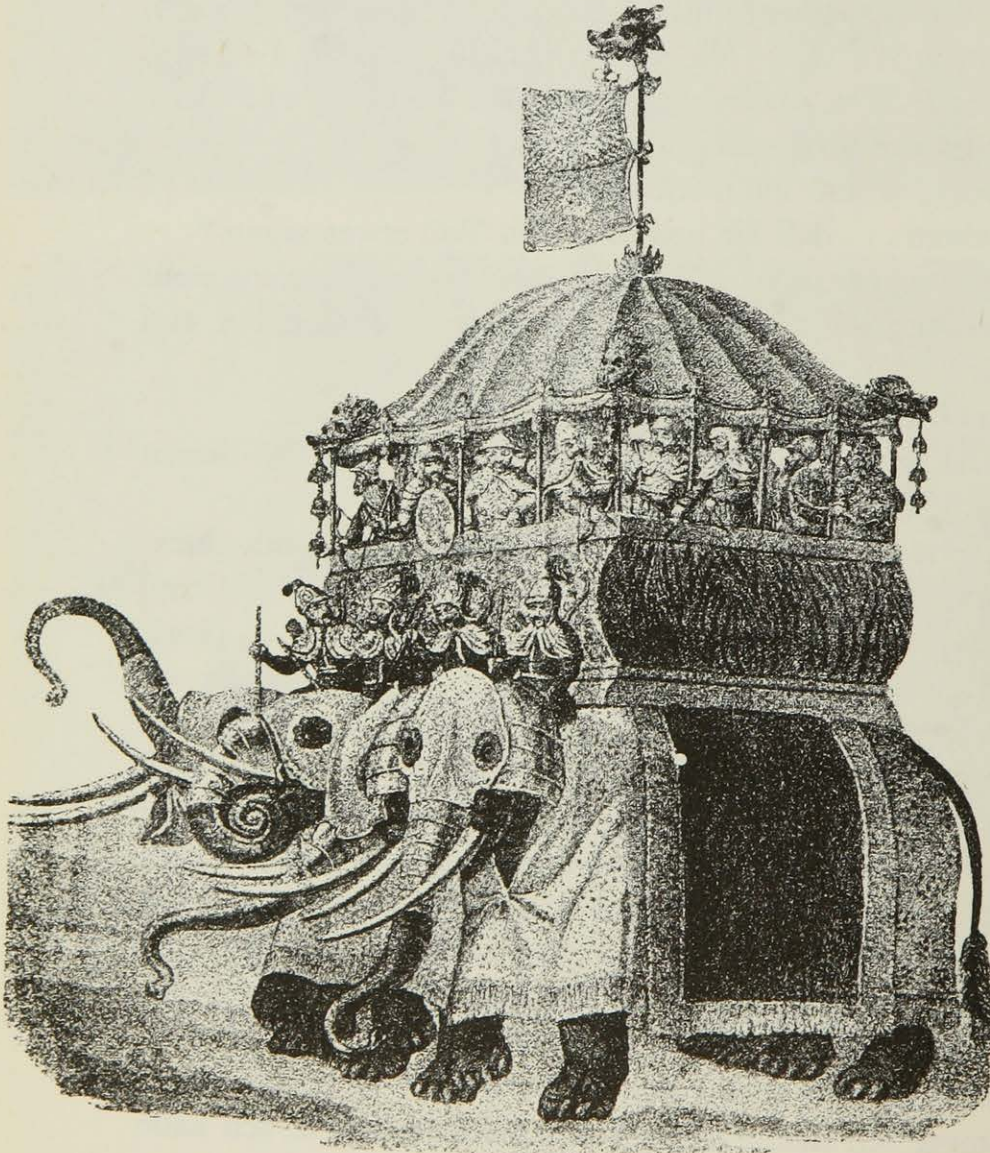
„Welche Stellung nehmen Sie zu *Ghandis* nationalistischer Politik ein?“

„Dummheit . . . Ich sage Ihnen: *die größte Dummheit!* Jede nationalistische Bewegung ist Dummheit! Denken Sie mal: weil ich Hindu und Sie Madyare sind, sollen wir einander hassen? Politik, Nationalismus und sonstige soziale Bestrebungen sind für mich nicht mehr als Blätter einer Pflanze, die sogleich verwelken, wenn die Wurzel nicht gut gepflegt wird. Das Leben muß bei der Quelle, bei der Wurzel gepackt werden! Und wenn die Wurzel

gesund ist, dann werden auch die Zweige und die Blätter ihr ähnlich sein.“

„Aber Sie sind wohl reich?“

„Wer sagt Ihnen das?“, antwortet erstaunt der Prophet. „Ich habe keinen Centime! Geld, Reichtum hat für mich keinen Wert. Amerikanische Filmgesellschaften hatten mir fabelhafte Angebote gemacht, wenn ich zum Film ginge. Millionen und Abermillionen hätte ich verdienen können. Aber meinen Sie, daß ich mich verkaufe?“



Der weiche und der harte

Charlie Chaplin

Von

Waldo Frank

Chaplins blaue Augen sind so tiefumschattet, daß sie violett strahlen. Es sind traurige Augen. Das Mitleid wie die Verbitterung betrachten durch sie die Welt. Sie sind verschleiert: und während der Mann sich mit unwiderstehlichem Zauber in der Welt bewegt, verteidigen seine Augen erbittert ihre Einsamkeit. Vor den Augen Chaplins wird niemand so leicht lachen. Sie allein sieht man im Film nicht.

Seit fünfzehn Jahren schweifen diese Augen über Hollywood, über den Vorort eines amerikanischen Vorortes, der, genau genommen, nicht mehr und nicht weniger ist als jede andere Provinzstadt. Hollywood ist ein vollkommener Spiegel des banalsten amerikanischen Erfolgs. Sehr gewöhnliche Leute träumen hier von außergewöhnlichen Dingen — so wie sie es verstehen —, nur daß in Hollywood diese Träume Wirklichkeit werden. Und Chaplin mit seinen schrecklichen, den Leuten unbekanntem Augen, sieht sich diese Welt an: sein Bereich seit seinem fünfundzwanzigsten Lebensjahr. Er sieht auch noch eine andre Welt, das graue, drückende London seiner Kindheit. Er liebt seine Slums, sie waren einst sein, sie dauern fort in seinem Herzen. Von der Mutter Seite her hat Chaplin Zigeunerblut. Durch seine Mutter, die jetzt bei ihm in Kalifornien lebt, ist noch eine andre Welt in ihm lebendig, eine Welt der Steppen und des Lachens ohne Vernunft. Auch dort, in den Elendsvierteln von London, war er nicht daheim. Auch der traurigen Vergangenheit, die ihm Leib und Seele gebildet hat, setzt er seine Ablehnung entgegen, unversöhnlich und ironisch.

Dieses Widerspiel von Neigung und Ablehnung enträtselt etwas den Charakter des Mannes. Sein Salon ist voll von Kinkerlitzchen, schlechten Bildern, Geschenken seiner Bewunderer, der mächtigsten Leute. Mandarine aus China schicken solchen Tribut und gekrönte Häupter aus Europa. An einer andern Wand prangen Farbenlithographien von Whitechapel u. ä. Chaplin nimmt sie gern von der Wand. Sie zeigen Gassen, einer Frosthölle gleich, die Menschen schleichen hier wie Seelen, denen sogar die Fähigkeit zu leiden genommen ist. Man muß Chaplins Augen gesehen haben, wenn sie über diese Bilder seiner Kindheitswelt streifen; sie sind gleichzeitig weich und hart, verständnisvoll und ablehnend. In diesem Zimmer zeigte uns einmal der französische Graf Chasseloup die schrecklichsten Photographien, die man sich vorstellen kann, fortschreitende Augenblicksaufnahmen von Folterungen und Hinrichtungen, die der Graf in China gesammelt hatte. Man sah hier, wie lebende Menschen kaltblütig gevierteilt wurden, wie Fleisch vom Metzger. Andre Gesichter waren schwarz von der Qual, dann schreckensbleich. In Chaplin ging Ähnliches vor. Seine Augen füllte zunächst ein unermeßliches Mitleid. Plötzlich aber wurde sein Blick hart wie sein Mund, und er sprang auf: „Solche Leute gehören für euch! Die bekommen genau das, was sie

verdienen. Genau das ist der Mensch. Man soll die Lumpe in Stücke reißen, ihnen die Glieder verdrehen.“ Chaplin will nicht das Opfer einer Gefühlsregung werden, so wenig wie irgendeiner Lage im Leben. Jede Regung ruft bei ihm sogleich die Gegenregung hervor. Denn Chaplin muß unberührt, unbefleckt, undurchdringlich bleiben in seinem Ich.

Mit der gleichen Zurückhaltung bewegt er sich auch in der Gesellschaft. Sein Einsiedlertum ist von feinsten Art. Er besucht den „Coconut Grave“. Er verbringt Stunden in dem Lokal seines Freundes Henry Bergman. Er zeigt sich — im Haus seiner Freundin Marion Davies, seinen eigenen Gästen oder denen von W. R. Hearst — und überall ist er führend. Er schauspielert, mimt, spielt; zeigt sich offenbar gern. Mit einemmal aber entschlüpft er. Er gibt sich nicht, er nimmt nicht rückhaltslos. Doch er versagt sich auch ohne Leidenschaft. Er ist wie ein Atom, das für sich allein durch die Welt wirbelte. Eine grundsätzliche Weigerung würde immer irgendein Verhältnis zur Umgebung ausdrücken. Das will er nicht. In bezug auf Frauen und auf Gefühle überhaupt besagt das, daß Chaplin sich von jeder wahrhaften Neigung fernhält. Er will nicht besessen werden und auch nicht besitzen. Aber diese letzte Flucht ist der Schlüssel seines Erfolges. Man beklage ihn nicht. Der Mann ist nicht danach.

Mit einem sicheren Instinkt hat Chaplin so sein Privatleben in eine, ihm jederzeit mögliche Zurückgezogenheit gesteuert. Er mag die Leute gern, doch er schätzt sie nicht. Er will die Welt nicht ändern — kein Funke eines Propheten ist in ihm. Dabei hat er vielleicht diese Welt mehr als irgendein anderer lächerlich gemacht. Für ihn ist sie gerade dazu gut, seine Unabhängigkeit zu sichern. Denn wenn er wirklich allein wäre, würde er in seinem Herzen irgend etwas entdecken, was der Welt zustimmt, was ihn als einen Menschen unter andern kennzeichnet. Um dem zu entgehen, macht sich Chaplin gefällig, bleibt er bei den Leuten. Die Begegnung mit sich selber wäre unbehaglich.

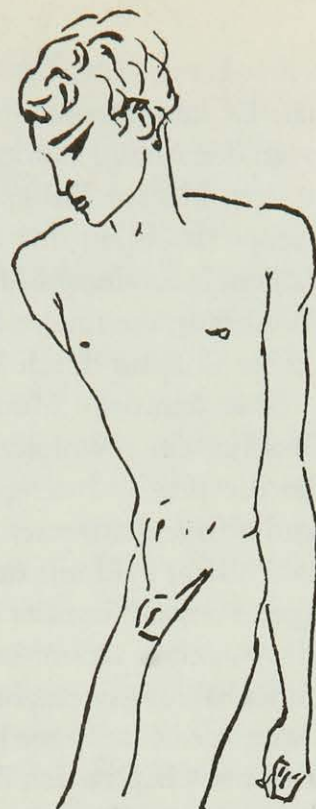
Früher einmal ist mir Chaplin als eine Art gefallener Engel erschienen, verdammt von Gott, das Lachen und die Liebe auszusäen, deren Ernte er nicht mitgenießen kann. Doch das war nur eine Täuschung meines Herzens. Die Liebesfülle in diesem Mann, seine Sanftmut und Anmut sind in Schach gehalten von einer gleichstarken Widerstandskraft gegen jede Hingabe, die daraus erfolgen müßte. Seine Härte und seine unüberwindliche Selbstsucht sind in gleichem Grade echt wie seine Großmut. So stellt er das Gleichgewicht seiner Kräfte dar, und er will das so.

Zur Erreichung seines Willens nun steht Chaplin Unermeßliches zur Verfügung. Die schlaue Technik seiner Auftritte ist nur die eine Seite der Kunst, die er überall im Leben übt. Dieser Mann verhielt sich schon als kleiner Anfänger so gerissen, daß er gleich das Zwölffache der angebotenen 75 Dollar wöchentlich erhielt. „Ich sah sogleich, daß die mich haben wollten“, erzählt er, „da sagte ich ihnen: ‚Ich will studieren; Schauspieler sein interessiert mich nicht.‘ Und da wurden sie grün. Auf diese Art erfuhr ich meinen Wert.“ Und derselbe Mann hat dann drei Jahre später mit der Pickford, mit Fairbanks, Griffith und mit Hart seine geschäftliche Gruppe gegen die Filmbesitzer gebildet. „Ich wäre ein großer Bankier geworden“, sagt er. Er ist sehr intelligent. Und so sehr empfindlich, daß die Tonleiter der menschlichen Gefühle in ihm einen Nachklang ohne Grenzen

findet. Und dabei ist er durchaus vollblütig und gesund, weiß gutes Essen, Frauen und Witze zu schätzen. Alle diese Gaben müßten ihn naturgemäß zum guten Gesellen machen, und da er nun einmal nur mit sich selbst eins sein will, zwingt ihn diese Doppelnatur zu der ununterbrochenen Bewegung. Sein Leben ist ein ständiges Hin und Her zwischen Eindrücken, welche, falls er nicht ausrisse, ihn doch einmal fesseln würden. So ist Chaplin immer auf der Flucht.

*

Das Leben dieses ersten Meisters des „Bewegten“ ist die Bewegung. Seine Kunst ist der feine Auszug dieser Materie. Chaplin selber in seinen Beziehungen (des Widerspruchs) zu dem Objekt ist der Gegenstand der Chaplinfilme. Ihre Form ist Chaplins Leib, der Schutz, hinter dem der Unzugängliche emsig verstohlen seine geheimen Gänge wandelt. Nichts anderes bildet die Handlung dieser Filme.



Renée Sintenis

Dieses durchzuführen ist nun schwerer als es scheint. Gerade als Verkörperung ist die Geburt dieser Werke umständlich. Zu Anfang ist da das Atom Chaplin in irgendeiner Rolle, die ihn durch das Räderwerk der Welt hindurchgeleiten soll: als Pfandleihergehilfe, als Clown, als Ausbrecher usw. Jeder Meter Film ist gleich einem Ereignis, einem Zusammentreffen. Chaplin muß sein inneres Wesen atmen. Aus jedem Zusammenstoß mit Mensch oder Objekt, einem Ziegelstein zum Beispiel, muß die Eigenart der Aventure greifbar sein, jede Szene ist ein Kunstwerk. Das ergibt eine ganze Folge, einen Atemgang, einen Pulsschlag, einen Aufstieg. Jede Szene steigt hinan zu der folgenden: das Ganze ist eine Art körperlicher Musik, mit jeder Episode als Note. Das Charakteristische des Geschehens bleibt dabei in der Person. Die Leistung Chaplins besteht in der genauen Abstufung zum Zwecke dieser Charakteristik. Auch wenn Chaplin das Einzelne spontan erfunden hat, muß er es doch wägen, messen. Wo wird es seinen Platz finden? Ist es wirklich brauchbar?

Die Schwangerschaft dauert also lange. Bis gegen Mittag liegt Chaplin zu Bett. Er überlegt, er entwirft mit sicherem Instinkt, doch es fehlt noch der Ausdruck. Chaplin ist ungebildet, er beherrscht die Sprache nicht so sehr, um Stimmung und einzelne Tonart des Gewollten den andern zu erklären. Seine ganze Bildung ist das Bild. Indessen wartet, einige Kilometer entfernt, die Belegschaft auf den Chef. Hier waltet Kono, der bemerkenswerte Japaner und Jüngling für alles, Chaplins Manager auf seiner Lebensreise, eine Art kluges Öl, das alle Reibungen mit Freund und Feind vermindert. Hier wartet auch Chaplins Stab, reizende anständige und kluge Leute, von anderem Schlag als das derbe Hollywood (das Hollywood der Leute, die Chaplin nachfolgen, nachdem sie erst von ihm fortgelaufen sind, wenn auch bereits gestempelt von seinem Vorbild; berühmter Fall: Menjou). Dieser ganze Stab zittert vor der Nervosität des Chefs. Endlich erscheint dieser in

seiner Limousine, die den ganzen Vormittag angekurbelt vor seiner Tür gewartet hat. Er kommt ohne Hut, ohne Krawatte, ohne Schlips, die Weste aufgeknöpft; doch der Anzug stammt von dem besten Londoner Schneider. Das Dejeuner wird in dem kleinen Bungalow des Grundstücks serviert. Man entwirft die einzelnen Szenen des Films, man spricht sie durch. Chaplin geht auf und ab, mit steinernen Zügen, halboffenem Mund. Der kleine Mann wiegt in seinem Haupt den strengen Rhythmus, die innere Logik seines Werkes. Die Einfälle der andern kreuzen sich, bis sie Chaplin durch Wort oder Gebärde auf sein Maß zurückführt.

Das kann so Monate dauern. Die Belegschaft knirscht und zürnt, indes Chaplin sein gewohntes Lebemännchen führt. Endlich erscheinen einige Szenen, die die Kritik durchgehalten haben, „so weit“. Zimmermann und Stukkateure sind eifrig, die Bauten erheben sich, Chaplin läuft zwischen den Klötzen umher, bald allein, bald mit dem ganzen Schwanz. Er prüft, er verstummt, er wird wild, irgend etwas Neues ist ihm eingefallen. So gibt er jetzt neue Befehle, und die Arbeit von Wochen ist umsonst getan. Eine Kulisse, die eine weite Reise erfordert hat und schätzungsweise fünfzigtausend Dollars, wird glatt über den Haufen geworfen. Dann wird eine Szene hundert und mehrmal geprobt, und wenn sie endlich richtig war, hat Chaplin sich ihre Einzelheiten so genau gemerkt, daß er sie frei vor dem Apparat ausführen kann. Dann werden vielleicht noch dreihundert Meter Aufnahme auf einen Meter zusammengeschnitten. Der eine aber ist dann so erfüllt, daß er mit seinem Schöpfer den Weg um die Erde machen wird.

Diese Arbeit erklärt noch nicht das Werk Chaplins. Es ist, wie gesagt, die Transkription seiner persönlichen Flucht vor dem Leben. Die Art, wie er diese Flucht bewerkstelligt, führt vielleicht hinter die ganze Gerissenheit dieses Cockney-Bohemien. Vielleicht auf den Gipfel einer Kunstleistung. Aber auch das zeigt den letzten Wert des Chaplin-Abenteuers noch nicht auf. Darauf kann man nur kommen, wenn man den Mann bei der Erwägung eines Szenariums mit seinen Helfern beobachtet. Dann ist da stets noch etwas Andres gegenwärtig. Dieses Andere bezeichnet Chaplin mit einem einfachen Ausdruck: „They“ (sie), d. i. das Publikum. „They“ arbeiten beständig mit Chaplin mit. They haben ein Einspruchsrecht, dem gehorcht wird. Natürlich sind „they“ in ähnlicher Weise auch bei jeder anderen Filmherstellung mittätig. In Chaplin steckt aber noch ganz persönlich der Mann aus dem Volke, der Londoner, der Zigeuner, der Variété-Mensch, der sich selbst im Spiegel des Publikums erkennt. So führt uns auch sein Publikum zu Chaplin zurück, und nun können wir die Art seiner Lebensflucht erfassen. Sie ist die folgende:

Chaplin studiert die Welt von heute. Er sieht den Schiffbruch: Armut, Leiden, Wirrnis, Angst, schreckliche Leidenschaften. Er sieht den Erfolg: Lüge, Schwindel, alberne Reklame, Betrug; er sieht *sich* in Vergangenheit und Gegenwart. Das alles fühlt er allzu tief. Er will in dem nicht untergehen. Da ist in ihm ein Kern jenseits von Erfolg und Mißerfolg, ein *Herz, das tanzt*. Und darum muß er allein sein, die andern fliehen, hassen. Chaplin ist ein Kaltsinniger, ein großer Herr. Er hat Angst um den Hort in seinem Innern, den Schatz von anmutiger Schönheit und jugendlichem Tanz. Zu seinem Schutz verwendet er darum sein ganzes Können.

Und nun bedenke man Chaplins Publikum, den Zeitgenossen. In jedem lebt

innerlich ebensosehr jene Anmut und Schönheit, ein Heimweh. Doch die Verhältnisse gestatten nicht jedem, sich intakt zu erhalten. Und die ganze äußere Zivilisation zertrampelt feindlich und mißbraucht diesen Fonds: Herz und Liebe.

In seinem festen Willen nun, dieses Schöne integer zu erhalten, streitet Chaplin nicht für sich allein, kämpft er für die Welt. In seinen Filmen allein bleiben Armut und Schönheit des Menschen aufrecht. In der Verkleidung „Chaplin“ (Stöckchen, schlotternder Leidensgang, zu enger Rock, herausfordernder, steifer Hut) schreitet die banale menschliche Schönheit in geziemender Weise durch die zeitgenössische Welt, welche sie haßt. Sie schreitet, zerstört vom Sozialen, verachtet, schmutzig, ärmlich, jämmerlich, und doch durch ein Wunder unberührt, durch ein Wunder Sieger. Rousseau hat einst diese Tragikomödie eingeführt. „Jean Jacques hat irgend etwas begonnen.“ Charlie Chaplin nun hat eben Dieses ausgeführt. Und schon allein der Schnitt seines lächerlichen Rockes erinnert an die Zeit von Musset. Der Kult der Schönheit in ihrem Kampf mit der Not des Lebens konnte keine höhere Leistung hervorbringen als den mit seinem Leib trällernden Chaplin in einer Atmosphäre von feierlichen, sozialen Einrichtungen, von Ziegelsteinen und Schutzleuten. Der Gebildete in Frankreich und Deutschland, der Kommissar, der Kuli, der Cowboy, das New-Yorker Millionärskind, sie alle fühlen die eine gleiche Verzweiflung der Übermasse von Geld in der Welt, das für Sang und Tanz keinen Raum freiläßt. Sie alle feiern im Geheimen zusammen den Sieg in Chaplin. Chaplins grundsätzliche und primitive Weigerung „sich zu benehmen“ ist die wahre Revolutionierung des Geistes.

Arthur Mom, der Argentinier, will von *Lenin* den Ausspruch gehört haben: „Chaplin ist der einzige Mensch, den ich persönlich kennenlernen möchte.“ Dieses Wort läßt den späteren russischen Film ahnen. Chaplin ist der Künstler der Revolution (der Zärtliche aber Unerbittliche, der Romantiker aber auch Realist), so wie Lenin ihr Techniker ist. Man nehme diese beiden wirkendsten Geister der Zeit, nehme den Individualisten und den Kollektivist, und man hat die Gestalt der Zukunft vor sich. Immerhin arbeitet Chaplin jetzt nicht mehr so kühl wie bisher. Auch er hat den Zoll auf seinem Wege entrichten müssen. Seine letzten Kämpfe, nicht so sehr gegen die Anwürfe der amerikanischen Öffentlichkeit wie gegen sein eigenes Bedürfnis nach Ruhe und Liebe, haben ihn zu einem bewußten Menschen gemacht. Dieses neue Bewußtsein, und etwas Müdigkeit, haben seinen Schritt verlangsamt. Er hat weiße Haare bekommen und einige Falten in seinem schönen Gesicht. Der „Zirkus“ konnte diese Krise nicht verleugnen. Das Schreckensjahr seiner Auseinandersetzungen mit seiner zweiten Frau, über welche die Wahrheit noch nicht bekanntgeworden ist, hat einen Schnitt gemacht zwischen den ersten und den letzten Szenen dieses Films. Das Werk, das Chaplin zuletzt machte, die „City Lights“, ist die nachdenklichste, komplexeste, aber auch traurigste Geschichte, die er jemals ersonnen hat. Es ist wie der Schluß des Don Quichote nach seinem närrischen Anfang.

Chaplin ist auch weiterhin einsam und intakt, nur etwas verbraucht. Ein Mensch von der Kraft seiner Leidenschaft müßte sich notwendig verlieren. Bis jetzt hat Chaplin dieses Ende seiner Laufbahn zu meiden gewußt. Es wäre auch das Ende seiner alten, heitern Kunst. Darin aber begänne vielleicht ein neuer Tragiker.

(Deutsch von P. A.)



Theater krise?

Geistige Krise!

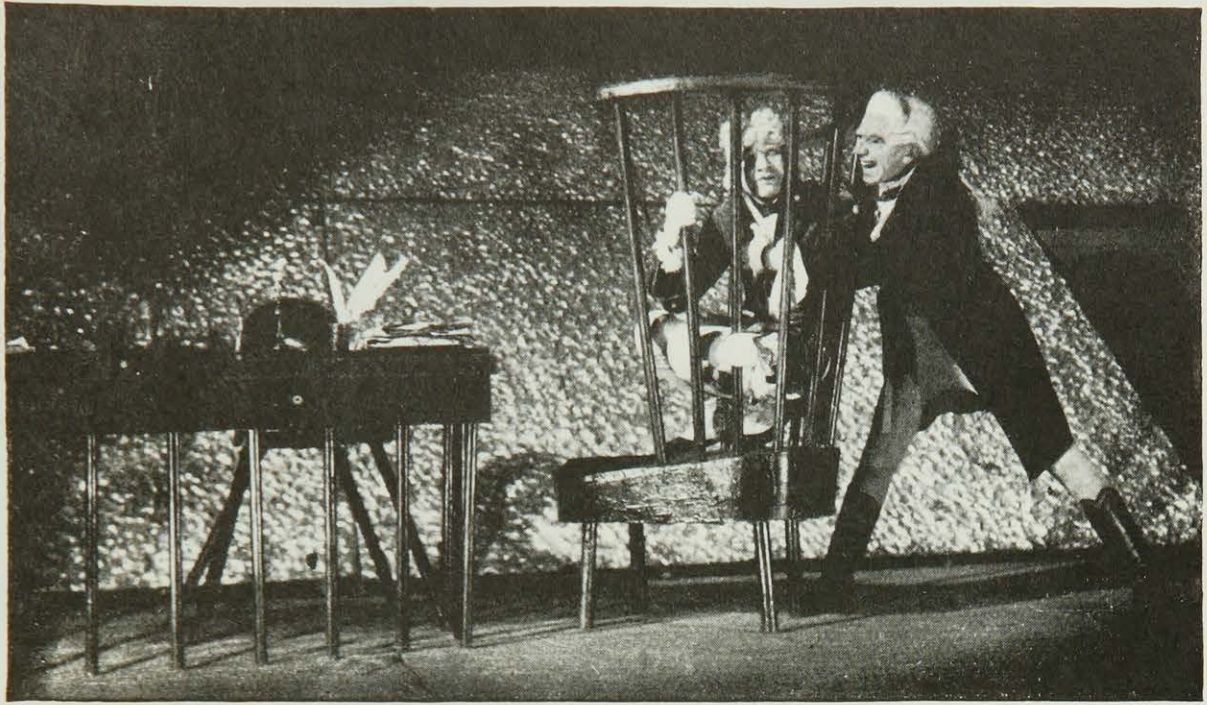
Von

Herbert Jhering

Als im vorigen Jahr die für jede Berliner Saison fällige Staatstheaterkrise wieder einmal ausbrach, wurde von vielen Medizinmännern der Allerweltsretter Max Reinhardt genannt. Max Reinhardt, der auch in seiner besten Zeit kein Direktor, sondern immer nur ein genialer Regisseur war? Max Reinhardt, der heute in Berlin, morgen in Wien, dann in Salzburg, New York, Kopenhagen, Stockholm und Riga inszeniert? Max Reinhardt, der schon für seine eigenen Theater keine Zeit hat, Max Reinhardt sollte zu diesen Lasten noch die Staatstheater hinzunehmen? Der Gedanke war so absurd, daß er selbst in einer Zeit, die alles auf den Kopf stellt, nicht verwirklicht werden konnte.

Also mußte ein anderer Weg gefunden werden, die beiden Staatsschauspielhäuser, am Gendarmenmarkt und am Knie, wieder flott zu machen. Man versuchte eine losere Verbindung mit Reinhardt. Man bezog die Staatstheater in das Reibaro-Abonnement ein. Als Lockmittel sollte das Opernhaus Unter den Linden, als schwer zu schluckende Zugabe das Schauspielhaus am Gendarmenmarkt gelten. Dieses Arrangement bot dem Schauspielhaus bestimmt einen Vorteil. Aber wenn man die Situation der Berliner Bühnen in ihrer Gesamtheit betrachtet, so zeigte gerade diese Überorganisation die Verworrenheit der Berliner Theaterverhältnisse. Wer wollte noch volle Kassenpreise zahlen, wenn neben ihm der billige Abonnent saß? Das Publikum konnte sich zuletzt nicht einmal in den Abonnements mehr aus, weil Sprechbühnen-, Opern- und kombinierte Abonnements durcheinander liefen. Der Krieg der Direktoren untereinander begann. Da die Reibaro-Büros bei Reinhardt konzentriert waren, fühlten sich die anderen Bühnen benachteiligt. Es kam zu unterirdischen, aber auch zu sichtbaren Konflikten. Am schärfsten zeichnete sich der Gegensatz zwischen Reinhardt und Dr. Robert Klein ab. Inzwischen begann in der Öffentlichkeit die Bewegung, die auf die allgemeine Herabsetzung der Kassenpreise abzielte. Das Theater am Schiffbauerdamm und später die Robert-Klein-Bühnen machten den Anfang. So wurde die zentrale Position, die die Reibaro-Bühnen einnahmen, von innen und von außen berannt. Von innen durch die Zwistigkeiten der Direktoren selbst. Von außen durch die Pressekampagne und das Publikum, das billigere Kassenpreise verlangte.

Es ist kein Zufall, daß eine Betrachtung über den ablaufenden Berliner Theaterwinter diese Organisationsprobleme in den Mittelpunkt stellt. Der Theaterbesucher im Reich erlebt jetzt in allen Provinzstädten dasselbe. Nur das Publikum in London, Paris, New York wird die Berliner Sorgen schwer verstehen. Dort



„Kabale und Liebe“ auf der Wachtangow-Bühne, Moskau Photo Unionbild



Galerie Marta Goertel, Berlin
Susanne Eisendieck, Im Theater



Photo Général de la Presse
Lytta Grey, zuletzt Frau Charlie Chaplin



Charlies Ankunft in Berlin

„Lichter der Großstadt“



Chaplin als Boxer



Chaplin als Gent



Photo Alfieri

Publikum eines Londoner Vorstadtkinos

sucht man, wenn man Stücke und Schauspieler hat, ein Bühnenhaus. In Berlin hat man Häuser, für die man Schauspieler und Stücke sucht. Deshalb der Krampf. Zweifellos rührt ein großer Teil der viel berufenen und übertriebenen und falsch behandelten Theaterkrise daher, daß man das Naheliegende nicht tat, sondern durch einen komplizierten Mechanismus den Weg zu einfachen Lösungen versperrte. Es ist immer ein Fehler Deutschlands und insbesondere ein Fehler Berlins gewesen, daß die Organisation, die Instrument sein sollte, Selbstzweck wurde. Es dürfte für die nächste Spielzeit keinen anderen Weg geben, als daß die Reibaro sich auflöst, oder sich allein auf die Reinhardt-Bühnen zurückzieht. Aber so viel Klarheit ist, besonders von der Generalintendantur der Staatstheater, nicht zu erwarten. Dort möchte man von seinem Lieblingsspielzeug nur ungerne lassen. Zum mindesten will man sich eine Abonnementsbeteiligung und den Regisseur Reinhardt sichern. Die Verwirrung bleibt.

Eng mit dieser Organisationskrise hängt die Spielplankrise zusammen. Auch hier erwies sich die Reibaro als ein bedenklicher Diktator. Die Entwicklung war zwangsläufig. Als man daran ging, die verschiedensten Bevölkerungsschichten für das große Abonnement zu gewinnen, gab man sich diesen Abonnenten gefangen. Was vorauszusehen war, geschah. Eine heimliche Geschmackszensur entstand. So falsch es klingt, so richtig ist es: die Rücksicht auf die Reibaro-Abonnenten brachte es mit sich, daß deutsche Dichter so wenig aufgeführt wurden. Was einen weitsichtigen Spielplan ermöglichen sollte, verhinderte ihn. In jedem modernen deutschen Stück wird in irgendeiner Form zur Zeit Stellung genommen, sei es durch Verschweigen, sei es durch Betonen, sei es durch das Thema, sei es durch die Behandlung. Irgend jemand fühlt sich also immer, entweder rechts oder links, getroffen. Französische, englische, amerikanische Stücke verletzen in Deutschland niemanden. Sie schildern fremde Verhältnisse, sie sind für uns neutral. Diese Neutralität des ausländischen Spielplans ist in Wirklichkeit der Grund, warum in Berlin deutsche Stücke so wenig gegeben werden. Es klingt paradox: *die Rücksicht auf nationalistische Zuschauer verhinderte den Aufbau eines deutschen Spielplans.*

Aber auch hier gab es eine gesunde Lehre. Die ängstliche Kalkulation der Theaterleute, der teils eingebilddete, teils vorhandene Terror der Abonnenten wurde durchbrochen. Wenn man von Operetten- und Ausstattungserfolgen absieht, wenn man die Nebensensationen des Theaters außer Betracht läßt, dann waren die größten Kassenschlager die viel gelästerten deutschen Stücke, grade in diesem Winter, grade in diesem Krisenwinter. Max Reinhardts größter Erfolg hieß *Der Schwierige* von Hofmannsthal (in einer herrlichen Aufführung), nicht *Das schwache Geschlecht* von Bourdet. Die Zugstücke des Deutschen Theaters waren und sind: Bruckners *Elisabeth von England* und Zuckmayers *Hauptmann von Köpenick*. (Aber hier, bei einem deutschen Thema, begann wieder die Polemik von rechts.)

Mit den Einnahmen dieser Werke kann sich nicht einmal eine Bergner-Aufführung mehr messen. Die Star-Dämmerung wird deutlich. Gewiß, ein Bergner-Stück bringt immer noch ungewöhnlich hohe Kasse. Wenn man aber die Einnahmen mit den Unkosten vergleicht, so ist das Risiko viel zu hoch. Zu den Unkosten sind, im Falle Bergner, nicht nur das ungewöhnlich hohe Honorar der Künstlerin, sondern auch die Ausfälle zu rechnen, die durch Premierenverschiebungen und andere Komplikationen entstehen. Wovon kann die Direktion

Barnowsky sich nur schwer erholen? Sie hatte für die Bergner das Berliner Theater gepachtet. Aber die Bergner wollte, nach den Erfahrungen von „Romeo und Julia“, im Berliner Theater nicht spielen. Also mußte Barnowsky die Premiere verschieben und ins Stresemann-Theater verlegen. Dort wieder konnte das geplante Lustspiel „Eine königliche Familie“ nicht placiert werden; die Premiere wurde auf einen späteren Zeitpunkt ins Komödienhaus dirigiert. In der Stresemannstraße wurde die Zeit bis zur Bergner mit einem Harry-Liedtke-Gastspiel und das leerstehende Berliner Theater mit Reprisen gefüllt. Warum aber stand das Berliner Theater leer? Weil die Leitung der Reibaro-Bühnen aus Furcht vor ihren Abonnenten das Theater nicht einem aggressiven Ensemble wie der „Gruppe junger Schauspieler“ oder einer andern jungen Bühne, sondern lieber der farblosen und unfähigen Direktion Joachim von Ostau ausgeliefert hatte, die sich — das war vorauszusehn — nicht halten konnte. Hier sehen wir an einem Punkt, wie Überorganisation und Desorganisation sich berühren und die Angst vor lebendiger, scharfer Wirkung eine Bühne dem Dilettantismus in die Arme wirft.

Nennt man das Theaterkrise? Diese Unfähigkeit zu disponieren hat an sich nichts mit der Kraft oder Schwäche des Theaters zu tun. Eine Personen-, eine Organisationsfrage. Wenn aber die Theaterleiter sich in ihren eigenen Schlingen gefangen haben, so steht hinter dieser Ohnmacht, hinter dieser Tapsigkeit viel mehr: die Krise, die ökonomische Krise und als deren Folge *die geistige Krise der Zeit*. An den Theatern doktert man herum. Man macht Einzelschläge, Besserungsaktionen. Aber von dem Wesentlichen: von der Krise des Systems, von der Desorientierung des Geistes sprechen die wenigsten. Dieses Systems, das sich auf den Zufall der Rolle, auf den Zufall der grade verfügbaren Stars, auf den Zufall der zur Hand liegenden Schlagworte, Moden und Ideen verließ und als einzige feste Gliederung die Abonnenten-Organisation hatte.

Warum läßt man sich von jedem Erfolg überraschen? Weil der Direktor seine Zuschauer, seine Abnehmer nicht kennt (er kennt nur Zwangsabnehmer, nur Abonnenten). Was die Verbindung mit dem großen, breiten Publikum herstellen sollte: das Abonnement, das zerreißt sie endgültig. Eine Konsumenten-Organisation wurde geschaffen — ohne Produzenten-Organisation. *Da* saßen die Abnehmer, das Publikum — *dort* die Schaffenden, die Dramatiker. Aber zueinander konnten sie nicht. Die Dramatiker merkten nicht, daß sie das sogenannte Zeitstück nicht weiter entwickelt hatten, daß sie sich bei dem Inhalt genügen ließen und nicht zur künstlerischen Form vordrangen (obwohl grade das kritisch immer gefordert wurde). Das Publikum aber



Carl Hofer

rebellierte gerade da, wo die Ansätze zu einer künstlerischen Form experimentell versucht wurden (Piscator, Brecht). So rutschte das Zeitstück in seine Karikatur ab; in die unselbständigen, komischen Darbietungen der Nationalsozialistisch. Volksbühne (mißverständener Piscator). So begann man sich an den großen Bühnen auf einen mittleren Spielplan zu einigen. Das hatte sein Gutes insofern, als aufgedunsene, künstlich hochgepeitschte Erfolge unmöglich wurden. Das hatte sein Gutes, weil der Star, der Schauspielerstar, der Regiestar an Geltung verlor. Das hatte sein Gutes, weil endlich die *Solidität* wieder zu einem Maßstab wurde.



Schäfer-Ast

Aber das hatte auch seine schwere Gefahrenseite. Mittlere Linie: Ausgleich, Verbindlichkeit; Einebnung, Einebnung der Gegensätze. Mittlere Linie: jedes Experiment wird abgewürgt. Die Unduldsamkeit dem Wagnis gegenüber ist größer als jemals. Sei es nun, daß man einen Versuch von Piscator rücksichtslos einstampfte. Sei es, daß man den bewußten Versuch, den Brecht mit der Aufführung von „Mann ist Mann“ im Staatstheater unternahm, ablehnte, ohne sich mit dem, noch ungeklärten, Problem des epischen Theaters auseinanderzusetzen.

Mit der finanziellen Weltkrise ist eine geistige Krise hereingebrochen, die jedes Risiko auch im Kulturellen, auch im Künstlerischen ablehnt. Ein Haß auf jedes Problem breitet sich aus, der alle Experimente wegfrißt, ein Haß auf jeden Gedanken, ein Haß auf jeden Versuch. Theaterkrise? Die Krise, die immer gemeint wird, könnte man durch Personen und Abbau der Mammut-Organisationen lösen. Die geistige Krise sitzt tiefer. Ihre Auswirkung auf das Theater beginnt erst. Sie kann nicht durch Hilfsmaßnahmen gelöst werden. Sie ist eine Zentralfrage Deutschlands. Sie ist die Frage der deutschen Produktion. Diese wird gelähmt durch die Angstpsychose, die die Skandale und Angriffe und Verbote hervorgerufen haben. Die Terrorisierung der Ideen und des Geschmacks verbreitet eine geistige Unsicherheit, in der sich nicht schaffen läßt. Die Filmzensur ist nur ein Anfang. Durchzuhalten ist eine Sache der Nerven und des Charakters. Überall sollten sich Gruppen zusammenschließen, Schauspieler, Regisseure, Dramatiker im Reich, in Berlin, Stoßtrupps einer kommenden Bühne! Vorbereitungsarbeit neben dem offiziellen Theater. Die Krise wird dadurch nicht beendet. Aber man bedient sich ihrer. Sie wird ausgenutzt. Sie wird tiefer getrieben. Sie wird beschleunigt.



Erna Pinner

Konzertcafés

Von

H. H. Stuckenschmidt

Finden Sie es nicht immer wieder peinlich und paradox, daß in den Konzertsälen das Rauchen verboten wird? Kein Zweifel: die ganze Krise unsres Musiklebens ist auf diese Konvention zurückzuführen. Im Kino, im Varieté, im Theater mag das Verbot berechtigt sein (obwohl die Pariser ganz anderer Ansicht sind!); denn hier zwingt ja schon die primitivste Überlegung zu der Erkenntnis, daß die Luft durchsichtig bleiben muß. Aber im Konzert? Man komme mir nicht mit den empfindlichen Kehlköpfen der Gesangsstars. Caruso hat geraucht wie ein Schlot. Glauben Sie, Goethe hätte nicht gewußt, warum er Schall und Rauch in einem Atem nannte?

Die Stätten seriöser Musikübung, wo die kleine aber heldenmütige Minderheit der Zuhörer sich krampfhaft bemüht, ihre Kulturvorstellung gegen die Bevölkerer des Podiums zu verteidigen, haben uns nichts Neues mehr zu bieten. Entfliehen wir in die bessere, ehrlichere Welt der Music Hall, des Café-Concert, des Konzertvergnügens (wie der berlinische Terminus recht optimistisch lautet)!

Woher das Genre stammt, weiß kein Mensch. Aber sicher ist, daß Josef Lanner, der erste Walzerkönig, Anfang des 19. Jahrhunderts in einem *Wiener Kaffeehaus* Streichquartette spielte. Die beiden Johann Strauß, Vater und Sohn, vergrößerten diese Vierheit zum Orchester kleiner und bald auch mittlerer Besetzung, wie wir sie noch heute in anspruchsvolleren Cafés finden.

Das Konzertcafé steht als Kunststätte außerhalb der üblichen ästhetischen Betrachtung; es vermittelt uns musikalische Eindrücke gewissermaßen als Zugabe. Mit dem Glas Cognac, der Tasse Tee, dem kleinen aber hellen Bier bezahlen wir das Recht, beliebig lange zuzuhören; wir dürfen dabei nach Herzenslust schwatzen, rauchen, flirten, werden mit den Namen der Ausführenden und der gespielten Stücke verschont und können — ein Vorteil, den sonst nur noch das Radio bietet — das Hören unterbrechen, wann es uns beliebt.

In *Paris* hat der Begriff des Café-Concert die höchste Würde erreicht. Die Programme unterscheiden sich kaum mehr von denen der Concerts Colonne, und die hemmungslose Andacht des Publikums kann im seriösen Konzertsaal nicht übertrumpft werden. Von Couperin bis Debussy und Strawinsky gibt es keine Musik, die hier deplaciert wirkte. Aber es muß gesagt werden, daß diese Stätten wahrer musikalischer Hingabe immer mehr von einer rüden englischen Konkurrentin verdrängt werden: Die Music Hall, zu deren Stammgästen der alte Erik Satie und der junge Jean Cocteau gehörten, aus denen eine ganze Generation französischer Musiker ihre Impulse bezog, pflegt keine Klassik. Die Literatur, die man hier liebt, setzt sich aus Märschen, Polkas, Tangos, Foxtrotts und Walzern zusammen. Die Kapellen kennen nicht viele Nuancen; Hauptsache, daß die Rhythmen stimmen und daß die Sache laut klingt. Im Bal Musette, wo die Besetzung kammermusikalisch ist (Oboe, Bandonium, Schlagzeug), wird schon wieder der Ton wichtig, obwohl da Musik fast ausschließlich als Tanzbegleitung fungiert.

Den Begriff des *l'art pour l'art* in der Kneipe verkörpert der greise jüdische Klavierspieler in einem kleinen Weinlokal der Jindřišská zu *Prag*. Ein unentwegt walzender, alle Besucher störender, nur aus Mitleid geduldeter Opa; jeden anquatschend, der es hören will oder nicht; halb Unikum halb Gespenst.

Berlin hat die internationalen Typen sämtlich aufgesogen. Es gibt einen Zigeunerkeller am Kurfürstendamm, wo das Cymbal lauter geschlagen, die Geige sehrender gespielt wird als in den Schlemmerbars des zaristischen Rußland. Es gibt im Tarybary ein Balalaika-Orchester, das den Kapellen des Pariser „Caucasien“ in nichts nachsteht. Die Schrammeln des Hauses Vaterland, unzweifelhaft echtste Importware, können in Grinzing auch nicht besser sein (zumal hier der Heurige schmackhafter ist!)

Sam Woodings echte Chocolate Kiddies haben ihre Orgien des hot styie auch im Gurmenia-Germania-Dachgarten aufgeführt. Und da heutzutage das Archaisieren so überaus modern ist, kommt einer auf die geradezu hindemithsche Idee, im Caféhaus Viola d'amore zu spielen. Es ist Herr Schugalté, derzeit im Café Berlin tätig, wo er auf attraktive Weise die Siebensaitigkeit seines Instruments erprobt. Für die ganz Exklusiven hat Herr Kaufmann gesorgt, Inhaber des winzigen „Jockey“, das mit dem Pariser Lokal am Boulevard St. Michel nicht nur den Namen und die Plakattapeten teilt: hier spielt Ernst Engel Klavier, Busoni-Schüler, ein Meister seiner Art, dessen Repertoire von Mozart über Beethoven und Chopin bis zu Kurt Weill reicht, und nebenher unser kultiviertester Jazzspieler.

Aber das wahre Herz Berlins schlägt nicht in diesen internationalen Lokalen des Westens. Noch immer ist das richtige Amüsierviertel die alte Friedrichstadt. Zwischen Linden und Halleschem Tor, zwischen Wilhelmstraße und Spittelmarkt drängen sich die mehr oder weniger harmlosen Lasterhöhlen der Berliner Bourgeoisie, jene Gastereibetriebe, für die das geheimnisvolle und halbgebildete Wort „Etablissement“ uns geläufiger ist als jedes andere. Hier residieren seit Jahrzehnten die Stettiner Sänger, die das Reichshallentheater, soweit man zurückdenken kann, mit dem gleichen Plakat ankündigt (großer Langer neben kleinem Dicken). Hier sind die Obszönitäten für Provinzler, die Nacktballetts der Jäger-

und Friedrichstraße. Hier kreierte Richard Columbus die neueste Lehár-Oper. Und, last not least, hier lockt das Konzerthaus Clou.

Ich weiß nicht, ob Charlie Chaplin bei seinem letzten Berliner Besuch im Clou war. Wenn nicht, hat er etwas sehr Berlinisches versäumt. Das Typische an diesem Konzertvergnügen ist ihr ausgesprochen familiärer Charakter. Die Lebewelt von Kleinbürgern, die sich hier zwecks Besichtigung tanzender Mädchen verabredet, kommt mit Onkel, Tante, Kind und Kegel angezockelt. Man trinkt Bier oder Schorle, an bevorzugten Tischen mit Büchsensicht erträglichen Flaschenwein, man sitzt in einem Riesenraum voller Girlanden, mit Poelzig-Säulen, indirektem Licht und dem schwer definierbaren Charakter jener enormen Hippodroms, wie sie, um einiges vulgärer, St. Pauli besitzt.

Hier wird, vor dem eigentlichen Kabarett- und Tanzprogramm, gelegentlich seriöse Musik gemacht. Und zwar ganz richtig, mit Stillesein, Applaus, gedrucktem Programm und so. Eine eigentümliche Sorte von Kompositionen ist das: Charakterstücke, Salonmusiken, mißverständlicher Schumann, Ouvertüren zu nicht existierenden Opern, Schlager von anno Tobak, Fantasien über das Thema B-A-C-H, Potpourris, preisgekrönte Märsche. Dinge zwischen zwei Stühlen, für Furtwängler nicht fein, für den Jahrmarkt nicht banal genug. Fast alles sehr ernst gemeint, oft tragisch, aber so, wie Operetten tragisch sind: ohne Größe, ohne Erschütterung. Sachen, die handwerklich vor 25 Jahren als zur Avantgarde gehörig wirken mußten. Damals, als Richard Strauß die Bürgerseelen vor den Kopf stieß, hat sich Herr Yoshitomo oder Herr Schmalstich gewiß nicht träumen lassen, daß dieses Opus einst vor Biertrinkenden gespielt würde.

Aber Radox, dessen Lobsprüche mich veranlaßten hinzugehen, hat ganz recht, wenn er sagt: „Besser Familie Piesicke vor sechs Töpfen Bier als ein Ästhet auf dem Opernfreiplatz.“ Die Gebrauchsmusik, von der wir soviel reden, existiert ja längst; es kommt nur darauf an, ihre Qualitäten zu modernisieren. Das Clou-Programm hält etwa beim Standard von 1900—1910, vielleicht will es das Publikum nicht moderner. Und doch: wie rasch verlieren Kunstkühnheiten ihre Schrecken! Ist es vorstellbar, daß vor zwanzig Jahren ein Bierpublikum Ganztonleitern protestlos hingenommen hätte? Vielleicht spielt man anno 1960 im Konzerthaus Clou Werke von Schönberg-Adepten.

Ganz schön wirds dann hinterher. Der Schwof beginnt, zwar in modernen Rhythmen (die ja bei Walterchen an der Jannowitzbrücke und bei Lestmann am Stettiner Bahnhof und im „Witwenclub Tugendrose“ verboten sind), doch bieder und romantisch in der Gesinnung. Kommis schwingen ihre Bräute, dicke Metzgermeister chassieren Tango, und alle Nutten sehen aus, als ob sie Greta hießen.

Unter den Attraktionen schießt der Mondscheinwalzer mit Schneegestöber den Vogel ab. Er wird durch Megaphone und dynamische Lautsprecher angesagt, die Kapelle intoniert den Donauwalzer, wechselndes Farblicht wird eingeschaltet, die Tanzfläche füllt sich mit Menschen. Plötzlich öffnet sich der Plafond, aus den Öffnungen quellen Massen papiernen Schnees, der sich auf die Tanzenden senkt. In ihm versteckt ein paar Dutzend Silberpapiertaler, nach denen johlend, torkelnd die Weiber haschen, um nachher an der Kasse wertlose Mokkatassen oder Bade-seife dagegen einzutauschen. — Kann die Jagd nach dem Glück auf harmlosere und dabei symbolischere Art dargestellt werden?

Konzerthusterei

Von

Achille Campanile

Eine der widerlichsten und lästigsten Erfindungen, die in den letzten Jahrhunderten gemacht worden sind, ist zweifellos das Husten während eines Konzertes. Es gibt Augenblicke, in denen ein Konzertsaal sich gradezu in ein Sanatorium verwandelt, wenn die Hustenanfälle wie durch Ansteckung sich in den Parkettreihen und Rängen fortpflanzen.

Irgendein berühmter Arzt hat erklärt, daß der Husten in direktem Zusammenhang mit dem Grade der Gemütsbewegung steht, weshalb auch die Hustenanfälle in den Konzertsälen am häufigsten dann losbrechen, wenn ein *Pianissimo* voller Gefühl, unendlicher Süße und zarter Melancholie gespielt wird. Ich weiß nicht, ob die Theorie des berühmten Arztes richtig ist. Er behauptet nämlich, daß die Erregung des Gemüts ich weiß nicht welche besonderen Drüsen im Kehlkopf anschwellen läßt, und daß diese Anschwellung den Hustenreiz hervorruft. Sei dem, wie es wolle, er behauptet, daß der Husten mit dem Gemüt zusammenhängt.

Ich für meinen Teil möchte hingegen bescheiden behaupten, daß der Husten mit dem Winter zusammenhängt. Ich habe nämlich beobachtet, daß diese Jahreszeit sonderbarerweise mit der Konzertsaison zusammenfällt; in der Tat, kaum sind die ersten Konzerte an der Litfaßsäule angekündigt, so ist auch der Winter da, und er verschwindet sozusagen mit dem Verklingen des letzten Geigentons im letzten Konzert.

Hat also die Musik irgendwelche Beziehung zu den meteorologischen Bedingungen? Vielleicht ja, vielleicht auch nicht.

Es käme lediglich auf einen Versuch an, und es wäre interessant, festzustellen, ob die bewußten Drüsen des Hustenreizes infolge der starken Gemüts-erregung auch dann anschwellen würden, wenn die Konzertsaison beispielsweise mit dem Sommer, anstatt, wie bisher, mit dem Winter zusammenfiel. Doch wir wollen hier keine gewagten Hypothesen aufstellen und uns sachlich an die bloßen Tatsachen halten. Diese aber beweisen leider, daß aus dem einen oder andern Grunde mindestens fünfzig Prozent der Zuhörer in den Konzerten unter einem trockenen, aufdringlichen Husten leiden, der grade dann ausbricht, wenn es am meisten lästig fällt. Lästig denjenigen, die das Husten hören und so in ihrem Kunstgenuß gestört werden; aber noch lästiger denjenigen, die selber husten und mit Schrecken wahrnehmen, wie sie die andern dadurch stören.

Diese armen Naturen machen während des Spiels die verzweifeltsten Anstren-



Emmerich Gergely

gungen, um die Explosion ihres unangenehmen Leidens zu unterdrücken. Eine Weile gehts gut, aber je mehr sie sich anstrengen, um so mehr werden sie von dem übermäßigen Hustendrang gequält. Sie bezwingen sich immer noch und halten mit allen ihnen zu Gebot stehenden Kräften an sich, in Erwartung eines Fortissimo, aber wenn dieses zu lange auf sich warten läßt, platzen die Ärmsten in einem kolossalen Hustenanfall los. Es gibt dann noch so exzessiv ängstliche und zartbesaitete Naturen, die in Schrecken erschauern, wenn sie an das Husten bloß denken; der einfache Gedanke allein genügt, um in ihrer Kehle ein furchtbares Kratzen, ein unerträgliches Brennen, einen unwiderstehlichen Reiz zu erzeugen, der sie unter den stummen Vorwurfsblicken der Nachbarn unweigerlich zur Katharsis einer enormen Husterei ausgerechnet während eines gefühlvollen Pianissimo treibt. Andere gibt es, die nur deswegen den Drang zu husten verspüren, weil sie vergessen haben, sich Karamellbonbons zu kaufen. Endlich gibt es eine ganze Anzahl Leute, die aus purem Mitgefühl husten, nur weil sie die Nachbarn husten hören.

Dies alles aber ergibt eine unerträgliche Situation, eine große allgemeine Plage, einen Schaden für die Kunst und einen Zustand, der so nicht weiter dauern darf.

Wie kann man aber, werden Sie einwenden, die Leute am Husten hindern?

Nicht darum handelt es sich, meine verehrten Damen und Herren. Im Gegenteil, ich hätte in aller Bescheidenheit einen Vorschlag zu machen, der nicht nur die Unannehmlichkeiten des Hustens in den Konzertsälen beseitigen würde, sondern diesen Übelstand sogar zum nicht geringen Vorteil der Musikkunst ausbeuten würde, ohne dadurch im geringsten die Bilanzen der Konzertdirektion zu belasten. Es würde sich, um es kurz zu sagen, darum handeln, den Husten in eine Art *Vox Obbligata* zu verwandeln.

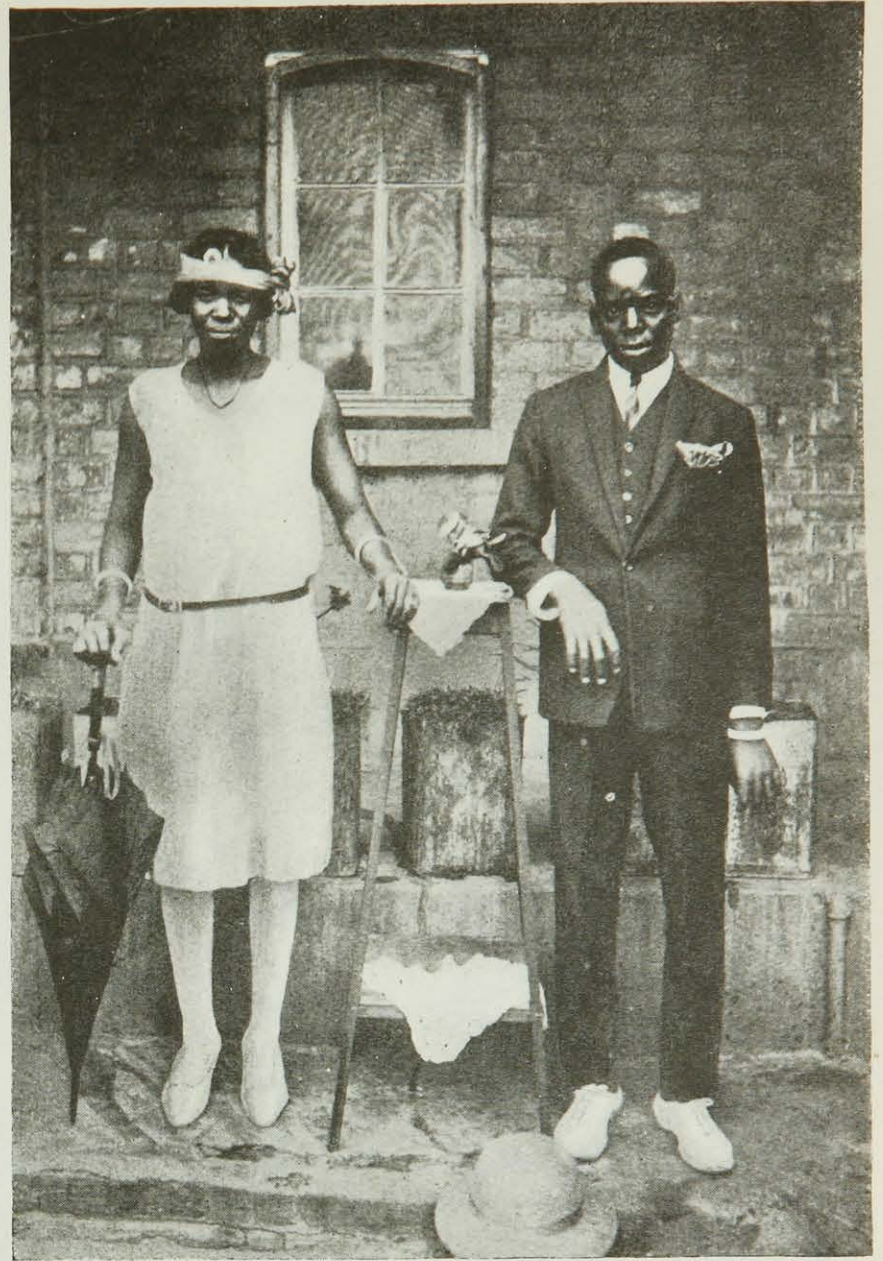
Es genügte z. B., daß die Herrn Komponisten in den Partituren außer den Stimmen der Geigen, Celli, Flöten, Pauken usw. auch eine solche für den Husten einführten. Etwa so: dann und wann mit einem Paukenschlag ein geschickter Hustenschlag. Dieses Instrument würde natürlich von den Zuhörern gespielt werden, die es nicht einmal nötig hätten, vorher ein Konservatorium zu besuchen. Es genügte bloß, daß sie ein wenig an sich hielten und auf den Kapellmeister achteten. Wenn dann dieser mit dem Taktstock dem Parkett und den Rängen ein gewisses Zeichen gibt: los dann alle, die es nötig haben, mit einem herrlichen Gehuste, einmal, zweimal, dreimal, je nach den Angaben der Partitur, die der Dirigent vermittelt! Selbstverständlich würde das Publikum aus den Bewegungen des Taktstockes merken, ob es einen heftigen trockenen Schlag, oder eine Reihe kleiner, diskreter Hustenperlen von sich geben soll; auch da gäbe es natürlich ein Crescendo, ein Pianissimo, herrliche Staccati, Pizzicati usw. Unter den Konzerthabitués würden sich dann in kurzer Zeit die Gruppen der Asthmatiker, der Bronchialgewaltigen usw. zusammenfinden.

Mögen die Herren Musiker diesen Vorschlag zu Ende denken, und die beste Art ersinnen, in ihren Partituren zur Steigerung der Wirkung ihrer Stücke neben den Stimmen der üblichen Instrumente auch eine Stimme für Husten oder Nasenschneuzen zu schreiben.

(Deutsch von Antonio Luigi Erné)



Makalanga-Ehepaar (Süd-Rhodesien)



Negerpaar in Paris

Photo Emmanuel



Amerikanische Schauspieler

Photo Metro-Goldwyn-Mayer



Deutsche Rudermannschaft

Photo Jeck



Photo Traverso

König Christian von Dänemark mit dem Ehrenbürger-Kranz der Stadt Cannes

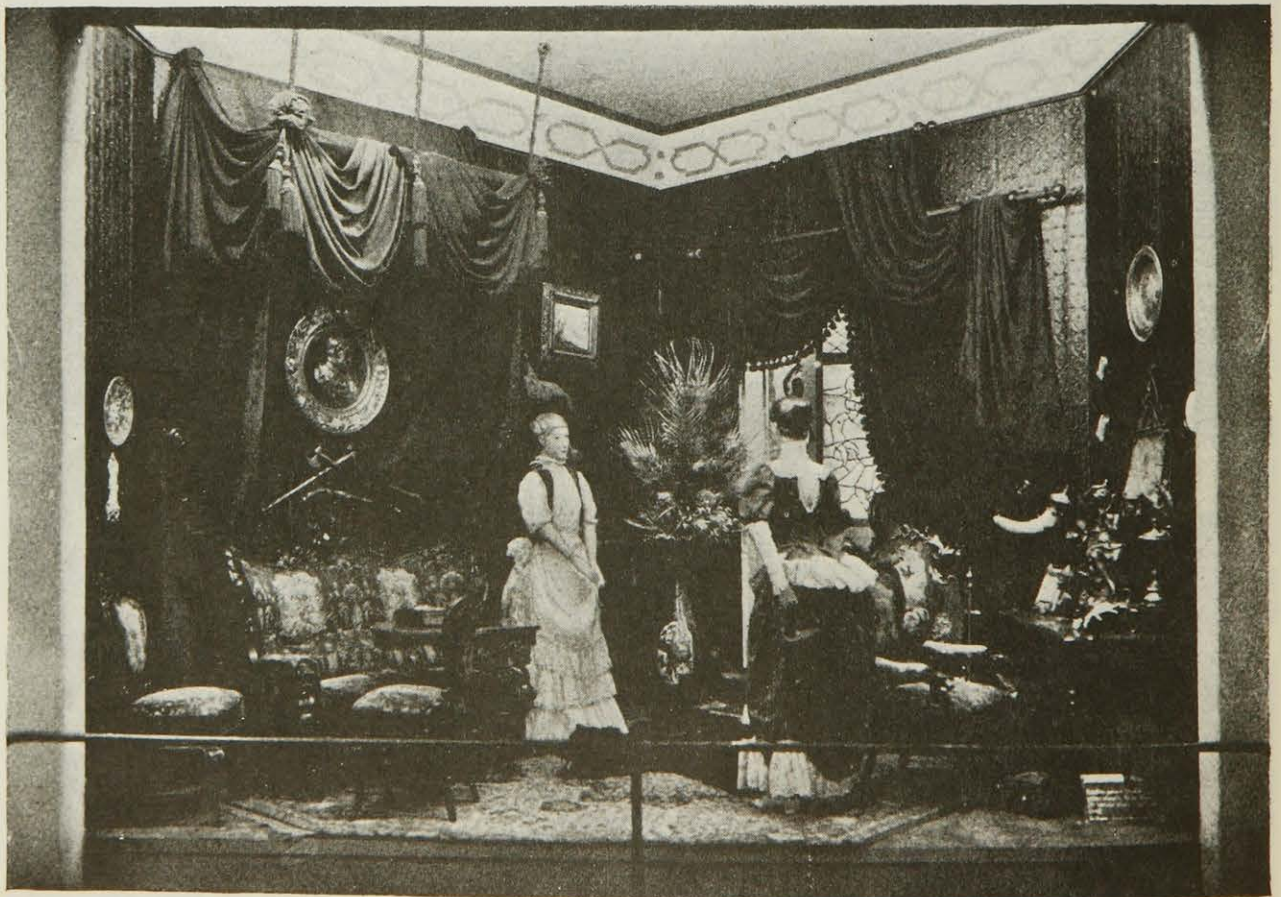


Photo Unionbild

In einer Liliputaner-Pension



Aufbaumöbel 1931



Salon aus den Gründerjahren

Als Papa Tennis lernte

Von

Robert Musil

Als Papa Tennis lernte, reichte das Kleid Mamas bis zu den Fußknöcheln. Es bestand aus einem Glockenrock, einem Gürtel und einer Bluse, die einen hohen, engen Umlegekragen hatte als Zeichen einer Gesinnung, die bereits anfang, sich von den Fesseln zu befreien, die dem Weibe auferlegt sind. Denn auch Papa trug an seinem Tennishemd einen solchen Kragen, der ihn am Atmen hinderte. An den Füßen schleppten beide nicht selten hohe braune Lederschuhe mit zolldicken Gummisohlen, und ob Mama außerdem noch ein Korsett zu tragen hätte, das bis an die Achselhöhlen reichte, oder sich mit einem kürzeren begnügen dürfte, war damals eine umstrittene Frage. Damals war Tennis noch ein Abenteuer, von dem sich die verzärtelte heutige Generation keine Vorstellung mehr machen kann. O, rührende Frühzeit, als man noch nicht wußte, daß auf kontinentalen Tennisplätzen kein Gras gedeiht! Man behandelte es vergeblich mit der Sorgfalt eines Friseurs, der an einem an Haarausfall leidenden Kunden alle seine Mittel versucht. Aber man konnte auf solchen Grasplätzen bei Turnieren unerwartete Erfolge erzielen, wenn der Ball zufällig auf einen Maulwurfshügel fiel oder der Gegner über ein Grasbüschel.

Leider hat man diese romantischen Tenniswiesen bald aufgegeben und den modernen Hartplatz geschaffen, wodurch ein ernster Zug in den Sport kam. Die Figuren verschwanden, die man anfangs hatte sehen können, wie sie, scharf visierend, mit turnerischer Geschicklichkeit das Racket einem Flugball entgegenstießen, und es bildeten sich überraschend schnell die Schläge aus, die heute noch gebraucht werden, mit ganz wenigen Ausnahmen, die erst später dazugekommen sind. Auch die Listen des Spiels waren bald beisammen und fertig; nur nannte man sie damals noch nicht Taktik und Strategie, wahrscheinlich, weil man vor Leutnants und geistigen Leistungen zu großen Respekt hatte. Das war aber viel zu bescheiden: Man wundert sich zuweilen über das Genie der Urmenschen, wenn man bedenkt, daß sie gleichsam aus dem Nichts heraus das Feuer, das Rad, den Keil, den Einbaum erfunden haben, und solche Urgenies der Tennisschläge sind wir gewesen, eure Eltern, liebe Kinder, wenn ich auch offen zugeben muß, daß man selbst nichts davon hat und es erst im Spiegel der Geschichte bemerkt. Der Zeitgeist schafft sich eben seine Werkzeuge. Was nach uns gekommen ist, war ebensowohl ein großes Wachsen des Durchschnittskönnens wie der Spitzenleistungen, aber wir sind es gewesen, welche die Gnade dieses Jahrhunderts empfangen haben, und daraus leite ich auch die Berechtigung ab, einiges von solchen Angelegenheiten zu erzählen.

Um noch einen Augenblick beim Tennis zu bleiben: man konnte noch vor zehn oder weniger Jahren in diesem Sport gewisse Spuren der ursprünglichen Moral beobachten. Wenn man von einer anderen Sportstätte auf einen Tennisgrund kam, so war das, sofern man einen empfänglichen Blick für Kleidung hatte, nicht anders, als ob man von einem hellen, offenen Platz in einen hochstämmigen Wald träte. Hier reichten die Röcke noch bis zur halben Wade und

die Taille bis zu den Handgelenken, als sich der Dreß anderswo längst schon auf die Größe eines Bogens Briefpapier, wenn nicht gar einer Eintrittskarte zusammengezogen hatte; ja, was die Herren angeht, so stecken sie bekanntlich heute noch in weißen Futteralen, und nur die Damen verlieren von den Armen und Beinen aus zusehends ihre Kleidung. Dieser konservative Grundzug des Tennis hängt wahrscheinlich damit zusammen, daß es lange Zeit ein Sport der „Gesellschaft“ gewesen ist, die es zum Vergnügen spielte und die Nacktheit nicht für einen neuen Geist hielt, sondern für ein Geheimnis des Garderobeschanks, das man nur selten tragen darf, weil es immer das gleiche bleibt. In ähnlicher Weise ist ja auch ein anderer Sport der Gesellschaft konservativ geblieben, das Fechten, diese schwarzseidene Kavalierskunst, deren Anblick, wenn sie öffentlich auftritt, mehr vom achtzehnten Jahrhundert an sich hat als von den Formen der Gegenwart, und an sportlicher Geltung denn auch weit zurücksteht. Das Fechten war ein ritterlicher Sport und also eigentlich überhaupt keiner, oder ist nur noch ein halb lebendiger, der trotz seiner hohen körperlichen Vollendung zusehen muß, wie ihn die Seele seiner Seele mit Boxern und Jiu-Jitsu-Kämpfern verlassen hat.

Seit Papa Tennis lernte, hat sich also immerhin einiges geändert, aber es betrifft mehr die Bewertung der Leibesübungen als diese selbst. Wohl gab es noch nicht die Verbindungen von Motortechnik mit menschlicher Kaltblütigkeit, aber von den eigentlichen „Körper-Sporten“ standen die Wesenszüge schon fest, mit wenigen Ausnahmen wie Golf und Hockey, die man noch nicht kannte, und abgesehen von der technischen Durchbildung, die aber ziemlich stetig erfolgte; denn von „revolutionierenden“ Stiländerungen fielen die der Reit-, Lauf- und Sprungtechnik schon in jene Zeit und sogar die Crawlmethode des Schwimmens, die erst später importiert worden ist, unterschied sich in der Arm- und Atemtechnik weniger von dem damals geübten Schnellschwimmen als dieses vom gemächlichen Mißbrauch des Wassers zur Großvaterzeit.

Was den Sport zum Sport gemacht hat, ist also nicht so sehr der Körper als der *Geist*. Ehe ich aber von diesem berühmten Geist beginne, muß ich eine Geschichte erzählen, die weitab davon anfängt, jedoch bald dahinführt. Man weiß, daß Wien die zweitgrößte deutsche Stadt ist; aber da ein großer Teil der Einwohnerschaft Wiens in Berlin wohnt, wo er sich als Schriftsteller, Ingenieur, Schauspieler und Kellner große Verdienste um die norddeutsche Sonderart erwirbt, bleibt zu Hause nicht immer genug übrig, was man außerhalb natürlich nicht so genau weiß. Aber so ist man auf einen Einfall gekommen, der sowohl für die Geschichte der Kultur wie für die des Sports sehr bezeichnend ist: Man baut nicht nur seit einem Jahr an einem großen olympischen Stadion, sondern opfert diesem auch die letzten Reste des Praters. Was das heißt, muß erklärt werden. Der Prater gehört zu den sieben Weltwundern, die ein im Ausland lebender Wiener aufzuzählen beginnt, wenn er Heimweh hat; sie heißen: Wiener Hochquellenwasser, Mehlspeisen, Backhendeln, die blaue Donau, der Heurige, die Wiener Musik und der Prater. Nun ist es freilich so, daß, wenn man Schönberg sagt, dieser Wiener die Assoziation Postamt W 30 oder Autobus 8 hat, dagegen bei Musik sicher nur an Johann Strauß oder Lehár denkt, auch ist die Donau nicht blau, sondern lehm Braun, und das Wiener Trinkwasser überaus kalkhaltig,

aber beim Prater waren ausnahmsweise Ideal und Wirklichkeit im Einklang. Denn das war, eng an ja in die Großstadt geschlossen, ein stundenweiter Naturpark mit herrlichen alten Wiesen, Büschen und Bäumen; eine Landschaft, in der man sich als Mensch nur zu Gast fühlte; eine Überraschung, denn diese Natur war gut um hundert Jahre älter, als es die Natur ist, in deren Gesicht wir sonst blicken; kurz, es war eine jener Stellen, die man heute, überall, wo man sie noch besitzt, für unberührbar erklärt, aus irgendeinem Empfinden heraus, daß es doch noch etwas anderes als Kugelstoßen oder Autofahren bedeute, wenn sich der Mensch langsam, ja sogar oftmals stehenbleibend oder sich setzend, in einer Umgebung bewegt, die ihm Empfindungen und Gedanken eingibt, für die sich nicht leicht ein Ausdruck finden läßt. In der Zeit der Allonge-Perücken scheint man das gewußt zu haben, denn obwohl der Prater damals ein kaiserlicher Jagd-park war, worin man zur Hatz ritt, gibt es allerhand Zeugnisse dafür, daß dies nicht ganz ohne ein Empfinden für die Natur vor sich ging; in der langen Besitzerzeit Franz Josephs, wo sich unsere heutige Art zu leben und auszusehen herausbildete, hatte man wenigstens Scheu vor Änderungen und gab nur die Ränder frei, selbst der aristokratische Jockeiklub und der Trabrennverein mußten sich damit begnügen: erst seit wir uns selbst übergeben sind, und das ist eben das Bedeutsame daran, ist der Prater fast restlos zugrunde gegangen, was natürlich nicht hindern wird, daß wir weiter von ihm reden und nicht bemerken werden, daß er nicht mehr da ist. An seine Stelle sind Sportplätze verschiedenster Art getreten, die von



Théo Champion

Zäunen und Eintrittsschranken umgeben sind, und es ist das gerade so, wie es sein mußte, denn man hätte dafür weit geeignetere Gegenden finden können, aber keine so vornehmen, keine solchen Siegesplätze über die Natur, nichts, wo sich der lächerliche Anspruch der Leibesübungen, eine Erneuerung des Menschen zu sein, so naiv, so protzig, so instinktsicher ausdrücken könnte wie in diesem Zusammenhang.

Gegen die Tatsache, daß wir heute eine Körper-, „Kultur“ besitzen, ist also nichts zu machen. Aber wessen Geisteskind ist sie eigentlich? An dieser Stelle muß ich zugeben, daß ich selbst sehr viel Sport getrieben habe. Schon ich bin in meiner Jugend, wenn ich vom Kolleg kam, täglich auf den Tennisplatz gefahren, um mich einem scharfen Trainingsspiel zu unterziehen, oder ich wurde eine halbe Stunde lang von meinem Maestro di scherma hart hergenommen und abends dann noch einmal eine Viertelstunde, und schließlich kamen noch die Assauts mit den Klubgrößen, unter denen sich vielgenannte Fechter befanden. Ich habe an Fecht- und Tennisturnieren teilgenommen, konnte auf den Händen stehen, Salto zu Wasser und zu Lande machen und bin etliche Male auf Schwimm-, Ruder- und Segelunternehmungen beinahe ertrunken; ich glaube, genügende Beweise dafür zu besitzen, daß der Geist des Jahrhunderts rechtzeitig in mich gefahren ist. Aber wenn ich mich frage, was mir damit eigentlich geschah, so muß ich mir die Antwort sorgfältig überlegen: In der Hauptsache war es wohl wirklich eine blinde Kraft, die mich trieb, irgendein Nichtwiderstehenkönnen, sobald man die Sache kennengelernt hatte; aber sichtlich war sie auch vermischt mit jener lebensunkundigen Eitelkeit der Jugend, die an ihrem gesunden Körper

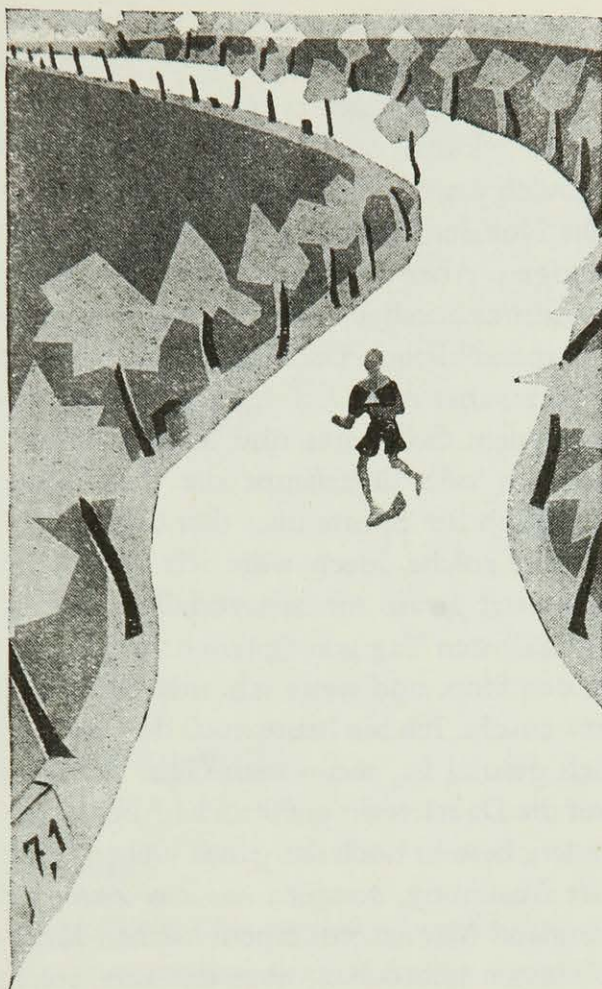
nicht nur Freude, sondern ein Wundergefühl empfindet, weil in diesem Zaubersack noch alle Erfolge der Welt stecken, ohne daß eine Enttäuschung davorgekommen wäre. Auch die Suggestion, die im Erlernen jeder Sache liegt, wenn man sich ihm erst einmal hingeeben hat, darf nicht vergessen werden; hat man etwa hundert Stunden und Anstrengungen zum Opfer gebracht, so opfert man ihm auch die hundertunderste und beginnt damit eine neue Reihe: man wird in dieser Art beim Training von seinem Körper gleichsam an der Nase weiter geführt.

Neben diesen Illusionen gibt es in der Sportübung aber auch eine Fülle wirklicher kleiner geistiger Anregungen, die sie vor der Gefahr bewahren, bloß eine seelische Erkrankung zu werden. Ich will das kurz fassen, da es ohnehin oft genug hervorgekehrt wird: da sind Mut, Ausdauer, Ruhe, Sicherheit, die man auf dem Sportplatz zwar nicht für alle Fälle des Lebens, aber



Werner Heuser

immerhin so erwirbt wie ein Seiltänzer das Gleichgewicht auf einem Seil, das in der Höhe von einem Meter gespannt ist. Man lernt, die Aufmerksamkeit zu sammeln und zu verteilen wie ein Mann, der mehrere Spinnstühle beaufsichtigt. Man wird angelernt, die Vorgänge im eigenen Körper zu beobachten, die Reaktionszeiten, die Innervationen, das Wachstum und die Störungen in der Koordination der Bewegungen, man erlernt die Beobachtung und Auswertung von Nebenvorgängen, die rasche intellektuelle Kombination; alles das ähnlich, wenn auch nicht in dem Maße wie ein Jongleur. Man erwirbt Bekanntschaft mit den Fehlleistungen, welche der wahrnehmbaren Müdigkeit voranschleichen; man lernt das eigentümliche Schweben zwischen zuviel und zuwenig Fleiß kennen, die beide schädlich sind, den gewöhnlich ungünstigen Einfluß der Affekte auf die Leistung und andererseits die



Eberhard Schrammen (Lichtgraphik)

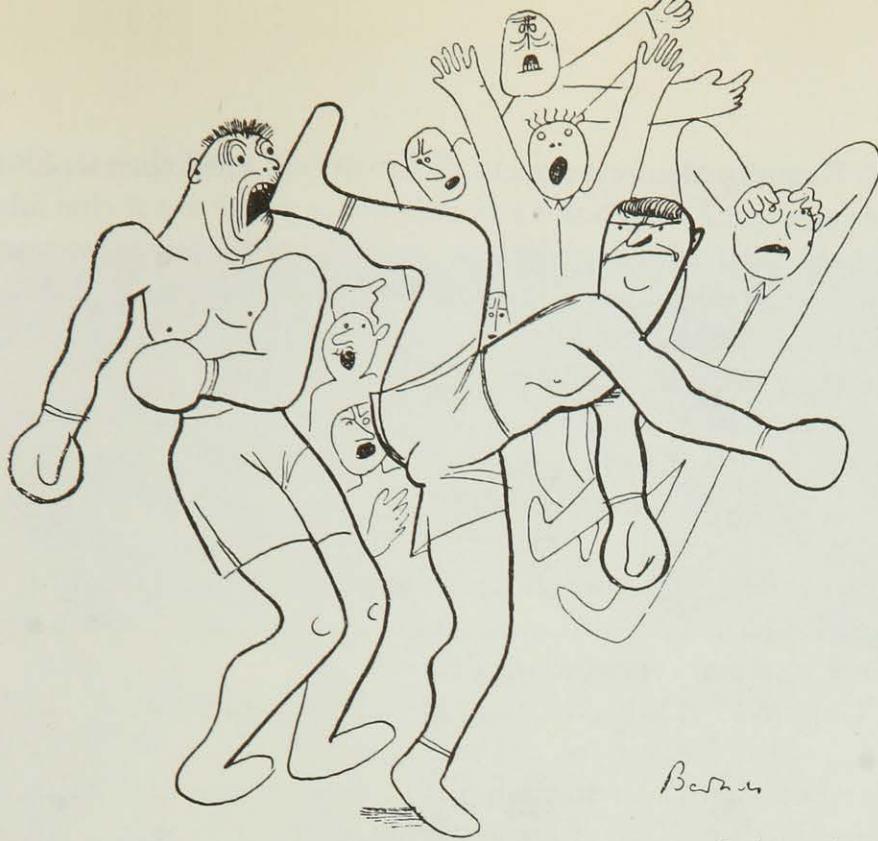
beinahe miraculöse Natur des besonders guten Gelingens, wo der Erfolg sozusagen schon vor der Anstrengung da ist. Und obwohl man alles das auch bei anderen Gelegenheiten, etwa beim Kartoffelgraben, kennenlernen kann, so faßt es der Sport doch in einer überaus zugänglichen und reizvollen Weise zusammen, wozu noch die Anregungen kommen, die das Kampfspiel gewährt, das Überlisten, die Schwankungen zwischen den Gegnern, die Einschüchterung und die Siegesgewißheit, und so vieles andere, was man etwas geschwollen als Taktik und Strategie des Sports bezeichnet.

Wie weitläufig wäre allein schon (obwohl sie gegeben werden kann) die Erklärung des Wunders, daß man auf die Entfernung des Anlaufs vorausbestimmen kann, mit welchem Fuß man abspringen wird! Das Wesen des Ich leuchtet in den Erlebnissen des Sports aus dem Dunkel des Körpers empor, und auch sonst leuchtet dabei allerhand Dunkles, aber dazu möchte ich nun auch gerne wissen, wie viele Sportleute sich heute überhaupt herbeilassen würden, nach solchen Dingen zu fragen oder auf solche Fragen zu hören?! Sie haben es gar nicht nötig! Ich habe mir schon erlaubt, vom Triumph des Sports über die Natur zu erzählen, und entnehme nun noch seinen Triumph über die Kunst dem gleichen Vorfall, indem ich berichte, was weiter geschehen wird, wenn der letzte Baum des Wiener Praters Mitglied eines Sportvereins sein wird. Denn hier liegt bereits ein bemerkenswerter Vorschlag der Künstlerverbände vor, diese bloß vegetierenden Mit-

glieder zu Boden zu schlagen und, einstweilen wenigstens im Stadion, durch einen „Denkmalshain“ zu ersetzen. „Künstlerische Durchorganisation“ nennt man das und begründet es mit den Worten: „Die Kunst soll diesmal nicht Ausstellungskunst sein, sondern im Dienste einer überwältigenden Idee stehen, nämlich der der Wiedergeburt des Leibes.“ Nun, darüber ließe sich allerlei sagen. Die Not der bildenden Kunst ist groß, und das mag im Augenblick vieles rechtfertigen. Aber auch das Unvermögen, einen Akt zu bilden, den wir als unseren Ausdruck ansehen könnten, ist groß, und seit einem Menschenalter hat man darum die menschliche Plastik bald durch Walzen gezogen, bald unter Dampfhämmer gesetzt, aber ohne Erfolg, und wenn nun die Kunst, die uns einen Körper geben soll, nicht Schöneres und Tieferes findet als die Körper von athletischen Spezialisten oder überhaupt die von Athleten, so ist das zweifellos ein großer Triumph des Sports über den Geist.

Auf solche Ideen wäre ich bei meinen naiven körperlichen Anstrengungen seinerzeit gewiß niemals verfallen. Ich war fast ganz und gar ungeistig, nur um am nächsten Tag geistig frisch zu sein. Es kam mir beim Ringen wenig Seelisches in den Sinn, und wenn ich mich wie ein Tier betrug, so war mir eben gerade das erwünscht. Ich bin heute noch der Meinung, daß Geistesabwesenheit außerordentlich gesund ist, wenn man Geist besitzt, unter anderen Voraussetzungen jedoch auf die Dauer recht gefährlich! Aber wozu noch länger vom Geist des Sportmanns reden, besteht doch das ganze Geheimnis darin, daß der Geist des Sports nicht aus der Ausübung, sondern *aus dem Zusehen* entstanden ist! Jahrelang haben sich in England Männer vor einem kleinen Kreis von Liebhabern mit der nackten Faust Knochen gebrochen, aber das war solange kein Sport, bis der Boxhandschuh erfunden worden ist, der es gestattete, dieses Schauspiel bis auf fünfzehn Runden zu verlängern und dadurch marktfähig zu gestalten. Jahrhundertlang haben sich Leute als Schnell- und Dauerläufer, Springer und Reiter sehen lassen, aber sie sind „Gaukler“ geblieben, weil ihre Zuschauerschaft nicht sportlich „durchorganisiert“ gewesen ist. Zweiundzwanzig Männer kämpfen mit der Mäßigung von Berufsmenschen um einen Fußball, und einige Tausende, von denen die meisten einen solchen Ball niemals berührt haben, geraten in die Leidenschaft, die sich die Ausübenden ersparen. So entsteht der Geist des Sports. Er entsteht aus einer umfangreichen Sportjournalistik, aus Sportbehörden, Sportschulen, Sporthochschulen, Sportgelehrsamkeit, aus der Tatsache, daß es Sportminister gibt, daß Sportleute geadelt werden, daß sie die Ehrenlegion bekommen, daß sie immerzu in den Zeitungen genannt werden, und aus der Grundtatsache, daß alle am Sport Beteiligten, mit Ausnahme von ganz wenigen, für ihre Person *keinen Sport* ausüben, ja ihn möglicherweise sogar verabscheuen. Sofern man nicht an der Sache verdient, gibt man ihr eben nach. Man fühlt ein Vakuum, in das sich der Sport stürzt. Man weiß eigentlich nicht recht, was sich da stürzt, aber alle reden davon, und so wird es wohl etwas sein: so ist immer das zur Macht gekommen, was man ein hohes Gut nennt.

Wie ungerecht nur, daß man in diese Kultur noch nicht die Jongleure, überhaupt die Varieté- und Zirkuskünstler einbezogen hat, und vor allem: welches moralische Problem des kommenden Sportzeitalters liegt in der Vermählung von Erwerbssinn und körperlicher Geschicklichkeit bei den Taschendieben!



Karl Bertsch

Der Unfug des Sports

Von

Osbert Sitwell

Ich verabscheue alle Kampfspiele, hauptsächlich aus patriotischen Gründen. Damals, als England sich von einer kleinen Insel zur bedeutendsten europäischen Großmacht und zu einem Reichenreich emporschwang, gab es noch keine organisierten Kampfspiele. Einer der ersten Berichte eines Kampfspiels ist jene Überlieferung aus der Geschichte, der zufolge Drake um ein Haar die Zerstörung der Armada versäumt hätte, und zwar durch seine plötzliche Begierde, kegelzuspielen. Aber das war eine — wenn überhaupt verderbte — so doch nur momentane Anwendung.

Um nur ein paar bedeutende Namen aufs Geratewohl herauszugreifen: keine besondere Vorliebe für Golf oder Cricket ist von Raleigh, Marlborough, Heinrich V., Peterborough, dem Black Prince, Pitt, Fox oder Nelson bekannt, ebensowenig von so unmaßgeblichen Schmöcken wie Shakespeare, Milton, Keats oder Blake; auch nicht vom Papst.

Die Ausübung von Wettspielen, die Züchtung blinden Parteigeistes („Mein Land, ob gut, ob schlecht“) erzieht eine Nation zum Kriegerischen, ohne die Gewißheit des Sieges zu geben, und in der wirklichen Schlacht wird sie dann kämpfen, als ob es ein Wettspiel wäre mit einem allmächtigen Schiedsrichter, der aufpaßt und Erklärungen der Menge gibt. Durch Golf haben wir beinahe den letzten Krieg verloren und werden wir den nächsten verlieren, wenn wir nicht das Glück haben sollten, mit einer ebenfalls golfspielenden Nation in Verwicklungen zu geraten. England ist mit dem Hirn und nicht mit den Füßen aufgebaut worden; aber die letzteren lehrt man die Schuljungen von 8—18 als allmächtig anzusehen.

Und doch, manchmal zerbreche ich mir den Kopf: Im Ausland hält man uns für die geschicktesten Diplomaten der ganzen Welt. Wir haben jetzt den andern

Nationen das Kampfspielen beigebracht. Sollte das ein Stückchen wohlüberlegter, teuflischer Arglist sein? Haben wir absichtlich ihre Schritte auf eine falsche Spur gelenkt und auch sie gelehrt, ihre Zeit zu vertrödeln? Wenn ich von unseren anhaltenden Niederlagen im Kampf mit Frankreich, Deutschland, Amerika, Italien und Griechenland höre, so durchrieselt mich ein Schauer patriotischer Erregung, und ich murmle: „Noch ist Hoffnung.“

Auf das Individuum üben die Kampfspiele einen ebenso verderblichen Einfluß aus wie auf die Nation. Die Kampfspieler sehen entsetzlich häßlich aus, ausgenommen vielleicht die des Lawn-Tennis (ein harmloses, dummes, ganz nettes Spiel). Kriquet wiederum bietet nicht einmal das dramatische und erregende Moment und selbstverständlich auch nicht das herrliche Gepränge, das für den Stierkampf in Spanien noch als Entschuldigung herhalten mag. Dadurch wirkt es auf den Zuschauer noch viel entwürdigender.

Kriquet, Golf und Fußball sind lauter Erfindungen zum Vertrödeln der kurzen Spanne Zeit, die dem Menschen zugemessen ist; überdies sind sie so ermüdend, daß auch der Rest des Tages in Stumpfsinn verbracht werden muß. Wenn Sie jemanden sagen hören: „Nach einem anstrengenden Tag gehe ich ins Theater, um mich zu amüsieren und nicht, um denken zu müssen“, so ist das bestimmt einer, der Kampfspiele betreibt. Diese Art Müdigkeit kommt von körperlicher Überanstrengung und nicht von Gehirnarbeit. Einem gesunden Menschen kann Gehirnarbeit mehr Vergnügen bereiten als Fußarbeit.

Die hauptsächlichste Ursache der Kampfspiel-Manie ist die übertriebene Eß-Sucht. Die Menschen glauben, daß übertriebenes Essen durch übertriebene Körperübung wieder ausgeglichen werde. Wenn man sich einmal daran gewöhnt, wird gewaltsame körperliche Ausarbeitung zur Notwendigkeit. Aber die Gesundheit hält nur stand, solange man jung ist. Derartige Gewohnheiten garantieren ein vergeudetes Leben (denn man hat keine Zeit zum Denken und auch keine Energie) und einen schnellen physischen Zusammenbruch, sobald man zu alt ist, um die gewohnte Lebensweise einzuhalten. Zwei flotte Spaziergänge von je zwanzig Minuten bis zu einer halben Stunde, oder fünfzehn Minuten Schwimmen täglich genügen tatsächlich, um einen Menschen körperlich gesund zu erhalten. Denn da ist auch noch der Geist. „Eßt weniger und denkt mehr!“ sollte der Schlachtruf aller Müßiggänger sein.

Doch haben die Kampfspiele auch eine gute Seite. Kriquet-, Golf- und Fußballkämpfe fungieren zeitweise als Internierungslager der Teilnehmer oder Interessenten des betreffenden Lasters. Ein körperlich und geistig gesunder Mensch kann daher an einem Sommertag die Uhr ziehen und sich sagen: „Jetzt bin ich sicher, all die üblen Kriquetspieler (übel in dem Sinne von „einer schlechten Gewohnheit verfallen“) sind in „Lord's“ oder „Oval“, all die üblen Golfspieler sind in ihrer „verdammten Heide“ (Shakespeare). Jetzt kann ich ausgehen, ohne befürchten zu müssen, daß sie mich stören.

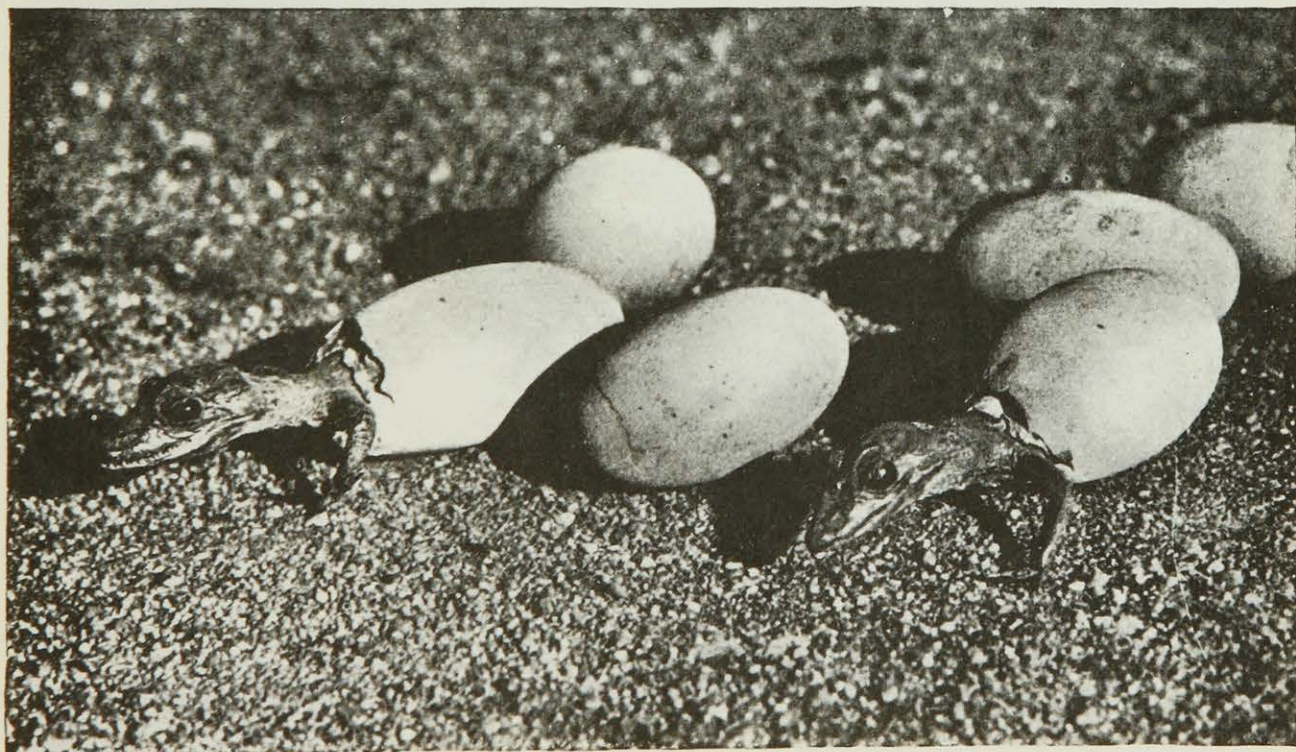
Im übrigen vermindern diese Kampfspiele die Lebenszeit des Menschen, der sie gewöhnlich ein oder zwei Jahrzehnte hindurch betreibt. Denn die Natur, die sehr empfindlich ist, zieht daraus den Schluß, daß die ihre Zeit und Energie freiwillig vergeudenden Menschen, kein Interesse an dieser Welt haben, und holt sie daher weg.

(Deutsch von Eva Maag)



Dalmatiner Dogge

Photo Keystone View



Junge Krokodile

International Graphic Press





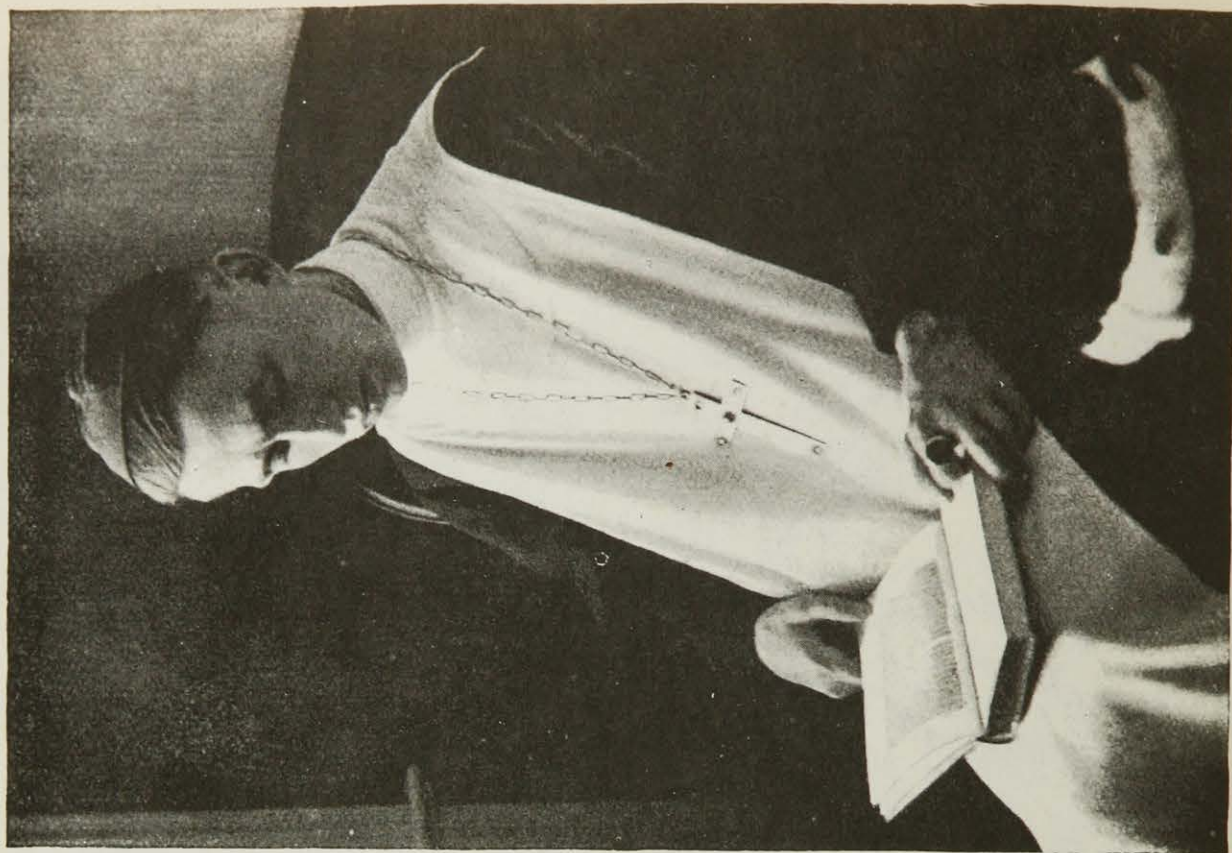
London, Leicester Square Galleries
Jacob Epstein, Genesis (Stein)



Chemnitz, Städtische Kunstsammlung
Ernst Barlach, Bäuerin (Holz)



Augusta v. Zitzewitz, Der Pfarrer von Meersburg



Eugen Leonhard Schmucker, Armenischer Erzbischof (Stuttgart)

Ehe und Geburtenregelung

Von

Dr. theol. et phil. et. litt. orient.

Eugen L. Schmucker, Eminenz,

armenisch-orientalischem Erzbischof und deutschem Legaten

Drei kirchliche Oberbehörden, der Deutsche Evangelische Kirchenausschuß, die anglikanische Bischofskonferenz und der römische Papst, haben in jüngster Zeit zum Ehe- und insbesondere auch zum Problem der Geburtenregelung Stellung genommen. Angesichts dieser Tatsache mag es mir als einzigem in Deutschland residierenden orientalischen Bischof gestattet sein, ebenfalls grundsätzlich zu diesem in der Gegenwart hochaktuellen, auch in konservativ- und orthodox-christlichen Kreisen eifrig debattierten Problem Stellung zu nehmen. Selbstverständlich tue ich dies als Privatperson und nur in eigener Verantwortung, und nicht als Kirchenoberer; wenn ich auch gerade in meiner Doppelseigenschaft als Priester und Missionsarzt in dieser Frage zuständiger bin als die meisten lebensfernen und oft gegenwartsfernen Geistlichen.

Bisher war die Stellungnahme der Katholiken und der gläubig Evangelischen, (1927 der Deutsche Evangelische Kirchenausschuß), insbesondere der Gemeinschaftskreise, zum Problem der Geburtenregelung eine *absolut eindeutig ablehnende*. Der römische Geistliche im Beichtstuhl ebensowohl wie der Missionar in der Evangelisation sahen jede Geburtenregelung als einen Eingriff in die Gottesordnung, als etwas Gotteslästerliches und sittlich unbedingt Verwerfliches an. Beide, der ehelose katholische Kaplan ebensowohl wie der sorglos bepfründete salbungsvolle Prediger, hatten es ja so leicht, mit dem religiösen Pathos des Propheten auf den Seelen der Mädchen und Frauen ihrer Kreise zu knien. Speziell der katholische Geistliche hat dies bereits in der Vergangenheit reichlich getan, und die Mehrzahl der katholischen Moralisten, die sich auch hier dem „berühmten“ Kirchenlehrer *Alfons Maria von Liguori* anschlossen, sieht in jeder Geburtenregelung unbedingt einen grausigen bethlehemitischen Kindermord. In der Vergangenheit schon war es römische Beichtstuhlpraxis, die jüngere Ehefrau kunstgerecht nach allen Seiten auszufragen, ob der Kirche Gebot auch hier getreulich erfüllt würde, und ob nicht etwa durch irgendwelche Kunstgriffe sich jemand erfreue, die Empfängnis zu verhüten. Die sonst oft so milden liguoristischen Moraltheologen machten hier in Strenge. Auch die hochgradig schwind-süchtige Frau, die Frau des Epileptikers oder des Trinkers, sie mußte jedes Jahr bei Gefahr des Verlustes ihrer ewigen Seligkeit gebären. Die Moraltheologen sprachen es hier mit aller Schärfe aus, daß die Erfüllung dieses Gebotes höher stehe als das Leben der gefährdeten Frau. Und bei allen Exerzitien konnte man es hören, daß Gott gegebenenfalls für „das Trüpplein Waisen“ sorgen würde. Immerhin gab es bis zur Neujahrsbotschaft Pius IX., des gegenwärtig regierenden Papstes, eine Minderheit milder denkender katholischer Geistlicher, die im Beichtstuhl nicht ausfragten und in ihrem Herzen und in ihrer Seelsorgerpraxis einen menschlicheren Standpunkt vertraten. Vor ihren Kollegen und vor ihrem Gewissen konnten sich diese etwas scheel angesehenen Herren der jüngeren Generation damit rechtfertigen, daß dieser starre Standpunkt ja nur eine, wenn auch

fast allgemein angenommene Meinung der Theologen darstelle und kein zwingend verpflichtendes kirchliches Sittengesetz sei. Noch 1927 sagte man mir von maßgebender römischer Seite, als man mich zur Union mit der Papstkirche bekehren wollte: „Monsignore, in dieser Frage könnten Sie anders denken und handeln, wenn Sie nur in der Öffentlichkeit mit Ihrem anderen Standpunkt schweigen.“

Der unfehlbare Papst hat nun der katholischen Welt als Neujahrsgeschenk den strengen katholischen Ehebegriff als unfehlbares kirchliches Sittengesetz beschert, weshalb man ihn bereits den größten Papst der vier letzten Jahrhunderte nennt. Kein katholischer Geistlicher, der nicht aus der alleinseligmachenden Papstkirche fliegen will, darf in Zukunft mehr dem milderen Standpunkt Raum geben. In jedem Beichtstuhl und in jeder Beichte muß streng inquisitorisch die jüngere Ehefrau und der Ehemann nach der Befolgung des katholischen Ehestandpunktes befragt werden.

In England haben sich die Bischöfe der anglikanischen Hochkirche ebenfalls mit dem Problem der Ehe und Geburtenregelung befaßt, und man merkt es der gewundenen Bischofserklärung von Lambeth förmlich an, wie schwer es diesen hochkirchlichen geistlichen Würdenträgern geworden ist, einen Ausgleich zu finden zwischen ihrer konservativen strengen Gesinnung und den gebieterischen Forderungen der heutigen Wirklichkeit. Das Wesentlichste an dieser Lambeth-Erklärung ist, daß die anglikanischen Bischöfe, wenn auch sehr verklausuliert und bedingt und stark eingeschränkt, so doch unter gewissen Umständen die Geburtenregelung und selbst die Vorbeugung gestatten. Ein Sturm der Entrüstung wider diese sittenlosen modernen Bischöfe erhob sich in der Papstkirche und auch vielfach in den protestantischen Gemeinschaftskreisen.

Die Frage ist nun die: Wie soll man sich als gläubiger Christ zu diesem, zweifellos manches Gewissen beunruhigenden Problem stellen? Klar herausgesagt: Wenn jede Geburtenregelung und Vorbeugung etwas Sündhaftes oder sittlich Minderwertiges wäre, so wäre es trotz aller Gegenwartsnot und allen Gegenwartsforderungen und trotz andersartiger Mehrheitsanschauung meine klare Hirtenpflicht als gläubiger katholischer Bischof, als Priester, Christ und ethischer Mensch, hier ganz einfach gegen den Strom zu schwimmen, denn das sittlich Notwendige muß getan werden, und wenn es selbst Opfer und Gesundheit und Leben kostete. *Nun verneine ich aber aber grundsätzlich die Anschauung, als sei Geburtenregelung etwas ethisch Minderwertiges.* Eine solche Anschauung kann nur erwachsen aus dem Boden der Papstkirche, die die Ehelosigkeit als etwas an sich Vollkommeneres und Höheres ansieht und die deshalb ihren Priestern die Ehe verbietet. Dabei ist diese Anschauung *weder altkristlich noch katholisch.* Die armenische Kirche z. B., die älteste katholische Märtyrerkirche, hatte jahrhundertlang ein verheiratetes Oberhaupt; war doch die Patriarchenwürde erblich in der Familie des Hl. Gregors des Erleuchters, des Apostels Armeniens, bis zum Aussterben dieser Familie. Noch auf dem Konzil von Nizäa i. J. 325 waren verheiratete Bischöfe, und eben dieses Konzil hat noch ein Eheverbot für den Klerus entschieden und einhellig abgelehnt. Der römische Standpunkt ist sicher nicht neutestamentlich, denn *das Neue Testament sieht in der körperlichen Geschlechtsgemeinschaft von Mann und Frau ein Symbol des Höchsten, was das Christentum*



Schäfer-Ast

1000 Worte Liliputanisch

Von

Bastian Schneit

Der liliputanische Herr zupft sich den Miniaturrock zurecht, hüpfte wie ein Vogel auf das die Reitbahn umgebende Polster, schaut mich nachdenklich an, spreizt die Finger seiner relativ großen Hände und verzieht die tiefen Gesichtsfalten zu einer Unzahl von Halbmonden.

„Mein Herr“, beginnt er und entspannt zugleich die Handmuskeln, „ich bin um die Hälfte kleiner als Sie — und für mich ist die Welt doppelt so groß“ — die Gesichtsfalten erstarren vor dieser Weisheit. „Mein Herr — und die Welt ist mir auch doppelt lächerlich — entschuldigen Sie“. Seine Stimme wird sanfter: „Was

habe ich mit diesen Menschen zu tun, die zweimal so lang sind wie ich und deren Anzüge fast zweimal mehr kosten als meine — ja, mein Schneider nimmt 100 Mark für diesen Anzug.“ Mister Liliput schaut an sich hinunter und streichelt zart und verlegen mit einem Fuß das Polster, auf dem er steht. — „Sehen Sie: Ich bin kein Anthroposoph, und doch lebe ich nicht auf dieser Welt — sondern in unserer Welt der Liliputaner. Mein Herr, Sie werden verstehen: Der Standpunkt . . .“ Er lächelt verständnisvoll und klappert neckisch mit den jalousieartigen Augendeckeln, während er mit der Hand in die Reitbahn weist: „Mein Kollege“.

Die Wände der Reitbahn stehen wie graue Bleiplatten in der Kälte und schlafen in fahlem Licht. In den Ecken frieren die Spinnen. Nur ein Zwergpferd schwitzt und trägt einen Liliputaner in ewig gleichmäßigem Trab um die Mitte der Bahn, in der ein Mann in einer Reismütze stille Selbstgespräche hält. „Kollege“ Liliput führt zum Gruß eine Hand an seinen grauen Fez und trabt weiter, zur Sicherheit an einem Seile aufgehängt, dessen anderes Ende der Mann in der Mitte der Reitbahn hält.

„Mein Kollege“, erläutert mein Nachbar auf dem Polster, „ist aus der gleichen Stadt in Jugoslawien, in der ich sechzehn Jahre lang lebte. Sein Vater starb früh. Darum mußte er früh in die Lehre. Er arbeitete in einer Gastwirtschaft und war schon mit dreizehn Jahren selbständig. Ich blieb auch klein — aber man kannte uns ja und wußte, wer wir waren. Der Arzt redete sehr viel und half uns gar nicht. Hunderte Pillen schluckte ich. Ich arbeitete in einem Büro. Aber die Arbeit war zu anstrengend. Eines Tages entschlossen wir uns, in die Welt zu gehen. (Sein Gesicht hellt auf.) Das Glück und ein Impresario brachten uns vor vier Jahren zu dieser Truppe. Wir erlernten die deutsche Sprache, weil der Führer der Truppe Deutscher ist. Dann durften wir uns für einen artistischen Beruf entscheiden, für den wir ausgebildet wurden. Mein Kollege und ich gingen zur Reiterei. Seitdem sind wir restlos glücklich. Wir bewohnen zu fünfundzwanzig eine Wohnung in der Uhlandstraße und entbehren keine Bequemlichkeit: Wir besitzen natürlich kleine Möbel, kleine Klubsessel und Betten, wir arbeiten und leben zusammen, spielen Grammophon und lesen, reisen und sehen die Welt, essen gut und — lieben.“

Die kleinen Arme verschränken und reiben sich aneinander. Die Mundfalten lächeln. Ein winziges Lächeln gilt dem grauen Fez, der immer noch um die murmelnde Mitte kreist. „Seitdem, mein Herr, kennen wir nur noch *zwei Menschentypen*: solche, die dumm lachen, wenn sie uns sehen — und solche, die wissen wollen, warum und wie wir kleinen Menschen überhaupt leben. Beide sind uns lästig — aber Sie werden darum doch nicht aufhören wollen, sich mit mir zu unterhalten?“

Der kleine Herr lächelt gütig und bewegt seinen schweren Kopf zweimal hin und her. „Wir sind mit den Menschen fertig. — Rauchen Sie? — Bitte.“

Inzwischen kommt von der Seite ein dritter Herr Liliput in einem hohen Schlapphut. Er hält ein braun lackiertes Brot wie einen Zeppelin unter dem Arm, einen zweiten mattbraunen Zeppelin rauchend im Mund. Die kurzen, engen Hosenbeine sind fein gebügelt. Man sieht die Pomade durch den Hut.

„Dieser Kollege ist Österreicher. Es ist überflüssig zu sagen, daß er sehr galant ist.“ Kollege Österreicher verbeugt sich zu uns, bis der Schlapphut die klugen Augen verdeckt. Mit zwei graziösen Hüpfen überwindet er das Polster und steuert seinen braun lackierten Zeppelin auf die Mitte der Bahn zu.

„Mehr hat er aber auch nicht von seinem Österreich behalten. Wenn wir auch die deutsche Sprache erlernen, so werden wir doch weder Deutsche, noch bleiben wir z. B. Jugoslawen oder Franzosen. Er ist übrigens einer der ältesten unserer Truppe — 37 Jahre.“

Kollege Österreicher pafft den Rauch seiner Zigarre in die kalte Luft und ruft: „Fangen wir an?“

Die bleigrauen Wände widerhallen den grellen Ruf. Das Zwergpferd steht still. Mattes Sonnenlicht belegt den Sand.

„Wenn sich der Kollege drüben umzieht, werden Sie gleich sehen, wie gut er gebaut ist. Wir sind übrigens alle normal gebaut. Sehen Sie selbst: Meine Hände sind normal, der Kopf ist normal, der Brustkasten ist kräftig genug für die Reiterei, ich denke nicht wie ein Kind — ich möchte gar nicht größer sein!“

Und aus Angst, schüchtern zu wirken, setzt er überlaut hinzu: „Und zeugungsfähig sind wir auch“, pfeift einmal den Dreiklang in Dur und einmal in Moll: „Nur wenige heiraten allerdings innerhalb der Truppe. Es bahnt sich natürlich allerhand an, aber . . .“

Seine Stimme geht tiefer. Die Hände flüchten sich in die Taschen: „*Es tut sich was.*“

Mister Liliput atmet schwer. „Noch vor kurzem hat uns ein Kollege verlassen. Er hat eine große Frau geheiratet. Das kommt öfter vor. Es ist ja auch verständlich, daß es die großen Damen interessiert, was die kleinen Herren können.“ Die dicken Augenlider klappen zu und öffnen sich wieder: „Und sie können!“

Der graue Fez tanzt jetzt stehend auf dem Zwergpferd. Die kurzen Beine wagen



H. Rewald

sich noch nicht weit von dem Rücken des Pferdes, der vorher mit weißer Kreide gepudert wurde. Mister Österreicher beobachtet gelassen die Anstrengungen seines Kollegen. Das braune Brot glänzt auf einem Schemel, dem in der Welt der Liliputs die Bedeutung Tisch zukommt. Das Zwergpferd schnauft.

„Sie lächeln?“ fragt mich mein Nachbar unerwartet. Ich suche nach einem Grund, um mein Lächeln zu rechtfertigen. Aber schon sprudelt Mister Liliput: „Mein Herr, ich will Sie nicht beleidigen: Aber *die Deutschen* . . . schienen mir immer schon dümmlich. In Deutschland werden wir kleinen Leute doch auf Schritt und Tritt ausgelacht. Und warum? Die Dummheit dieser Menschen ist erstaunlich. Ich muß Ihnen das leider sagen: Die Deutschen zeigten uns meistens eine furchtbar naive und selbstbewußte Lächerlichkeit — obwohl ihre Klugheit sagenhaft ist. *Die Franzosen* blieben dagegen stets reserviert und sparten an Temperament. Allerdings zeigten sie uns eine eigenartige Gehässigkeit. Besonders, wenn sie hörten, daß wir Deutsch sprachen, leuchtete in ihren Blicken manchmal eine geheime Schadenfreude: ‚Kein Wunder, solche Krüppel können nur die Deutschen produzieren.‘ Sie wußten ja nicht, daß auch Franzosen unter uns waren.“

„*Die Engländer* zeigten alles andere als Vornehmheit und Reserve. Sie schienen uns in ihrer Aufdringlichkeit geradezu unkultiviert. Sie lächeln schon wieder — mein Herr: In England erwarteten uns am Bahnhof zwanzigtausend Menschen und johlten wie Rothäute. Es gelang uns überhaupt nur mit Hilfe der Polizei, die Straße zu überqueren. Wir brachen den Theaterbesuchrekord von dreißig Jahren! Und ich frage wieder: Warum? Nicht nur weil wir klein sind, sondern auch weil die Engländer . . . wie verrückt . . .“

„Und *die Schweizer* im Kopfe des Liliputaners?“ wage ich dazwischen zu fragen.

„Die Schweizer lieferten uns den besten Eindruck. Sie blieben stets vornehm, zurückhaltend und natürlich. Sie behandelten uns wie normale Menschen. Als wir im Sommer in Zürich gastierten, konnten wir es sogar wagen, öffentlich zu baden. Man ließ uns in Frieden. Aber ich muß Ihnen sagen, mein Herr — ob Deutscher, ob Franzose, ob Engländer, ob Schweizer: *Wir sind Liliputaner!* Und wir glauben sogar selbst an *die Illusion des Liliputstaates*. Es dünkt uns wahrscheinlicher, daß wir alle aus einem Reich der kleinen Menschen, der Liliputs kommen — wenn auch dieses Reich ein Reich der Phantasie ist. Doch wir glauben an uns und . . .“

Mister Liliput bricht ab. Seine Augen glänzen. Ich schrecke auf. Er lispelt zart: „*Madame* —“

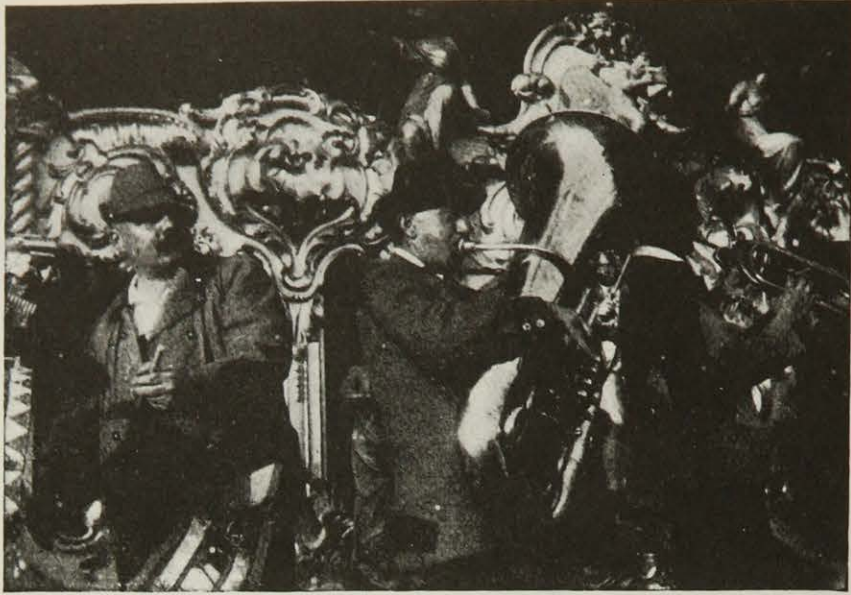
Wie vom Himmel gefallen steht neben mir ein winziges Dämchen. Ihr Pelzmäntelchen sitzt wie ein Modellmantel. Lippen und Brauen sind mit Andacht geschminkt. Auf ihrem Arm schnuppert ein zarter Zwerghund. In seinen schwarzen Ohren stehen weiße Haare. Er schaut mich mißtrauisch an und beobachtet, wie seine kleine Herrin, kokett blinzeln, mir einen graziösen Stups gibt: „Hallo, nicht unverschämt werden — mehr als tausend Worte werden nicht erlaubt.“ — (§§ 77b der liliputanischen Staatsverfassung.)



Die Anfänge des rheinischen Kunsthandels



Schenck v. Trapp, Bühnenbild zu Goldoni-Feraris „Vier Grobiane“ Kassel, Staatstheater



Bayrische Kapelle (München, Oktoberfest)



Photo Weltrundschau-Gidal
Bayrische Priester (Tölz, Prozession)

Der ideale Wochenendgast

Von

Beverley Nichols

Sollten Sie das erste Wochenende im April frei sein . . . Rosi Fitch kommt . . .
Wir haben Sie solange nicht gesehen . . . was Ihnen beliebt“.

Und wenn Sie frei sind, werden Sie natürlich annehmen, weil Sie nichts anderes vorhaben, oder weil das erste Wochenende im April feucht und furchterregend klingt, oder weil Rosi Fitch in der richtigen Beleuchtung nicht zu deprimierend abstoßend ist, oder weil . . . Jedenfalls, Sie fahren.

Dies ist Ihr Gedankengang. Zuweilen ist es jedoch angebracht, diese Betrachtungen umzudrehen und den Versuch zu machen, dem Gedankengang ihrer Wirtin nachzugehen. Warum werden Sie eingeladen? Sie sind nicht reich. Selbst in günstigster Beleuchtung haben starke Frauen Sie betrachtet, ohne daß ihre Augen einen Funken von Leidenschaft bekamen. Der Portland Klub zittert nicht, wenn Sie eintreten und das Echo ihrer Fußtritte erklingt, in Wirklichkeit sind Ihre Fußtritte so unhörbar wie die der andern: eine Matte liegt an der Eingangstür. Ihre Konversation ist Durchschnitt, aber Ihr Appetit ist enorm und Ihre sportlichen Leistungen sind mangelhaft. Warum fügt man der Einladung noch hinzu: *Tun Sie, was Ihnen beliebt?*

Ihre Wirtin kann dies unmöglich wörtlich meinen; das könnte bedeuten, daß Sie mit ihrem Franz Hals aus der Halle verschwinden dürfen, oder daß Sie zuviel von dem unvergeßlichen Rheinwein trinken, oder daß Sie, mit verworfener Geste, Rosi Fitch am Kinn kitzeln. Daher kommen Sie zu dem Resultat (das ich, als guter Journalist, längst hätte erwähnen müssen), daß Sie als Aushilfsgast geladen sind. Aus diesem Grunde müssen Sie meine Betrachtungen lesen. Nur Aushilfsgäste müssen ideale Wochenend-Gäste sein. Die andern können sich benehmen, wie sie wollen. Der vorbildliche Wochenend-Gast darf niemals zu bereitwillig sein. Vor allen Dingen darf er nicht die kriminelle Höflichkeit haben, die manche bewegt, als Vierter einen Bridge zu machen, wenn er von diesem Spiel nur wenig Ahnung hat. Es sollte ihm klar sein, daß er mehr zur Erheiterung der Nationen beiträgt, wenn er sich sanft, aber bestimmt, hinter eine große Palme zurückzieht und den drei enttäuschten Bridgespielern nicht nur die Gelegenheit gibt, schwer zu seufzen und den Kartentisch außer Sicht zu schieben, sondern ihnen auch das Studium erhebender Werke, für den Rest des Abends, möglich macht.

Auch soll er sich nicht mit falscher Begeisterung vor einem Gang durch die Ställe seinem Gastgeber zur Begleitung anbieten, wenn er mit einer ererbten Abneigung gegen Pferde belastet ist; noch soll er mit seiner Wirtin in den Garten gehen, wenn ihn Blumen in einem Verhältnis von Nullkommanull interessieren. Auch soll er sich nicht in die Kinderzimmer drängen, wenn die Kleinen gebadet werden. Dadurch erwirbt man sich nicht den Ruf, „kinderlieb“ zu sein. Dies macht ihn nur bei den Kinderfrauen unbeliebt, macht ihn zu einem Kinderfrauenschreck, und diese Wesen haben einen erheblichen Einfluß in den großen Häusern Englands.

Der ideale Wochenend-Gast wird sich ganz bestimmt äußern, wann und wo er zu frühstücken wünscht. Er wird nicht seine Fußgelenke schüchtern zusammenreiben und ergeben lächelnd sagen: „Ganz wie es Ihnen paßt.“ Tatsächlich hat niemand ein besonderes Interesse an seinem Frühstück, und je weniger seine Wirtin sich damit zu beschäftigen braucht, um so angenehmer für sie. Er wird sich straff aufrichten, der Dame gerade in die Augen sehen und mit einer Stimme, die keinen Widerspruch duldet, sagen: *Ich möchte zwanzig Minuten nach zehn Uhr Orangensaft, Kaffee und Toast auf meinem Zimmer haben.* Auf diese Äußerung gibt es keine Antwort. Es ist so langweilig, immer antworten zu müssen.

Nachdem der ideale Gast sich zum Dinner umgezogen hat, bleibt er, bis eine Minute vor der Mahlzeit, in seinem Zimmer. Nicht verläßt er es eine Viertelstunde früher, um auf Entdeckungsreisen zu gehen oder um die Abendzeitung zu lesen. Tut er dies doch, wird er eine Reihe peinlichster Schocks empfangen und austeilen. Er wird eine Anzahl überlebensgroßer Diener entsetzen, die mit gutem Recht annehmen, daß dies die Zeit ist, in der sie die London Evening News lesen und die Einsamkeit des Billardzimmers genießen. Beim Eintritt ins Wohnzimmer wird er sehr erschrecken, wenn ein Schwarm von Hausmädchen noch rasch Staubtücher ergreift, mit fieberhafter Hast Aschenbecher leert und mit ihren Staubwedeln vor ihm, wie vor einem Gespenst, davonrennt, um ihm das unordentliche Zimmer zu überlassen. Abgesehen von diesen untergeordneten Peinlichkeiten droht ihm eine fürchterliche Strafe: sich zehn Minuten mit dem nächstzufrüh erschienenen Gast unterhalten zu müssen, der bestimmt sehr langweilig ist.



Loulou Albert-Lasard

Der musterhafte Gast wird auch keine ausführlichen Dankbriefe schreiben. Er wird nicht neckisch sagen, daß er sein Herz zurückgelassen hat, denn dies würde die arme Frau auf die Idee bringen, daß er sonst noch etwas vergessen habe, und ob das neue Hausmädchen vernünftig genug sei, auch unter die Kommode zu sehen? Er wird ihr auch nicht schreiben, daß er sich für ihre Gastfreundschaft revanchieren möchte, denn dies erweckt die Furcht vor einer Einladung zum Dinner. Und ihr Leben ist bereits kaum erträglich durch allzuvielen Einladungen.

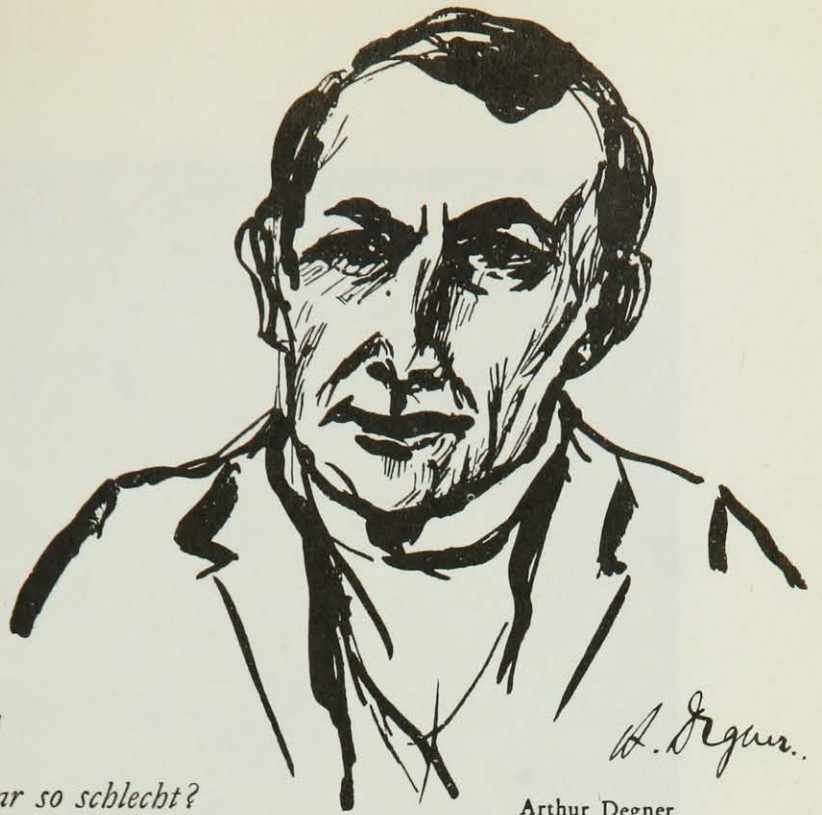
Er wird schreiben: *Ich danke Ihnen. Es war anbetungswürdig. Ihr ergebener...*

In diesem Jahr des Heils wendet man den Ausdruck *Anbetungswürdig* nur auf triviale, leichte, zarte und verfliegende Dinge an. (Deutsch von Käte Silbermann)

Gedichte des Mannes

Von

Heinrich Schaffer



Prosa

*Ist die Welt denn gar so schlecht?
Die Haut wird hart, wenn man eine Weile lebt.
Es gibt eine Unmenge Frauen,
Solche zum Umarmen, auch solche zum Lieben.
Wären wir im Mutterleib geblieben,
Wüßten wir nicht, wie eine Zigarre schmeckt.*

*Der Schneider mißt einem Anzüge an.
Man kann auch in fremden Wagen fahren.
Dazu knistern etliche Banknoten in der Tasche.
Die hohen Wünsche, die heißen Empfindungen
Sind ein wenig ins Hintertreffen geraten.*

Gedicht der Bitterkeit

*Bitterkeit: Geschmack der tiefsten Seele,
Der dem Traume auf die Lippen tritt.
Flüstern: daß ein süßes Auge fehle.
Takt der Leere — Pauken schlagen mit.*

*Nicht daß Augen fehlen: daß sie nimmer,
Herbes Herz, die Flut von Nacht durchbrannt.
Erde. Atem. O du armer Schimmer!
Wie die Welt auch flirrt: sie bleibt erkannt.*

*Bitterer Geschmack, so unvergleichlich,
Einzig wert des Mannes, Bechergrund!
Alles sonst schmeckt schal und scheu und weichlich.
Näher, Engel! Küß mich, schwarzer Mund!*



Hermann Post, East Side Subway (New York)

MARGINALIEN

CHAPLIN: DRAMATURGIE UND POETIK

Von Victor Wittner

Als Gott die Welt erschaffen hatte und zur Uraufführung brachte, sah er auch da den Judenjungen voraus, der einer gottlosen Zeit kommen würde, um diesselts von Gut und Böse alles Menschliche auf sich zu nehmen und es als *liebenswert* zu erweisen? — Charlie, Odysseus der Vorstädte, Don Quichote of Whitechapel, Till Menschenspiegel, Max und Moritz, Clown der Menschheit, — Chaplin ist das erste Beispiel eines Dichter-Schauspielers, der nicht in Verwandlungen sich auswirkt, sondern in der Identität mit seinem Selbst: er macht nicht heute den und morgen jenen, sondern ist immer der arme, schüchterne, verträumte, verlegene, verwirrte Vagabund, der Eckensteher aus Wohnungs- und Herzensnot,

der zarte Melancholiker, der Narr des Glücks, das er nicht zwingen, nur ein bißchen überlisten kann; und er ist eine volle Natur mit allen heiligen Egoismen des vom Leben Ungeliebten, der nicht untergehen will; er findet nicht die Kraft, aber die Schläue, sich den Schikanen des Schicksals zu widersetzen, er nützt die kleinen Vorteile, er klammert sich nicht nur an den rettenden Strohalm, sondern benützt ihn, emporgetaucht, um den Gegner hinterm Ohr zu kitzeln...

Die *Identität von Dichter, Darsteller und Dargestelltem* war in seinem „Zirkus“-Film am sichtbarsten: Chaplin spielte einen Landstreicher, der wider sein Wissen Clown und die größte Attraktion des Zirkus wird,

ohne zu „spielen“, sondern indem er ahnungslos in die Vorstellung stolperte und hier Verlegenheit und Verwirrung stiftete. In diesem Motiv ist der ganze Sinn seines Daseins beschlossen, die Chaplin-Idee schlechthin: *Charlie ist kein Clown, er ist ein Vagabund*. Aber da er, der Charlie des Films wie der Wirklichkeit, das Leben liebt — es ist die zähe Liebe, die einmal unglücklich war —, da er oben bleiben will, erfindet er in den Augenblicken der Not die rettenden Listen, schützt er sich durch *mimische Mimikry*, um seinen Verfolgern zu entgehen, und erzieht, ein Held der Unbeholfenheit, seine Einfälle zu Tricks.

Die Tricks jedoch in seinem neuen Film *Lichter der Großstadt* sind leider nicht sehr organisch (d. h. charakterbildend) und nicht sehr neu — ausgenommen die Denkmalsenthüllung, mit der die Geschichte stürmisch einsetzt, um den Tonfilm zu parodieren, und die verschluckte Pfeife, die im Schluckauf ihre Töne äußert, ein genialer akustischer Einfall; dann aber, seien wir aufrichtig, verdünnt sich der Film in Wiederholungen eines tragikomischen Motivs, und die wenigen Gags sind nicht mehr als Varieté eines Artisten vom Range eben Chaplins. Auch sind sie, wie die Seifenszene, angeklebt und Bureau-Fabrikat: witzig also, doch nicht sehr komisch. Aber natürlich ist Chaplin ein großer Schauspieler, dessen Kunst auch eine sen-

timentale Romanze adelt. Nur wird er uns grade dann um so tiefer berühren, je tiefer er uns in Gelächter stürzt.

Schlechte Presse. Das ist nur ein kleiner Auszug aus den Sensationsberichten der Journaille über den *jüdischen Film-august Chaplin*, derselben Journaille, die über die Hofberichte der „wilhelminischen Aera“ höhnte und spottete. Man faßt sich an den Kopf... Aber dieser Fall Chaplin ist ein Symptom der Zeit. Mit beispielloser Geschicklichkeit haben es die internationalen Film- und Pressejuden verstanden, Chaplin, den *vertrottelten, hilflosen Dummkopf*, zum Helden der Welt zu machen. Mit *brutaler Offenheit* stellten sie einen Typ hin, der — das Gegenteil eines aufrechten Mannes — sich als Jammerlappen treten und schinden, sich ohne Widerstand, in stummer Apathie, in einfältiger Blödnheit zum Spielball lachender Gegenspieler machen läßt.

(*Der Angriff*, Berlin.)

Gleichmut. Hören Sie, Chaplin-Enthusiastin, hören Sie, Autographensammler, hören Sie, Mann, der so eine glänzende Filmidee für Charlie hat, hören Sie, Dame, die ihm was vorspielen möchte, Leute, die ihm Bilder, Gedichte, Liebeserklärungen senden, und ihr, die ihr nun *auch mich*, ich *weiß es*, mit *Briefen beschmeißen* werdet — — —

Arnold Höllriegel (Berliner Tageblatt).

Die neue Metapher. Möge das ewige Licht, zu dem wir alle wandern, die Dunkelheit seines Todes *aufblenden* und ein Dank für alles Leuchtende sein, das seine reine Kunst uns gegeben hat. (Murnau †)

Fritz Lang (Zwölf-Uhr-Blatt, Berlin.)

MONTE VERITA BEI ASCONA SCHWEIZ

PROSPEKTE AUF ANFRAGE

DAS GANZE JAHR GEÖFFNET

BEGEGNUNGEN MIT GRETA GARBO

Von *Walter Hasenclever*

Der bekannte amerikanische Kritiker Jim Tully hat mit seiner Behauptung: „So dumm wie Greta Garbo gibt es niemand in Hollywood“ eine stürmische Diskussion in der Welt entfesselt. Und da somit öffentlich eine Meinung ausgesprochen wurde, gegen die sich die Betroffene nicht wehren kann, haben die wenigen, die sie näher kennen, die Pflicht, ebenso deutlich ihre Meinung zu sagen. Wenn Sie also, liebe Greta, im Garten Ihres verschwiegenen, von taktlosen Reportern belagerten Hauses meine Zeilen lesen, so nehmen Sie sie nicht als eine Apologie, über die Sie erhaben sind, sondern als schwachen Ausdruck des Dankes für Ihr Dasein.

Der Reiz dieser einzigartigen, einmaligen Erscheinung, die von der Filmindustrie zum Weltruhm gestartet wurde, liegt in ihrer Persönlichkeit. Die Magie, Menschen zu fesseln und auf sie zu wirken, entspringt einer tieferen Quelle. Wenn der Kritiker in der Zurückgezogenheit und Unnahbarkeit dieser Frau einen Beweis gegen ihre Intelligenz erblickt, so wird hier aus der Not eine Tugend. Denn in einem Land, das den Menschen nur nach seinem wöchentlichen Dollareinkommen taxiert, wo von nichts anderm als von Geld, Skandalen und Coctails die Rede ist, wo selbst die Palmen und der Ozean zur Verdummung einer stumpfen Zuschauer Masse engagiert sind, ist es ein Zeichen höchster Intelligenz, zu Hause zu bleiben, ein Buch zu lesen, und sei es einen Detektivroman, und die Türe vor der aufdringlichen Neugierde des amerikanischen Publikums zu verschließen.

Nein wirklich, man muß ein paar Monate auf dem laufenden Band durch alle Etagen dieses geistigen Kunstjägers gerollt sein, um die Hoffnungslosigkeit des Europäers dort zu verstehen. Und wenn ein paar Berliner Schauspieler ihren Stolz, den Jargon

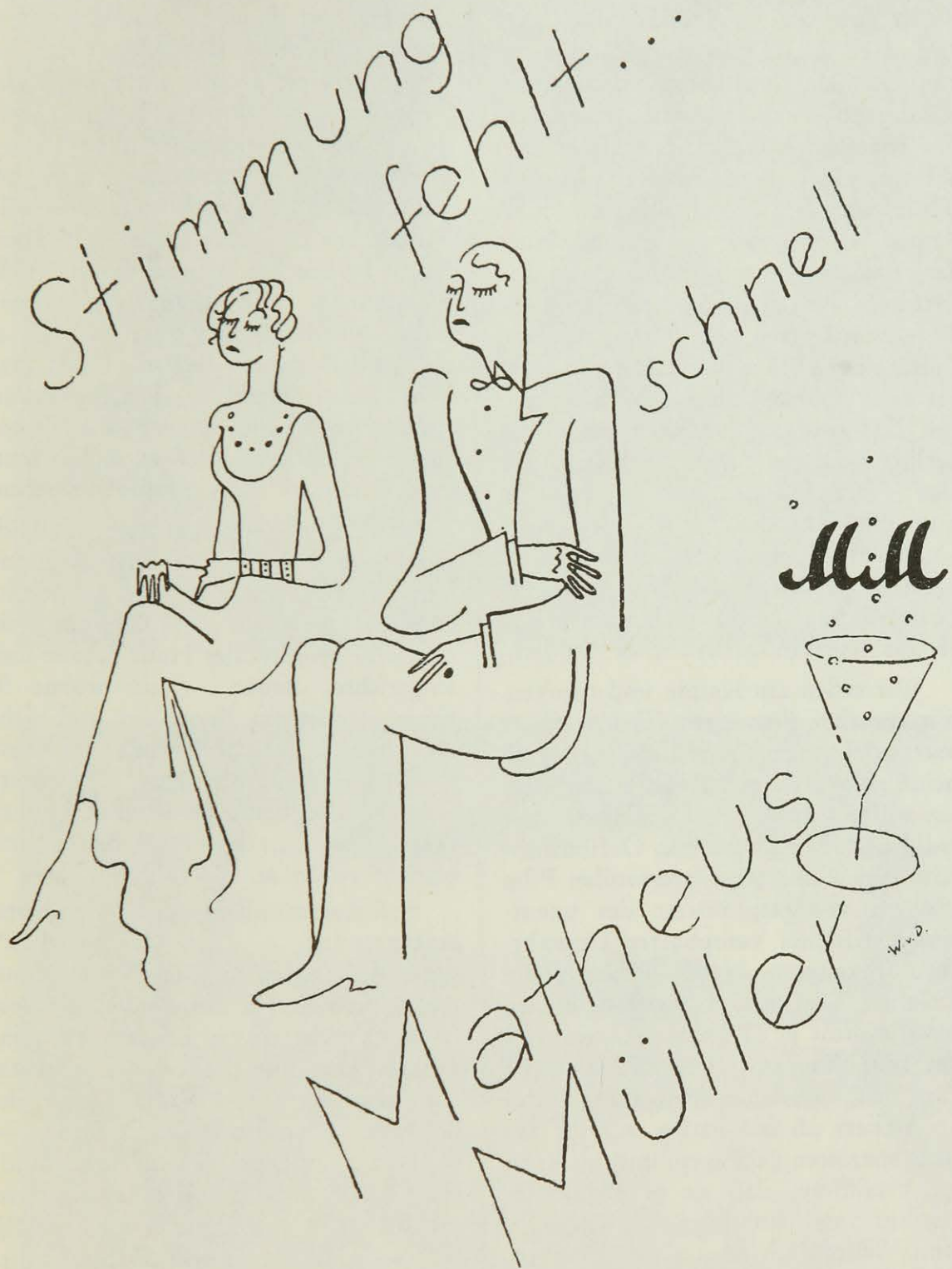
Von *Charlott Serda*

Greta Garbo, „die Göttliche“, ist angeblich die Schöpferin eines neuen Frauentyps und eines neuen Modestils; wenn man aber dieser Frau, deren Name ein Begriff bedeutet, gegenübersteht, glaubt man, jede andre vor sich zu haben, nur nicht Greta Garbo. Es gibt kaum größere Gegensätze als die Film-Garbo und die des Alltags. Wie sie im Film aussieht und wirkt, weiß jedermann; sie als Mensch zu beschreiben, ist sehr schwierig, da sie eine äußerst komplizierte Erscheinung ist.

Der erste Eindruck ist, rein physisch, denkbar ungünstig. Ihre Haare sind glatt, strähnig und verfettet (vielleicht mit Absicht, damit sie sich von dem vielen Filmlicht erholen), Gesicht und Körper braungebrannt; mittelgroß, wirkt sie beinahe klein, da sie nur Schuhe mit flachen Absätzen trägt; und eben das sieht nicht grade sehr graziös aus, da Greta „auf großem Fuße“ lebt. Sie hat fast nie Strümpfe an, trägt nur Jackenkostüme und Wollswear und läuft am liebsten in Hosen herum. Sie hat eine Baßstimme wie ein Mann und spricht dazu noch etwas durch die Nase. So wirkt sie weder interessant noch faszinierend. Die unglaubliche Ruhe, Seriosität und starke Persönlichkeit, die sie im Film groß gemacht hat, fehlt ihr im Leben ganz, ebenso ihr berühmter weiblicher Charme und die geistreiche Art, sich zu geben. Sie, die als erste in Amerika die persönliche Note, die herbe Melancholie und die ruhige Ueberlegenheit auf die Leinwand gebracht hat, erscheint im Leben wie jedes zweite amerikanische Girl. Sie macht den Eindruck, als ob ihr plötzlicher Weltruhm sie hilflos gemacht hätte; dieser Ruhm hat sie über Nacht überfallen, und da sie im Grunde ein ganz einfacher Mensch ist, weiß sie nicht, wie sie sich vor der Welt, die ihr zu Füßen liegt, benehmen soll; und legt sich jeden Tag eine andre Note zu-

von Hollywood zu beherrschen, in Stimmungsberichten abregieren, um ihren Kollegen auf dem Kurfürstendamm zu imponieren, so ist das kein

recht. Infolgedessen ist sie in der Hollywooder Gesellschaft als unberechenbar und unzuverlässig verschrien, unter Zittern und Zagen lädt man sie



Maßstab. Man lese bei Kisch und Duhamel nach. Dann weiß man Bescheid.

Drei Tage und vier Nächte fuhr

ein, denn man weiß: sie kommt nur, wenn es ihr paßt, ebenso wie sie sich nur mit den Leuten unterhält, die ihr passen.

ich von New York nach Los Angeles. Ich sah Sand, Kaugummi, Eiswasser und Tankstationen. An einem glühenden Juniabend kam ich an. Berthold Viertel holte mich ab, wir fuhren gleich zu seiner Villa am Meer, und nach drei Tagen und vier Nächten bekam ich zum erstenmal wieder anständig zu essen. Da war seine Frau, die prachtvolle Salka mit ihren drei Söhnen, ein riesiger Schäferhund, eine Bibliothek und ein Bild von Karl Kraus. Es war wie zu Hause. Nach dem Essen saßen wir in der Halle und sprachen von Berlin. Plötzlich ging die Türe zum Garten geräuschlos auf, und Greta Garbo stand da. Dieser Auftritt hatte etwas Unwirkliches, Ueberraschendes. Das war das Mädchen aus Gösta Berling, das wir alle so lieben. Ihr Haar, ihre Hände, ihre Augen. Sie trug ein einfaches, fast unelegantes Sportkleid. Eine klangvolle, etwas tiefe Stimme sprach in die Helligkeit der kalifornischen Nacht. Manchmal sah sie aus wie ein schwedischer Student.

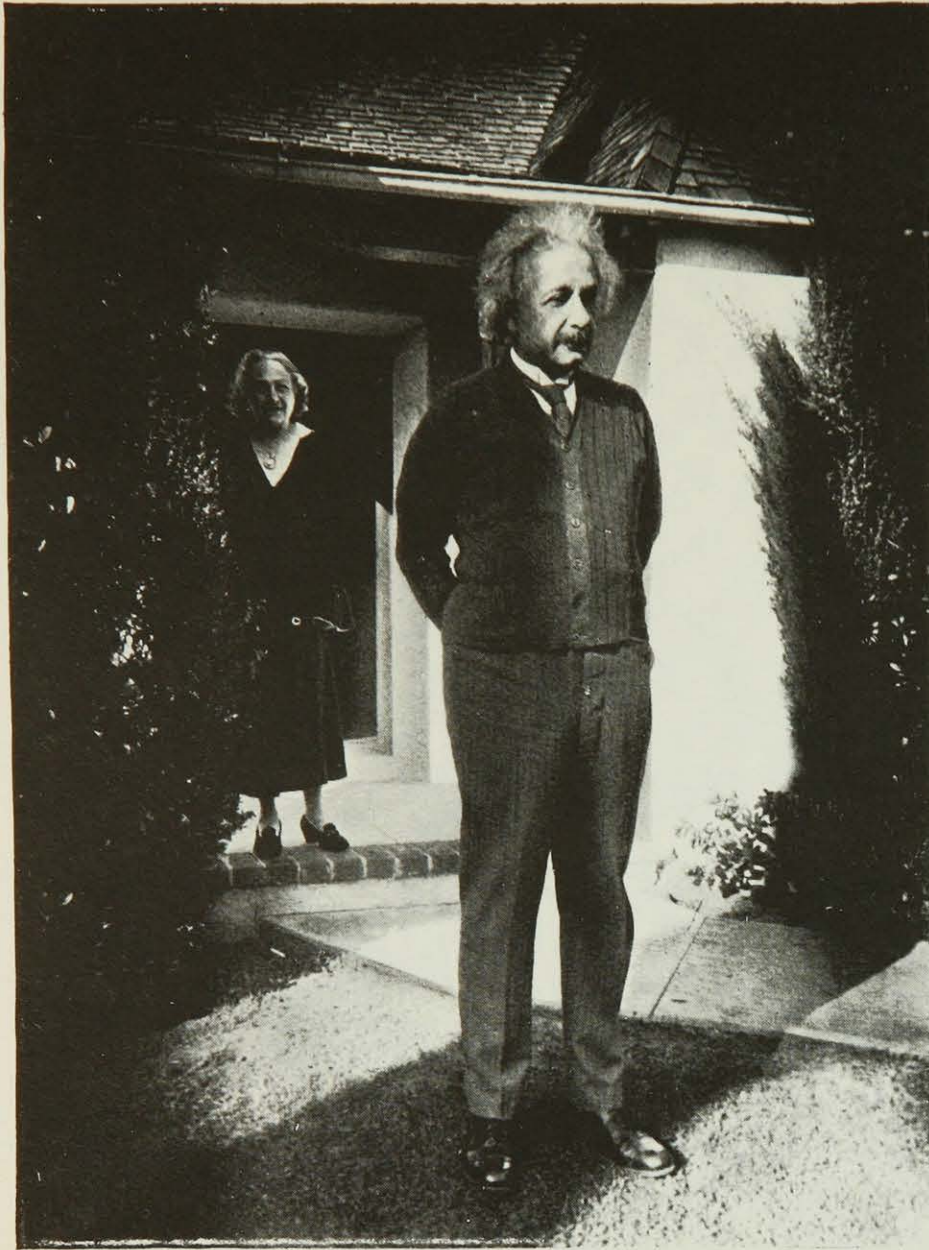
Wir saßen am Kamin und tranken. Wir sprachen über *Anna Christie*, ihren ersten deutschen Sprechfilm, der auch meine erste Arbeit in Hollywood werden sollte. Ich versuchte, ihr klarzumachen, daß die deutsche Oeffentlichkeit einen künstlerisch wertvollen Film von ihr erwarte, anstatt des unentwegtes Kitsches vamphafter Unwahrscheinlichkeiten. Nach anfänglichem Sträuben, sie fühlte sich der deutschen Sprache nicht gewachsen, gab sie nach. Der Film kam zustande. Ich habe sie dann fast täglich gesehen, auf Proben, im Atelier, ich bin nachts mit ihr am Meer spazieren gegangen, und ich kann nur versichern, daß sie es mit jedem Kritiker an Intelligenz aufnehmen kann. Würde ich Memoiren schreiben, so müßten die Gespräche mit Greta Garbo einen großen Platz darin einnehmen, denn sie gehören zu den wenigen menschlichen und geistigen Erlebnissen, die dies Land des trocknen

Die amerikanische Presse nennt sie eine einsame, unnahbare Frau, die den ganzen Tag in ihrem versteckten Haus sitzt und Bücher liest. Nichts ist falscher als das: erstens liest sie keine Bücher, und dann hat sie eine ganze Menge Freunde und Bekannte, bei denen sie viele Gesellschaften mitmacht. Trotzdem sind ihr die Menschen gleichgültig, wie sie überhaupt allen Dingen gleichgültig gegenübersteht; eigentlich weiß sie nicht recht, was sie will. Filmen macht ihr, wie sie sagt, überhaupt keinen Spaß, denn sie hat große Hemmungen, wenn sie vor der Kamera steht. Niemand darf zusehen, wer es auch sei, Polizisten bewachen den Eingang des Ateliers, in dem sie dreht, spanische Wände sperren die Dekoration ab, in der sie spielt, und es muß eine Grabesstille im Atelier herrschen.

Sie lebt sehr sparsam, wahrscheinlich nicht aus Prinzip, sondern weil sie keine besonderen Wünsche hat. Sie ist eine der wenigen in Hollywood, die sich kein prunkvolles Haus gebaut und eingerichtet haben — sie wohnt in einem gemieteten Bungalow und zieht noch dazu alle sechs Wochen um, jedesmal, wenn irgendein „fan“ (Verehrer) ihre Adresse herausgetüftelt hat; ihre Angst vor fremden Menschen grenzt beinahe schon an Verfolgungswahn.

Selbstverständlich gibt sie keine Autogramme, — „aus Unnahbarkeit“ sagen die Zeitungen. Der wahre Grund ist wahrscheinlich Bequemlichkeit; sie kann es sich leisten, bequem zu sein. Es existieren nur drei oder vier Leute, die Autogramm und Widmung von ihr besitzen, unter ihnen Oscar Straus — allerdings schrieb sie auf das Bild: *Wilhelm* Straus zur Erinnerung usw. Als Straus bestürzt ausrief: „Aber Miß Garbo — ich heiße doch Oscar!“, antwortete sie im tiefsten Brummbaß: „Was, Sie heißen Oscar? — Macht nichts — bei mir heißen Sie Wilhelm.“

Sie hält sich für eine sehr mittelmäßige Schauspielerin, und nichts ist ihr



Prof. Einstein und Frau in Pasadena (Kalifornien)



Photo Associated Press

Charlie Chaplin vor der New Yorker Premiere von „City lights“
(rechts Frau William Randolph Hearst)



Photo: Frhr. v. Gutenberg

Die „Française“ in Oedön Horváths „Italienischer Nacht“
(Berlin, Theater am Schiffbauerdamm). Links: Elsa Wagner; Mitte: Oskar Sima



Photo: W. Saeger

Die „Tingel-Tangel-Girls“ mit Grit und Ina van Elben (Berlin, Kabarett Tingel-Tangel)

Humors und der feuchten Rührseligkeit zu bieten hat.

Ich wünschte, alle Schauspielerinnen würden mit soviel Fleiß und Selbstverleugnung arbeiten. Ich sage das, weil ich es gesehen habe. Ich war dabei, wie Szenen immer wieder gedreht wurden, weil ein Wort, eine Nuance, ein Tonfall nicht stimmte. Vielleicht ist das tiefste Wesen dieser Frau nicht Schauspielerei. Vielleicht ist es Poesie. Nur in seltenen Augenblicken bei einer persönlichen Begegnung wird diese Kraft offenbar, strahlt aus und durchdringt. Denn hier lebt ein ganz einsamer Mensch, für den der Ruhm etwas Tragisches hat. Ein Mensch, unbeeinflusst von der Zeit, abseits von Reklame und Erfolg, fast freudlos, scheu und erhaben, jener höheren Regung der Seele zugewandt, die man nicht in Dollars ausdrücken kann.

Zum Schluß eine kleine Begebenheit. Wir saßen im Garten beim Tee. Die Sonne strahlte über der Bucht von Santa Monica. Es war unerträglich heiß. Plötzlich erhob sich ein unbestimmbares Geräusch. Es kam von den Bergen, brauste näher, rollte heran. Der Boden wölbte sich. Die Autos im Hof setzten sich selbsttätig in Bewegung. Der Tisch schwankte. Tassen fielen um. Die Wand des Hauses verbog sich. Wir hörten, wie Gegenstände krachten. Das Gras gab nach. Ein Erdbeben...

Wir waren aufgesprungen. Die Köchin stürzte totenbleich aus der Küche. Wir sahen uns an. Greta hatte vor Erregung Tränen in den Augen. Es hatte Sekunden gedauert. Eine Ewigkeit des Schreckens.

Dann wurde es unheimlich still. Plötzlich sah ich die Katze. Sie war wahnsinnig. Sie wagte nicht, die Pfoten auf die Erde zu setzen. Sie hatte den Boden, mit dem sie vertraut war, verloren. Sie hatte sich selbst verloren.

Ich nahm sie auf den Arm und tröstete sie. „Arme Katze“, sagte ich,

verhafter, als wenn man ihr Komplimente macht. Wenn ein Uneingeweihter ihr sagen würde: „Ihre Anna Karenina war wundervoll“, würde sie ihm glatt den Rücken kehren — weder aus Arroganz noch aus Bescheidenheit, sondern weil sie solche Hemmungen hat, daß sie aus Verlegenheit einfach nicht wüßte, was sie antworten soll. Wie oft hörte ich sie sagen: „Nein, das kann ich nicht, das mache ich sehr schlecht.“ Und es war aufrichtig gemeint.

Am wohlsten fühlt sie sich unter Deutschen, die meisten Amerikaner sind ihr unsympathisch, obgleich sie ihnen das zu verdanken hat, was sie heute ist. Der geniale Modezeichner der Metro-Goldwyn-Mayer, *Adrian*, erfand für sie die langen, enganliegenden Kleider, die Friseure lehrten sie, sich richtig zu schminken und die faszinierende Eigenart ihres Gesichtes im Film zu betonen, (ihre Züge sind sehr schön, ihr Auge, mit *echten* langen Wimpern, wundervoll.) Am Anfang ihrer Laufbahn mußte sie jeden Tag ihren Körper trainieren, um die Figur zu bekommen, die sie heute hat. Man gab ihr zuerst Vamp-Rollen, was großes Aufsehen erregte, denn noch nie hatte in Amerika eine so blond und mädchenhaft aussehende Frau einen Vamp gespielt.

Sie ist heute eine der größten „Box office“ (Kassenerfolge) und hat aus diesem Grunde eine große Machtstellung bei ihrer Firma; diese Machtstellung nutzt sie eigentlich nur aus, wenn ihre Freunde sie dazu treiben.

Es ist und wird immer ein Rätsel bleiben, worin eigentlich ihre große Wirkung besteht. Viele schreiben es ihrer Schauspielkunst zu, andre fanden bei ihr den Sex appeal. Nach ihrer eignen Meinung hat sie keines von beiden — und ich glaube, daß ihr ganzer Erfolg in ihrem Gesicht liegt, das sich auf eine schon beinahe unheimliche Weise zum Fotografieren eignet. Man kann sie von allen Seiten auf-

„es war ja nur ein Erdbeben.“ Greta sah es. „Mich auch“, bat sie. Ich setzte die Katze auf die Erde und nahm die Garbo auf den Arm. „Arme Greta“, sagte ich, „es ist ja vorbei.“

Da tat die Katze das einzig Richtige. Sie lief zu ihrer Schüssel und trank Milch. Ich ging zum Teetisch, goß Sahne in eine Untertasse und reichte sie Greta. Und sie machte es genau wie die Katze. Dann waren wir alle wieder glücklich. Das war ihre beste Rolle.

nehmen, sie kann sich die unmöglichsten Haarfrisuren und die ausgefallensten Hüte ausdenken — ihr Gesicht wird immer seine faszinierende Wirkung behalten. Und das ist ihr Geheimnis...

Wer ein Menschenkenner ist, wird Greta Garbo in Wirklichkeit sofort durchschauen — aber der Film verschleiert alles und zeigt nur die rätselhaft-faszinierende, eigenartig-schöne Maske der „Mysteriösen“.

Tips für den „Hauptmann von Köpenick“

Herrn Regisseur Hilpert.

Deutsches Theater.

Sehr geehrter Herr Regisseur!

Ich war einst Stammgast: das heißt Schneppe im Café National. Heute bin ich schon 65, Mutter einer ehrsamten Tochter, und keiner weiß von meine Vergangenheit. Ich aber weiß, daß in dem Stück Hauptmann von Köpenick unser Café vorkommt. Wodurch, kann ich nicht sagen, sonst erkennt man mich. Aber ich freue mich ein Stück Vergangenheit und schöne Erinnerung auf der Bühne wiederzusehen. Ich will Ihnen einen köstlichen Spaß erzählen, der sich sicher auf der Bühne gut macht, und wenn die Leute im Theater nur halb so lachen wie damals das ganze Café, dann ist für Stimmung gesorgt. Das Café war am Eingang schmal, rechts und links standen rote Sofas und dort hatte eine Kollegin ihren Stammsitz. Eines abends nach Theaterschluß kam ein junger Mensch mit einer Brille, schüchtern, rote Backen, sicher einer vom Lande der hier studieren sollte, herein. An der Brust hing ihm an einem Riemen ein großes Opernglas. Wir merkten, der kam aus dem Theater und hatte sich

nur bei uns verirrt. Er blieb an der Tür sitzen gegenüber der Kollegin. Diese hatte den größten Busen vom ganzen Café, man konnte ein Tablett mit Kaffee darauf stellen. Sie rief den Jungen an, flachste ihn, was alles nichts nutzte, er wurde ganz nervös, wußte gar nicht wo er war und was die wollte. Bis sie rief: Junge, du hast wohl noch keen Loch in deine Piep. — Da rief er verzweifelt nach dem Kellner und zahlte. Beim Hinausjagen mußte er an Emma vorbei, die ihm nachrief: „Mensch, koof dir een Schwanz und geh als Affe.“ (Das war damals noch neu) worauf ein Höllengelächter losbrach. — Am andern Ende im Café war ein Springbrunnen mit Goldfische. Für jeden Goldfisch, den man sich in Busen stecken ließ (damals gab's noch Busen und was für Dinger), bekam man 50 Pfennig. Zuerst wars eklich, aber man gewöhnte sich daran, wie an so manches andere och.

Ich habe Ihnen diese Tips mit großem Vergnügen gegeben und würde mich freuen, wenn Sie was davon verwenden. Ihr Künstler denkt euch das immer anders wie der Fachmann, aber so ist es, nein, so *war* es und die Erinnerung ist das schönste Paradies aus dem wir nie vertrieben werden können.

Mit schönem Gruß

die *Goldfisch-Anna* von 1905.

ANNÄHERUNG AUF DER REISE

Dialoge zu einem alten Motiv

Von *Erich Singer*

1. Nach dem bürgerlichen Trauerspiel.

Inneres einer Postkutsche.

Luise, Golo folgt ihr.

Golo: Ich verfolgte Sie bis hierher, Engel!

Luise: Unverschämter!

Golo (für sich): Wüßte sie, wie ich für sie empfinde, ein deutscher Jüngling!

(Laut) Die Hölle brennt in meinem Busen. Löschen Sie, Heilige, das Feuer durch eine Umarmung!

Luise: Ruchloser! Unhold! Ihr erküht Euch! Euer Anblick entehrt mich. Ich sterbe züchtig. (Sie erdolcht sich.)

Golo: Im Tode Dein! (Er entleibt sich.)

2. Nach Arthur Schnitzler.

Ein Coupé II. Klasse. Frühling. Der junge Herr, das süße Mädel. Der junge Herr ist anfangs der Dreißig, kleiner, englischer Schnurrbart. Wenn er lacht, verzieht er die linke Schulter. Das junge Mädchen beobachtet ihn heimlich durch den Spiegel, richtet sich die Wuckerl.

Junger Herr: Sie kommen mir so bekannt vor.

Das süße Mädel: Sie mir auch, das Gschau. Sie erinnern mich so an einen Jugendfreund von meinem Bruder.

Der junge Herr (echt): Wirklich!

Das süße Mädel: Was Sie gleich denken werden. Sie denken sicher

Der junge Herr (faßt ihre Hand): Aber Fräulein — nein, nicht Fräulein — Du

Das süße Mädel: Ich hab' so Angst — Was wollen Sie von mir? — Was machen S' denn Wenn wer kommt Sperr' wenigstens die Coupétür zu

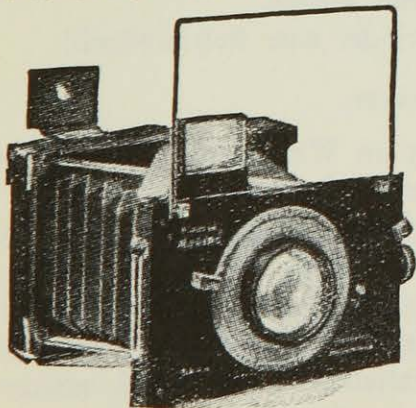
Der junge Herr: Habe ich schon vorher — Du

— — — — —
Das süße Mädel (richtet sich die Haare): Du bist aber schlimm. Hast Du mich wenigstens ein bisserl lieb?

Der junge Herr (hat sich angezogen): Ich muß jetzt aussteigen.

Das süße Mädel (zärtlich): Dann schick mir zwei Paar Frankfurter mit Krenn.

Das ist sie — die wundervolle



Plaubel-Makina

für Amateure über dem Durchschnitt

Taschen-Präzisions-Kamera besonderer Art und Leistungsfähigkeit mit der großen und extra lichtstarken Optik F:2,9 und dem normalen, altbewährten Bildformat 6,5 × 9 cm, so daß man nicht immer erst vergrößern muß. Für Platten und Filmpacks 6,5 × 9 cm, die es auf der ganzen Welt gibt, da Standard-Größe. Visieren in Augenhöhe (keine Bauch-Perspektive!). Nachtaufnahmen aus der Hand. Für Reise und Wanderung einzigartig. Preis RM 265.— bzw. RM 280.—

Gratis-Broschüre durch:

Wauckosin & Co, Frankfurt a.M. 43

3. Nach Max Mell.

Ein Coupé III. Klasse in einem Alpenzug.

Das Dirndl sitzt in einer Ecke, hat ihre Sachen, in ein Taschentuch eingebunden, im Schoß, liest im Katechismus. Der Fremde kommt herein.

Der Fremde: Wie dem Kind schon die Aepfelchen reifen.

Ja, so eine Unschuld ist schwer zu begreifen.

Ist halt ein Gfrett, das geht nicht so schnell.

Sag, Dirndl, fahrst 'leicht nach Mariazell?

Dirndl: Wollt Ihr, Herr, nicht vom Schmalz ein Heferl?

Der Fremde: Wie heißt denn, Dirndl?

Dirndl: Genoveferl.

Der Fremde: Bist ein liebs Madl, jung und schmuck.

Dirndl: Und Ihr seid der heilige Habakuk.

Hab es gleich aus dem Katechismus gelesen.

Seid immer mein Schutzpatron gewesen.

Hab gleich gespürt die selige Näh'.

Der Fremde (betroffen ab): Ich glaub, ich gehör in ein andres Coupé.

4. Nach Carl Sternheim.

Bahnabteil.

Luise. Eintritt Nückel.

Nückel: Nückel Gottfried, Deutsche Volkspartei.

Luise: Danke!

Nückel: Auf der Fahrt nach Berlin.

Luise: Uninteressante Details!

Nückel: Richtig! Akzeptiere Sachlichkeit! Entkleiden Sie sich! (exit.)

5. Nach Bert Brecht.

Coupé, Abend. Durchs Fenster Wald und Wolken.

Baal (kommt ins Coupé, schleift Luise hinter sich):

Luise: Ich heiße Luise Dreier. Du hast mich auf dem Korridor gefangen wie ein Orang-Utang.

Baal: Etwas Weißes für heute nacht. Siehst du die Birken durchs Fenster? Ihre Stämme sind wie Leichen im Wasser.

Luise: Jetzt hab ich dich lieb. Jetzt sind wir allein.
schaust so bö.

Baal: Deine Mutter hat verfaulte Stumpen im Mund. Laß sie stinken mit dem Aas. Der Himmel ist violett. Wir wollen uns umarmen wie die Eichkatzen.

Luise: Jetzt hab' ich dich lieb. Jetzt sind wir allein.

Baal: Eine Wolke steht über uns. Ich seh nur die Wolke.

(Es wird dunkel. Und nun spielt auch wieder eine Bettlerorgel.)

6. Nach Carl Zuckmayer.

Eisenbahnabteil auf der Fahrt durch Rheinhessen im Weinherbst. Die Szene ist von geruchstarker, herbstlich heiterer Luft durchweht.

Julchen und Schmulchen.

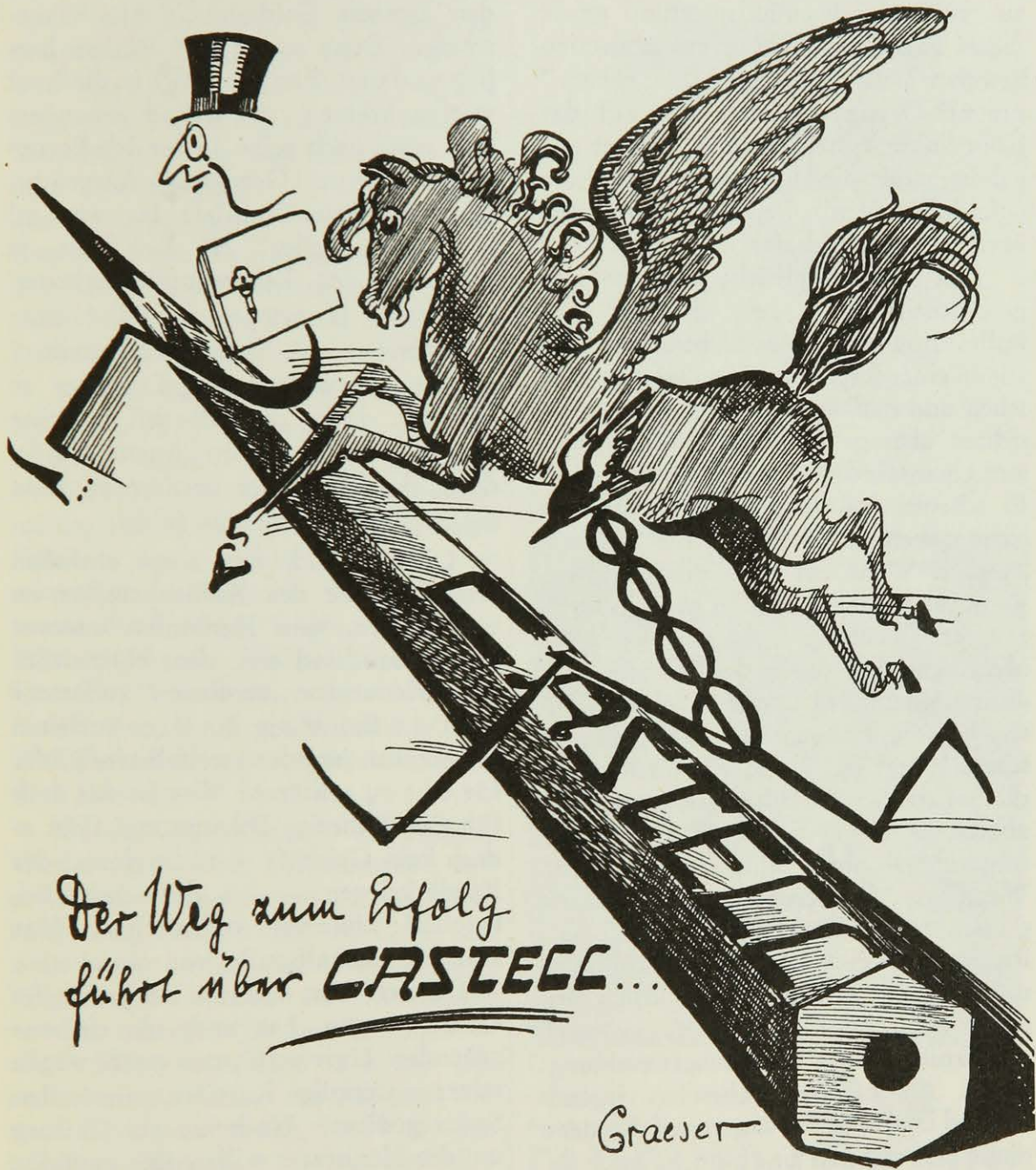
Schmulchen: Gucke Sie mich nit so rohrspatzig an.

Julchen: Aber Schmulche — Sie wolle ja nix wie hockele, als nix wie hockele.

Schmulchen: Es gibt noch sehr temperamentvolle Männer bei die Judde. Vielleicht hawe Sie in einem Jahr schon en Faltebauch, un Schlabbertitze bis auf die Knie herunter. Wer kann das vorher wisse?

Julchen: Sie wisse Bescheid. Sie kenne mei Bedingung. Ich nehme nur e Mann, der dabei e Liedche singt. Wenn die Liebe ausgebroche ist wie der Sturm über Feld, Aepfelche, Misthaufe und Weinberg, das kann nich so sang- und klanglos abgehe.

Schmulchen: Gojim naches. Muß das sein, Julche?



Der Weg zum Erfolg
führt über **CASTELL**...

Julchen: Ja, Schmulche — das muß sein.

Schmulchen (jubilend): Julche — nu wolle wir eins singe, daß der Rhein spritzt wie e Nußbäumche im Frühling.

Julchen (singt): Hawwe sie nicht den klein Kohn gesehn,
Kohn gesehn,
Kohn gesehn.

HONORAR FÜR EXPERTISEN

Zum Falle Mayer-Pinder

Die Wahrheit? Um wieder einmal die Pilatitüde zu hören, daß jene „relativ“ sei? — Wie aber, wenn sich das völlig unbegründete und durchaus zu verwerfende Pharisäertum grade dieses Falles grade dann am krassesten beweisen ließe, *wenn* man ihn „relativ“ nimmt? Wenn man ihn also auf das Koordinatensystem bezieht, dem er zugehört: auf die homologen, auf die „gleichliegenden“ Gepflogenheiten der übrigen Gemeinschaft?

Hat es sich vielleicht schon herumgesprochen, ist es dem „Richter“ des Falles August L. Mayer bekannt, daß wir in einer kapitalistischen Gesellschaft leben und daß von hier aus unsere Ansichten über geldmäßige Anständigkeit und Unanständigkeit bestimmt werden? Es scheint, daß es jeder weiß, und es scheint ebenso, daß auch „jener“ danach handelt. Wenn ein Schwerindustrieller — es sei angenommen: in ehrlich überzeugter Ideologie — die höchsten Menschenrechte durch die Sowjets vernichtet glaubt, so macht er gleichwohl Geschäfte mit ihnen: und die Gemeinschaft billigt es. Wenn ein Ordinarius der juristischen Fakultät ein Gutachten abgibt, so läßt er sich die Kenntnis der Materie — nicht billig — bezahlen. Wenn der dirigierende Chirurg eines großen Staatskrankenhauses in seiner Privatpraxis eine Operation vornimmt, so berechnet er für seine Tüchtigkeit recht viel. Und so weiter: so weit die kapitalistische Gesellschaftsordnung reicht. In keinem Falle hat irgend jemand irgend etwas dagegen, daß jeder-mann sein Wissen und sein Können so hoch wie möglich verkauft. Und so lange die Gemeinschaft niemandem das Existenzminimum von sich aus sichert, tut jeder recht mit diesem Tun.

Nur *ein* Stand soll ausgenommen sein: der Museumsbeamte. „Waruum?“ fragt Grock. Kein Mensch weiß es. Die Vermutung besteht, daß sich die Ge-

meinschaft einzelne Exemplare ihrer Art halten will, die die angeblichen „idealen Forderungen“ zu erfüllen haben. Offenbar zur Desodorierung der eigenen Geldmoral. Als Sühneschafe. Diese sollen ihre Rücken herhalten, damit die andern sich in die Brust werfen können. An irgend jemandem will man doch seine Ueber-Ich-Forderungen, seine Gewissens-Ansprüche, seine Reinheits-Postulate los werden! Und je „ideeller“ ein Beruf ist, je ferner er den Lebensnotwendigkeiten aller steht, je mehr er sich nur höchstsublimierten „Uebernotwendigkeiten“ widmet: je wirtschafts-gefährdeter er also ist: desto „reiner“ soll er seine Weste halten — von jenem Golde, durch das keiner der Fordernden seine eigene Hose beschmutzt fühlt.

Gibt es auch nur *einen* ehrlichen Grund, grade den Kunsthistoriker zu verpflichten, seine Kenntnisse umsonst herzugeben und nur den Nutznießer dieser Kenntnisse „verdienen“ zu lassen? Weil die Bezahlung ihn dazu verleiten könnte, falsche oder zweifelhafte Bilder für echt zu erklären? Was ist das doch für eine löcherige Behauptung! Gibt es doch kein Geschäft — nicht einmal das Kinderkriegen — bei dem nicht Betrugsmöglichkeiten offenstehen. Hat man sie deshalb alle von vornherein diffamiert? Hat noch nie ein Jurist des Geldes wegen, hat noch nie ein angehender Universitätsprofessor wegen seiner materiellen Karriere einer faulen Sache gedient? Noch nie ein Chirurg um des Honorares willen eine unnötige Operation vorgenommen, ein Geburtshelfer eben dieserhalb die Geburtsstunde eines eigentlich freiwillig Kommewollenden mit seiner Zange um einige Stunden früherückt? Und wurden noch nie einwandfrei runde Plombenlöcher in gesunde Zähne gebohrt? Hat man etwa je daran gedacht, deshalb allen

Chirurgen, Professoren, Juristen, Zahnärzten und Geburtshelfern das Honorar nehmen glattweg zu verbieten? Falls man einen Betrüger stellen kann — zu meist wird es nur einer von den kleinsten sein — mag man mit voller Gesetzeskraft auf seinen Schädel schlagen. Aber was ist alles darüber hinausgehende Gerede doch für eine Heuchelei, was für ein Pharisäertum, welche Lüge! Der Kunsthändler verdient Tausende — der Sachverständige hat vom Museumsgehalt zu leben! Hat, „im Interesse seiner Stellung“, seine Kenntnisse zu verschenken: Wer hat das Recht, dieses Ausnahmegesetz des sonst allgemein gültigen Einnahmegesetzes zu verkünden?

So darf man sich also als Museumsbeamter sein Wissen und Können nicht bezahlen lassen; wohl aber darf man als Universitätsprofessor, den eine Berufung traf, dieses gleiche Wissen und Können desto höher verkaufen, je miserabler — durch die Schuld emeritierter Professoren — der zur Verfügung stehende Nachwuchs auf dem speziellen Gebiete ist. Hier: Angebot-Nachfrage; dort: schenkende Güte. Was diesem hier teuer ist, soll jenem dort gratis sein!

Manche aber glauben: zu „weißer Weste“ darf diese Gemeinschaft erst dann verpflichtet, wenn sie eine Ordnung hergestellt haben wird, in der nicht mehr reine Seele und leerer Magen über Nacht zu Identitäten werden müssen. Gleiches Unrecht für alle! Märtyrer spielen in dieser Gemeinschaft ist Eselei: das Resultat war stets und immer nur, daß ein anständiger Mensch — gekreuzigt oder verhungert — weniger auf der Welt war, so daß die Falotten ungestörter unter sich bleiben konnten. Was deren Wunsch sein mag. Nicht aber die Absicht jener, die auf Zeiten warten, in denen seinen Idealen zu leben nicht mehr gleichbedeutend sein wird mit baldigstem Verrecken. *Max Deri*

FAHRNER-SCHMUCK mit der Plombe *ein höherer Gegenwert!*

Der ausgeprägt weiblichen Note der Mode entsprechen die neuen FAHRNERSCHMUCK-Modelle. Die zur Verwendung kommenden echten Steine und echten Metalle sind in stärkerem Maße als je zuvor aufeinander abgestimmt, eine edlere und noch schönere Verarbeitung ist erreicht. Als Neuestes werden feine, mattschimmernde Silbertöne mit wenigen, aber auserlesenen Farben gebracht.



Die Schmuckstücke sind in ca. 1/3 Originalgröße wiedergegeben.

Zu jedem Kleidungsstück in Form und Farbe der passende

FAHRNER-SCHMUCK

ACHTEN SIE AUF DIE PLOMBE.

Original-Fahrner-Schmuck mit der Plombe ist in jedem guten Juweliengeschäft und Kunstgewerbehaus zu haben. Bezugsquellen-Nachweis durch den alleinigen Hersteller, Gustav Braendle, Theodor Fahrner Nachf., Pforzheim.

UEBERFALL AUF MAX REINHARDT

Von Karl Gotthilf Kachler

Ich bin für die Bühne begeistert. Tausende sind für die Bühne begeistert, aber ich bin ganz besonders begeistert. Deswegen will ich natürlich Schauspieler werden. Tausende wollen Schauspieler werden, aber ich werde trotzdem. So sagte ich der gottlosen Theologie Valet — schon vor zwei Jahren — und fuhr mit gepumptem Geld nach Berlin. Hier saß ich nun. Tausende saßen so in Berlin, aber ich sitze noch.

Wenn man mir vorn im Deutschen Theater sehr höflich aber bestimmt „Auf Wiedersehen“ sagte, kam ich hinten wieder herein mit einem Blick: „Da bin ich, das größte Talent aller Zeiten!“ Aber es half nichts, ich wurde immer verkannt. Meine Liebe fand keine Erwiderung.

Theater schlechthin bedeutet für mich dasselbe wie Himmel oder Elysium; der liebe Gott ist da eben nur Max Reinhardt. Und ich beschloß, mich an IHN persönlich zu wenden. Aber da hieß es nun schlau sein! Eingeschriebene Briefe bekam Er nicht zu Gesicht. Ueber ein halbes Dutzend hatte ich nämlich schon auf Ihn losgelassen.

Nun, „was man aus Liebe tut, geht noch einmal so gut!“ Früh, sehr früh stand ich auf. Schon um acht Uhr umschlich ich Schloß Bellevue, schlotternd, lampenfieberig, wie vor einem großen Auftritt. „Was man aus Liebe tut, geht noch einmal so gut!“ So wartete ich bis um halb Zwölf. Einmal nahm ich einen großen Anlauf: Ich zog die Klingel mit dem abschreckenden Schild: PRIVAT. Die Tür ging auf. Ich wurde nicht ganz höflich, fast schroff abgewiesen: „Herr Professor empfängt hier nicht!“ Nun, „was man aus Liebe tut, geht noch einmal so gut!“ Und ich stand eben Posten.

Dann kam Er! — — — Er und

Helene Thimig kamen aus dem Haus. Meine Augen wurden so groß wie Mühlräder, mein Herz blähte sich vor frohem Schreck. Nun, „was man aus Liebe tut, geht noch einmal so gut!“ — Den Chauffeur mit dem neuesten Stutz 8 (übrigens I A 5728!) ließen sie kaltblütig stehen und liefen zu Fuß weg in den Tiergarten; die Thimig apfelbeißend, Max seinen majestätischen Schädel sonnend, den Hut trug er rechtshändig. Ich hinterher, immer hinterher! Der Mann an der Tür und der Chauffeur schauten mir verdutzt nach, ich lachte beide triumphierend an: „Was man aus Liebe tut, geht noch einmal so gut!“ Ja, ja, aus Liebe und aus Eigenliebe! Max Reinhardt sollte mich doch „machen!“ Er tuts und kanns, das war mir klar! Aber wie Ihn sprechen?

Er geht rechts, sie links. Er nimmt kleine Schritte, so kleine wie die Thimig. Er watschelt so ein bißchen, herrlich, süß!

Wie Ihn ansprechen? Wo Ihn ansprechen? Die Thimig! Die Thimig! Warum mußte sie grade mit dem Professor spaziergehen, wenn ich Ihn sprechen wollte??

Wir kommen zum Eingang des Zoo: Der Professor, die Thimig und ich! Wir bummeln an den Käfigen vorbei, freuen uns an den Löwenbabys, der Professor, die Thimig und ich! Wir kommen zum Ausgang an der Budapester Straße, der Professor, die Thimig und — — — mir fällt das Herz in die Hosen, nur eine Sekunde, — — dann ein Griff an die Krawatte, einmal mit der Hand durchs Haar, ein Lächeln, ein sympathisches Lächeln, und ich trete vor ihn hin, frech und frei. Ich beginne mit meinem auswendig gelernten Sprüchlein: „Herr Professor, entschuldigen Sie, ich — — —“ Er sieht mich erstaunt, mißmutig an, die



Kanadisches Eichhörnchen



Photo Dr. Erich Salomon
Max Reinhardt und Helene Thimig im Berliner Zoo



Ulanen-Wachtmeister der alten Armee



Werner Krauß als Hauptmann von Köpenick (Deutsches Theater, Berlin)

Photo Elli Marcus



Berlin, Schloß Monbijou
Lucas Cranach, Joachim II. von Brandenburg



Ernst Lemmer, M. d. R., im Sommer 1918



Der sechzigjährige Heinrich Mann



Bert Brecht

Thimig läuft zum Tor hinaus und sucht ihren Wagen. Max und ich allein!!!

„Herr Professor, entschuldigen Sie, ich — — —, ich — — —“ und aus ist! Was ich noch sage, ist ein Gestammel, aber Er, der Größte in seinem Reich, versteht mich und antwortet auf alle Fragen. Dann dreht Er mir den Rücken und tritt an den den Straßenrand. Die Thimig sucht immer noch.

Er steht am Straßenrand, Max allein am Straßenrand!! Ein Schuft, wer die Gelegenheit vorbeigehen läßt! Und ich trete zu ihm hin, wirklich fröhlich, wirklich frei: „Herr Professor, ich bin so glücklich, daß ich Sie sehen durfte!“ Er dreht sich um, und in der Tat: Er schaut mich mit lachenden, väterlichen Augen an, lange, sehr lange, mit so lachenden Augen: „Auch ein begeisterter Musensohn, auch einer!“ — Keine Silbe sprach Er, aber er schaute, und dann lief ich weg, ein kleines Strahlenbündel, ein kleiner, dummer Junge. — „Was man aus Liebe tut, geht noch einmal so gut.“

Da sah ich irgendwo einen allerliebsten Kaktus, ganz behangen mit feinem Greisenhaar, und ich habe eine Schwäche für Kakteen. Ich erstand mir das niedliche Ding. Dabei kam es fast noch zu einer Katastrophe! Ich fragte nämlich gar nicht nach dem Preis, und beim Bezahlen mußte ich den ganzen Geldbeutel leeren. Nun, drei Tage Fasten kostete es! Diesen Kaktus bekam Frau Thimig. So gerne wollte ich die Sache wieder gutmachen! — Nachher sagten mir meine Freunde, dies sei in der ganzen Angelegenheit die größte Taktlosigkeit gewesen.

Tausende erzählen erdichtete Geschichten, die meinige ist wirklich wahr. Tausende würden sich eigentlich schämen, doch das kann ich nicht, weil ich glücklich bin, Max Reinhardt persönlich gesprochen zu haben.

Kurzes Interview mit Geraldine Dvořáková aus Pardubice

„Slečna Dvořáková, Sie sind seit sechs Jahren double für Greta Garbo, erzählen Sie, erzählen Sie...“

„Ich kann Ihnen nichts erzählen!“

„Gewiß, Sie sind zum Schweigen verpflichtet, Sie werden täglich ausgehört, aber ich bin doch ein Landsmann und dann: ich schwöre, ich schreibe nichts darüber.“

„Trotzdem kann ich nichts sagen — ich weiß einfach nicht, was ich erzählen könnte.“

„Wie? Seit sechs Jahren Greta Garbos Doppelgängerin, Sie sehen sie doch beinahe täglich!“

„Oh, ein Irrtum: ich habe Greta Garbo noch nie im Leben gesehen. Sie wünscht mich nicht zu kennen. Es ist da so eine Lampe im Atelier, lila, die flammt auf, sobald die Garbo auf die Szene kommt, dann muß ich fort. Na, ich revanchiere mich so gut ich kann. Ich boykottiere die Filme der Garbo. Ich habe noch nie einen Film mit Greta Garbo gesehen!“

F. K.

Des Herrn Direktor des Königl. National Theaters Iffland. Wohlgebohren Bitte ergebenst mir den Gefallen zu tun und im Lauf der kommenden Woche die Operette *Nina* vorstellen zu lassen. Man verlangt von mir eine Scene aus diesem Stück, und ich habe es noch nicht gesehen. Ewwohlgebohren werden mich durch die Erhörung dieser Bitte sehrverbindlich machen, derich mit derausgezeichnetesten

Hochachtung die der Ehrehaben zu seyn
dero gehorsamster Diener

D. Chodowiecki der Vater

Berlin 2 August 1799

(Handschriftliche Bemerkung, bzw. Antwort des Intendanten Iffland:)

Ich mache mir Vergnüen daraus, diese Vorstellung wo irgend möglich in andrer Woche zu geben da es in dieser nicht sein will

B d. 4 Aug. 99

nro 2 Iffl.



Rudolf Großmann

Lemmer

MATADORE DES REICHSTAGS

IV.

Ernst Lemmer, der republikanische Frontsoldat

Vitzkerstrand ist ein kleines, armseliges Fischerdorf an der pommerschen Ostsee. Seine Bewohner kämpfen hart mit den harten Elementen um die nackte Existenz. Sie fischen noch nach alter handwerklicher Weise, während der Fischfang auf den großen Fischdampfern längst industrialisiert worden ist. Das Fischerdorf Vitzkerstrand stellte am 14. September 1930 bei der Reichstagswahl 117 stimmberechtigte Bürger. 111 dieser Wähler votierten für die Liste der Deutschen Staatspartei. Ein beispielloser Vorgang in Deutschland, daß sich 96 Prozent der in einem Ort abgegebenen Stimmen auf eine Partei vereinigen.

Die armen Fischer stimmten für die Staatspartei? Nein, die Stimmen galten dem Spitzenkandidaten der Staatspartei Ernst Lemmer. Den würden die braven Vitzkerstrander auch wählen, wenn er auf einer Aschanti-Liste kandidierte. Sie haben dem jungen Demokraten nicht vergessen, daß er der einzige war, der sich 1928 um sie kümmerte, als sie nicht mehr aus noch ein wußten in ihrer Not. Als all ihr Petitionieren bei Behörden und Volksvertretern nichts geholfen hatte, da griff der demokratische Abgeordnete für Pommern, Ernst Lemmer, ein. Der mobilisierte eine *Aktion* in einem großen Berliner Blatt, veröffentlichte einen Aufruf, ließ eine öffentliche Sammlung auflegen. Reporter sausten nach Vitzkerstrand, Vertreter der Behörden prüften die Lage. Privatpersonen, Firmen und Institutionen stifteten Geldbeträge. Auf einmal kannte man dieses Nest in ganz Deutschland; den Fischern wurde wenigstens übers Aergste hinweggeholfen.

So nützlich ist es — für beide Teile —, wenn ein Abgeordneter sich in verlorenen Nestern herumtreibt, wo die Parlaments-Stars niemals hinkommen.

Wie kam Ernst Lemmer in die Politik? Mit 16 Jahren von der Penne in den Schützengraben. Ein Bild aus jener Zeit, zeigt das glatte, runde Gesicht eines unberührten, gutartigen, ein wenig nüchternen, anstelligen Knaben, — keines Feuerkopfes, keines Träumers. Die blanken Augen sehen erwartungsvoll und ein wenig erstaunt in die Welt. Der Feldwebel selbst glaubt, seinen Mut zügeln zu müssen, als er sich gleich zur ersten Patrouille meldet. „Tapferkeit, mein Junge“, sagt diese seltene Blüte von einem Spieß, „Tapferkeit ist Mangel an Phantasie!“ — Das erinnert an Carlyles Flucht nach vorn.

Der junge Lemmer aber bleibt tapfer den ganzen Krieg. Das Motto: Wenn schon, denn schon! könnte darauf passen. Er wird ein richtiges Frontschwein, mit dem E. K. erster Klasse am verdreckten Waffenrock. Gegen Kriegsschluß führt er eine Kompagnie im Westen. Die große Arras-Schlacht hat ihm die Prägung zum ernstesten Mann gegeben, der sich für mehr verantwortlich fühlt, als nur für das eigene Schicksal, die eigene Karriere. Es ist ein Mann, der seinen eigenen Weg in die Zukunft zu suchen wissen wird.

Das Fronterlebnis läßt ihn die Revolution bejahen. Er wird mit einer Brust voll 48er Ideale aktiver Republikaner. Seine Truppe wählt ihn zum Soldatenrat. Mit beiden Beinen springt er mitten hinein in die demokratische Jugendbewegung seiner Vaterstadt Remscheidt, wo sein Vater ein kleines Geschäft hat, und

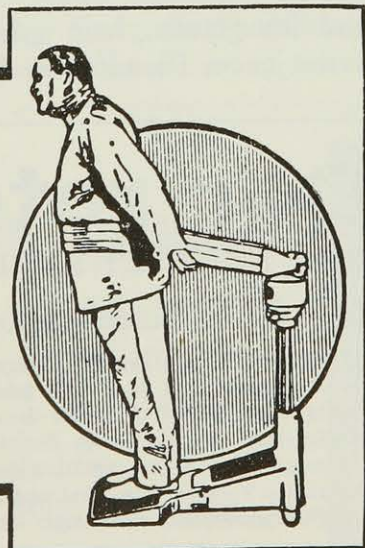
dann später auf der Universität Marburg. Er bleibt der Soldat, dem Tapferkeit nicht Aufschwung und Rausch, sondern selbstverständliche Arbeit und Pflicht ist, und kommt mit den Professoren, die die neue Zeit nicht verstehen, ins geistige Handgemenge. Die alten Herren sind ihm nicht grün. Und als er gar auf dem demokratischen Parteitag mit der ganzen Vitalität seiner zwanzig Jahre in das Plenum schmettert: „Wohin soll es führen, wenn grade die geistige Jugend durch die Professoren in die Arme der Reaktion getrieben wird? Was denken die Herren, wenn sie gegen die Republik, gegen die Demokratie in dieser entsetzlichen Weise hetzen?“ — da wird ihm vom Universitäts-Senat das consilium abeundi erteilt. Konrad Haenisch, der sozialdemokratische Kultusminister, stellt sich vor den stud. jur. et. rer. pol. Ernst Lemmer und hebt das Disziplinarurteil auf. Der Republikaner darf Marburg weiter unsicher machen.

Das tut er weidlich; zusammen mit Henning Duderstadt, ehemaligem Frontoffizier, Dichter, heutigem Redakteur am „Vorwärts“. Die beiden gründen jenen Republikanischen Kampfbund, der von Arbeitern und Studenten im Kapp-Putsch zur Marburger Volkskompagnie umgeformt wurde. Kurz vor dem Putsch fährt Lemmer mit seinen Kameraden nach Berlin zu Noske, um ihn zu warnen. Sie weisen auf die Waffenlager der Rechtsradikalen in den studentischen Verbindungshäusern hin. „Ihr seid hysterisch, macht, daß Ihr heimkommt! Die Truppen sind zuverlässig!“, so werden sie weggeschickt. Der Putsch kommt dann doch. Lemmer bleibt nicht müßig. Er bemannt einen Waggon mit seinen Kameraden — Arbeitern und Studenten —, läßt eine Lokomotive vorspannen und fährt nach Kassel, Verbindung aufzunehmen. Und wer steht da in voller Kriegsbemalung als Offizier am Kasseler Bahnhof und läßt den radikalen Jungdemokraten verhaften? Herr Klepper! der damals noch nicht bei der Preußenkasse war, sondern auf andere Pferde setzte. Ist Tapferkeit Mangel an Phantasie? Scheidemann, Kassels Ober, interveniert, man läßt die jungen Heißsporne frei. Lemmer lernt Hörsing kennen, den Trommler der Republik, den Werber fürs Reichsbanner, der auf der Durchreise nach Stuttgart ist. Damals wird in Kassel der Plan zur Gründung des „Bundes republikanischer Kriegsteilnehmer“ konzipiert. Heute noch ist Lemmer der Vertreter des Generalissimus Hörsing bei Schwarz-Rot-Gold.

1922 holt sich Erkelenz den Jungdemokraten, der immer noch agitierend im

WENN ALLES VERSAGT HAT

um Sie schlank zu machen, dann probieren Sie den neuen Massage-Motor PROVITA. Abertausende verdanken dieser sinnreichen elektrischen Maschine das Normalgewicht, mehr Lebensfreude, Wohlergehen. Unzählige benützen heute täglich die PROVITA-Bandmassage, zum Vorteil der Erscheinung und der Gesundheit. Verlangen Sie heute noch unsere Interessanten Druckschriften „M“ über diese Neuheit. — 4 Modelle — Miete — Zahlungserleichterung!



Alleinfabrikation:

ELEKTR.-GESELLSCHAFT QUALITAS
MULLHEIM (BADEN)

Land herumreist, als Generalsekretär in den Gewerkschaftsring der freiheitlich-nationalen Arbeiter-, Angestellten- und Beamten-Verbände. Die eminent praktische und organisatorische Begabung des Jungen packt gleich zu. In kurzer Zeit hat sich Lemmer in der Spitzengruppe der deutschen Gewerkschaften unter all den Grauköpfen die nötige Resonanz verschafft und ist ein starker Motor bei der Modernisierung der Hirsch-Dunckerschen Verbände. Nach der Liquidierung des Ruhrwiderstandes benutzt Lemmer die Gelegenheit, die Gewerkschaftsverbände von den Unternehmerverbänden zu lösen. Daß Stinnes dabei eine tüchtige Quart abbekommt, entspricht Lemmers ehrlicher, angriffslustiger Klinge. Er hat dem mächtigsten Mann der Inflation seinen Gang ins französische Hauptquartier mächtig übel genommen. „Ist für das Ruhrunternehmen zur Lösung des Problems der Arbeitszeit General Degoutte mehr zuständig als die verfassungsgemäßen deutschen Stellen?“

Ernst Lemmer will immer reinen Tisch haben, und wenn er mal nicht die Krümel vom Tisch putzt und sich auf Diplomatie und Finten einläßt, dann hauen ihm die andern nur zu leicht die Deckung durch. Aber kein anderer Politiker hat so den Mut zur Selbstkritik wie Lemmer, der es fertig bekommt, zu sagen: „Ihr habt Recht, da hab ich verflucht Mist gemacht. Wascht mir nur tüchtig den Kopf!“

Jedenfalls gehört er im hohen Haus zu den fleißigsten und aktivsten Parlamentariern, dessen Wort auch bei den Gegnern etwas gilt. Im Dezember-Reichstag des Jahres 1924 war er der Benjamin, und Herr Kube von den Nazionalsozialisten warf ihm seine Jugend vor. „Vor zehn Jahren war ich aber nicht zu jung, im Schützengraben zu liegen!“, kam als Replik, und bei Rede und Gegenrede stellte es sich heraus, daß ein Sonnenstich aus dem Jahr 1913 das Vaterland um Kubes Heldentaten gebracht hatte. *O. B. Server.*

Tardieu über Bülow. Ein junger, französischer Journalist schrieb vor fünf- undzwanzig Jahren: „Die notwendige Zurückhaltung vor einem abschließenden Urteil außer acht lassend, halte ich die Physiognomie des Fürsten von Bülow für eine der merkwürdigsten unserer Zeit. Viel Feingefühl, Geschicklichkeit und trotz gewisser optischer Täuschungen ein vereinfachendes Sehen der Dinge, eine seltene Anpassungsfähigkeit, die professionellen Eigenschaften des Diplomaten verbunden mit der Begabung des Staatsmannes: das sind die grundlegenden charakteristischen Züge.“ Dieser Journalist unterzeichnete sich Georges Villiers, und ich glaube, kein großes Geheimnis zu verraten, wenn ich sage, daß sich unter jenem Pseudonym André Tardieu verbarg. *M. Aldanov.*

Der rote Handel droht!

DER FORTSCHRITT DES FÜNFJAHRESPLANS DER SOWJETS

Von H. R. Knickerbocker

Kartonierte M 4.80

Ein Buch, das man mit Schaudern und Bewunderung lesen wird, angesichts des Elends, in dem die russische Bevölkerung zum Teil lebt, und der gewaltigen Leistungen, die unter dem Fünfjahresplan vollbracht worden sind. Knickerbocker, Berliner Vertreter der „New York Evening Post“, der sich durch zweijährigen Aufenthalt als Berichterstatter eine genaue Kenntnis des Landes erwarb, hat als erster Ausländer auf einer neuen, kürzlich beendeten, monatelangen Reise über viele Tausende von Kilometern die industriellen Vorposten im Ural und im Innern Asiens besucht und sich durch Augenschein von dem Fortschritt des Fünfjahresplans überzeugt. Unangreifbar wird Rußland dastehen, sobald der Fünfjahresplan gesiegt hat.

In jeder guten Buchhandlung vorrätig!

Ernst Rowohlt Verlag • Berlin W 50

Mrs. Sinclair Lewis bedauert

„Mrs. Lewis bedauert“ — ach ja, sehr viel. Unter anderm, daß eine Kollegin (Lina Goldschmidt im „Querschnitt“, Jahrgang XI., Heft 2, Ende Februar 1931) Behauptungen über sie aufstellt, die nicht zutreffen.

Mrs. Lewis bedauert vor allem, keinen „Abglanz von der Gloriole des nobelpreisgekrönten Gatten ums blonde Haupt gewoben“ bekommen zu haben, weil nämlich ihr Haupt nicht blond ist. O tiefe Enttäuschung von Kindheit an, dies dunkelbraune, fast schwarze Haar! Was hilft's, daß es von Jahr zu Jahr heller wird, indem es langsam ergraut.

Mrs. Lewis bedauert, daß ihre blauen Augen nie einen deutschen Reporter bezaubert haben, weil sie nämlich nicht blau sind. Grau sind sie, bräunlich, grünlich, allenfalls bläulich, aber nie, nie von jenem klaren kindlichen Blau, das nach Lina Goldschmidt deutschen Reportern das Herz raubt.

Mrs. Lewis bedauert ferner, daß auch die schöne Genfer Anekdote nicht stimmt. Nie in ihrem Leben war sie bei einer Völkerbundtagung, weder als Reporter, noch als Zuschauer. Und nie hat ihr Charme es so weit gebracht, daß ein deutscher Berichterstatter sie als ‚Mylady‘ begrüßte; vielleicht, weil im allgemeinen deutsche Berichterstatter zu gebildet zu sein pflegen, um falsche englische Anredeformen zu gebrauchen.

Mrs. Lewis bedauert, und von Herzen, daß weder ihr Charme noch ihre Arroganz, noch ihre Bereitwilligkeit, zu bestechen, den Beamten der russischen Grenzbehörde Eindruck machte. Ein Koffer ging verloren. Stimmt. Endlich hast Du eine wahre Geschichte aufgestöbert, Lina. Ging verloren und blieb verloren, zwei Wochen lang. Es war Winter in Moskau. Und so bekam der alte Reise-Regenmantel ein Futter aus Fehpelz. Ja, Lina, lauter kleine Pelze, die man damals, schon als Mantelfutter zusammengenäht, auf dem russischen Markt für 60 Rubel kriegte, billiger als Lungenentzündung. Und eingehüllt in diese Eleganz, begab sich das arme Opfer Deiner spitzen Feder unter die Armen von Moskau.

Mrs. Lewis bedauert, wieder einmal feststellen zu müssen (und warum, Lina, hast Du die Sache wieder aufrollen müssen? Sie war immer peinlich und ist lang vorbei), daß sieben Monate nach Erscheinen ihrer Artikel über Rußland in einer New-Yorker Zeitung ein Buch über Rußland erschien, verfaßt von *Theodore Dreiser*, in dem ganze Absätze lang wörtlich dasselbe stand wie in ihren Artikeln. Kommentar war und ist nicht nötig. Festzustellen war und ist nur die Tatsache. Mrs. Lewis' Arbeit ist früher geschrieben und früher gedruckt worden, und das New-Yorker Blatt, das Mrs. Lewis' Copyright besitzt, hat in zwei seiten-

Soeben erschien:

Der Film

**Im
Westen
nichts
Neues**

in Bildern

200 Kupfertiefdrucke

1. — 60. Tausend

Kartoniert

In jeder guten Buch-
handlung vorrätig

M 285

ERNST ROWOHLT VERLAG / BERLIN W 50

langen Spalten Stellen aus den Artikeln und Stellen aus dem Buch zum Vergleich nebeneinandergestellt. Aber Sie haben recht, Lina: Theodore Dreiser hat gesiegt! Denn wer wird, trotz aller Erinnerung an Anatole France, einem Titanen von Dreisers Format so etwas zutrauen? Wer wird glauben, daß ein Dichter von Rang in der Arbeit einer bescheidenen Journalistin etwas für ihn Brauchbares finden konnte? Am wenigsten — eine Frau, eine Kollegin, eine Journalistin!

Zu guter Letzt aber bedauert Mrs. Lewis, daß dem kollegialen Spürsinn Frau Lina Goldschmidts eines ganz entgangen ist: Wußten Sie nicht, daß sämtliche Artikel und Bücher der Mrs. Lewis von ihrem Gatten geschrieben sind?
Dorothy Thompson.

Zur Relativitätstheorie. Der Chauffeur eines Riesen-Maybachs hält neben einem neuen Kleinwagen-Typ und fragt den Besitzer: „Ach verzeihen Sie, mein Herr, kann man mit Ihrem Apparat auch auswärtige Stationen hören?“

Sieben Tage. „Sieben Tage“ sind da. Eine neuartige, große Wochenzeitung für alle deutschen Rundfunkhörer. Aktuell, lebendig, amüsant, mit vielen schönen Bildern, interessanten

Artikeln und Erläuterungen zu den neuartig angeordneten Programmen der europäischen Sender.

Wie alle Dr. Hillers Fabrikate ist auch unser „Bayern-Malz“ in hygienisch sauberen Räumen von einer Belegschaft, die in Spezialkleidung und *unter Radio-Musik arbeitet*, hergestellt und verpackt. *(Inserat.)*

Wie hieß ein Masochist im 18. Jahrhundert? — Ein „namenlos Leidender“. *R. W.*

Hoher Besuch. Fürst Leopold zu Lippe und Gemahlin besuchten gestern das Atelier des bekannten Lichtbildners Hoffotografen F. Langhammer, Kassel, jetzt Kölnische Straße 3 (Ecke Wolfsschlucht) und ließen sich porträtieren. *(Inserat.)*

Auch einer. *Viktor Mann*, der jüngste Bruder von Thomas und Heinrich Mann, tritt zum erstenmal an die Öffentlichkeit. *Nicht mit einem eigenen Werke*, sondern mit einer Auswahl aus den Werken anderer. *Auch so aber bewährt sich sein vornehmer und sicher spürender Geschmack, seine Kunst des Aufbauens und Nüancierens.* Der Aufrühr. Fünfzehn Geschichten. 5. Tausend. Geheftet 6.50 M., gebunden 8.50 Mark. „Eine heute geradezu genial passende Auswahl.“ Oberbayrischer Generalanzeiger. *(Delphin-Verlag.)*

Das nächste Heft des Querschnitt erscheint am 13. Mai (Donnerstag).

Die Aufbaumöbel, die wir in diesem Heft zeigen, sind von der Berliner Fabrik *Kröning & Tiekötter*, die uns auch das Bild aus den Gründerjahren zur Verfügung gestellt hat. — Auf dem Bild der rumänischen Königsfamilie im Märzheft ist nicht Königin Elena, sondern Prinzessin Ileana dargestellt.

Bad Wildungen
für Niere und Blase
Helenenquelle

Zur Haus-Trinkkur: Bei Nierenleiden · Harnsäure-Erweiss · Zucker ·
Badeschriften sowie Angabe billigsfer Bezugsquellen f. das Mineralwasser durch d. Kurverwaltung

BÜCHER-QUERSCHNITT

OTTO FLAKE, *Montijo oder Die Suche nach einer Nation*. Roman. S. Fischer Verlag, Berlin.

Flake hat den nichts als fabulierenden Roman, der im ersten, in Horns Ring und nur da, seine Praedilektion war, — er hat ihn über. Seine Intelligenz ist über das unterhaltende Metier hinausgewachsen. Sie hat an Einsichten und Fülle bedeutend zugenommen, und er gibt sich Mühe, das in das Convenü einer romanhaften Fiktion unterzubringen. Nur in Episoden mit vollem Erfolg. Wahrscheinlich immer dort, wo ein persönliches Erlebnis Vorbild ist. Nicht im Ganzen eines Werkes. Da schieben sich, den Lauf der Erzählung unterbrechend, Betrachtungen, sehr gescheute, ein, die in der Figur nicht unterzubringen waren oder wozu die Lust gefehlt hat. Weil ihm die Gedanken, die er hat, lieber sind, als die erfundenen Figuren, die so tun müssen, als hätten sie ihren Erfinder, um jenes Leben zu bekommen, das der Romanleser in seiner Lektüre zu finden wünscht. Mit seinen Gedanken geht zudem Flake etwas zu ernst um, um einen Grad zu ernst. Mit seinen Figuren nicht ernst genug. Er referiert sie, er „durchblutet“ sie nicht. Aber immer bleibt das Resultat fesselnd. Man hat nie den Eindruck, Flakes Romane vergeblich und für nichts gelesen zu haben. Nur daß man sich an keine Gestalt erinnert. Aber an viele vorzügliche und drastisch formulierte Gedanken und Einfälle. Und an eine gewisse sympathische Unruhe des Gefühls, das weiblich-zerfließend, wie es von Natur aus ist, sich zu männlicher Kontur willentlich steigert. Franz Blei.

WALTER VICTOR, *Mathilde. Ein Leben um Heinrich Heine*. Mit 12 Bildern. Verlag E. P. Tal, Wien, 1931.

Walter Victor gibt das Lebensbild der Frau, die mehr als 21 Jahre mit Heine gelebt hat — fremd und ihm doch so nahe wie niemand sonst. „Dieses Leben des Heinrich Heine mit einem Menschen anderer Rasse und Sprache ist mir ein Symbol für jene Flucht in die Liebe, die einem geistigen Menschen heute mehr als vor hundert Jahren allein übrig bleibt, wenn er das echteste Stück seines Selbst retten will vor dem Untergang in der Betriebsamkeit, im Kampf mit den Konjunkturen des Alltags, in der Oberfläche“ — meint Victor. Er nimmt diese „Flucht in die Liebe“ ohne jede Frage hin, er zeigt nicht, woher und wohin sie geht, er ist ganz hingeeben dem kindhaften Zauber dieser fremden Frau. Von einer „Lulu der Vierzigerjahre“, die der Umschlag verspricht, ist in Walter Victors lyrischem Porträt nichts zu spüren. Eine Ungekante, eine Verkannte war diese Mathilde. Sehr leicht möglich, daß auch Heine sie nicht gekannt hat. Ein paar Blumen, gelegt auf ein einsames Frauengrab — das ist dieses Buch. O. M. Fontana.

Wie die Frau den Mann erlebt

Von SOFIE LAZARSFELD

NEUES WIENER JOURNAL: „Ein hochinteressantes Werk, das mehr Hemmungen zwischen Mann und Weib beseitigen wird, als alle Eheberatungsstellen vermögen.“ Hier behandelt zum erstenmale eine wissenschaftlich berufene Frau das Problem des weiblichen Sexual-Liebes- und Ehelebens vom Standpunkt des Weibes.

LEINENBAND RM 12.—

In allen Buchhandlungen erhältlich!

VERLAG FÜR SEXUALWISSENSCHAFT
SCHNEIDER & CO. / LEIPZIG · WIEN

FURST BÜLOW, *Denkwürdigkeiten*: Bd. II, Von der Marokko-Krise bis zum Abschied; Bd. III, Weltkrieg und Zusammenbruch. Verlag Ullstein, Berlin.

Bernhard Bülow hätte nach Geist und Stoff nicht viel dazu gefehlt, der Suetonius jenes gipsernen Caesarismus zu sein, den ein kluger Historiker als das „Kaiserreich Kempinski“ bezeichnete; bloß eine Kleinigkeit: Empörung. Aber dieser Sonntagsfeuilletonist unter den deutschen Kanzlern, mit seinem apfelbäckigen, lackierten Antlitz, das sieben Jahre lang (1903—1909) wie ein keep smiling über dem Dach des Reichshauses leuchtete, zeigt noch im Tod die Umgänglichkeit, die sein irdisches Wallen ausgezeichnet hat. Für ihn, den meisterhaften Lavierer, der die Diplomatie als Selbstzweck ansah, gibt es nicht Ideen, Perspektiven, heilige Impulse, für ihn gelten nur Richtlinien, Taktiken, Personalzusammenhänge. Wenn für Bismarck (nach Wedekind) Weltpolitik ein Schachspiel war, so war sie für ihn ein Bridge. Als er aus dem Spiel ausscheidet, hat er die Genugtuung des Kiebitz: die Fehler dessen nicht begehen zu müssen, dem er über die Schulter ins Blatt schaut. In dieser glücklichen Lage, „out“ zu sein, keineswegs verbittert wie sein vorletzter Vorgänger, sondern mit einer Art schadenfroher Neugier, setzt er sich in sein wunderschönes Römisches Haus und taucht die Feder in autobiographische Tinte. Und nun geschieht etwas, wodurch allein das Werk, abgesehen von den Denkwürdigkeiten, die es aufschreibt, denkwürdig bleibt: hier scheint jemand Rechenschaft zu geben, um die Ueberlebenden zu ärgern. (Wie anders klingt die posthume Anklage eines großen Charakters wie etwa Clemenceaus!) Schon die Absicht dazu und die vorgelebte Freude wirken erheiternd. Nun aber der Effekt! Er ist doppelt erreicht: freiwillig — denn es ereignet sich das groteske Schauspiel allgemeiner Empörung gegen einen Leichnam (wäre Bülow Voltaire, man müßte um seine Gebeine fürchten); unfreiwillig — denn die mitfühlbare Genugtuung des Verfassers kommt der Frische seines Werks zugute, es scheint, als sei „Daffke“ ein ideales Einbalsamierungsmittel der Geschichte. So sind denn die beiden dicken Bände auf jeder Seite lebendig, amüsant, zeitungsnah, man glaubt, vielgenannten Personen zum erstenmal ins Gesicht zu schauen, vom hemdärmeligen schwäbelnden Erzberger und dem in Geistreichheit devotionierenden Rathenau bis zum eigentlichen Helden des Buches: Wilhelm imperator rex. Doch merkwürdig, grade die Figur dieses Mannes trat bisher noch niemals so menschlich begreifbar, fast liebenswürdig hervor wie hier. Facit indignatio inversum. Man spürt, daß das Kindische, Unreife, Enthusiastische, ewig-Puerile des kaiserlichen Herrn, das der Diener zu seiner Entlastung anführt, mutigen staatsmännischen Fingern vielleicht als gutes Instrument hätte taugen können. Aber Bülow (der im Tod so gern als Marquis Posa dastehen möchte) war mehr Hofmann als Mann. Darum bleibt auch ungeachtet der Bildung, Liberalität, Freimütigkeit und liebenswürdigen Lebensgebärde des Memoirenschreibers alles Menschliche dieser Erinnerungen in eine so kostümhafte und standesbewußte Kälte gebannt, daß man am Ende und wenn die 1000 Seiten wie ein Kolportageroman in einem Zug ausgelesen sind, Heimweh verspürt nach ein paar Leberwürsten und der Kraftrede Gottfrieds von Berlichingen.

Anton Kuh.

LIEBSTE MUTTER, *Briefe berühmter Deutscher an ihre Mütter*, herausgegeben von Paul Elbogen. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin.

Der Einfall, die Heroen des Geistes dort aufzusuchen, wo sie in edelster Form mit dem leiblichen Leben verbunden sind, ist reizvoll, und besonders fruchtbar der Versuch, nicht ein einzelnes großes Leben groß vor uns aufzubauen, sondern die vielen in einer bestimmten Reaktionsweise ihrer Wesenheit nebeneinanderzulegen. 63 Söhne, hervorragende Söhne des deutschen Volkes, schreiben an ihre Mutter. Die Auswahl ist mit Geschick durchgeführt. Die Bemerkungen des Herausgebers bringen in dankenswerter Knappheit gerade das Wissenswerte zur Würdigung des einzelnen Falles. Die gekrönte Schüchternheit Josephs II. sympathisch und charakterfest, die Briefe der geldknappen Herren Studenten Lessing und Jean Paul und vieler anderer, und wieder Goethe, der immer wieder Goethe bleibt.

g. e.



*Schüßgalté
spielt*

*

CONDITOREI

Cafe Berlin

FRITZ UNGER

HARDENBERG STRASSE • AM ZOO

BERGER

HELENE ELIAT, *Saba besucht Salomo*. Roman. Im Verlag Ullstein, Berlin.

Ein verlorenes Liebesspiel. König Salomo bekommt das Mädel Sud nicht, Bilkis (so heißt die Königin von Saba) ihren König nicht. Aber alle haben sie zuletzt, was sie wollen. Liebe usw. Nur der König, dem doch alles gelingen sollte, er, der Weiseste, Schlaueste, geht leer aus. Das ist vielleicht ein Symbol. Aber das ist egal. Ist das unsere Zeit, die die alte gestaltet? Abbildet? In diesem Roman spielen die orientalischen Völker, Soldaten, Krieg und sonst was Ernstes. Dafür hat der Zeichner *Linnekogel* den vollen Sinn. Doch gelingt ihm auch ganz Entzückendes, wie das Liebespärdchen auf Seite 94. Das Ganze ist ein Rokoko-Theater. Ein Beispiel für die Phantasie der Dichterin: Die Dirne Liotha ist 380 Jahre alt. Bilkis zankt mit ihr, unterbricht ihre interessante Erzählung, nur um zu erfahren, wie die Alte ihren Teint behandle. Muß aber zu ihrem Staunen hören, daß die Alt-Junge kein anderes Schönheitsmittel kennt als die Liebe. Hier darf man zitieren: „Immer war es ein anderes Feuer, das meine alten Säfte verbrannte, und mit jeder neuen Liebe erneuerte ich mich. Mach es wie ich, laß keinen Augenblick ohne Liebe verfließen, und du wirst ewig jung bleiben.“ Man liest das Buch, wie man ein schönes Gericht, eine Leckerei genießt. Die Freude ist vergänglich, man ißt rasch, aber der Koch hat eine alte Kultur hinter sich. Man spielt Tod und Leben, es ist alles ein Gedicht, das vom Schimmer des Hohe-Liedes oder anderer Wunderbücher beleuchtet wird. Oft fühlt man deutlich, wie ernst es der Dichterin um ihr Werk ist. So, wenn Salomo in den heiligen Spiegel schaut. Aber, gnädige Frau, der Ernst ist schwer. Ihr Buch ist wegen des Leichten und Zarten schön. Das mag genügen. Viele solche Bücher schreibt man ohnehin nicht. — Dazwischen schlängelt sich die Liebesgeschichte zwischen der genannten jungen Hofdame Sud und dem gesunden Hirten Elis. Wieviel Humor übrigens in dem dicken König Linnekogels und der süßen Sud auf seinem Schloß! Auch sonst überall in seinen Zeichnungen. Arno Nadel.

THEODOR DREISER, *Die Frau*. 15 *Lebensschicksale*. Paul Zsolnay Verlag, Wien
Als ein verspäteter Zolaist, nur ohne den Romantizismus des Franzosen, war Dreiser um 1900, als seine ersten Romane „nach dem Leben“ erschienen, für die USA von einiger Wichtigkeit. Für das damalige Deutschland der Buddenbrooks war er es nicht. Für das heutige Deutschland mit dem Reportageroman und den „Wahren Romanen“ — Motto der Blödsinn: „Das Leben ist der beste Dichter“ — ist er ein großer Schriftsteller. Was er ganz bestimmt nicht ist. Nur ein trauriger durch seinen etwas kindischen Pessimismus, den er mit unverdautem Spencer, Nietzsche, Freud zu vertiefen glaubt. Anklägerisch mit sozialistischem Einschlag wie Upton Sinclair, bewundernd was er als Nietzscheleser mißverstehend die „blonde Bestie“ vermeint. Als Erzähler verworren, weitläufig, banal bis zur Trivialität. Seine jüngeren Kollegen sprechen mit dem Respekt von ihm, den er sich 1900 erworben hat, als die Flut der sentimental Romanwassersuppen am höchsten stand. Als er mit dem Realismus debütierte. Sinclair Lewis mag da etwas gelernt haben. In seinen weniger guten Büchern auch Hergesheimer. Sicher gar nichts Hemmingway. Gar nichts Sherwood Anderson, der sensualistische Mystiker, oder gar Cabell. F. B.

Was nicht im „Baedeker“ steht

NEU:

OBERITALIEN

von H. von Wedderkop

Von Südtirol bis Siena wird Italien hier von einem gründlichen Kenner für den Reisenden von Kultur lebendig gemacht. Ob Wedderkop von italienischer Kunst, Küche, Menschen oder den Landessitten erzählt, immer sagt er Dinge, die man gerne wissen möchte und bisher nirgends erfahren konnte

PREIS:
Kartonierte M 5.—, Lelene M 6.80

VERLAG PIPER
MÜNCHEN

JEANNE RAMEL-CALS, Für Liebende. Deutsch von Franz Blei. Mit Zeichnungen von Jack v. Reppert-Bismarck. Kindt & Bucher Verlag, Gießen.

Amüsante Croquis einer Pariserin über die Weisheit der Liebe. Neben jede Behauptung und Lehre wird ihr Gegenteil gesetzt — so daß man als das Wesen der Weisheit erkennt: Das Gegenteil stimmt auch. — Stellenweise ist der Text nur Folie für die graziösen Zeichnungen der zwischen Pascin und Marie Laurencin (anmutig) stehenden Berlinerin *Jack v. Reppert-Bismarck*. Hübsche Ausstattung und weiße Flecke, die man mit Tagebuchnotizen füllen kann . . . *Wtt.*

SOFIE LAZARSFELD, Wie die Frau den Mann erlebt. Fremde Bekenntnisse und eigene Beobachtungen. Verlag für Sexualwissenschaft Schneider & Co., Leipzig-Wien.

Ein fleißiges und gescheites Buch, von der Leiterin einer Beratungsstelle verfaßt, gut geschrieben und alle Literatur der Psychologie-Zentrale Wien zusammenfassend. Ein Vademecum für Frauen zur Erleichterung der Lebens- und Liebesgestaltung, aber deswegen auch dem Mann-Leser nützlich. Die Verfasserin neigt zu den Anschauungen Alfred Adlers — und das bedeutet, daß sie von der Dämonie des Sexus die sozialen Bedürfnisse abzieht: als erfreulicher Rest bleibt dann Sexus ohne Dämonie. *Wtt.*

HEINRICH ZIMMER, Ewiges Indien. In der Serie „Das Weltbild“. Müller und Kiepenheuer Verlag, Potsdam, und Orell Füssli, Zürich.

„Unser ist das Zeitalter der Erdeinschrumpfung. Ferne wird Entfernung, Weite zu besetztem Feld, die Erde . . . ist auf dem Wege, ein einziger geistiger Raum zu werden . . .“ Eine Seltenheit in der deutschen Literatur: eine tieferschürfende wissenschaftliche Darstellung, frisch und lebendig, übersprudelnd von einem Reichtum an Ideen, einer Fülle wertvoller Anregungen, einer schöpferischen, bildreichen Sprache, daß man bei der Lektüre vergißt, wie unendlich schwierig im Grunde die Materie ist, die hier so genußreich geboten wird. Wie von den Dichtern der Veden gesagt ist, daß „ihr Wort nicht redet, sondern wirkt“, so kann man vom Autor sagen: er beschreibt nicht, er beschwört die indische Geisteswelt. Er stellt nicht nur eine tief hinter alle jüdisch-christliche Gedankenwelt greifende Weltwerdens- und Seinslehre meisterhaft dar; er weckt, erleuchtet und beschenkt den Geist des Lesers mit einer Fülle erlebter Anschauungen, überraschenden, vorwärtstragenden Ideen, die bei aller Größe, dem Menschlich-Allzumenschlichen in uns Rechnung tragen. Verse wie: „Selig, die dem Lebenskreis Entrückten — Jung schon bar der Lust, All-Eins-Versunken — Bergeinsiedel zu des Lehrers Füßen; — Selig auch, die ihre Liebste trunken — den von steiler Brüste Last gedrückten — Leib — des Abends in die Arme schließen“ fügen sich diesem Texte ein, ohne den Glanz seiner eigenen stilistischen Schönheit in den Schatten zu stellen. Ein gedichteter Kommentar zu einer anderen, in Weltaltern denkenden Bibel, ein Werk, das man auf seinen Bücherborden zu den wenigen stellt, die man jederzeit zur Hand haben will. *Schi.*

R. Dillenz und J. Pfister

DEUTSCHE MODE?

Kampf gegen die Mode. — Kunst und Mode. — Erziehung zur Mode. — Kultur und Mode. — Politik und Mode. —

Das Buch stellt den wesentlichen Begriff der Mode zum ersten Male klar heraus und begründet geschichtlich und philosophisch die richtigen und falschen Meinungen über Mode und Kultur.

Broschur
RM 1.50

TRANSMARE VERLAG BERLIN W 10

NEUE SCHALLPLATTEN

- „Till Eulenspiegel“ (Rich. Strauß). Furtwängler m. Berl. Philh. Grammophon 95410-11. — Auch das krauseste Tondickicht erscheint hier vorbildlich klanggeziert. Prachtleistung.
- Hebriden-Ouvertüre (Mendelssohn). Bodanzky m. Berl. Staatskap. Odeon 6722-23. — Leichtgängig geformte, gut interpretierte und reproduzierte Fingalshöhle.
- 3 Groschen-Querschnitt (Brecht-Weill). Ultraphon A 752-55. — Besser als der ganze Tonfilm! Weichstimmig, transparent, künstlerisch. Unanfechtbare Qualität!
- Kinderlieder-Potpourri (Schmalstich). Marek Weber-Orch. Electrola E. H. 646. — Wunderhübsche Sammlung für Kleine und Nachdenkliche.
- Türkische Scharwache (Michaelis). Orchestrola Orch. 2508. — Recht vergnügliche Kinderplatte.
- Brandenburgisches Concert Nr. 3, G-dur (Bach). Furtwängler m. Berl. Philh. Grammophon 95417-18. — Als polyphone Orchesterstudie ein Unikum.
- Italienische Sinfonie Nr. 4 (Mendelssohn). A. Guarnieri m. Scala-Orch. Homocord 4-3998-99. — Südlich-heitere, reizvoll gespielte Musik.
- Alessandro Stradello Ouvertüre (Flotow). Meyrowitz m. Berl. Philh. Ultraphon A 780. — Famos gesteigertes, effektsicheres Klangbild — dankbare Geschenkplatte.
- Job. Strauß-Potpourri. Marek Weber-Orch. Electrola E. H. 616. — Besonders flotter Kehraus für Hausbälle.
- Mephisto-Walzer (Liszt). Orch. Brüsseler Conservatorium. Dir.: Defaur. Columbia DWX 1349-50. — Warum lassen sich die Herren Generäle vom Taktstock diesen lebensprühenden, mitfortreißenden Musik-Film entgehen? Vorzügliche Aufnahme!
- Meistersinger-Ouvertüre (Wagner). Bruno Walter und Symph. Orch. Recorded in the Central Hall, London. Columbia DX 86. — Zwischen Lyrik und Heroismus, Bürgerlichkeit und schwelgerischem Schwung angenehme Mitte haltende Interpretation.
- Improvisationen über ungarische Volkslieder. Zigeuner-Orch. Solo-Viol.: A. Karolyi. Grammophon 23692. — Wertvolle Beiträge feuriger Pußta-Folkloristik.
- Tui sunt Coeli (Orlando di Lasso). Aachener Domchor (a capella), „Großer Gott wir loben dich“, Kölner Männergesangsverein m. Bläsern, Orgel. Ultraphon B 4502. — Reverenz vor Schönheit, Pomp, Disziplin und der ganzen „Musica sacra“ überhaupt.
- Sonate A-dur op. 69 (Beethoven). Cello: Casals, Klav.: Schulhoff. Electrola D. B. 1417, 18, 19. — Standardbeispiel adliger Kammermusikunst. Genuß für Verständnissvolle
- „Ach wie so trügerisch“ aus Rigoletto (Verdi). Joseph Schmidt. Meyrowitz m. Berl. Philh. Ultraphon A 779. — Eine der besten und herzerfreudsten Gesangsplatten.
- Notte lunaire (Doda). Gigli m. Orch. Electrola DB. 1454. — Ausdrucksstark produzierter, folkloristisch interessierender Edelschmarren.
- „Komm in die Gondel“ aus „Nacht in Venedig“ (Job. Strauß, Korngold Bearbeitung). Lotte Schöne-Wittrisch. Electrola E. G. 2166. — Einschmeichelnde Melodien und Stimmen.
- „Liebste glaub' an mich...“ aus „Schön ist die Welt“ (Léhar). Tauber m. Orch. Odeon 4979. — Erstaunliche Instrumentalwirkung begnadeten Organs.
- „Der Bettelstudent“ (Millöcker) Maeder-Weigert-Bearbeitung. Grammophon 95342-45. — Fortsetzung der verdienstlichen Kurzopern. Gemütvolle, ergötzliche Heimplatten.
- Gemischtes Kompotpourri 1931. Dajos-Bela-Orch. Odeon 11396. — Lustige Vorschau auf Jahres-Schlagerrevue. Ausgezeichneter Tenor (Leo Frank).
- „Laß mich...“ aus „Einbrecher“ und „Ich denk' an Mädi...“ aus „Ihre Majestät — die Liebe“, Tonfilme. Electrola E. G. 2177 und 2186. Mitja Nikisch-Orch. — Mit Vehemenz und obstinatem Schmelz wahrhaft Jazz-Besessenen serviert! Thurneiser.

Verantwortlich für die Redaktion: Victor Wittner, Berlin-Charlottenburg. — Verantwortlich für die Anzeigen: Herbert Schade, Berlin. — Nachdruck verboten.

Verantwortlich in Österreich für Redaktion: Ludwig Klinenberger, für Herausgabe: Ullstein & Co., G. m. b. H., Wien I, Rosenbursenstr. 8. — In der tschechoslowakischen Republik: Wilh. Neumann, Prag. Der „Querschnitt“ erscheint monatlich einmal und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen; ferner durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste. — Redaktion: Berlin SW 68, Kochstraße 22-26.



Adrienne Thomas

Die Matrin wird Soldat

Alle Welt liest dieses Erstlingswerk einer jungen Elsaß-Lothringerin, und viele Menschen schrieben uns, daß sie es lieben. Fünf Lebensjahre eines jungen Mädchens voll Wissen und Ahnen, voll Hoffnung und Verzweiflung, voll unendlicher Liebe werden hier erzählt, so einfach, so ergreifend, so erschütternd, daß man sich nur schwer einen Menschen vorstellen kann, dem dieses Buch nicht viel zu sagen hätte. Sie dürfen an diesem Roman nicht vorübergehen!

4 Monate

nach Erscheinen Auflage bereits

90. Tausend

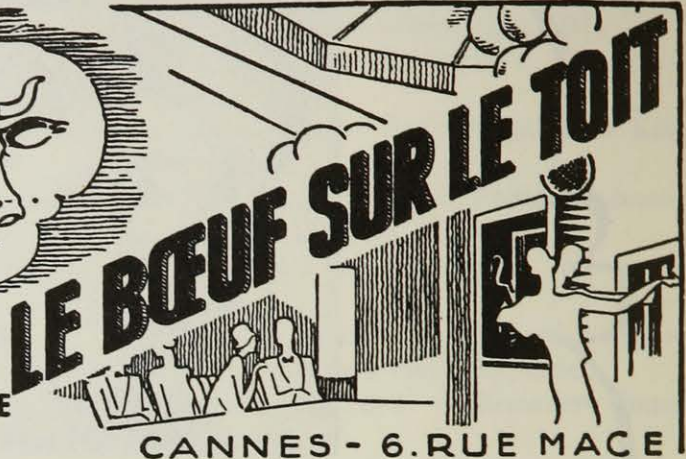
PREIS 4 UND 6 MARK

Propyläen-Verlag

EMPFEHLENSWERTE HOTELS UND RESTAURANTS IN FRANKREICH



PARIS
26. RUE DE DENTHIEVRE
TELEPHONE
ANJOU 11-10



CANNES - 6. RUE MACE

Auberge du Roy Dagobert-Paris

50, rue Richelieu, 45, rue Montpensier,
(gegenüber dem Théâtre Palais Royal)
Erstklassige französische Küche

HOTEL BUCKINGHAM

PARIS, 43, rue des Mathurins, zentral gelegen (n. d. Oper u. Madeleine), jed. Komfort, prächt. Lage, für Familien besond. Preise. Man spricht Deutsch!

Terrass - Hôtel

große Halle in Marmor, 200 Z. od. Wohnungen, 80 Bäder, 2 Fahrstühle, Tel. in jed. Zimmer, Rundblick auf Paris. — Z. ab 25 Fcs. — 12/14, RUE DE MAISTRE, PARIS

MONTMARTRE

RESTAURANT DE LA COQUILLE

PARIS

6, RUE DU DÉBARCADÈRE
(Porte Maillot)

Erfkl. bürgerl. Küche, gepflegte Weine. Besonderheiten: Fische u. Schaltiere, französische Gerichte
Tel.: Galvani 25-95

A. BARDON, DIREKTOR

CAFÉ—BRASSERIE

Dîners — Soupers
son Bar Américain

PARIS

Zentrum des
MONTPARNASSE

Le Dôme

Rendez-vous international des artistes.

Ouvert toute la nuit

Merken Sie sich diese wertvolle Adresse für Ihre nächste Reise nach

Hotels Saint James et d'Albany

211, Rue St. Honoré et 202, Rue de Rivoli

Telegramm-Adresse: Jamalbany III Paris • Telefon: Opéra 02-30, 02-37, Inter 12-66

Das bekannte Hotel Saint James war ehemals das Palais und die Residenz König Karls X. und des Herzogs von Noailles. Heute durch einen gepflegten Privatgarten mit dem Hotel d'Albany zu einem Komplex vereinigt, gehört es, traditionsgemäß, zu den bevorzugten Häusern anspruchsvoller Gäste. Unter den vielen Vorzügen zählen wir hier nur folgende auf: äußerst zentrale Lage, die Zimmer bieten teils herrliche Aussicht auf die Tuileries, teils gehen sie auf den Privatgarten aus, und zählen daher zu den ruhigsten von Paris, feine altfranzösische Küche, billige Preise / 300 Zimmer, 150 Badezimmer / Einen freundlichen Empfang versichert besonders allen Querschnittlesern

PARIS

A. Lerche
Besitzer

EMPFEHLENSWERTE

HOTELS UND RESTAURANTS IN FRANKREICH UND BELGIEN

Gallia-Palace-Hotel

CANNES

inmitten eines der schönsten Parks der Riviera. Volle Südlage. Jedes Zimmer mit Bad und Telefon. JOSEPH WILD, Direktor.

Hotel Astoria Blankenberghe/Belgien

im Zentrum und nahe am Strand gelegen. — Jeglicher Komfort. Gute bürgerliche Küche.

RESTAURANT

BOSC

PARIS

135, AVENUE MALAKOFF

(Porte Maillot), am Eingang des Bois de Boulogne.

Vorzügliche Küche, gepflegte Weine, mäßige Preise.

Spezialitäten: Poularde, Côte de Veau et Foie gras.

L. DEFAYE NACHF.

NIZZA HOTEL MONO

Avenue Thiers. Deutsches Haus. 1930 erbaut. Volle Pension ab Rmk. 6.—. Braun, Direktor.

AVIGNON. Hotel „Terminus“ Bes. Galtier, nahe d. Bahnhof, modernster Komfort, 100 Z., 4 Garagen, großes Restaurant, mäßige Preise.

CANNES, HOTEL REGINA Jeder Komfort, Tennis-Klubs in unmittelbarer Nähe, großer Garten, Garage, Pension von 10 bis 15 RM.

NIZZA: Hotel-Pension „SOLE MIO“ Rue du Grand-Pin — mod. Haus — gepf. Küche — Garten — man treibt Konversation und bietet günstige Gelegenheit zur Vervollkommnung der Sprachkenntnisse — Pension ab RM 5.—

SCHENKEN SIE
IHREN KINDERN

Das Inselparadies

von CHARLES VILDRAC

Mit 92 lustigen Zeichnungen
von EDY-LEGRAND

Dieser Roman hat in Frankreich einen Riesenerfolg gehabt. Er wird auch in Deutschland alle Kinder begeistern.

ERICH LICHTENSTEIN
VERLAG / WEIMAR

Bô Yin Râ

stand am Schraubstock und an der Drehbank, während seine Altersgenossen das Gymnasium absolvierten. Erst später wurde er Maler und erst mit nahezu vierzig Jahren trat er als Schriftsteller hervor. Einführungsschrift von Dr. Alfred Kober-Stachelin „Meine Stellung zu Bô Yin Râ“, in jeder Buchhandlung kostenfrei erhältlich, sowie beim Verlag: Kober'sche Verlagsbuchhandlung Basel und Leipzig.

Ich bitte um Anforderung meines illustrierten Kataloges über

POLSTER MÖBEL

Primatra - Auflegemattmatratzen, Liegestühle, Teppiche, Einzelmöbel usw.

GUSTAV PANHORST
HEMELINGEN 5

KUNST-
UND GEWERBESCHULE

MAINZ

VERLANGEN SIE
DRUCKSACHEN

GUSTAV KNAUER

BERLIN W62, WICHMANNSTR. 8

BRESLAU — WIEN

PARIS, 7&9, BOULEVARD HAUSSMANN

Sonder-Abteilung für Verpackung und
Transport von Gemälden u. Kunstwerken

Spezialist für Kunsttransporte

CH. POTTIER

14, Rue Gaillon PARIS (2^e)

SPEDITEUR

packt, spediert, verzollt

*für die Galerien Flechtheim,
Matthiesen, Goldschmidt, Cassirer usw.*

Die dünnste Rasierklinge der Welt ist die von der größten deutschen Spezialfabrik, der Roth-Büchner A.-G., herausgebrachte Rotbart-Luxuosa Rasierklinge. Bekanntlich erzeugen Rasierklingen einen um so schärferen und sanfteren Schnitt, je dünner sie sind. Langjährige Versuche waren erforderlich, um diesem hauchfeinen Material die erforderliche Elastizität zu geben. Schlangenförmige Kanäle auf der Klingenoberfläche sorgen für den Spannungsausgleich. 29 Patente aller bedeutenden Staaten ruhen auf dieser Klinge und sind ein Beweis, daß der Wert dieser Erfindung von allen Fachleuten der Welt anerkannt wird.

Etwas Wichtiges fehlt auf Ihrem Toilette-tisch! Das biologische Hauttonikum „Eukutol“ sollte der Mittelpunkt Ihres Toilette-tisches sein. Die zarte, naturunterstützende Wirkung dieser Mattcreme beruht auf dem Gehalt an biologischen Stoffen, deren hautverjüngende, regenerierende Kraft in die Zell-tätigkeit der Hautschicht anregend und regulierend eingreift. Das so wieder elastisch werdende und sich füllende Unterhautgewebe strafft die Oberhaut, glättet Falten und Runzeln und gibt fahler und welker Haut ihre frühere Frische zurück.

Eukutol wird einfach morgens und abends auf der Haut verrieben. Die feine Cremeschicht ist unsichtbar und schützt vor Witterungs- und anderen schädlichen Einflüssen.

Eukutol erhalten Sie in allen Drogerien, Apotheken usw. Tube RM 1.—, elegante, grüngoldene Dose RM 2,40. Lesen Sie die in jeder Packung befindliche interessante Broschüre: „Zur Biologie der Haut“!

Individuelle Ausgestaltung des Innenraums — die gesamte Wohnkultur der gegenwärtigen Epoche steht im Zeichen dieser Forderung. Einrichtungsgegenstände und Möbel sollen bei vollster Wahrung einer ästhetischen Formgebung in erster Linie auf Zweckmäßigkeit eingestellt und außerdem dem Charakter des modernen Wohnraumes angepaßt sein. Die Nachfrage nach entsprechenden Möbelerzeugnissen ist naturgemäß groß, jedoch lassen die Angebotspreise in der Preisfrage leider noch zu wünschen übrig.

Der seit 18 Jahren bestehende Verband Deutsche Wohnungskunst hat es sich nun zur Aufgabe gemacht, hier einen Ausgleich zu schaffen und Erzeugnisse auf den Markt zu bringen, die einerseits in künstlerischer Hinsicht vollkommen befriedigen und andererseits den Wunsch nach möglicher Verbilligung berücksichtigen. Die Entwürfe der Möbel stammen durchweg von anerkannten Künstlern und die Fabrikation wird in Großbetrieben serienmäßig durchgeführt. Dieses Verfahren ermöglicht, die Vorzüge eines von Künstlerhand stammenden Erzeugnisses mit den Vorzügen moderner rationeller Fabrikationsmethoden zu vereinen und so die Preise so niedrig zu halten, daß sie jedermann erschwinglich sind. Dabei ist es Arbeitsprinzip des Verbandes, die Vervielfältigung der Originalentwürfe unter strengster Beobachtung aller Einzelheiten vorzunehmen. Besichtigung und Erwerb der „WK-Möbel“ ist in nahezu sämtlichen deutschen Großstädten möglich; das bestehende Netz von Verkaufsstellen erstreckt sich über ganz Deutschland.



Ein Auto für 1685.-!

Jetzt können Sie Automobilbesitzer werden! DKW bietet Ihnen den modernsten Kleinwagen der Welt, ein Automobil mit allem Komfort, mit Schwingachsen, Vorderradantrieb u. einem mehrhunderttausendfach bewährten Motor. Zwei, drei oder vier Personen finden reichlich Platz. Und dann: er ist ein Wagen auch für große Reise, Pässe bezwingt er mühelos, auf ebener Straße jagt er mit D-Zuggeschwindigkeit dahin. Mit voller Fahrt nimmt er die schärfsten Kurven, vermöge seiner Schwingachsen überwindet er Schlaglöcher, ohne zu springen . . . Jetzt können Sie ein modernes Automobil besitzen! Fahren Sie einen DKW-Frontantrieb, er kostet in Anschaffung und Unterhalt nicht mehr als ein Motorrad, er ist das Richtige für Beruf, Sport, Reise und Erholung!

Drei verschiedene Karosserien:

2 sitzer Roadster 1685.—

2—3 sitzer Roadster 1785.—

Cabriolet, 2 Innen-, 2 Notsitze 1950.—

Günstige Ratenbedingungen

Preise ab Werk · DKW · ZSCHOPAU, Sa.

Frontantrieb
DKW
F 1
95e



Garantie:

Wenn Sie nach 14tägigem Gebrauch mit Peri Rasier-Crème nicht zufrieden sind, zahlen wir bei Rücksendung der Tube das Geld zurück.

Fang' den Tag mit „PERI“ an...

Gleich nach dem Aufstehen den linden Peri-Schaum auf die Haut... leichte Fahrt für die Klinge... nichts schmerzt... nichts kratzt... nichts brennt... fort stieben die Stoppeln... die Wangen so glatt und frisch... nur ein wohliges Gefühl bleibt zurück... Peri-Gefühl...

“Peri Rasier-Crème“ ist blütenweiß, bezwingt den stärksten Bart. Reichliche Anwendung von Wasser beim Einpinseln macht das Haar - bis in seine Wurzeln - besonders weich, sodaß der Bart rasch schnittreif wird und die Klingen geschont werden. Eine Minute Einschäumen - mit warmem oder kaltem Wasser - genügt. Nur noch Pinsel - kein Rasierbecken. Einreiben mit den Fingern ist unnötig. “Peri“ spart Zeit und Geld, vermeidet Ärger und ist durch ihre Milde geradezu ein Hautpflegemittel.

Tube M 1.25 für 90 mal
Tube M .65 für 45 mal
Probe-Tube zu M .20
Überall erhältlich!

DR. M. ALBERSHEIM
FRANKFURT AM MAIN
PARIS UND LONDON
Abt. 31 P 15

Dr. Albersheims
PERI RASIER-CREME



DER QUERSCHNITT

XI. Jahrgang

Berlin, Ende Mai 1931

Heft 5

INHALT

<i>Jules Sauerwein: Verständnis für Deutschland . . .</i>	291
<i>Jean Giraudoux: Berlin, nicht Paris!</i>	295
<i>Amédée Ozenfant: Weekend Berlin</i>	297
<i>Werner Hegemann: Bauen in Berlin</i>	301
<i>Paul Morand: Reiz der Reise</i>	305
<i>Hannes Küpper: „Provinz“ und Berlin</i>	307
<i>Fred Alstern: Der komische Kant</i>	310
<i>Frazier Hunt: Eine Säbelmensur in Berlin (1930) .</i>	315
<i>Arno Holz und Georg von Hülsen: Briefwechsel .</i>	318
<i>Arno Nadel: Signalement</i>	323
<i>Otto Schoff: Uschi</i>	324
<i>E. B. W.: Woran erkennt man einen wahren Dichter?</i>	325
<i>Léon Daudet: Verwünschung der Académie . . .</i>	328
<i>Jules Renard: Zeitgemäßes Zwiegespräch</i>	329

Marginalien:

Paul Morand: Berlin, das New York Alt-Europas / Victor Wittner: Theater am Kurfürstendamm / Grete Ujhely: Die Lösung der sozialen Frage / Lu à Berlin / O. B. Server: Walther Lambach, der Volkskonservative / Ein neuer Weg ins dritte Reich / Anton: Was ich in Deutschland nicht mehr sehen will / Rudolf Leonhard: National-Literatur / Sacha Guitry: Notizbuch / Heinz Lesser: Miniaturgolf im Haus / Anja Trivas: Pariser Pasteten / Pascin als Kind / Heinrich Guttmann: Musette läßt sich photographieren / Richard Wiener: Kleine Humorlosigkeiten / Bücher-Querschnitt

Umschlagbild nach einem Stich von Chas-Laborde

Nachdruck und Uebersetzung verboten / Copyright 1931 by Propyläen-Verlag, Berlin

Chefredakteur: Victor Wittner

Sachliche Schönheit ist das Kennzeichen der neuen SOENNECKEN



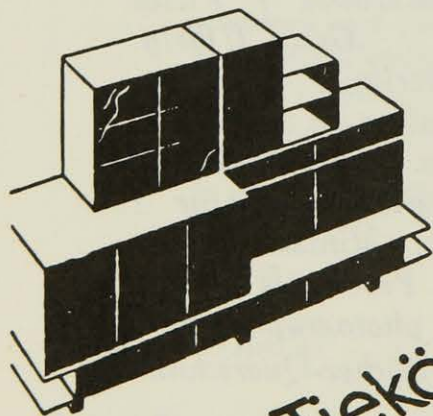
ZWECKMÖBEL

Gut zueinander abgestimmte Maße, ausgezeichnetes Material, handwerklich und technisch hochwertige Verarbeitung ergeben eine ausgezeichnete Wirkung. Verlangen Sie ausführl. Sonderprospekt Nr 02202 M

F. SOENNECKEN · BONN

BERLIN W 8, MOHRENSTRASSE 58/59 · LEIPZIG, MARKT 1 (ALTES RATHAUS)

Kombinations-Typenmöbel



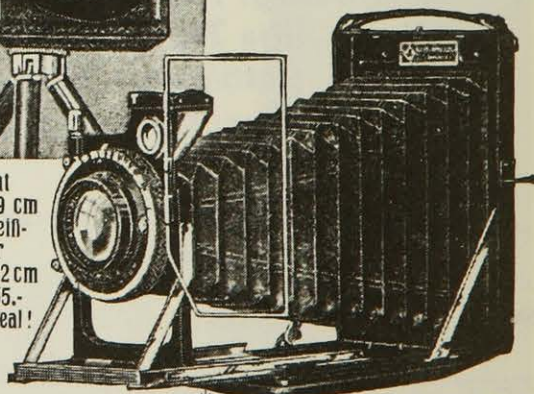
Krönig u. Tiekötter
Berlin SW 68
Kochstrasse 10
Bergmann 1862
Fordern Sie Preisbuch

Patent-Etui-Kamera



Durch die Mattscheibe eingestellt verbürgt Erfolg, spart Material, erhöht den ideellen Wert des Photographierens. Die P. E. K. hat Mattscheibe, Brillant- und Rahmensucher und ist dennoch unerreicht flach, leicht und verblüffend stabil.

Format
6,5 x 9 cm
mit Zeiss-
Tessar
1:4,5/12 cm
RM 135.-
das Ideal!

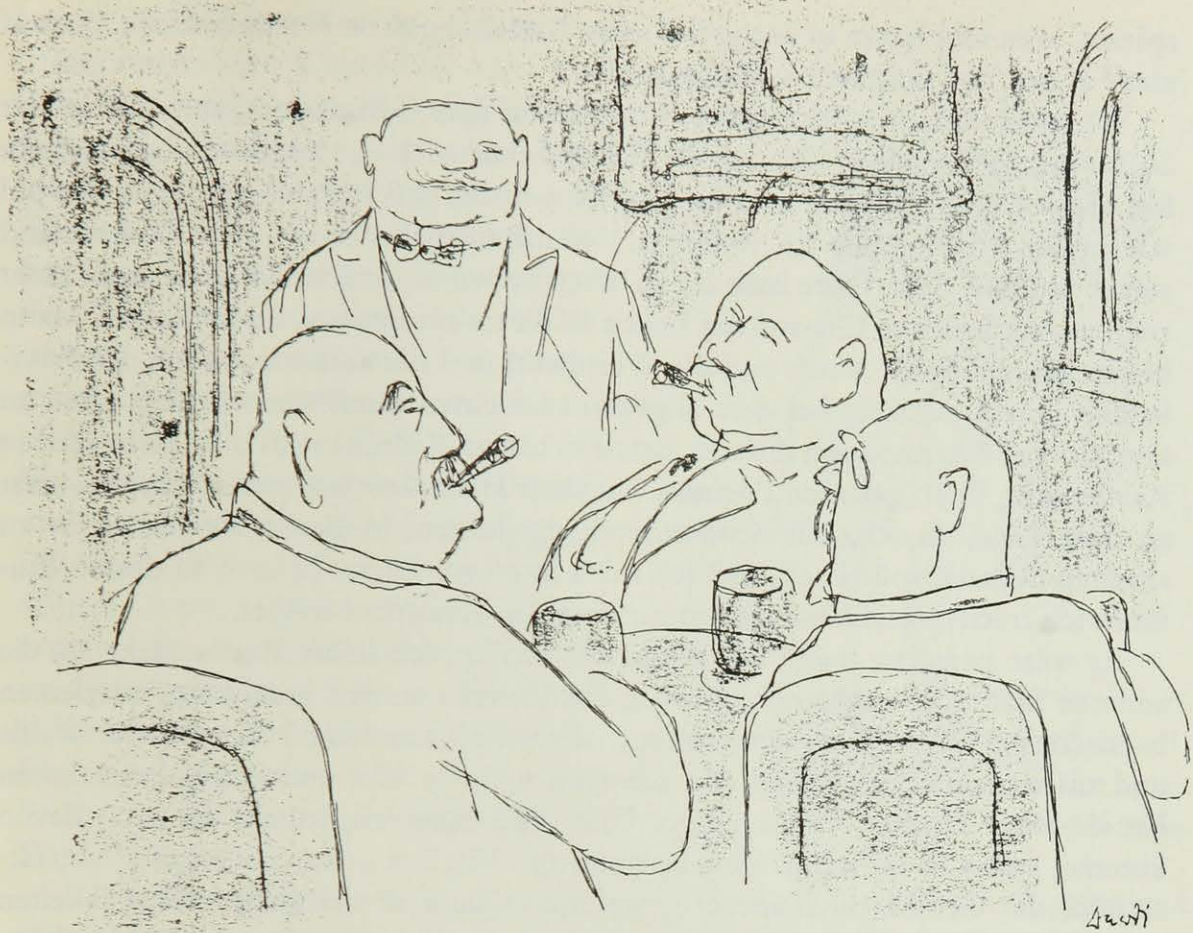


Verlangen Sie Druckschrift Qu

KAMERA  **WERKSTÄTTEN**

GUTHE & THORSCH

DRESDEN · Bärenstr. 21



Kirschenbaum

Der Stammtisch

Verständnis für Deutschland

Von

Jules Sauerwein

Seit dem Krieg bin ich zwanzigmal und mehr nach Deutschland gekommen, und ungefähr ebensooft war ich vor dem Krieg dort. Wenn ich meine Erinnerungen an dieses Land heraufbeschwöre, so scheinen sie mir in zwei langen Rubriken parallel zu verlaufen: die eine liegt auf politischem Gebiet, die andere setzt sich aus den gesamten Eindrücken und Erfahrungen außerhalb der Politik zusammen. Es ist wohl überflüssig zu sagen, daß die zweite Rubrik für mich viel kostbarer ist als die erste. Nach Deutschland zu kommen, die verschiedenen Gegenden und die Theater aufzusuchen, die schönen musikalischen Darbietungen zu hören, in den verschiedensten Gesellschaftskreisen zu verkehren, spazierenzugehen, zu lauschen und zu beobachten, wie es der Zufall gibt — all das gehört, innerhalb des vollkommenen Ganzen, das meine Reisen um die Welt darstellen, ganz sicher zu den angenehmsten und instruktivsten Dingen. Seit meiner zartesten Kindheit, als ich mit meinen musikliebenden Freunden in Marseille mühsam die Partituren von Wagner enträtselte, als ich mich auf der Schulbank mit den großen deutschen Dichtern und Denkern vertraut machte, seit damals schon, glaube ich, war ich dazu bestimmt und durch meine geistige Entwicklung dazu geeignet, Deutschland zu erkennen und zu verstehen und sogar eine gewisse Rolle dort zu

spielen, zum mindesten in bezug auf seine Beziehungen zu Frankreich, im Verlauf einer Kette von tragischen Ereignissen.

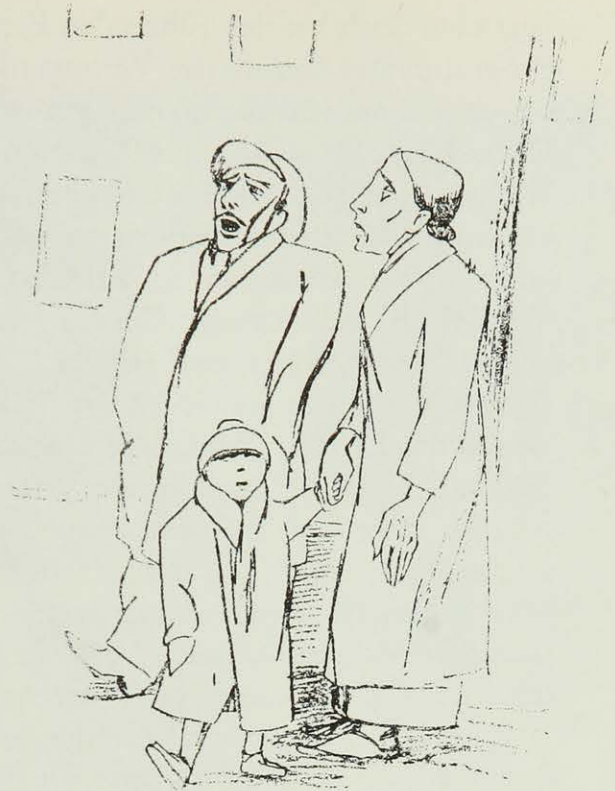
Während nun um mich herum, zum Teil auf dem Gymnasium, zum Teil an der Sorbonne, viele meiner Kameraden sich spontan nach der angelsächsischen Seite hin orientierten, habe ich stets das Gefühl gehabt, daß meine Neigungen sowohl wie meine Pflicht mich im weiteren Verlauf meines Lebens nach Deutschland ziehen würden. Vier Jahre habe ich in Wien gewohnt, und ich brauche wohl nicht zu erzählen, welchen Charme das Leben in dieser Hauptstadt einem jungen Mann bieten kann, der die Musik und die Welt liebt, und der außerdem noch das Privilegium besaß, Sekretär bei dem allgemein beliebten französischen Gesandten zu sein. So viel Charme auch die alte, österreichische Kultur besaß mit ihrem starren Kastengeist, ihren galanten Formen, mit ihrer Heiterkeit und guten Laune — erst an dem Tage, als ich, mit neunundzwanzig Jahren, in Berlin als Journalist zu arbeiten begann, spürte ich, daß ich mich in einem Lande befand, in dessen Studium ich mich gründlichst und immer ernster versenken mußte.

Es wäre paradox, wenn ich behaupten wollte, ich liebte Berlin mehr als die anderen Städte Deutschlands, es wäre ein Unrecht an den bezaubernden kleinen bayrischen Städtchen, an der sanften, ruhevollen Landschaft des Schwarzwalds und am romantischen Rhein, den niemand mehr geliebt und besser beschrieben hat als unser Dichter Victor Hugo. Und doch habe ich, sobald ich nach Berlin komme, selbst in schweren Zeiten, wenn die Vitalität etwas gedämpfter ist, tatsächlich das Gefühl, mich an der gewaltigen Quelle menschlicher Möglichkeiten zu befinden. Diese Stadt in ständigem Werden, die im Laufe eines halben Jahrhunderts so gigantisch stark und groß geworden ist, erinnert mich in gewisser Hinsicht an die jungen Städte in Amerika, allerdings mit dem wesentlichen Unterschied, daß die Geistesprodukte sich in Berlin auf natürlichem Boden entwickeln und nicht künstlich eingepflanzt sind, wie in der Neuen Welt.

In den Millionen menschlicher Wesen, von denen viele eine reichlich unsichere Existenz führen, lebt der Wille zur Gesundheit, der sie an Sommerabenden und an Feiertagen hinaustreibt in die kleinen Kiefernwälder rund um die brandenburgischen Seen, in einer Art frenetischer Sucht, durch das Einatmen der reinen Luft die Unannehmlichkeit eines eingepferchten und komfortlosen Lebens auszugleichen. Dieses Hygienebedürfnis, das sich in den schweren Jahren der Nachkriegszeit erstaunlich entwickelt hat, war in den Jahren 1908 bis 1910, als ich vorübergehend Berliner Korrespondent meiner Zeitung war, bei weitem nicht so stark. Die Rasse selbst hat sich bedeutend verändert. Die Frauen zwischen fünf- und zwanzig und fünfunddreißig, die sich früher einfach dem Dickwerden überließen, bewahren jetzt ihre kräftige Muskulatur und ihre elegante Linie. Die Bevölkerung von Berlin hat sich enorm entwickelt.

Zu meinen größten Freuden gehört das Theater. Ich bin der Ansicht, daß es nirgends eine solche Reihe vollkommener Ensembles gibt wie in Berlin. In den anderen Hauptstädten, namentlich in London und Paris, gibt es in jedem Theater ein oder zwei, im Höchsthalle drei oder vier Schauspieler ersten Ranges, während man in Berlin, dank einer reichen Rekrutierung und wahrscheinlich auch infolge eines methodischen Unterrichts, ein Stück aufführt, ohne daß die kleinste Rolle von einem mittelmäßigen Schauspieler gespielt würde. Kürzlich war ich wahr-

haftig voller Bewunderung, als ich den „Hauptmann von Köpenick“ sah, und nicht zum wenigsten für die geistige Größe des Publikums, das ohne Vorurteile und voll Vergnügen jenes tolle Abenteuer vor sich abrollen ließ, das umrahmt ist von einem balzacwürdigen Zeit- und Sittenbild. Aber auch die Darstellung selbst: nicht nur der Hauptmann, den der große Werner Krauß gibt, auch der zwerchfellerschütternde Bürgermeister von Köpenick (Gülstorff) und der unnachahmliche Schneider von Potsdam (Hermann Valentin), jeder in seinem Genre bedeutet eine Schöpfung ersten Ranges. Jeder einzelne Insasse im Gefängnis, jeder Gast im Nachtsyl, jeder einzelne bis zur unscheinbarsten Person würde selbst mit einer ersten Rolle im Theater einer anderen Stadt Ehre einlegen.



Maria Braun

Ich möchte indessen behaupten, daß man in bezug auf Musik-Theater und speziell auf Opern in München ebensogute Darbietungen findet und, ohne einen Snobismus dareinzusetzen, noch bessere in Bayreuth. Die Konzerte dagegen sind in Berlin absolut überragend. Dem Philharmonischen Orchester, besonders wenn es von Furtwängler dirigiert wird, machen auf der ganzen Welt nur die Wiener Philharmoniker Konkurrenz oder das Amsterdamer Orchester unter Mengelberg oder die New-Yorker Philharmonie mit Toscanini. Aber warum übergeht man die Werke von Brahms? Jetzt, da man in Frankreich endlich dem Publikum begreiflich machen will, daß dieses mächtige Genie nicht nur Lieder komponiert hat, sondern auch vier herrliche Symphonien, nicht zu zählen die Sextette, Quintette, Quartette, die den größten ebenbürtig sind, in diesem Augenblick werden, wie mir scheint, die Werke des Altonaer Meisters weniger aufs Programm gesetzt. Wenn Deutschland nur nicht einen Irrtum damit begeht! Wenn man wirklich den typisch deutschen Musikgeist exportieren will, so sollte es durch Brahms geschehen. Bach, Beethoven und Wagner sind drei Riesen, die ohne weiteres der ganzen Welt gehören.

Doch nun kam ich vom Thema „Berlin“ ab und auch von den Motiven, die den Anlaß zu meinen vielfachen Reisen durch Deutschland gaben. Wenn ich hinreiste, so geschah es gewöhnlich nicht aus dem Grunde, weil ich meine Kenntnis der Brahmschen Werke vervollkommen wollte, sondern um der öffentlichen Meinung den Puls zu fühlen, um mit der ganzen Geduld, deren ich fähig war, mehrmals im Jahr festzustellen, ob nach der entsetzlichen Kriegskrise die Verständigung zwischen unseren beiden Ländern wieder aufleben könnte. War ich in Berlin angekommen, so fand ich gewöhnlich alle Türen offen. Obwohl viele meiner deutschen Kollegen lebhaft an mir Kritik geübt und mich oft angegriffen hatten, so

herrschte doch bei den führenden Persönlichkeiten und bei der Elite des Landes ein bestimmtes Gefühl des Vertrauens in meine Objektivität und in die Aufrichtigkeit meiner Bemühungen, den wahren Frieden zwischen Frankreich und Deutschland herbeizuführen. Gleich nach dem Juli 1919 war ich in Berlin und in Weimar; und seit dieser Zeit habe ich Versöhnung gepredigt mit einer solchen Eindringlichkeit, daß Clemenceau mir ernste Vorhaltungen machte. Von beiden Seiten der Grenze suchen wir aufrichtig eine Annäherung mit den verschiedensten Mitteln. Oft habe ich die Gegenströmungen, die ich in Deutschland feststellen mußte, bitter beklagt, und ebensooft habe ich es von ganzem Herzen bedauert, wenn ich auf der französischen Seite Gegenströmungen, Engstirnigkeit und Verständnislosigkeit fand. Das Unglück dieses Krieges ist, daß der Sieger wie der Besiegte sich eine glühende Erinnerung an die Verkörperung des Kampfes bewahrt haben. Der Sieger hat seine Bedingungen gestellt, aber da sind vier Jahre der Invasion, die schwer auf seinem Willen zum Vergessen lasten. Der Besiegte ist nicht einfach militärisch vernichtet worden wie in den alten Kriegen, was sehr ehrenhaft wäre, da er seinen Mut gegen eine riesenhafte feindliche Übermacht erwies. Er hat außerdem die Schrecken der Revolution und den Zerfall der Inflationszeit kennengelernt. All das wird durch die bewußte oder unbewußte Dummheit vieler Politiker, Journalisten und Schriftsteller lebendig erhalten und gärt ständig in der Seele der beiden Völker.

Es brauchte nur eine ökonomische Krise über Deutschland zu kommen, und Millionen von Stimmen würden sich zu einem Revanche-Programm und zum allgemeinen Umsturz bekennen. Deutschland braucht nur eine Geste zu machen, etwa die des herzlichen Einverständnisses mit Österreich, und schon sehen wir, wie die französischen Massen sich wie eine Pestilenz-Wolke erheben, in einer unüberwindlichen Woge neuen Mißtrauens, die sich mit dem alten Argwohn zusammenballt.

Wenn der große Gustav Stresemann noch lebte, wüßte ich wohl, was ich in diesem Falle täte. Ich nahm den Zug und fuhr zu ihm, um mit ihm darüber zu sprechen; je nach der Jahreszeit geschah das im Schatten seiner Villa, die er hinter dem Ministerium bewohnte, oder später auf den Spaziergängen in den Wäldern, die das Sanatorium Bühlerhöhe umgeben. Mit ihm konnte man sich offen aussprechen, weil man sicher war, niemals auf eine Mauer zu stoßen. Er konnte auf das lebhafteste reagieren, sich manchmal auch ganz und gar irren; da er aber menschlich war und ihm, nach dem Wort des lateinischen Dichters, nichts Menschliches fremd war, gelang es einem doch immer, ihm eine Psychologie begreiflich zu machen, und er selbst gab dann eine Erklärung für die Dinge, die sich in den Tiefen seines eigenen Volkes vollzogen.

Trotz allem, trotz aller Stürme und Hindernisse, habe ich die Überzeugung, daß eine Idee, wenn sie absolut wahrhaft ist, sich eines Tages in eine unwiderstehliche Macht verwandeln muß. Und diese Idee ist: daß es *ohne eine französisch-deutsche Verständigung keinen Frieden in der Welt* gibt, und mit einer französisch-deutschen Verständigung Frieden und Gedeihen Europas gesichert sind. Das ist so ungeheuer wahr, daß es unmöglich ist, daß es eines Tages nicht Wirklichkeit würde. Und das wird dann der Anlaß zu meiner bedeutendsten und schönsten Reise nach Berlin werden.

(Deutsch von Eva Maag)



Der Große Kurfürst (Berlin, Marstall)

Photo Unionbild



Cancan-Tänzerin des Dayelma-Ballets
(Berlin, Wintergarten)



Revue-Girls der Folies Bergère

Photos Keystone View

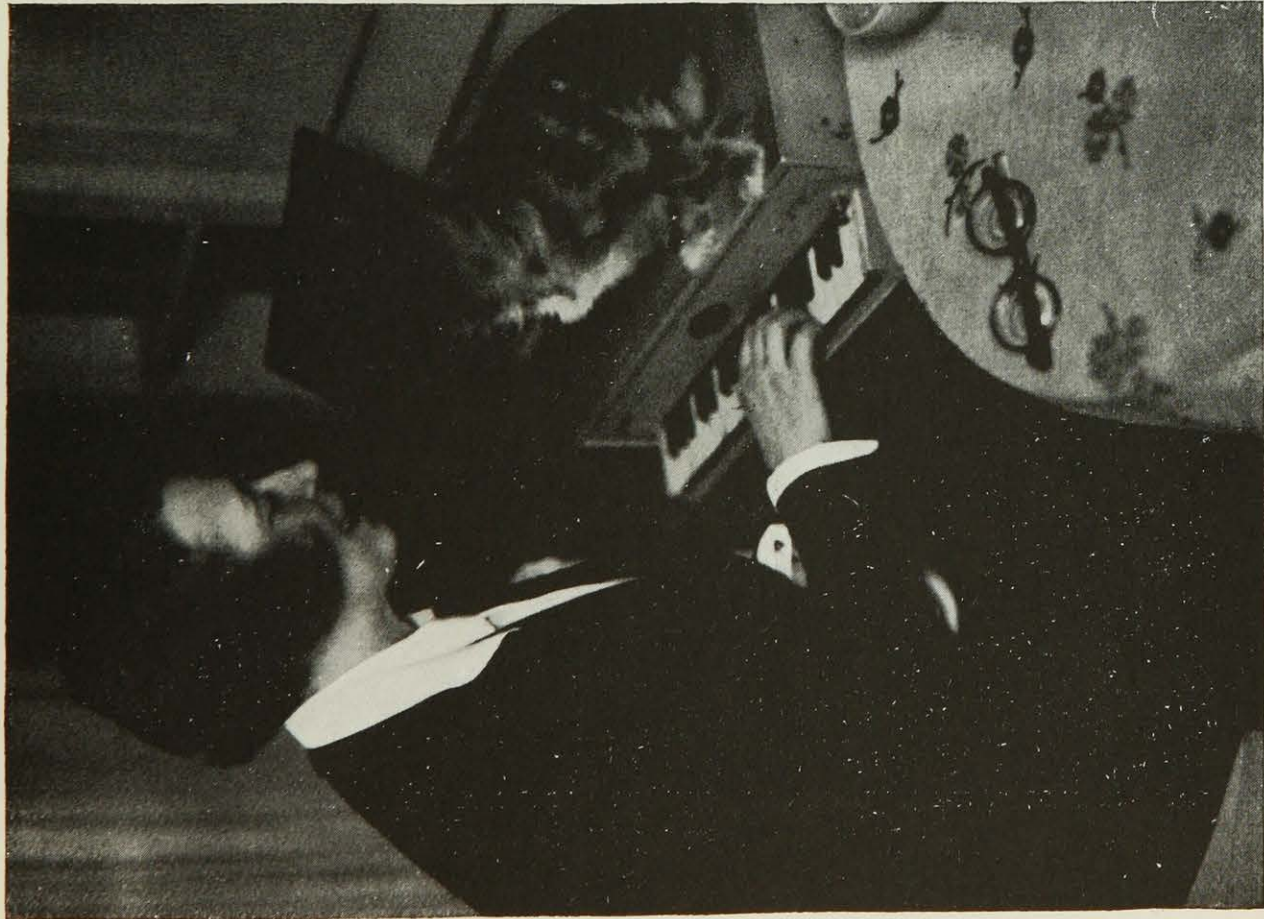


Photo Kertesz

Die Malerin Marie Laurencin



Photo Henri Manuel

Der Journalist Jules Sauerwein



Bei Berlin

Photo Rumbucher

Berlin, nicht Paris!

Von

Jean Giraudoux

Berlin ist keine Gartenstadt, Berlin ist ein Garten. Der durchschnittliche Franzose, ganz abgesehen von einem Architekten oder Bauunternehmer, verunstaltet die natürliche Schönheit der Landschaft, obwohl sie — sie hat es bewiesen — durch Menschenhand noch vervollkommnet werden kann. In Deutschland verschönert die Anwesenheit des Menschen, sein Haus, eine von Natur aus reizlose Landschaft. Es gibt in Frankreich keine neuzeitliche Erfindung, Bahnhof, Straßenbahn, Garage, Elektrizitätswerk, deren Namen nicht schon allein die Vorstellung von schmutzigen und für ewige Zeiten prostituierten Stadtteilen erwecken würde. In Deutschland hingegen verbinden sich die Worte: Gas, Dampf, Elektrizität mit Begriffen, die bei uns Parkanlagen und Gärten bedeuten. In Berlin gibt es keine Haltestelle, kein Lagerhaus, keine Zeitungsdruckerei, die man nicht mit Blumen oder Bäumen im Vordergrund fotografieren könnte. Keine Stadt der Welt hat so viel Straßenbahnen wie Berlin, aber sie fahren zwischen Bäumen und über Rasen. Jede Abfahrt aus Paris und jede Ankunft in Paris greift ans Herz. Man kann die sogenannte Stadt des Luxus weder erreichen noch verlassen ohne die furchtbarsten Elendsviertel durchqueren zu müssen, man kann die Stadt der Künste weder erreichen noch verlassen ohne seine Augen durch all das, was eine verantwortungslose Stadtverwaltung an schlechtem Geschmack, Niedrigkeit der Auffassung und Minderwertigkeit der Ausführung angehäuft hat, verletzt zu haben; man kann die Stadt der Freiheit von den Kornfeldern der Brie bis zum Louvre nicht durchqueren ohne ununterbrochen die Beweise der scheußlichsten und erniedrigendsten Zweckmäßigkeit betrachten zu müssen, die nur eine falsche Auffassung des modernen Lebens zustande bringen konnte.

Das Wort „Vorort“ ist in der deutschen Sprache das vielversprechendste und an Ermunterung reichste, und in unserer ist es der schrecklichste der Begriffe in einem Wortschatz der Häßlichkeit und der Trauer. Berlin war besiegt, zugrunde gerichtet, ohne städtebauliche Vergangenheit, inmitten von Schwemmland und Sümpfen. Paris war reich und sieghaft; jeder der von seinen Königen und Kaisern verwirklichten städtebaulichen Pläne hätte in einer von Schlössern und Gärten umsäumten Umgebung ausgebaut werden können. In Berlin ein schwarzer Fluß, ein Kanak. In Paris ein schöner Strom, belebt von Inseln, Krümmungen und Abhängen. Der Vormarsch zum reinen Wasser, der für den einzelnen ebenso wie für den Staat das Gesetz aller Zivilisation ist, war zur Zeit von Flaubert oder Maupassant für den Pariser beinahe schon beendet.

Was blieb von diesem wunderbaren Vorsprung? Ein übervölkertes „no man land“, in dem all die schönen Denkmäler der Zukunft, Schulen, Bibliotheken und Krankenhäuser nichts als Baracken sind. Ein Fluß mit kahlen Ufern, ohne Glanz, ohne Wimpern, dessen Wasser Schlamm ist, dessen Inseln an Schuttstätten erinnern. Die Rechte sind den Stadtvätern anvertraut, damit sie ihre Sorgfalt und Zärtlichkeit auf die Fuchsien des Luxemburggartens und die Pegonien der Tuileries verschwenden oder in einem meilenweiten Umriß auf alle Bäume und



Segonzac

Pflanzen Jagd machen und jeden Kubikmeter noch reiner Luft, die doch vor jedem historischen Denkmal zu schützen wäre, mit Eisenbeton ausfüllen.

Berlin hingegen frißt sich mit seinem Platingebiß in eine Ebene hinein, die flach ist wie ein Tisch und der nur der Abglanz der Jahreszeiten Reiz verleihen kann. Die letzten Roggen- und Kartoffelfelder Brandenburgs berühren unmittelbar die mustergültigsten, gewagtesten und elegantesten Siedlungen und ihre Rhododendren- und Geraniengärten. Die Mauern Berlins sind farbige Zitadellen, in denen die geringsten Arbeiterwohnungen Badewanne und Telefon besitzen. Und an diese Zitadellen des Außengürtels werden sich schon in den nächsten Jahren neue Züge von Siedlungen und Villen reihen, in welchen niemand gefangen sein wird als die eingefriedeten Pappeln, Fichten und Seen. — Den Aufbau des Vaterlandes, den sich eine besiegte Generation nicht leisten kann, hat sie inzwischen durch den Aufbau ihres Hauses ersetzt. Alle architektonischen

Ausschweifungen und städtebaulichen Ausschmückungen, die früher nur ein siegreicher König zu unternehmen wagte, leistet sich nun dieses besiegte Land durch Selbstüberwindung, indem es sich seinen demokratischen Institutionen und seinem Gemeinschaftsleben widmet, worin es heute seine einzige Zukunft sieht. Ein Stab begabter Architekten: Peter Behrens, Erich Mendelsohn, Hans Poelzig und Max Taut fanden im Herzen Berlins, was unsere Architekten bloß in Marokko, im Sand und in der Steppe fanden: Raum, Linie und Freiheit.

Weite Straßen, auf denen man nie von einer Verkehrsstockung aufgehalten wird und zu denen noch eine Autostraße nach Wannsee hinzukommt, führen in eine offene, luftige Stadt hinein, deren riesige öffentliche Gebäude, selbst wenn sie unvollkommen sind, von einer vorbildlichen Architektur der Zukunft und nicht der Vergangenheit inspiriert zu sein scheinen.

Die Armee ist eine Frage der Kasernen, sagte einst ein deutscher General, der aus seinen Mannschaftsquartieren ein vorbildliches Heim mit Bibliothek und Schwimmhalle und aus seinen Mannschaften ein mustergültiges Korps gemacht hatte. Die Nation, sagt heute der deutsche Staatsmann, ist eine Frage des Städtebaues. Auf diesem Gebiet verdient Berlin die Führerrolle, die ihm Deutschland anvertraut hat. Ein Volk, das aus Individuen besteht, die die Freiheit der Bewegung haben, wird früher oder später zur freien Entfaltung seiner Zivilisation gelangen.

Dieses neue Berlin von Lichterfelde bis zum Grunewald ist ein Badeort ohne Heilquellen, ein Seebad ohne Meer, aber der Begriff der Ferien, der sich für den französischen Bürger zwischen den Julihitzen und den Septemberregen verliert, ist hier täglich und stündlich zu finden. Dreimal täglich gewähren die Ruhepausen die Annehmlichkeiten des Reichtums, der Muße und — wir zählen das Jahr 1931 — eines uns unbekanntes Sieges.

(Deutsch von Michael Endelman)



Kurth Werth

Weekend Berlin

Von

Amédée Ozenfant

Berlin war noch voriges Jahr eine ernsthafte Reise: Nachtfahrt. Jetzt geht man früh 7,55 auf den Nordbahnhof und schläft kurz nach Mitternacht in einem Berliner Hotel. Eine schöne normale Nacht durch. Man hat den ganzen Sonntag, einen richtigen langen Tag und einen Abend, so lang man ihn haben will; denn Montag braucht man erst um 8 Uhr abzufahren. In Paris 22,50. Dank der Eisenbahngesellschaft Nord sind Paris und Berlin Nachbarstädte geworden. Mehr als das: denn Briefe aus Paris sind in Berlin rascher als in manchen Vororten, 25 km von Paris.

Also Berlin um Mitternacht. — Paris, Stadt des Lichts? Nichts mehr davon, jammervoll! Berlin, Paradies der Elektrizität. Ihr seid recht gewachsen seit der Obertertia, ihr zerbrechlichen, verstaubten Geißlerschen Röhren! Wenig Neonlicht und Gas, dafür gewaltige faustische und mephistophelische Wunder: riesige Schnörkel preisen die hunderttausend Überflüssigkeiten der Zivilisation an, vom Auto bis zum Parfüm. Lichtsäulen machen die Nacht sonnenhell; färben sogar die preußische Nacht blau-weiß-rot: lebenswürdige Zauberei der Wunderfee Elektrizität.

Der Berliner Tag ist von beliebiger Länge, und man könnte vieles sehen, was ich nicht sah; aber andere haben so ausführlich darüber berichtet, daß ich mir schenken und schlafen gehen konnte. Es gibt allerhand Musik in Berlin, aber ich

höre sie mir in Paris an, dank den zarten Antennen, die draußen über Charlottenburg gespannt sind. Nachtleben, wems gefällt, ich habe es festgestellt, als ich am Morgen zur Bahn ging: der Kurfürstendamm ist früh morgens fast genau so belebt wie die Puerta del Sol in Madrid zur gleichen Stunde.

*

In Paris arbeitet die Atmosphäre der Ile-de-France mit den Architekten zusammen, macht selbst die gleichgültigsten Steine reizvoll, behandelt die Stadt als Landschaft. In Berlin nichts von Himmel, alles künstlich, ich meine: Werk des Menschen; keine europäische Stadt ist großstädtischer.

*

Vor dem Kriege graute einem vor jenem jämmerlichen Berlin in Halbtrauer oder tiefer Trauer, mit seinen schauerlichen Plakaten, den Emaillebuchstaben, weiß auf schwarz oder schwarz auf weiß, wie alter schmutziger Schnee bei Tauwetter: nichts mehr von jener Stadt der „Pietät und Heimkehr“^{*)}; der Esprit Nouveau und Paris 1925 haben gewirkt: schöne Fassaden, anständige Läden, Schilder mit hübscher, eleganter, feiner Schrift. Die Künstler tun wirklich viel für die Völkerversöhnung . . .

Berlin wird elegant.

Wir haben vor dem Krieg weidlich raisonniert über die grünen Hütchen mit Federstutzen, die grünen Lodenmäntel: die Gatten zu den Reform-Sackkleidern; und über die unglückseligen Eehälften dazu (weißt du noch, mein Freund Raynal?). Aber jetzt lasse man sich mal nach der Methode Kutjepow verpacken, Augen und Ohren verbinden und an ein unbekanntes Ziel verschicken: lasse sich in irgendeiner Straße, irgendeinem Café Berlins auspacken: wo bist du? Man rät: Neuer Boulevard Haußmann. Gut geraten! Aber einer mit fabelhafter Beleuchtung!

Schon gut, liebe Freunde, ihr hattet etwas anderes erwartet . . . ich sehe aber heute mal rosig.

*

Nicht sehr viele Autos. Man kommt leicht und schnell vorwärts. Wer an die Schwierigkeiten des Pariser Verkehrs gewöhnt ist, an die intelligente Beweglichkeit des Beamten, der von Fall zu Fall entscheidet, der amüsiert sich über den strengen Automatismus des Berliner Verkehrspolizisten: starr, überlebensgroß steht er auf seinem kleinen Sockel, wie ein Zeigertelegraph, wie ein Standbild der Vertikalität. Er streckt genau rechtwinklig und in exakten Zeitabständen erst den rechten, dann den linken Arm aus, um oft gar nicht vorhandenen Wagen die Durchfahrt freizugeben oder zu wehren.

Das Land des „Esprit des Lois“ ist anders. Man darf hier schon ein bißchen lächeln. Aber die deutschen Autos werden Junge kriegen, alles funktioniert schon, als ob . . . Man kann nie früh genug anfangen: Vorsicht ist besser als Nachsicht.

Kurzer Besuch im Kino: Charlie. Wer behauptet, es müsse unbedingt Grenzen geben? Kino „Universum“, von Erich Mendelsohn, dem großen Berliner Architekten; 2000 Plätze, aber weder kolossal noch pathetisch, wie es zur Zeit von Behrens gewesen wäre. Vernünftig, doch ohne posierenden Rationalismus.

^{*)} Ich will aber nicht übertreiben in meinem optimistischen Artikel: ein bißchen gibts noch hier und da von diesem und jenem.



Rudolf Schlichter

Weite Proportionen, üppig, aber kultiviert; von einer gewissen Vornehmheit. Manche unsrer französischen Architekten, die sicherlich die Anreger waren, bleiben allzu lange streng sachlich. Du, der große Vorläufer, mein lieber Auguste Perret, warst immer menschlich. Das Zeitalter des Staubsaugers ist zu Ende, wenn es auch für die Jüngeren heilsam war und gute Früchte gebracht hat.

*

Im Privathaus des Architekten. Im neuen Berlin W, mit Auto zwanzig Minuten vom Zentrum, auf einer endlosen Allee, genre Zukunftsstraße Paris—St. Germain. Eine Villa auf einem jener entzückenden mit Fichten bestandenen Hügel (Fichten, nicht traurige Tannen). Sie liegt hoch über einer Seengruppe, auf der es von unzähligen Segelboten wimmelt. (Von diesen Seen aus könnte Gerbault über Hamburg nach New-York segeln: Berlin W — Welthafen der Zukunft?) Fünfzig Kilometer weite Sicht über riesige Buchten. Man drückt auf einen Knopf, die Glaswände verschwinden lautlos in der Erde. Natur und Haus fließen inein-

ander. Es wird kühl, Druck auf den Knopf, die Glasscheiben steigen empor. Ölheizung setzt sich durch einen Temperaturanzeiger automatisch in Betrieb, brennt an, wärmt, nimmt zu, löscht aus. Zweihundertprozentiger Komfort.

Das Skelett dieses Hauses ist aus Eisen. Verwendung von Eisenbeton geht in Deutschland zurück. Bevorzugte Technik ist verkleidete Eisenkonstruktion (wie das Gebäude der Sozialversicherung bei der École Militaire in Paris). Eisen ist der schlimmste Menschenvertilger. Paßt nicht recht zu einem Zeitalter des Überkomforts und der Hyperhygiene. Der Eisenbeton braucht wenig Eisen; das Eisengerüst verschlingt viel. Desto besser. Der Achtuhrzug führt über Essen, und all das Eisen, das viele Eisen dort ist beunruhigend: man mag Häuser daraus bauen. Und was das Kampfbedürfnis anlangt, das uns im Blute liegt, so wollen wir die internationalen Rugbywettkämpfe vermehren und mit Leidenschaft austragen: die Eiterbeule lokalisieren. Frieden.

*

Guter Rat: sucht euch euer Hotel nahe beim Aquarium: da schwimmen majestätisch in hundert Glasbehältern kolossale Schildkröten, Haifische, Ungeheuer von Fischen und andere wie Blumen. Die Seeanemone wedelt mit einem entzückenden Federfächer vor ihrem Munde, der gleichzeitig ihr Verdauungskanal ist: Standardisierung, Prinzip der Ökonomie. Unter Scheinwerfern der Tropensonne führen zehn Meter lange Riesenboas behaglich ein normales Dasein in schönen Felsen. Bienen bereiten vor euren Augen ihren Honig, und man hat der Königin zur leichteren Bewachung ein rotes Krönchen aufgesetzt: republikanische Vorsichtsmaßnahme. Die Scheiben der Aquarien sind blitzsauber, denn in Deutschland versteht man sich auf die Kunst des Reinemachens; und man hat absichtlich einige Wasserschnecken hineingesetzt, die über die Innenwände der Glasscheiben kriechen und sie aufs peinlichste sauber halten. Es gibt auch ein tropisches Palmarium, durch das ein Fluß fließt, und wenns eurer Fußspitze Spaß macht, könnt ihr die vierzig Krokodile krabbeln, die dort in relativer Freiheit leben.

Alles, was kriecht, schwimmt und fliegt, lebt höchst vergnügt in diesem künstlichen irdischen Paradies Berlin W. Die abstrakte Stadt Berlin hat diesem erstaunlichen Rendez-vous der Schöpfung eine Arche zur Verfügung gestellt.

*

Paul Morand bezeichnet Berlin als ein mißglücktes New York. Wer weiß, ob nicht in zwanzig Jahren New York ein mißglücktes Berlin ist! Man mag sagen, was man will: Berlin ist europäisch. Paris ist noch die ideale Hauptstadt, aber man muß weiterkommen. Berlin bekommt jetzt etwas von Paris, etwas von New York.

Reisen wird immer leichter, bald wird es ganz überflüssig sein: europäische Mimikry, später universelle.

Berlin und Paris haben mancherlei miteinander ausgetauscht. So beginnen oft Liebesbeziehungen, aus denen glückliche Ehen werden können.

*

Reist nächsten Sonnabend ab, Weekend Berlin, um einige Vorurteile zu revidieren und manches Wertvolle kennen zu lernen.

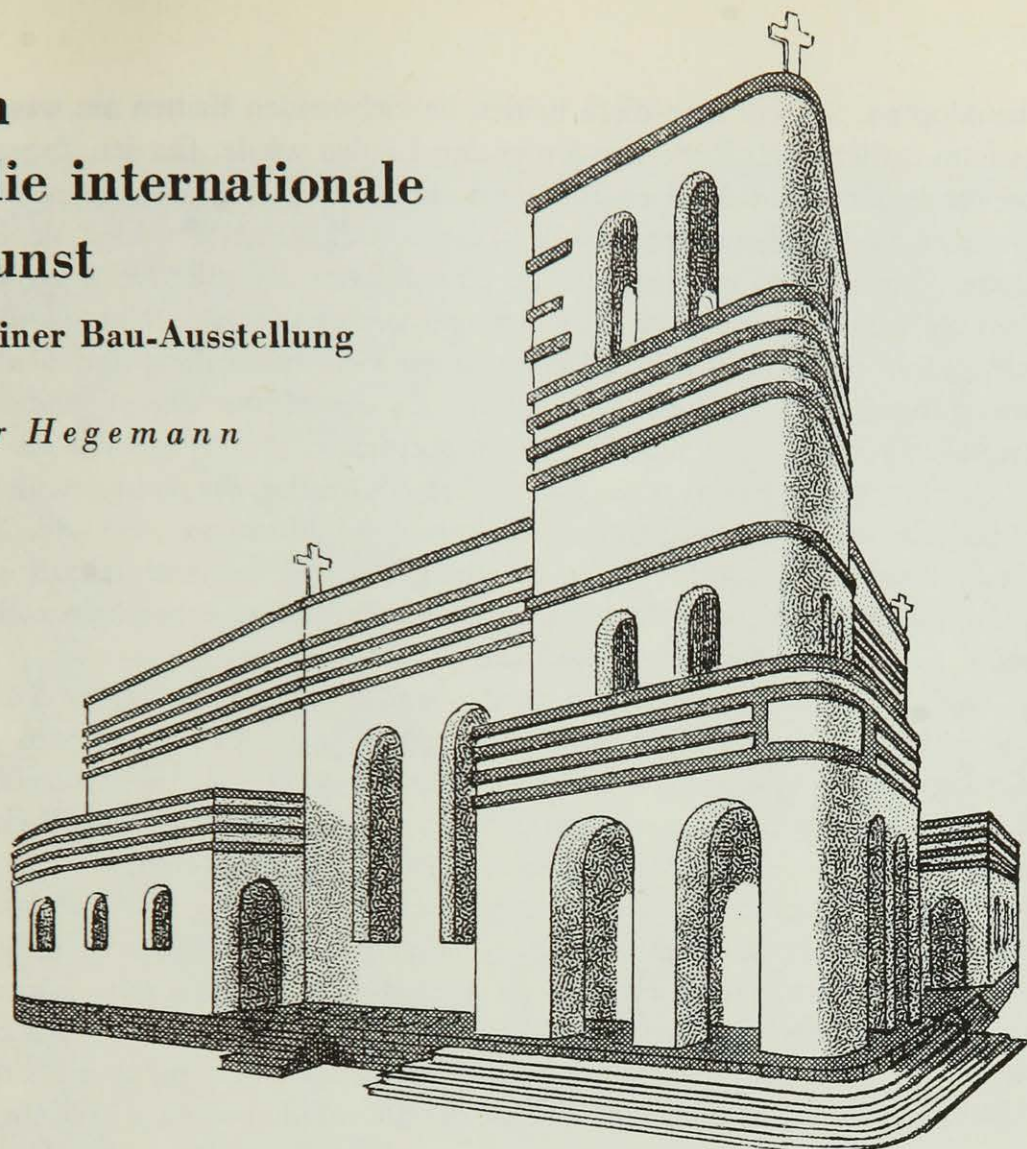
(Deutsch von Gertrud Grobmann)

Berlin und die internationale Baukunst

Zur Berliner Bau-Ausstellung

Von

Werner Hegemann



Robert Basilici

Die neckische Verleumdung, Architektur sei „gefrorene Musik“, stammt wahrscheinlich von der betrübten Frau eines Architekten, die sich über den Beruf ihres fleißigen Gemahls ärgerte, nachdem sie sich vorher an zu viel Gefrorenem den Magen verdorben hatte. Ihre „gefrorene Musik“ macht noch nachträglich Leibscherzen. Viele Berliner Bauten erinnern allerdings an die kunstreichen Formen, in denen geschickte Konditoreien ihr Gefrorenes auf die Festtafel schicken. Ähnlich erinnern die Schöpfungen des Barock (wie der Dresdener Zwinger) an schwelgerische Geburtstagstorten mit Zuckerguß; und die Prunkstücke der frommen Gotik gleichen phantastischen Baumkuchen. Aber das in Berlin markgängige Ideal der Baukunst strebt heute, wie vor 120 Jahren, wieder nach viel einfacheren und glatteren Formen, als sie in den Zuckerbäckereien noch beliebt sind. Baustile wechseln wie die Kleidermoden. Sie werden heute zum Teil sogar schon in der Hauptstadt kreierte — Berlin entwickelt sich! —, während man sie früher fast immer aus Frankreich, Wien oder München importierte. Friedrich der Große importierte sie aus aller Welt, Italien, Frankreich, England, China und namentlich aus Dresden und Wien. Nur zur Schinkel-Zeit war Berlin selbst einmal etwas wie architektonische Führerin.

Heute denkt man in Berlin ernsthaft daran, endlich von dem Reichstagsgebäude und vom Dom alles „Gefrorene“ und alle Zuckerbäcker-Garnituren

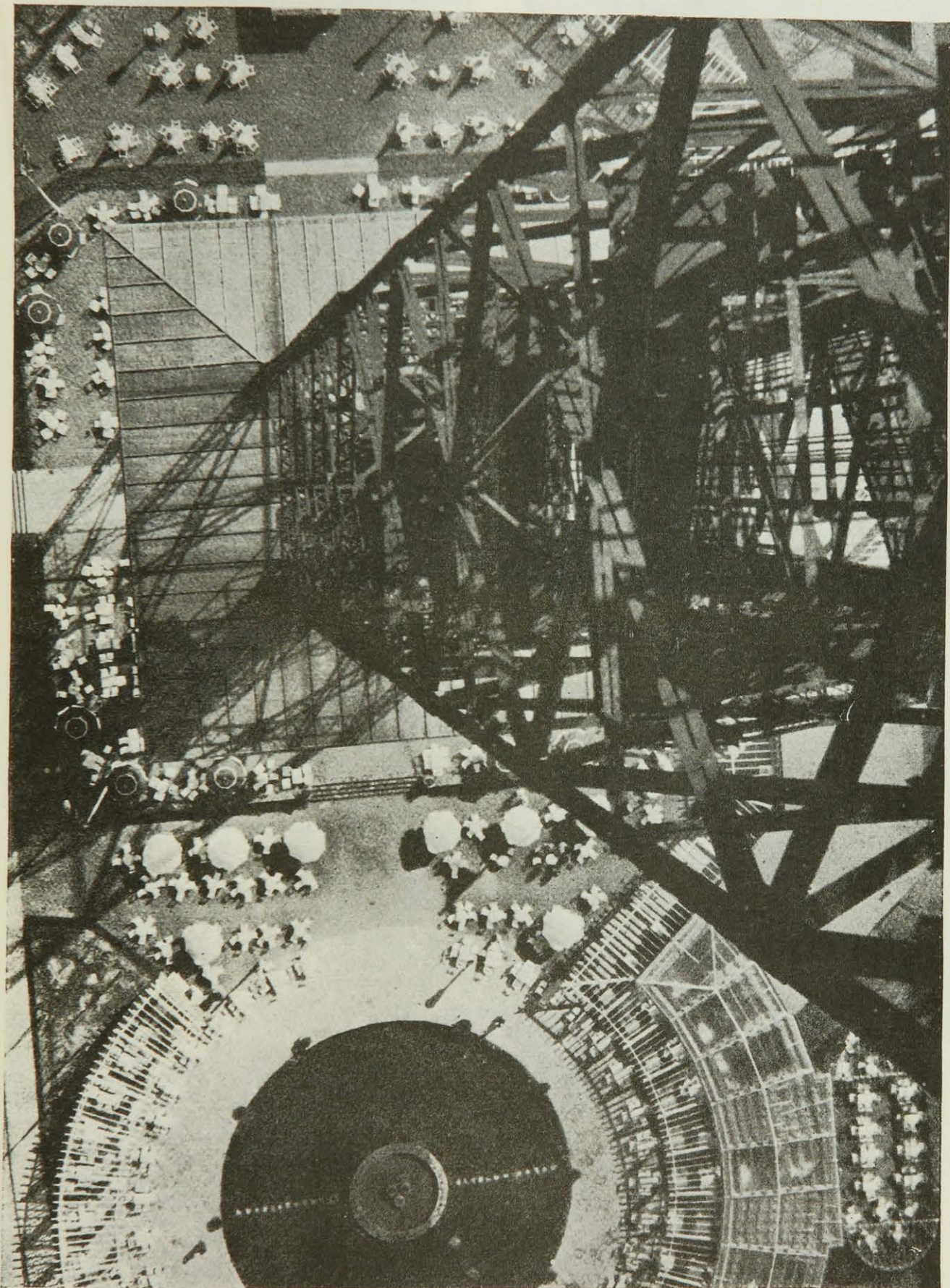
abzuklopfen. So will man diese beiden bezeichnenden Bauten am westlichen (!) und am östlichen (!) Ende von Unter den Linden wieder für den Tagesgebrauch verwendbar machen. Konservative und liberale Politiker, gemeinsam und gegeneinander, versprechen sich viel oder alles von dieser zeitgemäßen Verwandlung. Diese Weitsichtigen wissen: sind erst einmal Reichstag oder Dom wieder für den Tagesgebrauch verwendbar, dann werden auch Parlamentarismus und Religion wieder modern, und Diktaturdrohung sowie Gottlosengefahr sind wieder einmal überwunden. Der Einfluß der Baukunst als der Mutter der bildenden und der brotlosen Künste kann nie überschätzt werden.

Es gibt aber in Berlin auch gewissenhafte Künstler, die nicht gewillt sind, ihre künstlerischen Überzeugungen jährlich mit der Mode zu wechseln. Nicht nur Unmoderne halten an dem alten Glauben fest, daß die Architekturformen sich zwangsläufig aus dem Material und der Konstruktion entwickeln sollten. Man nennt das noch immer „neue Sachlichkeit“.

Die neuen Vorkämpfer dieser uralten und immer neuen, echten Sachlichkeit, wie z. B. die Brüder *Luckhardt*, verurteilen sogar das Abklopfen der Verzierungen und Zuckerbäcker-Garnituren, das heute an so vielen Gebäuden Berlins verübt wird. Diesen alten Steinbauten wird dadurch fälschlich der Anschein gegeben, als seien sie moderne Stahl- oder Betonbauten. Da aber den alten Steinbauten doch immer ihre alte Schwere anhaftet, können sie niemals die schwebende leichte Eleganz gewinnen, mit denen die modernen Stahl- und Betonbauten das Herz moderner Menschen entzücken. Andererseits können Stahlgerüstbauten die angeborene Leichtigkeit selbst dann nie ganz verlieren, wenn sie auf das Widernatürlichste mit Steinquadern bekleidet und als alte Steinbauten frisiert werden. Die wuchtige Schwere der alten Steinbauten wurde für viele Betrachter nur durch die plastische Gestaltung dieser Steinklötze erträglich gemacht. Die unendlichen Massen von Bildhauerwerk, welche die Gotik, das deutsche Rokoko und der Berliner Wilhelmismus über die Wände und die Dächer ihrer Bauten verstreuten, waren gottgewollte Notwendigkeiten. Keine frevle Menschenhand dürfte sich daran vergreifen. So meinen wenigstens die treuesten Anhänger der modernen Baukunst. Sie fürchten für die Entwicklung der neuen Beton- und Stahlgerüst-Architektur; sie wird darunter leiden, daß die Menschen sich bald über die öden Kästen zu langweilen anfangen, die allzu leicht entstehen, wenn schwere Steinbauten als leichte Stahl- und Betonbauten frisiert werden, was doch nie ganz gelingt.

Bei einem Bau, der aus Stein errichtet wird, müssen die Pfeiler wenigstens vierzig Zentimeter dick sein, sonst fällt der Steinhaufen in sich zusammen. Ein moderner Stahlgerüst-Bau dagegen braucht nur zwölf Zentimeter dicke Pfeiler. Er federt besser als eine Sprungfedermatratze oder ein Tennis-Racket. Seine Wände brauchen keine Lasten zu tragen; sie sind nichts als leichter und doch wirksamster Schutz gegen Nässe, Kälte und Lärm. Das Stahlskelett wird vom Wärmetechniker eingekleidet wie einst die alten Fachwerkbauten aus Holz ausgefacht worden sind. Aber zu diesem Ausfachen hat der moderne Architekt viel wirksameres Material als Backstein.

Auch für die äußere Bekleidung des Baues gibt es heute viel dauerhaftere und reinlichere Stoffe als Putz oder Backstein. Der sonst so moderne *Erich Mendelsohn*



Berlin, Funkturm

Photo Moholy-Nagy



Der Historiker und Architekt Werner Hegemann



Photo Gerty Simon

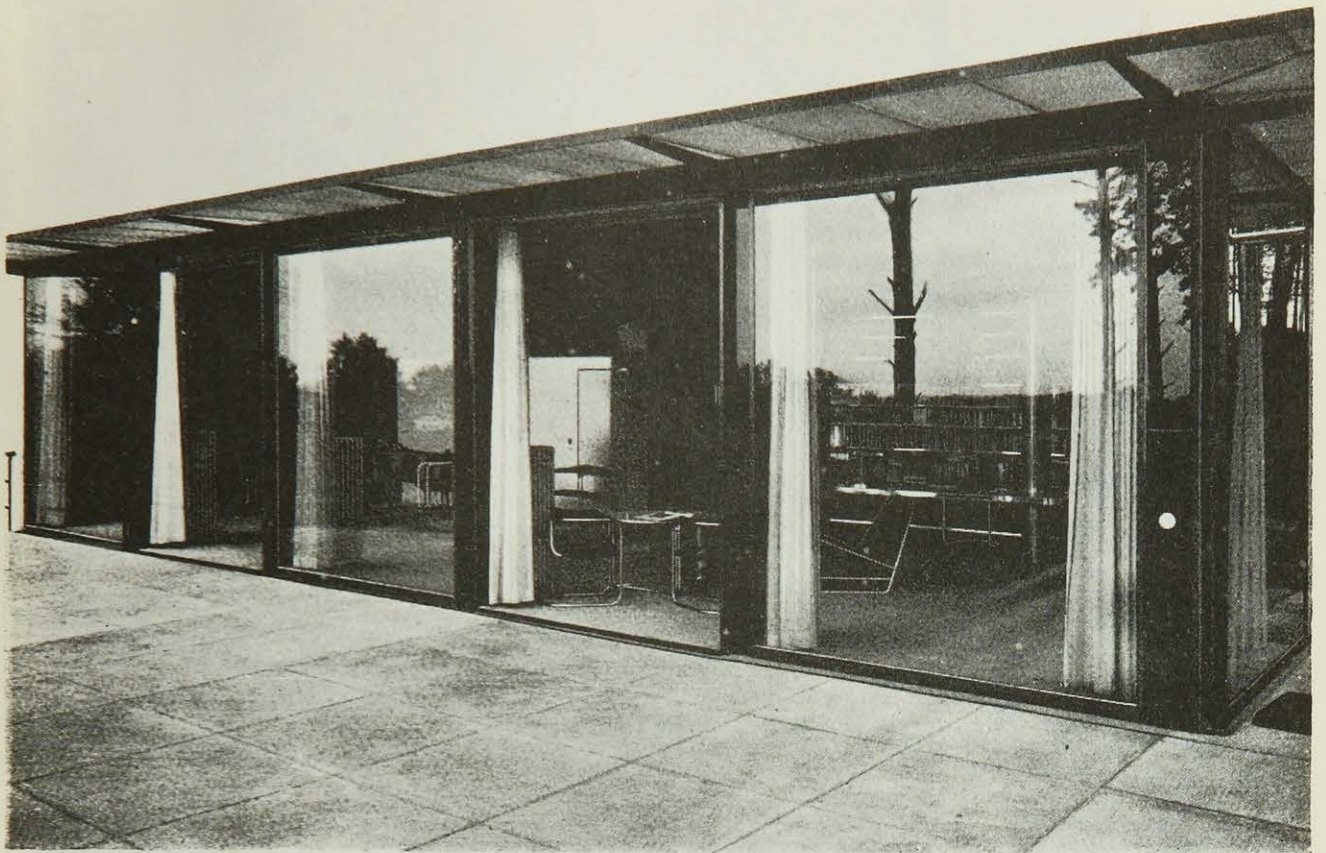
Der Dichter und Diplomat Jean Giraudoux



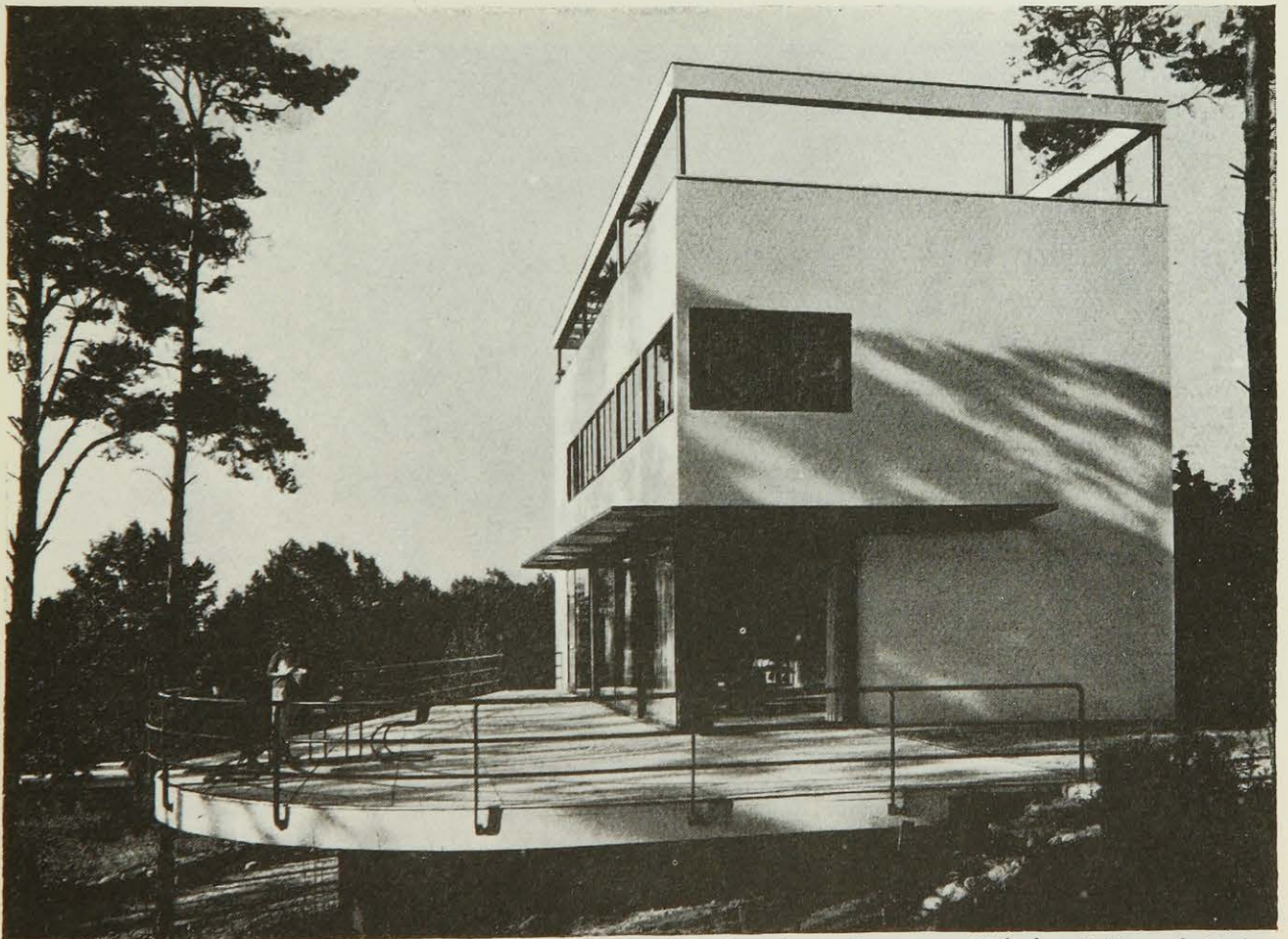
Photo Erwin Goldarbeiter
Verkehrsschutz in Hof (Bayern)



Französische Landstraße



Photos Köster



Aus der Sammlung „Zur neuen Wohnform“ (Bauwelt-Verlag)
Brüder Luckhardt, Haus am Rupenhorn



Heinrich Mendelssohn, Amerika-Haus am Reichskanzlerplatz



Peter Behrens, Hochhaus am Alexanderplatz
Photo Keystone View

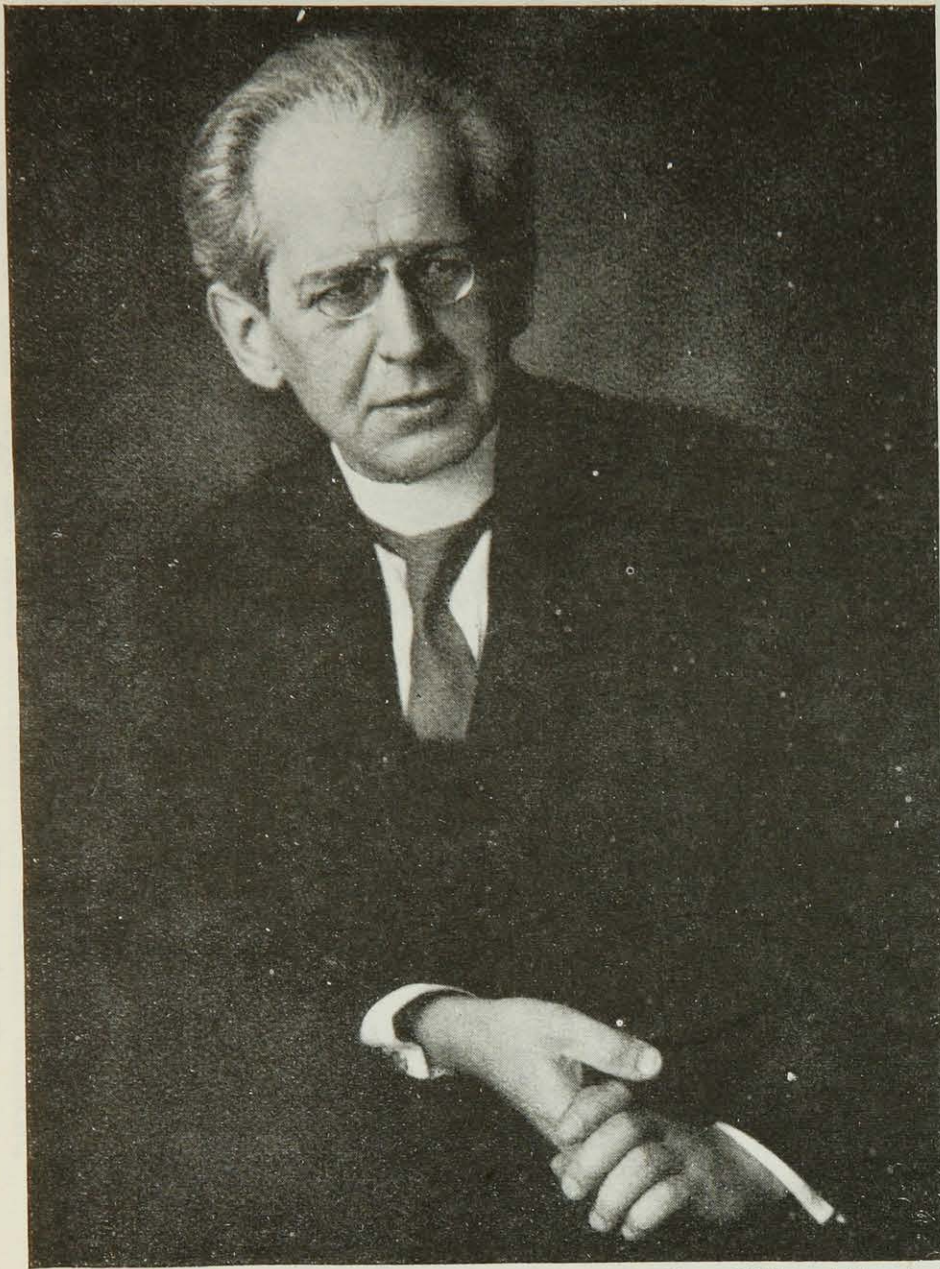


Photo Hildegard Frensdorf

Der Dichter Arno Holz



Atlantic-Photo

Georg von Hülsen-Haeseler, der letzte Generalintendant der
Kgl. Schauspiele, Berlin



Papadopoulos, der sich für die Verkörperung des Herrgotts hielt



Love Pritchard, der letzte „König der Bardsey-Insel“ (England)



Der junge Alfons XIII. mit der Königin Victoria Eugenia

liebt für die äußere Einkleidung seiner Bauten noch die altmodischen Travertin-Platten, die käseartig Löcher haben und damit Staub und Nässe aufsammeln können. Aber das Telschow-Gebäude am Potsdamer Platz (das die Architekten Luckhardt kürzlich gebaut haben und das bei der bevorstehenden Neugestaltung des Platzes wieder abgerissen werden muß), ist schon mit matten Opalglas-Platten bekleidet, deren Glätte jeder tüchtige Gewitterregen sauber wäscht.

Die Brüder *Luckhardt* sind die Verfasser des überzeugenden und unübertrefflich illustrierten Buches „Zur neuen Wohnform“ (aus dem hier zwei Bilder wiedergegeben werden). Bei ihren eleganten neuen Wohnhäusern in Dahlem und an der Heerstraße arbeiteten die Luckhardts mit Fensterumrahmungen und Sockelbekleidungen aus Emaille, mit riesigen, leicht verschiebbaren Spiegelglasscheiben, mit den lichtesten Farben und mit enkaustischen Wandbehandlungen, die schon das Entzücken der Pompejaner gewesen sind. Wenn unsere Technik diese neuen Methoden bei uns durchzusetzen und wirtschaftlich zu machen vermag, werden sich die südlichen Träume unserer Romantiker endlich in unserem grauen Norden verwirklichen lassen. Der verbesserte Städtebau wird vielen das Einzelwohnhaus mit Garten erschwinglich machen. Haus und Garten werden ineinander verschmelzen. Die schmutzige Erscheinung unserer grauen Städte wird verdrängt werden durch die neuen selbstabwaschenden, farbigleuchtenden Wände der modernen Baukunst.

Man hat der neuen Berliner Baukunst einen Vorwurf daraus machen wollen, daß sie nicht nur nicht bodenständig und nicht ausschließlich in Berlin gewachsen, sondern eine unpatriotische internationale Angelegenheit sei. Derselbe Einwand trifft bei uns jede große Epoche der Baukunst. Die deutscheste Bau-Epoche ist wahrscheinlich die Zeit der sogenannten romanischen Baukunst gewesen. Aber von dieser Kunst gibt es in Berlin keine überzeugende Beispiele. Selbst das Romanische Café hat nur zur Hälfte echt wilhelminisch-deutschen, zur anderen Hälfte aber wie seine Gäste internationalen Charakter. Auch die Gotik war international. Wir bekamen sie aus Frankreich und vielleicht ein wenig aus Persien. Deswegen nennt man sie gern urdeutsch. Unsere Baukunst der folgenden Jahrhunderte war erst recht eine internationale Angelegenheit. Auch Schinkels Vorliebe für das flache Dach stammt aus südlichen Ländern. Gegen die heute in Berlin moderne Baukunst wird also eingewendet, daß sie eigentlich in Wien von Otto Wagner, in Holland von van der Velde und in Paris von Perret und Le Corbusier erfunden worden sei. Aber das sind kurzsichtige Einwände. Es handelt sich bei der modernen Baukunst tatsächlich um ein internationales Konzert — wenn auch ohne Musik —, bei dem die Reichsdeutschen schon lange erste Violinen spielen und bei dem auch die Berliner sich ihrer Mitwirkung nicht zu schämen brauchen. Für viele Ausländer, namentlich in England, Skandinavien und Amerika, ist die Vorstellung vom neuen Baustil heute sehr viel mehr mit Deutschland als zum Beispiel mit Frankreich verbunden. Die berüchtigte Kunstgewerbe- und Architektur-Ausstellung in Paris 1925 hat beinahe ebenso betrübliche Leistungen der Baukunst gezeitigt, wie die Pariser Welt-Ausstellung 1900.

In diesen Tagen öffnet die Berliner Bau-Ausstellung ihre Tore. Obgleich sie ausdrücklich der „kommenden Baukunst“ gewidmet ist und einen besonders wichtigen Schritt auf dem Wege der neuen internationalen Baukunst darstellt,

darf sie sich getrost „Deutsche Bau-Ausstellung“ nennen. So sehr ist der Stil der kommenden Baukunst auch schon ein deutscher Stil geworden. Wer die Kämpfe zwischen den deutschen Architekten heute aufmerksam verfolgt, muß erkennen, daß sogar den Konservativeren und den Radikalsten unter ihnen ein gemeinsames neues Ziel vorschwebt. Selbst der Schützling des thüringischen Exministers Frick, der konservative *Schultze-Naumburg*, hat früher Wesentliches zur modernen Reinigung unserer Bauformen und unserer Städtebaukunst beigetragen, ganz zu schweigen von so feinen, aber vorsichtigen Künstlern, wie *Messel* oder *Bonatz* oder *Schmittbenner*. Wenn nach kühnen Neuerern gefragt wird, so arbeiten heute viele der Führer der neuen Bewegung dauernd in Berlin; außer der starken jüngeren Gruppe, von denen Luckhardt und Erich Mendelsohn schon genannt wurden, auch Sechzigjährige wie Peter *Bebrens*, der zusammen mit Stadtbaurat *Wagner* dem Alexanderplatz seine erstaunliche neue Gestaltung gibt, und Hans *Poelzig*, der das neue Funkhaus gebaut hat und zusammen mit Wagner für die neuen Ausstellungsbauten verantwortlich ist.

Architektur ist keine Musik, weder gefrorene noch geschmolzene. Erst recht aber ist moderne Architektur keine moderne *atonale* Musik. Goethe nannte „die Architektur eine verstummte Tonkunst“. Heute sieht es so aus, als ob die Tonkunst innerhalb der überkommenen Tonleitern alles Erdenkliche und Ausdrückliche erschöpft hat. Sie muß verstummen oder zu neuen Tonleitern und Harmoniegesetzen greifen. Der Architektur dagegen stehen auch innerhalb der überkommenen Baugesetze noch unabsehbare Möglichkeiten offen. Der Eisenbau ist kaum hundert Jahre alt. Der Betonbau ist noch viel jünger. Ihre Möglichkeiten sind noch nicht annähernd ausgeschöpft. Ebenso ist es im Städtebau. Namentlich in Berlin fängt man eben erst zu begreifen an, was die neuen Verkehrsmittel für den kommenden Städtebau bedeuten können. Man fängt zu begreifen an, wie wirksam und wie schön moderne Verkehrsmittel sein können. Allerdings darf man nicht so blöde sein, sie in unerschwinglich teuren Kellerbauten als sogenannte Untergrundbahnen verstecken und damit die Stadt bankerott machen zu wollen, sondern muß sie als leicht beschwingte Hochbahnen oder noch billiger und wirksamer als Schwebbahnen über das Gedränge des Straßenverkehrs hinwegführen. Dann können endlich unabsehbare Außengebiete der Großstadt erschlossen und billiges Bau- und Gartenland jedem zugänglich gemacht werden. Kasernierung wird endlich unmodern.

Eine der wichtigsten Abteilungen der „Deutschen Bau-Ausstellung“, die von Mai bis August Hunderttausende in die Nähe des Funkturms locken wird, ist ihre erste Abteilung, die „Internationale Ausstellung für Städtebau und Wohnungswesen“. Sie ist seit dem Jahre 1910 die erste große Städtebau-Ausstellung in Berlin. Sie wird Unzähligen die Augen darüber öffnen, daß das Berliner Mietskasernensystem überholt ist. Die moderne Dezentralisation im Städtebau verlangt nur sehr beschränkte City- und Hochhausviertel, nur beschränkte Hotel- und Apartment-Hausbezirke. Die modernen Verkehrsmittel und vor allem die wirtschaftlich notwendige Abwanderung der Industrie ermöglichen Auflockerung unserer Städte und für Hunderttausende das Wohnen in den eleganten Flachbauten, die allen Komfort der Großstadt mit den Freuden des Landlebens vereinigen.



Eduard Braun 30

Eduard Braun (Holzschnitt)

Reiz der Reise

Von

Paul Morand

Der Enteilende wird zerrissen; aber der Verweilende wird in Stücke zerfallen.

Fortziehen: Das einzige Mittel, sein Glück zu machen.

Reisen ist die angenehmste, unpraktischste und kostspieligste Art des Belehrens, weshalb es auch die Engländer zu ihrer Spezialität gemacht haben.

Bergson sagt, daß man erst lachen könne, wenn man Dinge, die in keinerlei Beziehung zueinander stehen, vergleiche. Deshalb ist der Wanderer auch so vergnügt. Denn reisen heißt: Vergleiche herstellen.

Mit zwölf Jahren erhielt ich mein erstes Rad. Seitdem hat mich keiner mehr gesehen.

Sie leiden am Lärm? Unsere Zeit macht Sie leiden? Versuchen Sie selbst, Lärm und Bewegung zu werden. Alles um Sie her wird — leise sein.

Von einem Lotterielos ist weniger zu erwarten als von einer Fahrkarte.

Lösen Sie niemals hin und zurück!

Viele werden kräftiger auf der Reise; aber die Mehrzahl auch bescheidener.

Weggehen heißt: den Prozeß gegen die Gewohnheit gewinnen.

Wer umherirrt, ist nicht ungesellig. Er liebt nur die großen Beziehungen.

Ist bei unserer Rückkehr die Erde kleiner, oder sind wir größer geworden?

Jeden Augenblick zieht uns der Zufall aus den Häusern. Nützt ihr ihn auch gebührend, kleine zweifelnde Menschen?

(Deutsch von Arnold Burgauer)



Peter Milde

„Provinz“ und Berlin

Von

Hannes Küpper

Die Wortbegriffe *Provinz*, *provinziell*, *Provinzler* werden geprägt und haben ihre Gültigkeit in Berlin nebst Vororten.

Die Provinz fängt geographisch ohne Übergang sofort an der Peripherie von Groß-Berlin an. Wenn man 20 km von Berlin wohnhaft ist, so lebt man ebenso in der tiefsten Provinz wie 800 km davon entfernt.

Das Wort *Provinz* in seiner Berliner Anwendung drückt etwas Zweitrangiges, Minderwertiges aus, ungefähr so, wie das Wort *Berlin* in der Provinz seine Geltung hat.

Berlin bedeutet in der Provinz Benzinluft, Morphinum, Überfall, Begaunern, Asphaltkultur, Sittenlos, Die Natur ist Kitsch, Nur Oberfläche, Hysterie.

Provinz bedeutet für Berlin Mottenpulverluft, Maiglöckchen, Flanellunterröcke, Cäsar Fleischlen, Bildungsphilister, Brett vor dem Kopf, Im Gehen schlafen, Wenig arbeiten, Schwerfällig wie ein Nilpferd sein.

Diese Art der Anschauung von Berlin und der Provinz, so oft man sie auch hören und lesen mag, ist ohne Kraft und Wirkung, weil sie nicht die elementare Gegensätzlichkeit aufzeigt; es ist die Konversation, der Unterhaltungsstoff für den Biertisch, das Damenkränzchen, den Golfklub und den Bridgetee. Der objektive Beobachter findet das, was man gemeinhin als Provinz bezeichnet, ebenso in Berlin, wie er auch das Berlinische in der Provinz findet. Das Getuschel und Getratsch in Münster, das entsteht, wenn Lieschen Neumeier nach vierteljähriger Ehe glückliche Mutter eines prächtigen Kindes wird, ist unerträglich, provinziell; wenn die Tochter Traude des Berliner Geheimrats Krüger sich in derselben Lage befindet wie unser Lieschen Neumeier, so entsteht zwar keine Bettschnüffelei; aber die Neugier wird befriedigt im Broschürenformat gewisser Abendgazetten, die einen dahingehend informiert, daß der Honigmond schon vor der Ehe stattgefunden hat, was ebenso provinziell ist.

Von dieser Ebene aus betrachtet ist Berlin des Deutschen Reiches Hauptprovinzstadt.

Was nun die Gegensätzlichkeit *Berlin* und *Provinz* betrifft, so hat sie ihre



Kurth Werth

mannigfachen Ursachen. Die Ideen, die Allgemeingültigkeit haben, übertragbar sind, werden nicht aufgenommen; man erlebt fast immer, daß die Provinz das, was typisch berlinische Gesetzmäßigkeit hat, übernimmt und die Irrtümer, die naturgemäß daraus entstehen, nicht erkennen will. Es ist dieselbe Verwirrung und Enttäuschung, die entstand, als vor einiger Zeit Deutschland sich anschickte, alles Amerikanische zu übernehmen, ohne Berücksichtigung und Erkennung dessen, was ureigen amerikanisch ist. Der amerikanische Finanzmagnat, der einmal sagte: „Amerikanisches Geld können wir euch geben; dieses Geld verdeutschen müßt ihr selbst!“ hat damit den Richtspruch über die amerikanische Invasion in Deutschland ausgesprochen.

Berlin leidet an der Unterschätzung der Provinz und fühlt sich in der Rolle des Exporteurs; aber es führt die Rolle ungefähr so aus, wie wenn beispielshalber ein Pelzhändler die absurde Idee hätte, seine Pelzwaren am Äquator abzusetzen. Der Berliner beschränkt sein Studium der Provinz darauf, daß er den Provinzler studiert, wenn er sich in Berlin aufhält, der sich dann ganz anders zeigt. Er gewinnt dann hierbei einen vollkommen falschen Begriff. Dadurch, daß das fremde Milieu den Provinzler in Berlin einengt, schüchtern und einsilbig macht, wird der Berliner zu seiner berüchtigten Redseligkeit verleitet. Er führt ein Zwiegespräch mit sich selbst. Aber unser Provinzler macht sich seinen Vers darauf. Er, der Sinn und Gefühl und Schulung am Detail hat, erkennt gar bald, wo die Schwäche des andern liegt. Wenn der Provinzler nach einiger Zeit die Summe zieht, die sich zusammensetzt aus dem Berliner Tempo, den unzählbaren Telefongesprächen, die geführt werden über eine unwichtige Sache, den vielen Sitzungen, die abgehalten werden und doch nur aufhalten, dem Instanzenweg, bis eine Sache realisiert wird, dem Gemanage und all den Verabredungen, und vor allem, wenn er staunend sieht, daß eine These nicht aus den praktischen Ergebnissen stabilisiert, sondern theoretisch aufgestellt und behauptet wird, — dann ist er über das Resultat baß verwundert; denn er sagt sich: solche geringfügigen Resultate sind auch ohne solchen Aufwand zu zeitigen.

Hier liegt die Stärke des Mannes aus der Provinz und was ihn ermuntert, in Berlin Fuß zu fassen. Es ist auch ein Naturgesetz, daß Berlin in bestimmten Intervallen durch provinzielle Invasionen erneuert wird. Die schlesische Invasion, die vor fünfzig Jahren nach Berlin einsetzte und zur Zeit am besten überprüfbar ist, gibt der exakten wissenschaftlichen Behauptung recht, daß der berlinische Bevölkerungstypus das historische Produkt einer Blutmischung ist, nicht allein aus allen deutschen Stämmen, sondern daß Scharen von Holländern, Franzosen, Schweizern, Böhmen, Slawen den ursprünglichen Kolonialtypus bilden. Berlin hat sich noch nie aus sich selbst erneuert, es ist gleichsam anämisch und bedarf des Auftriebs aus der Provinz.

Es ist bezeichnend, daß das Wort *Provinz* für das Wirtschaftsleben und seine Politik nicht angewandt werden kann. Diese beiden Lebensfaktoren sind in der Isolierung nicht möglich, und je mehr man über das Problem Berlin und die Provinz nachdenkt, um so mehr erhält die Überzeugung ihr Recht, daß die Gegensätze trotz allem doch sehr an der Oberfläche liegen und sich nur in jener Schicht bemerkbar machen, die man schlechthin als die intellektuelle bezeichnet. Die Wirtschaftskreise sind sich handelseinig und wissen sehr genau, wo die



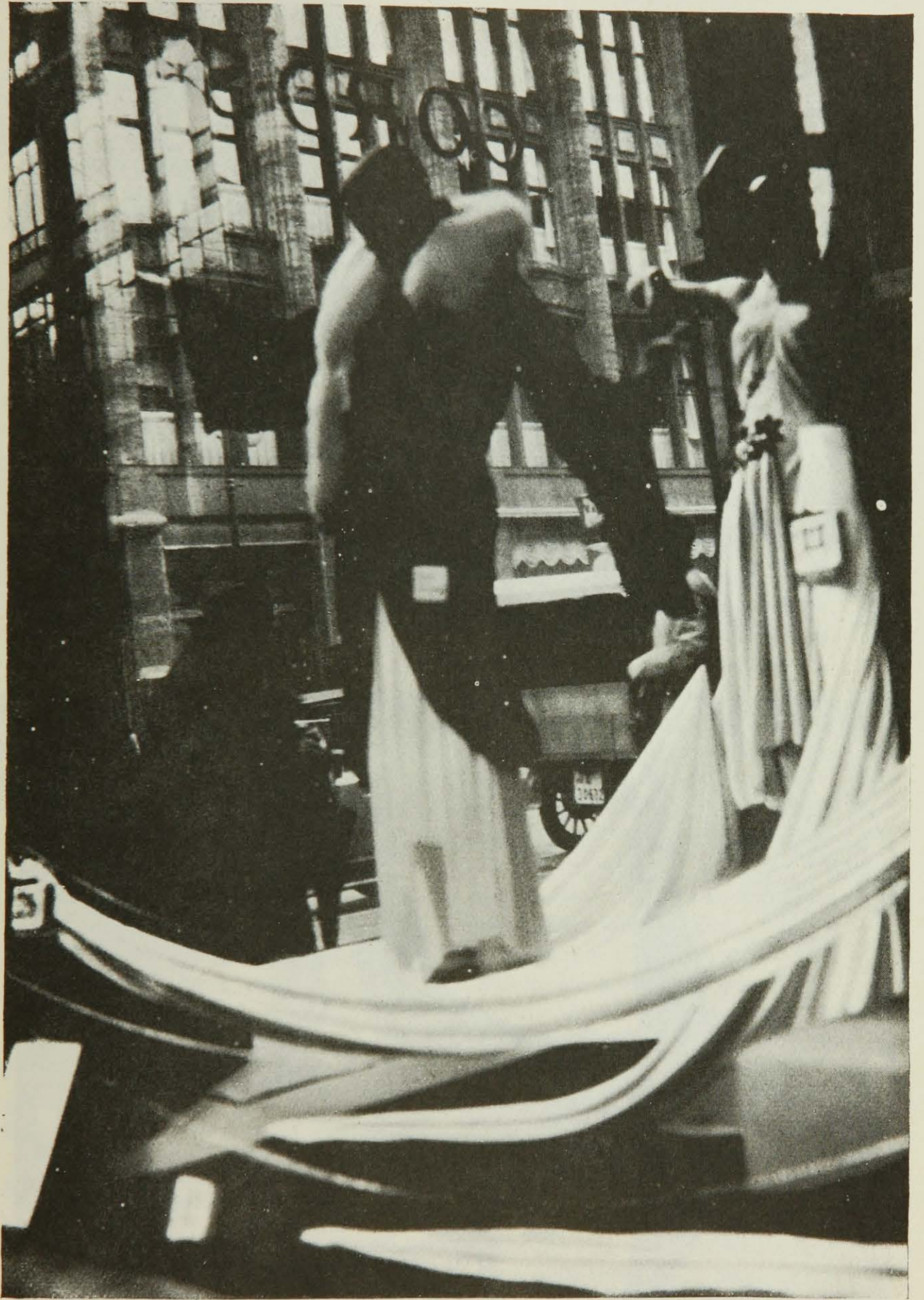
Der kategorische Imperativ

Photo Martin Munkacsy



Berlin, Potsdamer Platz

Photos Strufo



Berlin, Schaufenster

Photo Mimi Sandor



Wegweiser in Wannsee

Photo Davidson



Professor Piccard in Augsburg (Vorbereitung zum Stratosphärenflug)

Photo New York Times

So hatte Kant beispielsweise eigene, bloß aus Vorurteilen zusammengebraute Theorien der Therapie und Hygiene.

Die Pockenimpfung etwa verwarf er hartnäckig, trotz ihrer großen Erfolge. Er meinte nämlich, der Menschheit könnte mit der tierischen Lymphe auch tierische Brutalität und Neigung zur Viehseuche eingepflanzt werden. Das Biertrinken galt ihm als eine Art Selbstmord, und die oberste Forderung der Hygiene erblickte er darin, Sonne und Luft den Eintritt in sein Schlafzimmer strenge zu verwehren. Auch tagsüber, so lautete seine rigorose Instruktion, müßten die Fensterläden seines Schlafgemachs dicht geschlossen sein, damit kein Licht eindringe. Über das Motiv dieser fixen Idee berichtet der Hüter von Kants Häuslichkeit folgendes: „Durch einen Fehler im Beobachten war Kant auf eine besondere Hypothese über die Erzeugung und Vermehrung der Wanzen geraten, die er aber für feste Wahrheit hielt. Er hatte nämlich in einer andern Wohnung zur Abhaltung der Sonnenstrahlen die Fensterladen stets geschlossen gehalten, vergaß aber bei einer kleinen Reise aufs Land, vor seiner Abreise die Fensterladen vorlegen zu lassen, und fand bei seiner Rückkunft sein Zimmer mit Wanzen besetzt. Da er nun glaubte, vorher keine Wanzen gehabt zu haben, so machte er den Schluß, das Licht müsse zur Existenz jenes Ungeziefers notwendig erforderlich und die Verhinderung der eindringenden Lichtstrahlen ein Mittel sein, ihrer Vermehrung vorzubeugen.“

Natürlich duldete Kant auch nicht, daß das tiefe Dunkel seines Schlafzimmers durch ein Nachtlicht durchbrochen werde, und darum darf es nicht wundern, wenn ein Freund folgendes erzählt: „Wollte Kant im Finstern aus irgendeiner Ursache sein Schlafzimmer verlassen, welches öfters geschah, so diente ihm ein jeden Tag von neuem gezogenes Seil (!) zum sichern Wegweiser zu seinem Bette.“

Gegner haben Kant vorgeworfen, er selbst sei es, der in seiner Philosophie künstlich Schwierigkeiten sich schaffe, die er dann wieder überwinden müsse — so im Falle des „Schematismus der reinen Verstandesbegriffe“. Nun — im Leben hat Kant derlei wirklich getan. Erst die überflüssige Verfinsterung und dann ihre Paralyse mit Hilfe jener komplizierten „Seilkonstruktion“!

Zum Kapitel Hygiene gehört auch das Wäschewechseln — und wie alles wurde auch das Kant zum Problem. Er war freilich schon ein sehr alter Herr, als er durch seinen Freund, den Diakonus Wasianski, immer wieder vergeblich ermahnt werden mußte, doch endlich frische Wäsche anzuziehen. „Kants Bitten um Dilation der Ausführung dieses Vorschlages waren oft rührend“ — so erzählt der Diakonus. „Ich machte daher schon frühere Anträge dazu, um durch einigen Aufschub doch nichts für Kants Reinlichkeit zu verlieren. So sehr Kant zu dieser geneigt war, so angelegentlich protestierte er doch gegen die Anwendung jener Reinlichkeitsregel unter dem Vorwande, daß er nie transpiriere.“

Otto Weininger hat behauptet, das Wesen des Genies bestehe im Gedächtnis. Kant, in bezug auf Wissenschaftliches wirklich ein Gedächtniskünstler, war in allen andern Dingen sehr vergeblich; und zwar nicht nur als alter Mann, sondern auch schon in seiner Kinderzeit. Er selbst erzählte oft jene drollige Geschichte, die ihm als kleinem Knaben widerfahren war: Der sechsjährige Kant befand sich auf dem Heimweg von der Schule, als er sich genötigt sah — der zeitgenössische

Biograph schreibt „gewisser leicht zu erratender Ursachen wegen“ — einige Augenblicke unter einem Fenster sich aufzuhalten. Seine Schulbücher befestigte er indessen am Ladenriegel des Fensters; dann aber vergaß er, sie wieder abzunehmen — und ging frohgemut ohne Bücher nach Hause.

Als Kant dann, im späteren Alter, eine Zunahme jener Vergeßlichkeit wahrnehmen mußte, schrieb er, um sich bei Tische nicht zu wiederholen und um für eine abwechslungsreiche Unterhaltung der täglichen Mittagsgäste sorgen zu können, die zu erzählenden Geschichtchen auf kleine, abgerissene Papierzettelchen, Reste von Briefkuverts usw. Ein Freund nahm einmal solch ein Notizblättchen an sich und überlieferte es der Nachwelt. Es fand sich darauf folgender drolliger Text:

Von der ehemaligen Belehrung meiner Schüler, Schnupfen und Husten gänzlich zu verbannen (Respiration durch die Nase). Das Wort Fußstapfen ist falsch; es muß heißen Fußstappen . . . Ähnlichkeit des Frauenzimmers mit einem Rosenknöspchen, einer aufgeblühten Rose und einer Hagebutte. Der Stickstoff (Azote) ist die säurefähige Basis der Salpetersäure. etc.

Aber Kant notierte nicht nur Dinge, die er nicht vergessen wollte, sondern auch solche, die er zu vergessen wünschte. Nachdem er seinen langjährigen Diener Lampe hatte entlassen müssen, wollte er an diesen Menschen, der ihm viel Ärger bereitet hatte, nicht mehr erinnert sein. Darum schrieb er in sein Notizbuch die Worte: *Der Name Lampe muß nun völlig vergessen werden.* Was den gütigen Kant aber nicht hinderte, Lampen in anderer Weise nicht zu vergessen, denn er setzte ihm eine lebenslängliche Rente aus.

Allein vom Aufnotieren erwartete Kant weiterhin Wunder. Als er nämlich eine Zeit hindurch unter Angstträumen zu leiden hatte, schrieb er in sein Notizbüchlein: *Es muß keine Nachtschwärmerei stattfinden!*

Kant gilt seit jeher als der vornehmste Repräsentant des deutschen Idealismus, nicht nur erkenntnistheoretischer, sondern auch ethischer Natur. Gerade über jene Dinge aber, die selbst dem eingefleischten Materialisten heilig sind, über Liebe und Ehe, hatte Kant Ansichten, denen man das Prädikat „idealistisch“ beim besten Willen nicht zuzuerkennen vermag. Freilich, Kant selbst kannte all das nur vom Hörensagen, denn sein ganzes Leben verbrachte dieses nüchterne Genie in freiwilligem Zölibat. Das Metaphysische, das im Eros steckt, war diesem größten Kritiker der Metaphysik gänzlich verborgen geblieben. Wohl war Kant ein grundsätzlicher Gegner der Ehe nie gewesen, denn er bemühte sich eifrig, seine Freunde zu verheiraten. „Aber freilich immer nur, um ihre ökonomische Lage zu bessern und zu sichern“, so fügt Kants Zeitgenosse, der preußische Kirchenrat Borowski, hinzu. Das war nun durchaus nicht Borowskis persönliche Auffassung, denn auch Prediger Jachmann berichtet, Kant habe stets seine Freunde „durch eine gute Partie zu beglücken“ versucht. Widerspricht das nicht — so wird der orthodoxe Kantianer fragen — Kants eigenem Sittengesetz, das so eindeutig fordert, „die Person eines jeden andern jederzeit zugleich als Zweck, niemals bloß als Mittel“ zu gebrauchen?

Aber Kant schien um eine „Begründung“ seiner etwas merkwürdigen Auffassung der Ehe nicht verlegen. „Kant war der Meinung (so berichtet sein Freund Jachmann), wenn man bei der *Wahl einer Gattin* außer den guten Qualitäten der

Hausfrau und Mutter noch auf ein sinnliches Motiv sehen wolle, man *lieber auf Geld Rücksicht nehmen möge*, weil dieses *länger als alle Schönheit* und aller Reiz vorhalte, zum soliden Lebensglück sehr viel beitrage und selbst das Band der Ehe fester knüpfe, weil der Wohlstand, in welchen sich der Mann dadurch versetzt sieht, ihn wenigstens mit liebenswürdiger Dankbarkeit gegen seine Gattin erfülle.“

Nun — es geht doch nichts über Idealismus!

Wir kennen die tiefe Verachtung, mit der Kant in seiner Ethik alles Streben nach Lust gestraft hat. In jedem Falle, so meinte er, müßten die Neigungen zugunsten der sittlichen Pflicht unterdrückt werden, und stets müsse die Vernunft Gewalt haben über alle körperlichen Begierden. Allein — die Begierde, geriebenen englischen Käse zu essen — die schien von jener Forderung ausgenommen, denn ihr konnte Kant doch nicht widerstehen; selbst dann nicht, als der unmäßige Genuß dieser Speise — Kant hatte zwischen allen Gängen einer Mahlzeit starke Käseportionen sich reichen lassen — den alten Herrn in Lebensgefahr gebracht hatte. Als Wasianski, der fürsorgliche Freund, nun nicht mehr dulden wollte, daß Kant das für ihn so gefährliche Nahrungsmittel weiterhin zu sich nehme, da war der große, rigoristische Moralphilosoph vollends verzweifelt. „Kant wollte einen Gulden, einen Taler und mehr für ein wenig Käse geben, mit dem Zusatz: Er habe es ja dazu!“ Und als der Freund nicht nachgeben wollte, „brach Kant in wehmütige Klagen über die Verweigerung des Käses aus“.

Ja — wenn es um echten englischen Käse geht und dazu noch um geriebenen — wo soll da wirklich die Vernunft ihre Kraft hernehmen? Am Ende war Kant doch nur das, was ihn noch liebenswerter machen muß — ein Mensch von Fleisch und Blut?!

Zweifellos ist die Ethik jener Bereich, in dem die Diskontinuitäten in Kants Wesen ihren sympathischsten Ausdruck finden. Wohl hatte Kant als Theoretiker das Mitleid für ethisch minderwertig erklärt und aus dem Bereich der echten Moral ausgewiesen in den der bloßen „Legalität“. Als Praktiker aber öffnete er diesem Mitleid wieder alle Pforten seines weichen, gütigen Wesens. Man könnte meinen, Kants berühmte Wohltätigkeit sei nicht einem mitleidigen Herzen, sondern nur einem ausgeprägten Pflichtbewußtsein entsprungen. Pfl egte er doch in seiner komplizierten Sprache zu sagen: *Es muß keine Knickerei oder Kargheit irgendwo statthaben*. Aber die anmutige, so wenig bekannte Geschichte vom „Glasbegräbnis“ ist, gleich vielen andern Taten Kants, nur aus einem starken Gefühl selbst für die möglichen Leiden seiner Mitmenschen zu erklären. Eines Tages nämlich, bei Tische, hatte ein Bediensteter ein Weinglas zerbrochen. Aus Besorgnis, der Diener oder jemand anderer könnte sich verletzen, duldet e Kant nicht, daß die Glassplitter berührt würden. Er selbst sammelte sie dann auf einem Teller, ließ einen Spaten holen und ging dann mit seinem Freunde Jachmann in den Garten, um das Glas selbst zu vergraben. Verschiedene Stellen wurden ihm dafür vorgeschlagen, immer wieder aber machte Kant den Einwand, hier könnte doch einmal irgend jemand an den Splittern Schaden nehmen. Bis endlich, nach vieler Überlegung, an einer alten Mauer ein dem Philosophen passender Platz gefunden war. Nun wurde eine tiefe Grube angelegt, und Kant vollzog persönlich die feierliche Bestattung des zerbrochenen Weinglases. Jetzt erst war er beruhigt.

Wenn Kant in seinen Mannesjahren die Grenzen des heimatlichen Königsberg

kaum jemals verlassen und niemals das Bedürfnis empfunden hatte zu reisen, so ist auch das typisch für diesen gänzlich unerotischen und darum auch — ein scheinbares Paradoxon — in gewissem Sinne unmetaphysischen Menschen. Kants seelisches und geistiges Gleichgewicht war nämlich so sehr von der Konstanz aller umgebenden Eindrücke abhängig, daß eine Reise mit ihrer notwendigen Variation dieser Eindrücke ihm von vorn herein unmöglich erscheinen mußte. Dieses Konstanzbedürfnis ging so weit, daß der Philosoph einmal erklärte, er könne nicht frühstücken, weil der neue Diener den Teetisch in einem etwas andern Winkel aufgestellt hatte, als er zu stehen pflegte. Kant selbst legte nun Hand an, bis es ihm nach langwierigen Versuchen endlich glückte, den Tisch in die „richtige“ Lage zu bringen. Und als Wasianski als unerwarteter Frühstücksgast erschien, da wurde er, der intimste Freund Kants, von diesem gebeten, sich so zu setzen, daß Kant ihn nicht sehen müsse. Seit mehr als einem halben Jahrhundert, so erklärte der Philosoph, habe er keine lebende Seele beim Tee um sich gehabt, er könne darum in andres sich nicht mehr fügen. Wie sehr die Unveränderlichkeit und Gleichförmigkeit aller umgebenden Reize Bedingung für Kants geistige Existenz war, geht auch daraus hervor, daß Kant nur dann philosophieren konnte, wenn er jahraus, jahrein, nach sechs Uhr morgens durch das Fenster seines Arbeitszimmers auf einen bestimmten Punkt des Löbenichtschen Turmes blickte. Als dann in Nachbars Garten die Pappeln so hoch emporgewachsen waren, daß sie den Turm verdeckten, war Kant verzweifelt und erklärte, nun nicht mehr ungestört denken zu können. So mußte sich denn der Nachbar, ein Verehrer Kants, entschließen, im Interesse der deutschen Philosophie die Pappeln zu stutzen. Dem glücklichen Umstand dieser Bereitwilligkeit verdanken wir Kants grandioses System der Transszendentalphilosophie.

Als aber Kant aufgehört hatte, geistig schöpferisch tätig zu sein, da erst erwachte in dem alten Herrn plötzlich eine unbändige Sehnsucht nach Reisen. Nun, an der Grenze der Achtzig, schwärmte er mit einem Male von weiten Auslandsfahrten und Weltumsegelungen. Die Freunde vertrösteten den Philosophen auf die warme Jahreszeit, und mit rührendem Ernst begann er nun schon im November die Tage bis zum Sommer zu zählen. Immer wieder schmiedete er Weltreisepläne, und Abend für Abend erging er sich in schwärmerischen Phantasien über die nie gesehenen Schönheiten der weiten Welt.

Endlich war der Sommer gekommen und mit ihm ein schöner, warmer Tag. Ein Wagen wurde gemietet, und als „Reiseziel“ bestimmten die Freunde ein Landhäuschen, das eine kleine Viertelstunde außerhalb der Stadt lag. „Gut“, sagte Kant, „wenn es nur recht weit ist.“ Und noch beim Einsteigen in den Wagen wiederholte er die Losung: „Nur recht weit!“

Man fuhr los — aber die Kutsche hatte das Stadttor noch nicht verlassen, als Kant den Weg schon als peinlich lang rügte. Mit Mühe erreichte man das Landhaus, rasch mußte der Kaffee getrunken und schon wieder an die Rückfahrt geschritten werden. Der Heimweg — zwanzig Minuten Wagenfahrt — dünkte den Philosophen schon von unerträglicher Dauer. Endlich war man wieder zu Hause. Mißmutig über die weite „Reise“ und die lange Abwesenheit von daheim — fast eineinhalb Stunden! — ließ Kant sich entkleiden, wurde ruhiger und schlief ein. Er machte oft noch kühne Reisepläne, doch hat er Königsberg nie verlassen.



Kurth Werth

Eine Säbelmensur in Berlin (1930)

Von

Frazier Hunt

Bald nach dem Mittagessen verließ ich mit meinen Freunden das Hotel Adlon und fuhr in einer Taxe quer durch Berlin in eine der äußeren Vorstädte. Dann entließen wir den Wagen, gingen noch um einige Blöcke weiter und traten schließlich durch das Tor eines Hauses, das sich äußerlich von andern Häusern in nichts unterschied. Mein Freund erklärte mir, daß das strenge deutsche Gesetz das Duell mit drei Monaten Festungshaft bestrafe, und daß man sich deshalb nur im geheimen schlagen dürfe. Schweigend gingen wir durch einen langen Korridor und gelangten über eine Treppe durch einen Ankleideraum in eine große, scheunenartige Halle. Es durchschauerte mich, als sei ich in das Totenhaus eines Gefängnisses getreten; alles strömte den scharfen Geruch eines billigen Antiseptikums aus. „Nicht Englisch sprechen!“ warnte der Freund. In der einen Ecke der großen Halle umgaben ein Dutzend Menschen einen jungen Burschen mit nacktem Oberkörper. Ein älterer Mann in langem weißem Kittel, es war wohl der Arzt, machte sich um ihn zu schaffen. Genau in der Mitte der Halle erhob sich einige Zentimeter über den Fußboden eine mit Sägemehl bedeckte Estrade, 12 Fuß lang und 6 Fuß breit. In einer anderen Ecke umgab eine ähnliche Gruppe einen anderen halbnackten jungen Mann.

Mein Freund führte mich zu einem seitwärts stehenden Tischchen. Die Studenten ringsum tranken ruhig ihr Pilsner (?) Bier. „In einer Minute werden sie beginnen“, flüsterte mir mein Freund zu.

Wie auf Kommando bewegten sich dann die zwei Gruppen von den entgegengesetzten Enden des Saales her auf die Estrade zu, feierlich, wie Braut und Bräutigam, doch viel weniger nervös. Eine Atmosphäre strenger Disziplin lag über

allem, tödlich ernst wurde die Form beobachtet. Zwei Stühle standen an beiden Seiten der Estrade, und die Duellanten wurden von ihren Sekundanten zu diesen Sitzen geführt. Kein lautes Wort fiel. Alles wurde von den Sekundanten besorgt. Es war, als sollte hier mit deutscher Gründlichkeit eine Hinrichtung vollzogen werden.

Nun ließ man die zwei Hauptpersonen, die man wie Wachsfiguren behandelte, aufstehen. Ich bemerkte, daß beiden zum Schutz der Halsader schwarze Seidentücher um den Nacken geschlungen waren. Der rechte Arm war bis auf einen ungefähr fünfzehn Zentimeter langen Schlitz am Unterarm und einen ebensolchen am Oberarm in schweres Tuch gewickelt. Die Brust und beide Schultern waren nackt. Um den Rumpf ging eine dick gepolsterte Schutzhülle bis zu den Schenkeln; auch das rechte Bein war schwer einbandagiert.

Mit dem rechten Fuß voran und den linken rechtwinklig aufsetzend, standen die Duellanten einander gegenüber. Man schob ihnen die Säbel in die Hände; scharf wie Rasiermesser mit drei Fuß langen, gebogenen Klingen und schweren Stichblättern am Heft. Die Sekundanten ließen die Duellanten ihre Arme ausstrecken. Dann brachte der Unparteiische die Hauptpersonen so nahe zueinander, daß ihre Klinge auf dem Stichblatt des andern ruhte. Dann zeichnete dieser Unparteiische mit blauer Kreide ein Gitter um die linken Füße der Duellanten; sie durften dieses imaginäre Gitter unter keinen Umständen verlassen. Keiner der Duellanten sprach während dieser Vorkehrungen ein Wort. Dann setzten die Hauptsekundanten ihren Parteien kleine, aber schwere eiserne Schutzbrillen auf; sie stülpten die Ohrenspitzen ihrer Duellanten unter das elastische Band, das die Schutzbrille am Kopf festhielt.

Rechts hinter jedem der Duellanten stand ein Stuhl mit einem Gefäß, in dem auf der antiseptischen Flüssigkeit Wattebäusche schwammen. Nun ergriffen die zweiten Sekundanten, deren rechte Hände in Gummihandschuhen staken, je einen dieser Wattebäusche und zogen sie über die ausgestreckten Säbelklingen. Was für ein Mord immer hier verübt werden sollte: er mußte vollkommen antiseptisch vor sich gehen!

Ruhig und unpersönlich und offenbar nicht ohne Vorempfindungen blickten die Gladiatoren einander an und waren nun bereit zu ihrem Werk. Die Hauptsekundanten, die mit schweren, stumpfen Säbeln bewaffnet und an Armen und Schultern durch dicke Polsterung, am Kopf aber durch schwere Drahtmasken geschützt waren, nahmen nun ihre Plätze an der linken Seite ihrer Parteien ein. Hinter jedem Fechter stand ein Arzt in weißem Chirurgenkittel.

Plötzlich gebot einer der Sekundanten *Silentium* und verkündete mit dröhnender Stimme: „Das ist ein Beleidigungs-Duell zwischen meinem Freund X und Herrn Y. Sind Sie fertig?“

Nach dieser dramatischen Ansprache begab sich der Unparteiische auf die Estrade. „Dieses Duell ist ungesetzlich!“ rief er aus. „Ich möchte bitten, daß Entschuldigungen vorgebracht werden.“

Einige Sekunden lang waren alle still, dann befahl der Unparteiische, daß das Duell beginnen möge. Sofort nahmen die zwei Hauptsekundanten zur Linken ihrer Partei eine hockende Stellung ein, ihre Schwerter in Kopfhöhe vor die Stirn ihrer Partei haltend.

„Los!“ Wie Männer, die aufeinanderspringen wollen, fielen die Duellanten aus und hieben sechsmal mit ihren Säbeln um sich.

Da erdröhnte die Halle vom scharfen Rufe: „Halt!“ Die Sekundanten fuhren mit ihren Schwertern dazwischen und hielten die Klingen der Duellanten auf. Da beruhigten sich die Fechter, und die Runde war vorbei.

Unverzüglich traten die zwei Ärzte vor und untersuchten ihre Leute. Die Sekundanten besahen sich die Schutzbandagen und stellten fest, daß sie noch saßen. Keiner der Duellanten sprach ein Wort. Die zweiten Sekundanten kamen mit ihren antiseptischen Wattebäuschen und zogen sie an den Säbelklingen entlang. Eine halbe Minute ruhte der Kampf, dann nahmen die Sekundanten wieder ihre hockende Haltung an der Linken ihrer Fechter ein. Und wieder ertönte der Ruf: „Los!“ Wieder die Ausfälle und der scharfe Schall auf Stahl treffenden Stahls. Dann, ehe man bis drei zählen konnte, wieder der Befehl: „Halt!“, und die Männer fielen wieder in ihre Ruhe zurück.

Unbewußt bewegte ich mich auf die Estrade zu. So unerfahren ich war, konnte ich doch sehen, daß der eine Mann als Fechter seinem Gegner unterlegen war — der Fechter an meiner Linken, ein schmaler, gut aussehender Junge, er mochte einundzwanzig Jahre alt sein . . . Das Gesicht dieses Jungen war jetzt gerötet, und ich faßte instinktiv Sympathie für ihn. Sein Gegner, etwas größer als er, war still und unbewegt.

Und wieder erklang das „Los!“. Dann die wilden Ausfälle — ich erblickte nun einen dicken roten Strich auf der Wange des Kleineren. Die Runde war um, und als ich hinblickte, sah ich im Gesicht des Jungen einen 7,5 Zentimeter langen Hieb über die Wange, der von dem Backenknochen zur Oberlippe lief. Der Junge stand unbewegt wie eine Marmorstatue. Sein Sekundant sprang auf und sah sich die Wunde an. Blut strömte aus ihr. Der Arzt holte aus seiner Tasche eine Zange hervor und klemmte die Wundränder zusammen. Silberne Klammern hingen nun von der Lippe des Jungen.

Unendlich lange, so schien mir, sprachen die Sekundanten und der Arzt miteinander: sollte der Kampf weitergehen, oder war der Junge doch zu schwer verwundet? Da schüttelte der Arzt den Kopf und verkündete, der Kampf sei beendet. Einer der Sekundanten des Siegers brachte die bei der Herausforderung gebrauchte Visitenkarte zum Vorschein, berührte die Brust des besiegten Jungen und holte sich einen Blutklecks darauf. Welch ein kostbares Andenken wird das sein!

Langsam ergriff der Arzt den Arm des verwundeten Jungen und führte ihn in das anstoßende Operationszimmer. Ich bemerkte, daß der Junge sich mit der Hand an die Wunde griff und den Druck der Klammern entfernte; mit keinem anderen Zeichen verriet er seinen Schmerz. Er war besiegt worden, aber in Ehren. Er hatte den schweren Stahlsäbel auf seine Stirn niederfallen sehen, aber kein Muskel in seinem Gesicht hatte gezuckt. Er hatte diesen furchtbaren Hieb ohne Furcht und Zittern empfangen. Er hatte ihm standgehalten.

Ich ging zu einem der kleinen Tische und setzte mich. Sicher war ich blaß geworden. Ich wußte nicht: Sollte ich „Bravo“ oder „Skandal“ rufen?

Ich zweifle, ob in den letzten fünfundzwanzig Jahren auch nur ein Dutzend Fremde gesehen haben, was ich sah: nicht mehr als zwei Meilen vom Hotel Adlon in Berlin entfernt!

(Deutsch von Ernst Lorsy)

Holz und Hülsen

Berliner Briefwechsel zwischen Dichter und Intendanten

Die hier wiedergegebenen Dokumente, die im Original den Stempel „Der Generalintendant der Königlichen Schauspiele“ tragen, waren bereits zum Einstampfen bestimmt und wurden nur durch einen Zufall vor der Vernichtung bewahrt.

1. Bittgesuch von Arno Holz an den Grafen v. Hülsen.

Berlin W 30, Stübbenstr. 5, 4. I. 1916

Nr. 165, I
2 Anl.

Der General-Intendant der Kgl.
Schauspiele 5. Jan. 1916 Berlin.

Euer Exzellenz

bitte um gütige Durchsicht der Anlage: Geleitwort zu der neuen Ausgabe meines „Phantasmus“. Da das Erscheinen dieses Werkes, auf das ich alle meine Hoffnungen gesetzt, aus Kriegsgründen nun *kaum vor nächstem Herbst* erfolgen wird, bin ich materiell in die *äußerste Notlage* geraten. Eine Notlage, die mich um so *härter* drückt, als sie mich namentlich und vor allem auch am *fruchtbaren Weiter-schaffen* hindert! Nachdem alle meine Versuche, mir zu einer solchen neue Mittel zu verschaffen, gescheitert sind, wende ich mich hierdurch mit einem Plan, den ich schon seit langem in mir trage, an Sie.

Ich weiß, daß Sie an meinem „Dafnis“ seinerzeit ein herzliches Gefallen gefunden hatten. Es ist jetzt meine Absicht, zu ihm eine Art *dramatisches Gegenstück* zu schaffen, betitelt:

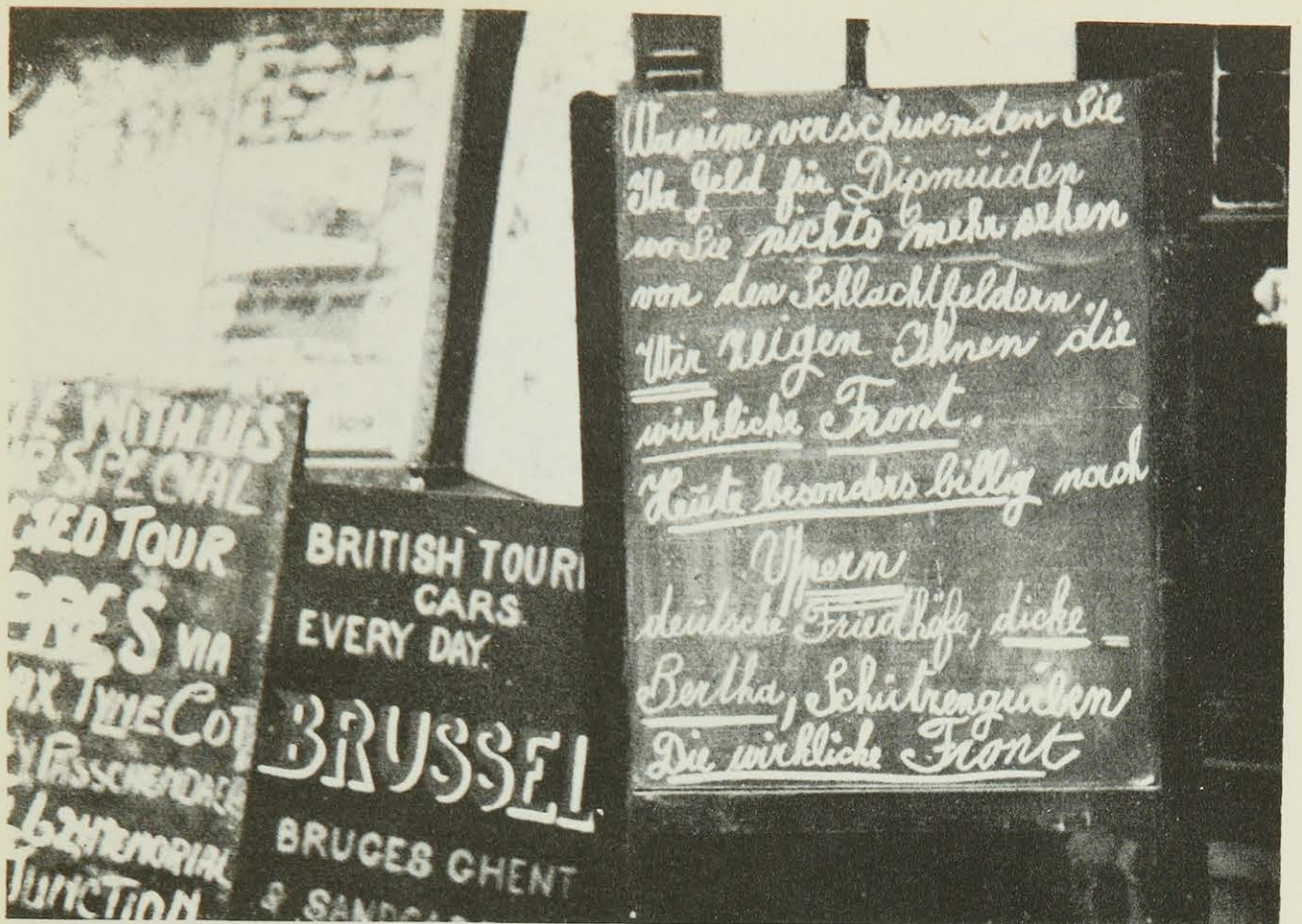
„DER SCHÖPFER PREUSSENS.

Szenisches Charakterbild aus dem 18. Jahrhundert“.

Den Regentenlauf Friedrich Wilhelms des I. in zwölf kurzen, sich steigernden Akten. Wie ich Sprache und Zeitkolorit zu greifen verstehe, habe ich bewiesen. Diese Aufgabe reizt mich aufs Höchste und ist mit einem Stück Wesen von mir identisch. Mit dem fertigen Werk, hoffe ich, wird es mir gelingen zu beweisen, daß Theaterkunst und strengste geschichtliche Wirklichkeit nicht, wie bisher, Gegensätze waren. Nur ist mir natürlich unmöglich, mich an die betreffende Arbeit zu machen, bevor ich mich nicht, und zwar für dieses ganze kommende Jahr, genügend gesichert weiß. Wäre es Euer Exzellenz möglich, mir nach dieser Richtung durch Fürsprache oder ähnlich behülflich zu sein? Ich bin überzeugt, ich würde ein Werk auch von dauernden *materiellen* Werten schaffen, so daß also die betreffenden dafür aufgewandten Summen nur *vorgestreckte* und *keine verlornen* sein würden!

Diese Angelegenheit und Bitte vertrauensvoll in Euer Exzellenz Hände legend,

in vollkommenster Hochachtung
Arno Holz.



Die wirkliche Front (Plakate in Ostende)

Photo Grisar



Aus dem Kitschmuseum in Stuttgart

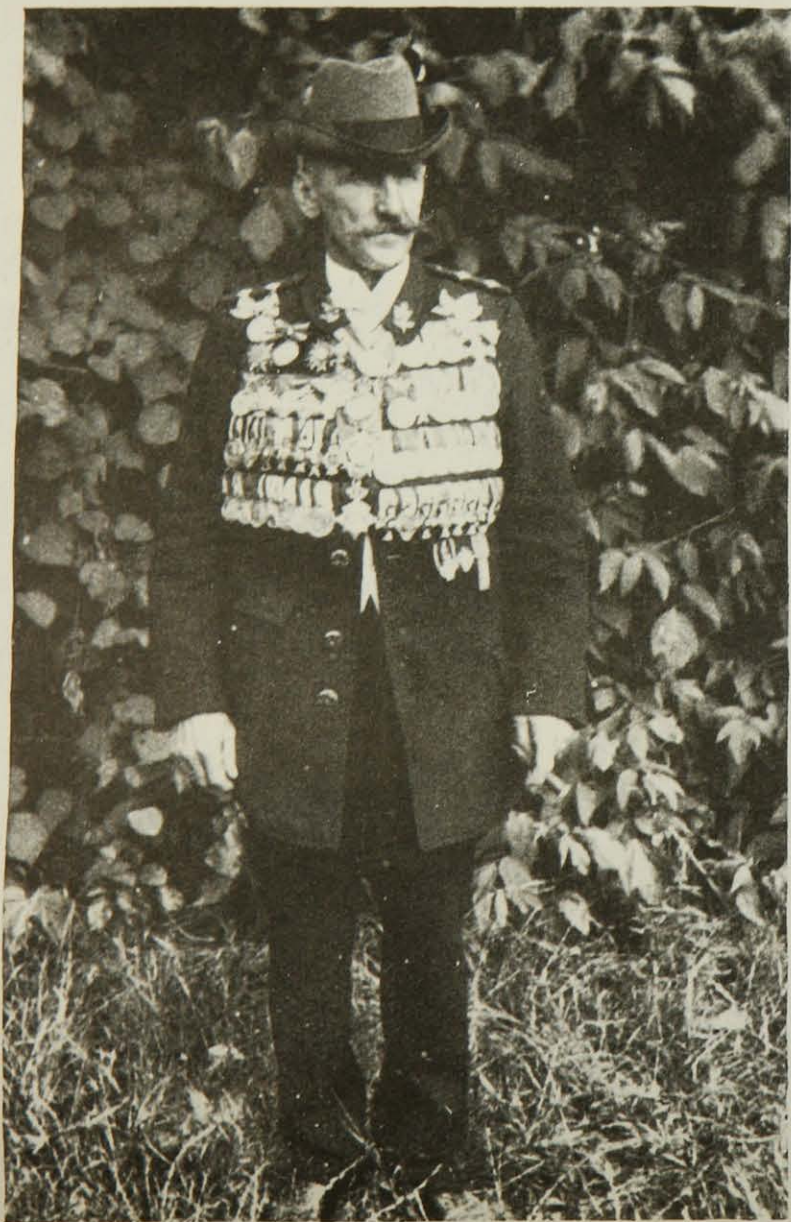


Photo Strassberg

Berliner Schützenkönig



Photo Meurisse

Marschall Joffre, Poincaré und Prinz Alexander von Serbien
(der heutige König) im Krieg

Das alte und das neue Paar à la mode



Photo Schmidt

Anton Edthofer und Helene Thimig in Turgenjews „Natalie“ (Komödie, Berlin)



Photo Fanta

Gustaf Gründgens und Margo Lion in der Revue „Alles Schwindel“ von Schiffer und Spoliansky (Kurfürstendamm-Theater, Berlin)



Photo Vogelsang

Die Schauspielerin Erika Fiedler



Photo Fanta

Maria Koppenhöfer und Lothar Müthel in Ernst Penzoldts
„Portugalesischer Schlacht“ (Berlin, Staatstheater)

2. Anmerkung des Grafen von Hülsen für den Sachbearbeiter:

K. H.

Herrn Dr. *Lindau*,

Hier

mit dem Ersuchen um Aeußerung ergehenst, ob Sie nicht einen Weg wissen, wie man dem Manne helfen kann. Ich weiß keinen, denn die 12 Zukunftsakte reizen mich wenig.

Hülsen

B. 6. I. 16.

3. Entwurf

(zur Antwort, wie sie auch tatsächlich erfolgte).

VB. Hülsen

Nr. Zu 165, I

Bln. 9. I. 16.

Sehr geehrter Herr!

Da Sie wissen, daß ich Ihr lyrisches Portrait aus dem siebzehnten Jahrhundert „Dafnis“ mit besonderem Behagen gelesen habe, haben Sie mit Recht voraussetzen dürfen, daß Ihr Plan, ein szenisches Charakterbild aus dem achtzehnten Jahrhundert: „Der Schöpfer Preußens“ zu schreiben, mein lebhaftes Interesse erregen müsse. Überrascht und betrübt hat mich aber Ihre vertrauliche Mittheilung, daß Sie erst, wenn Sie für das jetzt begonnene ganze Jahr genügend gesichert wären, diese Arbeit in Angriff nehmen und vollenden könnten.

Überrascht, weil ich nach Ihren schriftstellerischen Erfolgen von „Dafnis“, „Traumulus“ pp. nicht annehmen konnte, daß Sie sich in bedrängter Lage befänden, betrübt, weil ich als ein in mannigfachen Organisationen zur Linderung der Kriegscalamitäten Beschäftigter aus Erfahrung weiß, wie schwierig es ist, auch für würdigste Einzelzwecke größere Mittel aufzubringen. (An eine einzelne noch so wohlgesinnte Persönlichkeit mit offenem Herz und offener Hand sich zu wenden, wäre sicherlich vergebliches Bemühen, denn*) Jeder von uns ist in diesen schweren Tagen von der nothleidenden Allgemeinheit so stark in Anspruch genommen, daß seine Leistungsfähigkeit meist erschöpft ist. (Bleiben also nur eben jene Organisationen, die sich zur Linderung der allgemeinen Kriegsnoth gebildet haben, und die für soviel Unterstützungswürdige zu sorgen haben, daß die ihnen zu Gebote stehenden Mittel kaum dazu ausreichen, den berechtigten Ansprüchen der Würdigsten in bescheidenem Maße zu genügen.)* Zu einer Ausnahmeleistung, die ein verhältnismäßig erhebliches Kapital erfordern würde, sind verfügbare Mittel aber auch in meinem Ressort leider nicht vorhanden.

Ich könnte Ihnen also nur ganz unmaßgeblich rathen, für Ihren Zweck eine Vereinigung ins Auge zu fassen, welche die Förderung dichterischer Tätigkeit durch zeitweilige materielle Hilfeleistungen anstrebt. Es entzieht sich meinem Wissen, ob vielleicht die Schillerstiftung im vorliegenden Falle eingreifen könnte; ich weiß eben nur, daß zum Vorstande der hiesigen Filiale dieser Stiftung Männer gehören, wie Bürgermeister Geheimer Regierungsrat Dr. Reicke und Chef-redacteur J. Landau, bei denen Sie zweifellos auf das vollste Verständniss und eine vornehm entgegenkommende Behandlung mit Sicherheit rechnen dürfen. Vielleicht könnte auch ein Apell an das Kultusministerium einen Erfolg zeitigen.

*) Die eingeklammerten Stellen sind ursprünglich entworfen, dann verworfen.

Mit dem aufrichtigen Wunsche, daß sich die Bedingungen erfüllen werden, die Sie für Ihre geplante Arbeit als unerläßlich bezeichnen, und daß diese Arbeit den hohen Erwartungen, die Sie hegen, vollkommen entsprechen möge, bin ich, sehr geehrter Herr,

mit vorzüglicher Hochachtung,
Ihr (sehr)*) ergebener,
Hülsen.

4. Zweites Schreiben von Arno Holz.

Herrn Dr. Paul Lindau,
zur gefl. Äußerung ergebenst
11. I. 16.

Hülsen

Handschriftliche Bemerkung Hülsens:
Document humain!!

Berlin W 30, Stübbenstr. 5.
10. I. 06 (irrtümlich!)

Hochgeehrter Herr Graf!

Meine Mitteilung an Sie war nicht vertraulich. Durch die anliegende Schrift und die ihr vorausgegangenen: „Arno Holz und seine künstlerische, weltkulturelle Bedeutung. Ein Mahn- und Weckruf an das Deutsche Volk“, war mein Los, meine Lage und mein Schicksal in alle vier Winde posaunt worden, noch bevor es Krieg war, und nun jede Antwort, die ich auf meine — ich kann sie zähneknirschend gar nicht anders benennen — Bettelbriefe erhalte, mit einem bedauernden Achselzucken auf diesen entweder beginnt oder schließt. Die billige Ausrede, daß man von meiner Situation nichts gewußt, bliebe also im eventuell eingetretenen Schlimmstfalle meiner verehrten Zeitgenossenschaft versperrt. —

Nicht eine Sekunde lang nahm ich an, für eine Affaire wie meine wären in Ihrem Ressort „verfügbare Mittel“ vorhanden. Mein Fall ist ein Ausnahmefall und kann also auch nur als solcher behandelt werden.

„Und hätte er noch Würfe in seiner Hand, die im Ansturme äußerer Schwierigkeiten den Weg zum Ziel nicht mehr zu erreichen vermöchten — was er bis heute gewagt und fertiggebracht hat, stellt eine Summe von Geist und Schönheit dar, deren suggestive Kraft unbezwinglich ist. Und litte der Fünfziger unter wirtschaftlichen Notständen, die seine Schaffenslust im Auswirken neuer Kunsttaten hemmten, *es müßte übel um die Kultur der Deutschen stehen, wenn sich nicht die Mittel finden ließen, diesem Unverzagten, Schaffenden die Wege frei und den Horizont licht zu machen*“. (Seite 44, oben, der Anlage.**)

Diese „Mittel“, mir „die Wege frei und den Horizont licht“ zu machen — das können Sie auch nur den *Bruchteil* einer Sekunde annehmen — böte die Schillerstiftung? Dieses *üble Spittel*, das, wenn es hoch kommt, sich *nur zu Almosen* versteht? Zu Summen, die so kläglich sind, daß auch nur ihre bloße Zumutung *Beleidigung* ist?

*) Das gleich zurückgenommene „sehr“ stammt von Hülsen selber.

**) Zitiert aus einer damals erschienenen Broschüre über Arno Holz von R. Ress.



Lucien Boucher

Der Lyriker

Vollends *noch* aussichtsloser wäre ein Apell an das Kultusministerium. Sind Sie darüber unterrichtet, daß die Erteilung des Schillerpreises *bis auf weiteres von diesem ausgesetzt* wurde? Es ist *nicht übertrieben*, ich könnte mit den *Absagen*, die erhalten, nun schon *ganze Zimmer* tapezieren! Und *fast in allen figurieren die gleichen Dinge!*

Was mir *not* tut, ist *ein Mann!* Ein Mann, der sich für mich *einsetzt* und bei seines Gleichen für mich *werben* geht. *Trotz* Krieg und *trotz* Zeitlage! Finde ich ihn nicht, *den Anspruch erhebe* ich, so *ist* es „um die Kultur der Deutschen“ übel bestellt und *nichts* wird sie später *vor der Anklage schützen*, daß sie *auch jetzt* wieder versagte, *wie sie schon so oft versagte.*

In vollkommener Hochachtung
Euer Exzellenz ergebenster
Arno Holz.

5. Drittes Schreiben von Arno Holz.
Nr. 460, I.

Berlin W 30, Stübgenstr. 5.
18. I. 16.

Hochgeehrter Herr Graf!

Ihr Schweigen auf mein Schreiben vom 10. nötigt mir den Schluß auf, daß meine Angelegenheit Sie nicht genügend zu interessieren vermag. Sollte ich mich mit dieser Annahme nicht irren, so erbitte ich von Ihrer Güte die Anlage jenes Schreibens zurück, die unter diesen Umständen für Sie ohne jeden Wert ist und von der ich zu meinem Bedauern weitere Exemplare nicht mehr besitze.

In ausgezeichnete Hochachtung
Euer Exzellenz ganz ergebenster
Arno Holz.

6. Marginalie des Grafen v. Hülsen:

L. J. Herrn Dr. Lindau! Der ist dauerhaft! — Wollen wir boshaft werden??
Ein kleiner Nasenstüber in schönster Form?? U. U. w. g. herzlichst
Hülsen.

7. Internes Schreiben des Sachbearbeiters Dr. Paul Lindau auf den letzten Brief von Arno Holz an den Grafen v. Hülsen:

S. E.

K. H.

Am einfachsten wäre es vielleicht, Herrn Arno Holz die von ihm zurückverlangte Broschüre einfach wieder zuzusenden mit dem kurzen Anschreiben: „Im Auftrage seiner Exzellenz.“ Aber das wäre doch wohl etwas zu hart. Denn schließlich muß man sich doch sagen, daß es Herrn Arno Holz allem Anschein nach wieder einmal recht erbärmlich schlecht geht, und da niemand zu seinem Vergnügen bittelt, würde ihn jetzt die nüchterne geschäftliche Erledigung wahrscheinlich tief kränken. Deshalb wäre ihm doch wohl ein Wort zu sagen, das natürlich auch nicht erfreulich sein kann, aber doch wenigstens eine Art von Antwort ist. Jedenfalls füge ich den Entwurf einer etwaigen Antwort bei und stelle Euer Exzellenz selbstverständlich völlig anheim, ob überhaupt und inwieweit davon Gebrauch zu machen wäre.

In herzlicher Verehrung
Paul Lindau

20. Januar 1916

8. Antwort Hülsens an Arno Holz.

General-Intendantur.

Zu 460 I.
Berlin, den 21. Januar 1916

Sehr geehrter Herr!

Hätte ich Ihr gefälliges Schreiben vom 10. d. Mts. umgehend beantwortet, so hätte ich mich auf eine einfache Empfangsanzeige beschränken und Sie auf die Wahrscheinlichkeit eines negativen Resultates vorbereiten müssen. Etwas anderes kann ich Ihnen zu meinem Bedauern auch heute noch nicht sagen; und wenn Sie sich darüber wundern, so unterschätzen Sie die Aufgabe, die Sie mir stellen und überschätzen den Einfluß und die Leistungsfähigkeit eines Einzelnen.

In meinen Bemühungen, für Ihre Sache wenn möglich tatkräftige Teilnahme zu gewinnen, würde ich durch die Broschüre des Herrn R. Ress, in die ich natürlich Einsicht genommen habe, schwerlich unterstützt werden; und deshalb sende ich sie Ihnen auf Ihren Wunsch in der Anlage zurück. Sollte in Ihrer Angelegenheit etwas zu erreichen sein, das Ihren Erwartungen einigermaßen entspräche, so würde ich nicht unterlassen, Sie davon in Kenntnis zu setzen.

Mit vorzüglicher Hochachtung
ergebenst
Graf von Hülsen

Seiner Hochwohlgeboren

Herrn Arno Holz

Hier.

9. Aktenvermerk:

Seine Exzellenz haben die Angelegenheit als erledigt bezeichnet.

Zu den Akten.
A. B. Sr. Exz.

Woran erkennt man einen wahren Dichter

und wie unterscheidet man ihn von einem zweitklassigen?

Von

E. B. W. (New York)

Nehmen wir die ersten zehn Dichter, die uns einfallen. Könnten Sie rasch und ohne viel Nachdenken sagen, welches die wahren und welches die zweitklassigen Dichter sind? Oder wenn Sie zum Beispiel eine Gesellschaft gäben, und ein Dichter käme unerwartet in Ihren frohen Kreis, könnten Sie ihn Ihren Gästen auch richtig vorstellen? Wären Sie imstande zu sagen: „Dies ist Mr. Schenk, ein zweitklassiger Dichter“, oder „Gestatten Sie, daß ich Ihnen Mr. Lutbeck, einen wahren Dichter, vorstelle“? Wahrscheinlich würden Sie einfach sagen müssen: „Dies ist Mr. Masefield, der Dichter“ — eine Situation, die für den Dichter und die Gastgeberin gleich peinlich ist.



Dolbin

Der Dichter Felix Braun

Alle Dichtkunst zerfällt in zwei Klassen: ernste Verse und leichte Verse. Ernste Verse werden von wahren Dichtern geschrieben, leichte Verse von zweitklassigen. Um die einen von den andern zu unterscheiden, muß man ein empfindliches Ohr und eine lebhafte Einbildungskraft besitzen. Ganz allgemein kann man einen wahren Dichter von einem zweitklassigen auf zwei Arten unterscheiden: (1.) durch den Charakter der Verse, (2.) durch den Charakter des Dichters. (Anm.: Es ist nicht immer ratsam, in den letzteren tiefer einzudringen.)

Was die Verse selbst anlangt, will ich einige grundsätzliche Regeln aufstellen. Jedes Gedicht, das mit „Und wenn“ beginnt, ist ein ernstes Gedicht von einem wahren Dichter. Um ein Beispiel zu geben, zitiere ich die ersten zwei Zeilen eines ernstesten Gedichtes, das durch die Worte „Und wenn“ sogleich als solches erkennbar ist:

*Und wenn die Erde ihrer selbst vergaß, und ich
Die Ketten, die die Seele band, zerriß —*

Andrerseits gehört ein Gedicht, das mit „Und wie“ endigt, in die Kategorie der leichten Verse, Verse eines zweitklassigen Dichters. Ich zitiere die beiden letzten Zeilen eines „leichten“ Gedichtes, das ohne weiteres durch den Schlußpassus als solches erkannt werden kann.

*Er neigte seine Lippen gegen die
Geschloßnen Lider, küßte sie, und wie!*

Alle Verse der letzten Kategorie bezeichne ich als „relativ“ leicht, d. h. sie tragen noch die Anzeichen davon, daß sie früher ernst waren, daß aber die letzte Zeile später abgeändert wurde. Der obige Vers z. B. gehörte zweifellos einem

ernsten Gedicht an, das der Dichter im Jahre 1906 abfaßte, als er in Dortmund College studierte. Und die letzte Zeile lautete ursprünglich folgendermaßen:

*Er neigte seine Lippen gegen die
Geschlossnen Lider, und er küßte sie.*

Vierzehn Jahre mußte der Dichter die Welt durchstreifen, bis er herausfand, wie die letzte Zeile geändert werden müsse, um das Gedicht druckreif zu machen.

*

Während das Sujet eines Gedichtes den Leser nicht immer instand setzt, es in die entsprechende Kategorie einzureihen, kann er doch oft darin einen wertvollen Anhaltspunkt finden. Wenn Sie z. B. ein Gedicht sehen, das folgendermaßen beginnt:

*Der Friseur bot ihm an ein Kölnisch-Wasser,
Und er sagte ihm aber darauf zur Antwort:
Irgendeines? Das hass' er.
Doch wenn es Maria Farina wär' . . .*

— werden Sie sofort erkennen, daß es leichte Verse sind, da sie einen Markenartikel zum Sujet haben. Wenn das Gedicht aber in dieser Art weitergeht:

*Da sagte er: Gewiß, mein Herr,
Und vielleicht auch ein Päckchen von Giletten,
Und eine Palm-Olive-Seife,
Wärs nicht gut, wenn Sie das zu Hause hätten?*

— dann können Sie nicht nur mit Sicherheit annehmen, daß die Verse leicht sind, sondern auch daß der Dichter glänzende Verbindungen angeknüpft hat und gut vorwärtskommt.

Und nun kommen wir zur Verwendung des Wortes *Fanal*. Alle Gedichte, die das Wort *Fanal* enthalten, sind ernst. Dieses Wort, das sich, wie es nun einmal der Fall ist, auf All, fatal, Skandal, banal und tausend andere Worte reimt, und das einen hervorragenden Platz unter jenen Wörtern einnimmt, deren Sinn den meisten Menschen etwas dunkel ist, dieses Wort nun, sage ich, ist dem wahren Dichter ganz unentbehrlich. Es drückt dem ernstesten Vers den Stempel auf. Kein zweitklassiger Dichter wagt, es zu verwenden, da ihm eben schon seine Zweitklassigkeit die Verpflichtung auflegt, sich etwas deutlicher auszudrücken. Es gibt Zeiten, da er das Wort „*Fanal*“ verwenden möchte, so z. B. wenn er ein Gedicht in der Manier von A. E. Housman schreibt:

*Es dröhnten die Trommeln durch Pelham,
Des Kriegers Blick war schal,
Doch ich kam heim nach Scarsdale,
Und oh*

Hier hätte der Dichter gerne das Wort „*Fanal*“ eingeschaltet, weil es den richtigen Klang hat, doch er wagt es nicht.

*

Das Vorstehende möge genügen, soweit es sich um den Charakter der Verse handelt. Nun noch einige allgemeine Richtlinien in bezug auf den Dichter selbst. Alle Dichter, die beim Vorlesen ihrer eigenen Verse ein Würgen in der Kehle verspüren, sind wahre Dichter. Im übrigen sind alle Dichter, die aus ihren Versen vorlesen, wahre Dichter, ob sie ein Würgen verspüren oder nicht. Alle Dichter

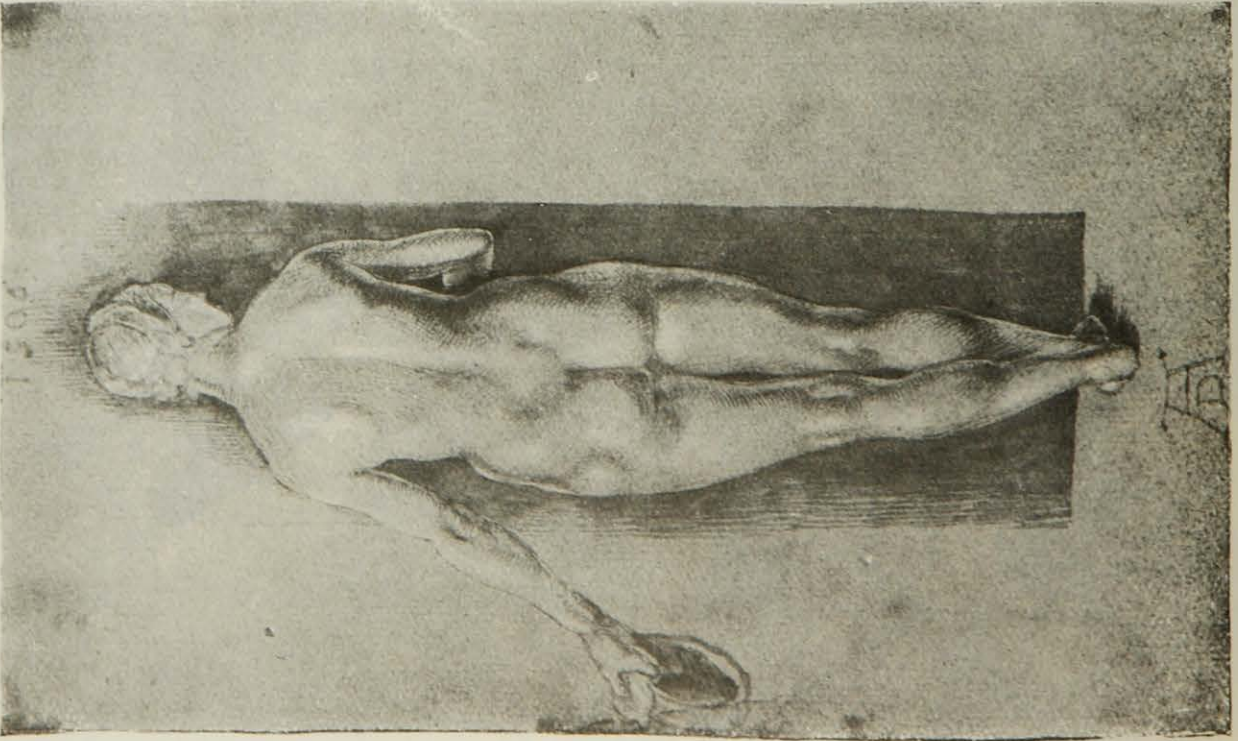


Pfingst-Ausflug (Pikante Aufnahme von 1910)



Photo Keystone View

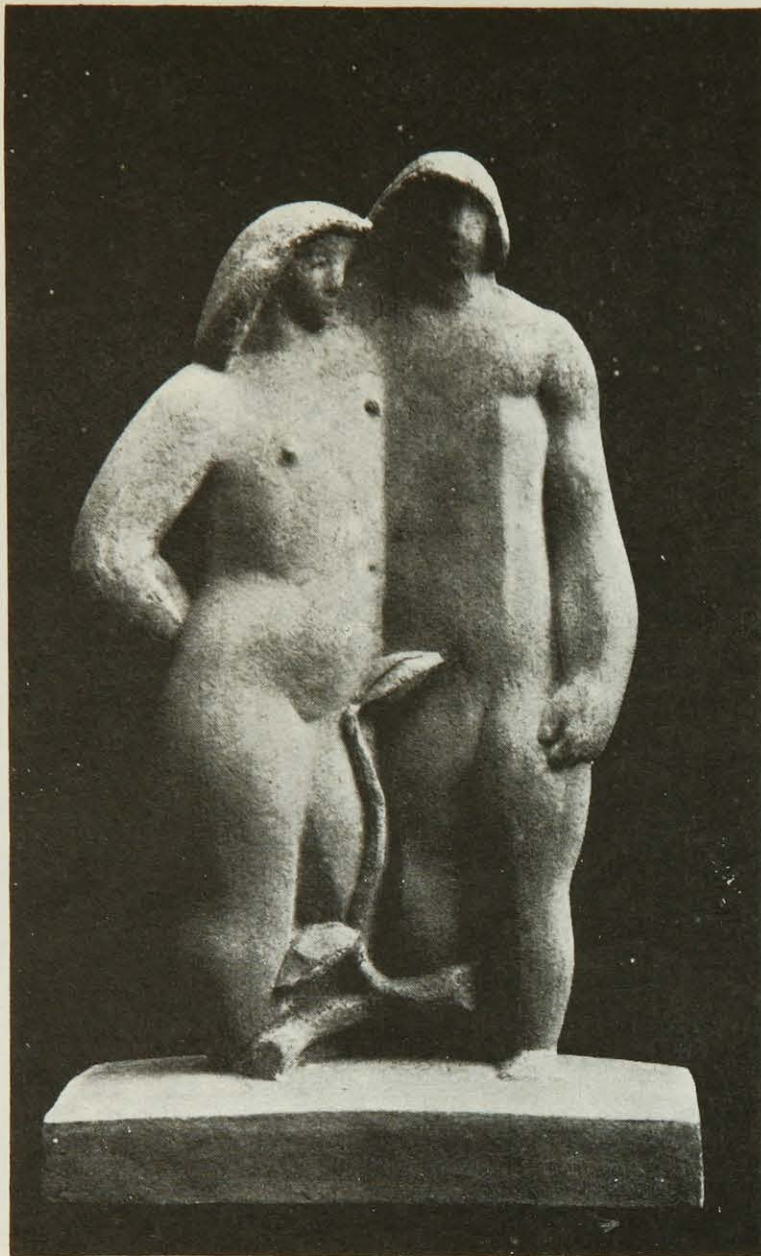
Das alte Moulin Rouge mit seinen berühmten Cancan-Tänzerinnen (Wachs-Plastik)



Dürer, Akt (Zeichnung)



Lovis Corinth, Bad (Oel)
Ausstellung Bruno Cassirer, Berlin



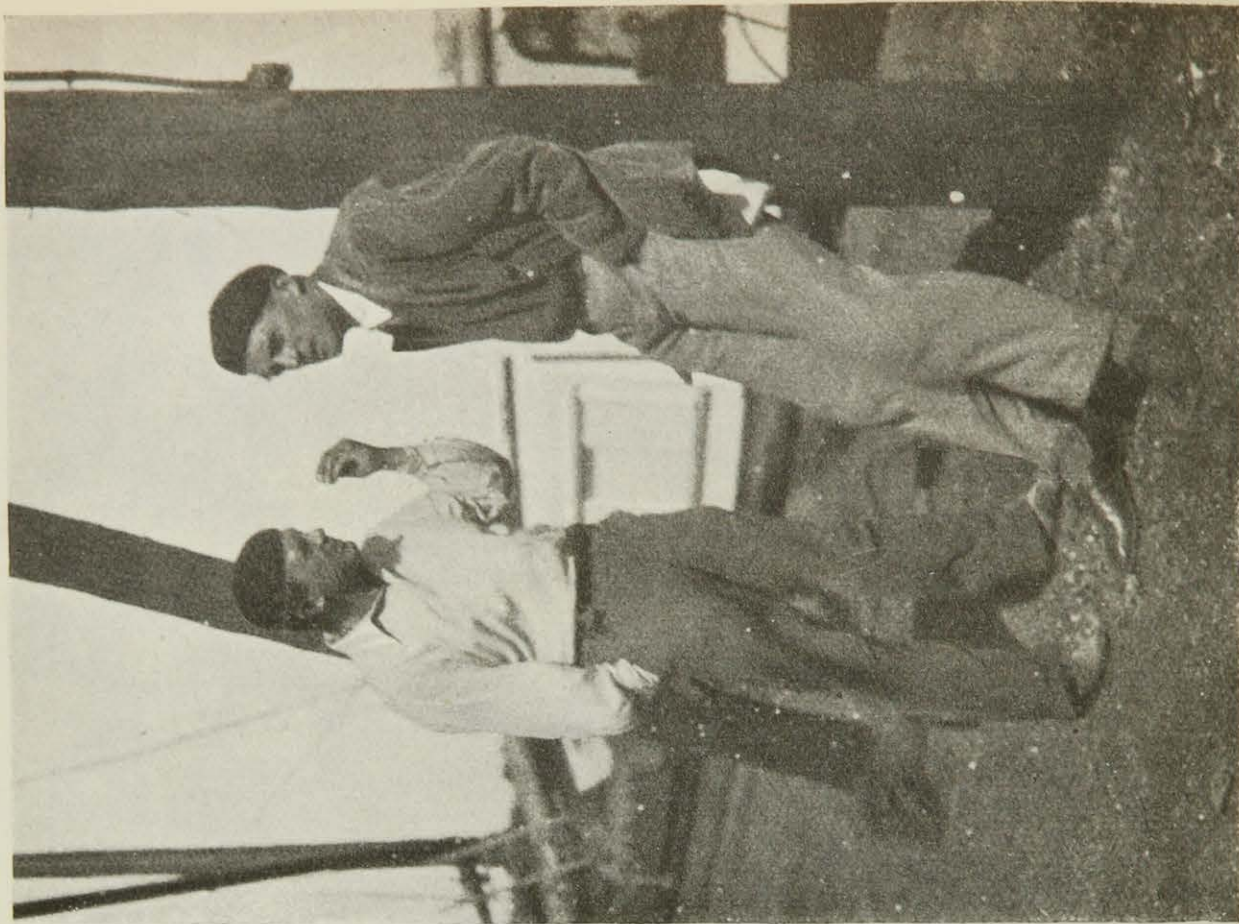
J. Csaky-Paris, Adam und Eva (Terrakotta)



Otto Schoff, Der Gutenachtkuß (Oel)



Der Maler Otto Schöff mit Berliner Modellen



George Grosz mit dem Maler W. v. Webbsky

weiblichen Geschlechts, die Zigarren rauchen, sind wahre Dichter. Alle Dichter, die ein Sonett für 500,— Mark an ein Magazin mit einer Auflageziffer von 400 000 verkauft haben, sind wahre Dichter. Ein Sonett besteht aus 14 Zeilen, die Zeile kostet daher 35,71 Mark, und dies ist ein weiteres Charakteristikon der wahren Dichtkunst. (Es ist auch ein Beweis dafür, daß der betreffende Redakteur seinen Kopf verloren hatte.)

Alle Dichter, deren Verse in der „World“ erscheinen, sind zweitklassig, da die World auf gewöhnlichem Zeitungspapier gedruckt ist (was eines wahren Dichters unwürdig ist).

Alle Dichter, die ihre Manuskripte durch Agenturen überreichen lassen, sind wahre Dichter, und ihre Manuskripte können auf den ersten Blick als wahre Dichtkunst erkannt werden. Sie befinden sich nämlich in einem gelben Umschlag und sind von einem Schreiben des Agenten begleitet:

„Geehrter Herr ! Anbei eine neue Auslese von Miss Mc Groin's Versen, betitelt: Sieben Gedichte. Es sind, wie wir glauben, die bedeutendsten, die sie bisher geschrieben hat, und wir hoffen, daß sie Ihnen ebenso gut gefallen werden, wie uns.

Derartige Briefe machen es dem Redakteur verhältnismäßig leicht, die wahre Dichtkunst von der leichteren Sorte zu unterscheiden; nämlich durch das Beiwort „bedeutend“.

Briefe von Dichtern, die ihre Werke den Verlegern direkt und ohne die Vermittlung eines Agenten übersenden, sind weniger bezeichnend, aber dafür länger. Es sind intime, leicht geschriebene Episteln, die sich zur Einführung gewöhnlich auf ein früher zurückgewiesenes Gedicht beziehen, das der Redakteur schon längst vergessen hat. Sie beginnen so:

Sehr geehrter Herr Redakteur! Vielen Dank für Ihre freundlichen Zeilen. Ich habe das Gedicht „Unverwundbar“ nochmals durchgelesen. Und ich glaube, Sie jetzt zu verstehen, obgleich in der Zeile acht das Wort „Leistenbruch“ das einzige ist und ich darauf bestehen muß; es ist *das* Wort, um die Stimmung auszudrücken. Auf alle Fälle sende ich Ihnen hier zwei neue Dichtungen, „Gedrosselt“ und „Der Abhang“, die beide recht aktuell sind. Ich glaube, Sie wissen, daß Vivian und ich ein entzückendes Häuschen an der Peripherie von Sharon gemietet haben, es war früher ein Brunnen, und der Schacht nimmt noch immer den größten Teil unserer Wohnung ein. Wir sind arm wie die Kirchenmäuse, aber Vivian meint u.s.w., u.s.w.

Ein Dichter, der in einem Zimmer voller Leute offensichtlich „eine gewisse Distance hält“ und in die Dinge „Einblick“ hat, ist ein wahrer Dichter. Dieser Dichter schreibt gewöhnlich in reimlosen sechs- und siebenfüßigen Versen, die ungefähr so aussehen:

*Froh erblickt' ich den Greis, er stand, an den Felsen sich lebend,
Doch ich, des Steigens entwöhnt, versuchte wogenden Atems . . .*

Dies ist wahre Dichtkunst, und Sie brauchen sich damit nicht weiter aufzuhalten.

Es gibt natürlich noch andere Methoden, um die wahren Dichter von den zweitklassigen zu scheiden, doch glaube ich, die wichtigsten aufgezählt zu haben. Es ist tatsächlich ziemlich leicht, die beiden Kategorien auseinanderzuhalten. Erst, wenn man versucht zu entscheiden, ob das, was sie schreiben, etwas wert ist oder nicht, wird die Angelegenheit kompliziert.

(Deutsch von Anny Freudenberg)

Verwünschung der Académie

Von

Léon Daudet

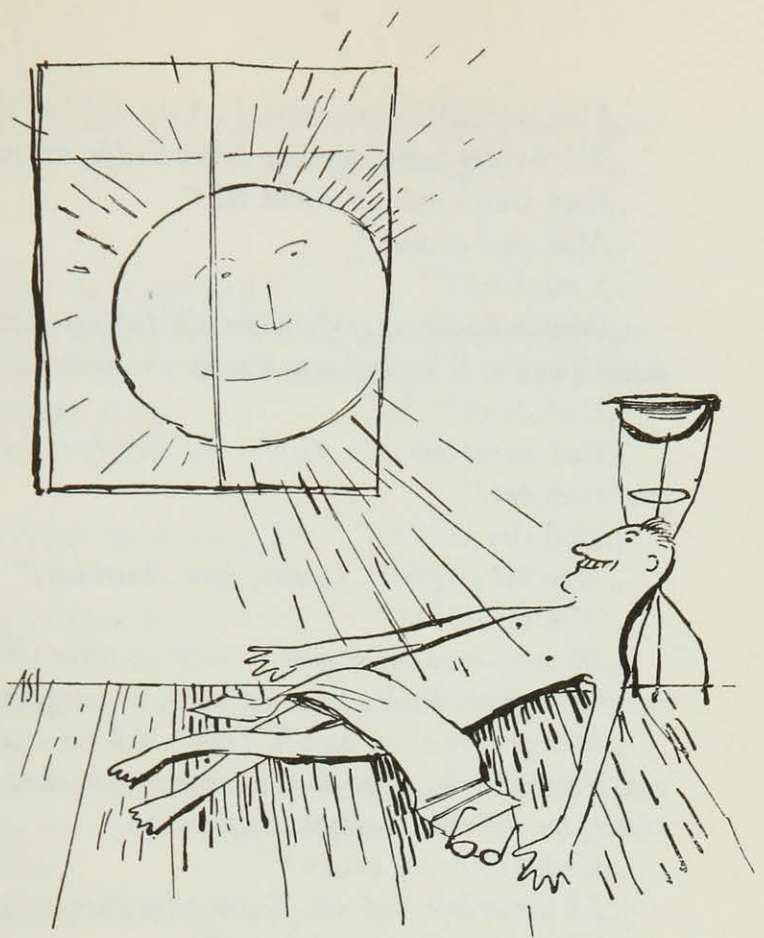
Ich habe immer die Ansicht von Alphonse Daudet geteilt, was die *Académie Française* betrifft. Es ist eine Einrichtung, die, infolge der demokratischen Würdelosigkeit und des Eindringens der Politiker, der französischen Literatur mehr schädlich als nützlich geworden ist. Dabei wurden zur Zeit meines Vaters und seines „Unsterblichen“ ein gewisser Schein, ein äußerer Anstand noch gewahrt in diesem zugleich aufgeblasenen, lächerlichen und wechselnden Milieu. Aber ein Ränkeschmied ohne wirkliches Talent wie Paul Hervieu, ein abgefemter Gauner, in der Seele verdorben und immer gewundene Wege gehend wie Barthou, ein Mensch, der Gemeinplatz auf Gemeinplatz häuft in einem farblosen Stil wie Poincaré, ein gemeiner Profitjäger wie Hanotaux, ein Sklave der Nachschlagerwerke wie Doumic, sie alle haben in dieser als gesellschaftsfähig geltenden Vereinigung die übelriechenden Sitten der Wandelgänge unserer Deputiertenkammer eingeführt, sogar, wenn irgend möglich, noch abgestandener, noch dumpfer, kleinlicher, klebriger. Die Académie ist allmählich eine Nebenstelle der Revue des Deux Mondes einerseits geworden, andererseits des Palais Bourbon, des Elysée und des Senats. Man begreift, daß Anatole France, obwohl er dazu gehörte, von ihr angewidert war, daß Clémenceau und Porto Riche, kaum in ihrem Schoße aufgenommen, sie verachteten und ihr den Rücken kehrten.

Von einem anderen Gesichtspunkt aus betrachtet, tilgt die Académie jede Originalität aus, jede Persönlichkeit und, wie es im „Unsterblichen“ heißt, „alles, was überragend ist“. Sie hat im Laufe des stumpfsinnigen 19. Jahrhunderts und im gegenwärtigen, als das der „Fälligkeiten“ angesehenen Jahrhundert, nacheinander teils abgewiesen, teils übergangen: *Balzac, Baudelaire, Michelet, Flaubert, Alphonse Daudet, Mistral, die Goncourts, Maurras*, die die erlesensten Geister der Dichtkunst (ich stelle Baudelaire über Hugo) und der französischen Prosa sind. Sie hat mit Palmenwedeln eine Anzahl von Faultieren, von Hohlköpfen, von Abhub, von Stieseln, von Rüpel, von Salonlöwen, von Schulfüchsen aufgenommen, deren Namen (von Jean Aicard bis Célestin Jonnart) man nicht aussprechen kann, ohne vor Lachen zu bersten. Daher ist sie auch bei uns in Mißkredit geraten, bei uns, die nachdenken und die wissen und die nicht auf ihre armseligen Sitze spekulieren. Nur in der Provinz und in der Fremde wird sie noch in einiger Ehre gehalten von den Generälen und den Marschällen des großen Krieges, deren berechtigtes Ansehen sie übrigens heruntergedrückt und ausgelöscht hat, wie sie es mit allen Männern von Wert macht, die zugelassen sind zur regelmäßigen Wiederkehr der Bewerbungen und zu der hinfälligen und nichtigen Arbeit an dem Wörterbuch.

(Verantwortlich für diesen Beitrag: Der Verfasser. — Anm. d. Red.)

Schäfer-Ast

Der Dichter



Zeitgemäßes Zwiesgespräch

Von

Jules Renard

„Man muß tüchtig sein.“

„Nicht doch, man muß Talent haben.“

„Ja, gewiß, das ist beinahe unerlässlich, aber wenn man es hat, muß man es zur Geltung bringen, es meistern, es verwalten, es ausnutzen, damit es einträglich sei . . .“

„An Geld?“

„Und an allem Übrigen, Ansehen, Erfolg . . .“

„Und Ehre?“

„Zweifellos.“

„Und Ruhm?“

„Auch Ruhm. Und Ruhmessen; nichts ist gering zu achten.“

„Wie ideal!“

„Es ist das Ziel des Lebens, ohne dieses Ziel wäre das Leben ganz sinnlos.“

„Aber mit diesem Ziel ist das Leben eine unerträgliche Last.“

„Ach wo denn! Man muß sich darauf einstellen, früh beginnen.“

„In welchem Alter?“

„Von der Geburt an. Geboren werden ist die erste Art, sich durchzusetzen. Das Durchsetzen beginnt damit. Man wird geboren, also setzt man sich durch. Dann muß man sich taufen lassen, dann sich einsegnen lassen, dann seine Studien beenden.“

„Was für welche?“

„Die aussichtsreichsten.“

„Dann Soldat sein.“

„Vom Militärdienst befreit, sogleich bemüht sein, Erfolg zu haben.“

„Welcher Art?“

„Von der Art, die das meiste Aufsehen erregt und das meiste Geld einbringt.“

- „Und dann?“
- „Mit dreißig Jahren hat man seinen Orden, mit vierzig ist man Mitglied der Akademie.“
- „Und wenn man es nicht ist?“
- „Man muß es sein.“
- „Und dann?“
- „Ohne aufzubören, große materielle Erfolge davonzutragen, altert man angesehen, reich, mächtig und in Würden; man nimmt eine außerordentliche Stellung ein.“
- „Und dann?“
- „Und stirbt auf dem Gipfel des Erfolges, zu der Stunde, zu der man es sich vorgenommen hat.“
- „Und das Glück?“
- „Man hat es gehabt. O nein, kein Ausruben!“
- „Wie sagen Sie?“
- „Ich sage, man hat es gehabt, noch zu allem Übrigen, ohne es gewahr zu werden.“
- „Ohne sich die Zeit zu nehmen, es zu genießen.“
- „Man genießt es im Laufe. Das Glück ist etwas Flüchtiges und Wirres, Ungestümes und Unerklärliches, das durcheinanderrüttelt und erstickt. Das einzige Glück ist: sehr tüchtig zu sein bei ständiger Anspannung.“
- „Und Talent zu haben?“
- „Ich wiederhole, daß das Talent nicht nutzlos ist.“
- „Wäre es nicht ausreichend?“
- „Allein nützt es gar nichts.“
- „Könnte man nicht, beispielsweise, ein schönes Werk schreiben und auf das übrige pfeifen?“
- „Ein schönes Werk? Zehn, zwanzig Bücher oder Theaterstücke muß man schreiben, um tüchtig zu sein.“
- „Zwanzig, wenn man es kann!“
- „Man muß es können.“
- „Ich nehme an, sie sind geschrieben; ich hoffe, daß man dann das Recht hat, auszuruhen.“
- „Um tüchtiger zu werden?“
- „Um endlich glücklich zu sein.“
- „Das ist dasselbe. Nein, kein Ausruben, man muß trachten, durch neue Arbeiten viel Geld zu verdienen.“
- „Wieviel?“
- „So viel wie möglich.“
- „Wo ist die Grenze?“
- „Der Tüchtigkeit ist keine Grenze gesetzt. Was wäre ein Schriftsteller, der die Direktoren, die Kritiker, die Kollegen, die Geldmänner nicht einwickelte!“
- „Wenn man sich mit dem Notwendigen begnügt?“
- „Der Überfluß ist das Notwendige.“
- „Würde ein sich selbst überlassenes Meisterwerk nicht genügend Geld abwerfen können?“
- „Sie sind verrückt. Und die Reklame? Hat man sie für die Katz' erfunden?“
- „Damit muß man sich auch befassen?“
- „Vor allem damit. Hämmern wir es dem Publikum ein, verdummen wir es!“

„Wäre es nicht besser, von Zeit zu Zeit einzugestehen, daß das Stück mäßig, oder das Buch schlecht ist?“

„Wozu diese Schwachheit?“

„Man würde aufatmen.“

„Wollen Sie Mitglied der Akademie sein, ja oder nein?“

„Ich will vor allem eine Auszeichnung dann bekommen, wenn ich sie verdiene.“

„Fordern Sie sie mit starker Stimme und lassen Sie sie von der zuständigen Stelle, aus dem Ministerium heraus, von ihren Freunden holen.“

„Welchen Freunden?“

„Ganz gleich welchen.“

„Und um einen Sitz in der Akademie zu erhalten?“

„Machen Sie zahlreiche Besuche.“

„Mit meinen Meisterwerken unter dem Arm?“

„Ja, der Form halber.“

„Wenn man aber zwei Dutzend dieser Herren, die man aufsucht, mißachtet oder nicht kennt?“

„Natürlich kennt man zumindest die Hälfte nicht oder mißachtet sie.“

„Und man besucht sie trotzdem, aus eigennütziger Kriecherei?“

„Aus bloßer hergebrachter Höflichkeit.“

„Es ist demnach nicht eine Frage der Selbstachtung.“

„Es ist eine Frage der Tüchtigkeit.“

„Wie unausstehlich sind Sie mit Ihrer Tüchtigkeit!“

„Da Glück sich nur bei Tüchtigkeit erweist, und tüchtig sein heißt: mehr Erfolg haben als die anderen, größeren Reichtum, weiterreichenden Ruf als irgend jemand, und Leben: Herrschen bedeutet, ich meine Führen . . .“

„Was führen?“

„Alles. Gesellschaften, Versammlungen, Einweihungen, Beerdigungen, alles, alles . . .“

„Und die Liebe?“

„Ich vergesse ihrer nicht. Frauen lieben tüchtige Männer, diese bedürfen der Frauen.“

„In welcher Zahl?“

„Eine auf einmal, wenn es nicht anders geht; aber durch eine Reihe von Geliebten bereichert sich der tüchtige Mann. Bedenken Sie, daß in jeder neuen Frau der Stoff zu einem Stück oder zu einem Roman steckt. Ziehen wir ihn aus ihr heraus! Der Mann mit einer einzigen Frau bleibt schwach im Geist.“

„Und weisen Sie der Natur einen kleinen Platz an?“

„Keinen. Zum Teufel, nehmen Sie sich in Acht, keine nutzlosen Spaziergänge, keine unbestimmten Horizonte, kein Wasser, keine Bäume, keine ungesunden Träumereien, keine Dummheiten.“

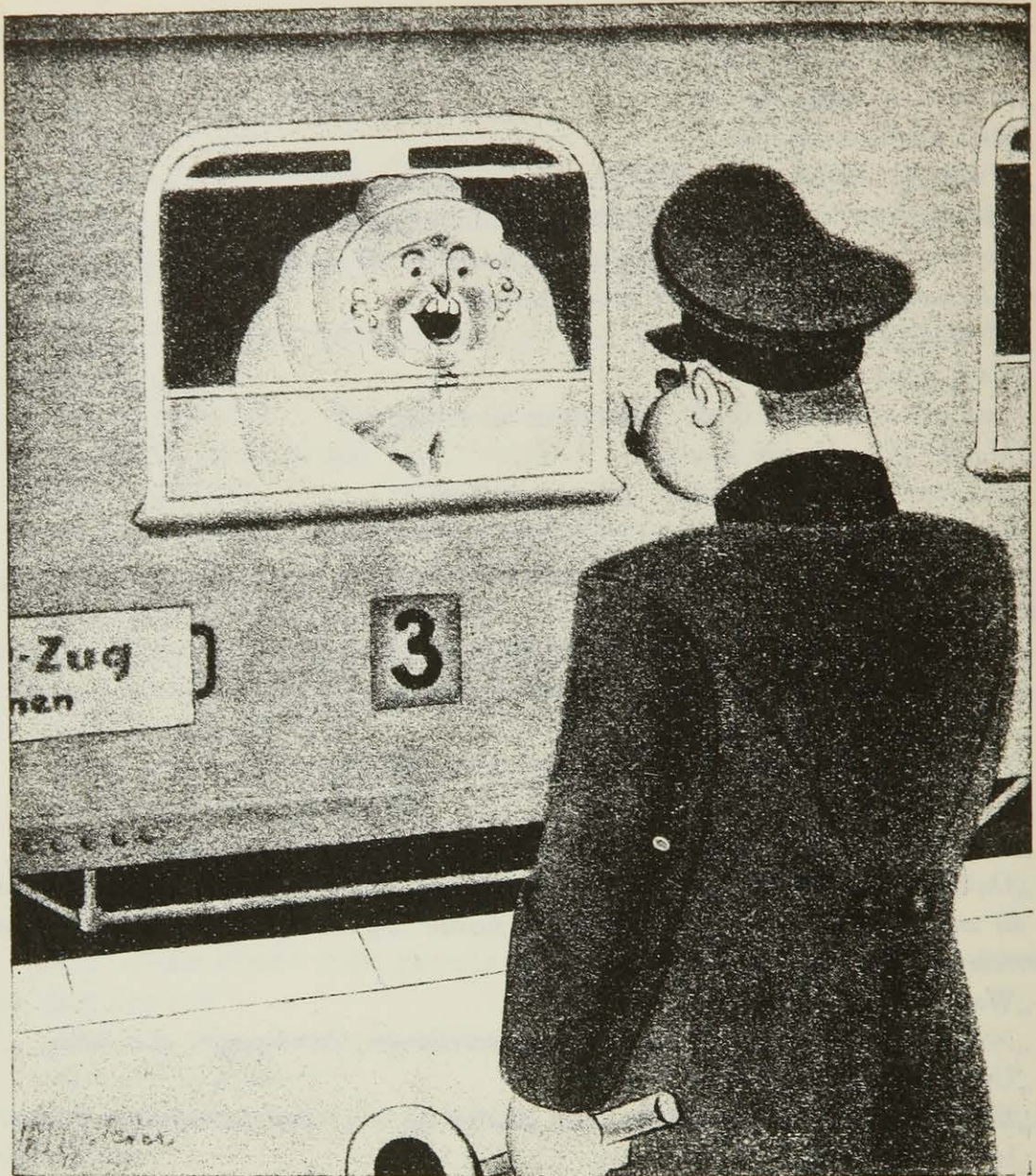
„Verstanden! Also, Ihrer Ansicht nach wäre der Mann, der es sich nur angelegen sein ließe, Talent zu haben, abseits lebte und sich weigerte, den Auszeichnungen, welche es auch seien, nur einen Schritt entgegenzukommen, in der Meinung, daß sobald sein Werk beendet, es nicht seine Sache sei, sich zu bemühen, dieser Mann also wäre . . .“

„Ein Künstler.“

„Oh . . .“

„Und ein Trottel!“

(Deutsch von Olga Sigall)



Willy Heier

MARGINALIEN

Berlin, das New York Alt-Europas

Wer nach Berlin mit Vorkriegserwartungen und -vorstellungen kommt, wird ungeheuer überrascht. Wo ist die Wache, wo sind die kaiserlichen Autos, deren Hupen in dem Motiv des Siegfriedhorns erklangen? Was ist aus den Dackeln und dem Säbelklirren geworden? Berlin ist jetzt eine große Kosmopolitin mit mehr jüdischem und slavischem als preußischem Anstrich, bei Nacht gerade so hell erleuchtet wie der Broadway, an Bummeln und spätes Zubettgehen gewöhnt — so lebendig und international wie ein großer Seehafen. — — —

Es ist ein Kulturzentrum geworden, das Paris Konkurrenz macht.

Germania trägt nicht länger den Helm, sondern den Tennisschirm, wie Helen Wills. Adjutanten haben Boy Scouts das Feld geräumt; die Philologie überläßt

ihren Platz dem Sport. Aber die unausrottbare Ordnungsliebe der Deutschen bleibt bestehen; in einer Reise-Ausstellung, die im vergangenen Frühjahr in Dresden stattfand, konnte man einen künstlichen Wald mit unechtem Rasen sehen, der mit fettigen Papieren und leeren Büchsen bedeckt war, und dabei ein Schild mit der Aufschrift: „Wie der Wald nicht aussehn darf“. Daneben sah man einen grünen, unberührten Flecken mit dem Schild: „Wie der Wald am Sonntagabend aussehn soll.“

Schon ist der fette Deutsche, mit kurz gestutztem Haar, dicken, rasierten Wangen, Tiroler Hütchen und Schnurrbart à la Wilhelm II. von der Bildfläche verschwunden. In den leeren Hallen des Berliner Schlosses, in den Räumen des Kaisers, die jetzt den Touristen preisgegeben und aller Möbel beraubt sind — außer einem Pult, an dem die Kriegserklärung unterzeichnet wurde —, die so aller Arroganz jetzt bar sind, dort fühlt man, weit deutlicher als in Paris oder London, daß eine neue Hauptstadt geboren ist, menschlicher, intelligenter, schöner als die alte mit ihrem Militarismus und ihrer Politik.

„Lebendigkeit und Freimut“, schrieb Harold Nicolson so treffend von dieser neuen Stadt. „Berlin ist das New York Alt-Europas“.

Paul Morand in „Vanity Fair“.

Theater am Kurfürstendamm

Von

Victor Wittner

Seit dem Ende des Krieges, der, wie man sich erinnert, von hier aus zum Teil gegen die russische Barbarei geführt wurde, ergoß sich mit den vielen Emigranten ein Strom russischer Geistigkeit über unsere Länder, und das neue deutsche Bürgertum entdeckte plötzlich „die russische Seele“. Die armen Reichen der Inflation ließen sich die kleinen bunten Wunder des Blauen Vogel als „Rußland wie es ist“ vorzaubern und auch allerlei Machstücke gefallen, wenn nur die dargestellten Personen Namen auf itsch und off trugen und ein wenig „Wolga“, ein wenig „Väterchen“ in ihre Konversation einfließen ließen; ja, die durfte langweilig sein, denn das war eben die russische Steppe, die sich lang hinzieht, das war der lange Atem Mütterchens Rußland. Doch ist nicht alles russisch, was radebricht, nicht slawisch alles, was schläfert.

Dies vorausgeschickt, betritt man Die Komödie Max Reinhardts mit dem festen Willen, sich von der Balalalalajka nicht hinschmelzen zu lassen. Und verläßt es,

**MONTE VERITA BEI ASCONA
SCHWEIZ**

PROSPEKTE AUF ANFRAGE
DAS GANZE JAHR GEÖFFNET

von Helene Thimig ergriffen, die Natalie ist: mit ihrer Stimme, dem empfindlichsten Instrument erlösten Gefühls, von Wort zu Wort flatternd, die Flügel bald brauchend, bald breitend. Welch ein Instrument, eine Musik zum Tönen zu bringen, die in vergilbtes Notenpapier mit verschnörkelten zarten Zeichen gestochen ist — mehr Stich als Stimme, Gemälde mehr als Gesang. Des alten Turgenjew Schauspiel „Natalie oder Die Liebe auf dem Lande“ setzt sich aus zarten und vibrierenden Szenen zu einem Lebensbild zusammen: die fünf Akte sind fünf Kapitel einer Novelle, die zwar szenische Steigerungen zeigt, doch den epischen Charakter ihrer Anlage nicht verheimlichen kann. Sie atmet die Romantik französisch parfümierter russischer Salons des Biedermeier, eine etwas defekte Romantik, Goldstaub, doch untermischt mit Erd- und Menschengeruch.

Das Kurfürstendamm-Theater, Reinhardts Jüngstes, scheint seine wahre Bestimmung gefunden zu haben: die kleine, die Intelligenz-Revue. Man erinnert sich, daß Marcellus Schiffer der Erfinder dieses Kurfürstendamm-Genres ist und daß er Bescheid weiß, was rund um die Gedächtniskirche rum in der Luft liegt. Die fleißige Leserin seiner Satire durfte also auch jetzt erwarten, daß er nicht nur sie, die Kurfürstendame, sondern auch das Heute, in dem sie lebt, aufs Korn nimmt. Marcellus aber tat es diesmal nicht, sondern warf in dieses Korn die Flinte, nachdem er zweimal abgedrückt. Von diesen zwei Schüssen trifft nur der eine ins Schwarze, der andere in Papier; die übrigen ins Blaue. Der Treffer ist die „Soirée bei Generaldirektors“, eine Satire auf das sogenannte Gesellschaftsleben vom Kurfürstendamm, ein Chor der entfesselten Dummheit und Bosheit. Und der Kurfürstendamm sitzt im Parkett und lacht aus vollem Halse, den er vergeblich nach den Sensationen der Nummern 1 bis 5 gereckt hat. Die Gesellschaftsszene ist der Höhepunkt der Revue und, wie in einem gut ausgewogenen Variété-Programm, die zweite Nummer nach der Pause. Der Schluß fällt ab, der Anfang aber stieg nicht eben an. Jedenfalls ist Nummer 4 (Pinkekeller), das Nachlokal mit gestellten Verbrechern, keine Satire mehr, sondern altes, braves Bilderbuch. Bedauerlich, daß Schiffer diesmal auf Sand auflief und gestrandet ist — denn sein satirisches Talent ist groß genug, obschon seine Sprachkunst und sein Wortwitz noch größer sind. Dieser Kunst dankt man einige Chansons, wie „Mir ist so nach dir“ oder „Einfach“ (dessen Wortmaschenwerk aber keineswegs einfach ist und dessen lockere Rhythmik, wie immer bei Schiffer, dem Sinn voranläuft). Margo Lion und Gustaf Gründgens, der genaue und witzige Regisseur des Abends, brillieren als neues Paar à la mode in diesen Chansons, die Mischa Spoliansky vertont hat. Man schätzt die Musik dieses Pianisten, der sich leider vom Klavier entfernt hat, seit seiner Konversationsmusik zu Reinhardts „Victoria“ — aber zu einem Offenbach von 1931 reicht seine Erfinderkraft nicht. Wenn er musikalisch konversiert, horcht man auf, wenn er aber melodische Linien ziehen will, wartet das Ohr auf den Refrain, ohne doch von ihm erobert zu werden. Dabei gelingen Spoliansky sehr reizvolle Vorhalte, Akzentverschiebungen und Auflösungen, die spannend sind und mehr versprechen als sie halten können — wie diese ganze Revue, wie die Theater am Kurfürstendamm und der Kurfürstendamm selber mit seiner angeregten Atmosphäre, die trotzdem nicht viel hergibt...

Eine der vollendetsten Darstellungen war jene, in der ein Schauspieler oben auf der Bühne mit so vollendeter Lebenstreue aß, daß ich davon unten im Zuschauerraum Sodbrennen bekam.

Die Bühne ist die Heimat der Lüge. Das glauben jene Laien, die noch niemals im Direktionsbüro eines Theaters waren. *Ladislaus Lakatos.*

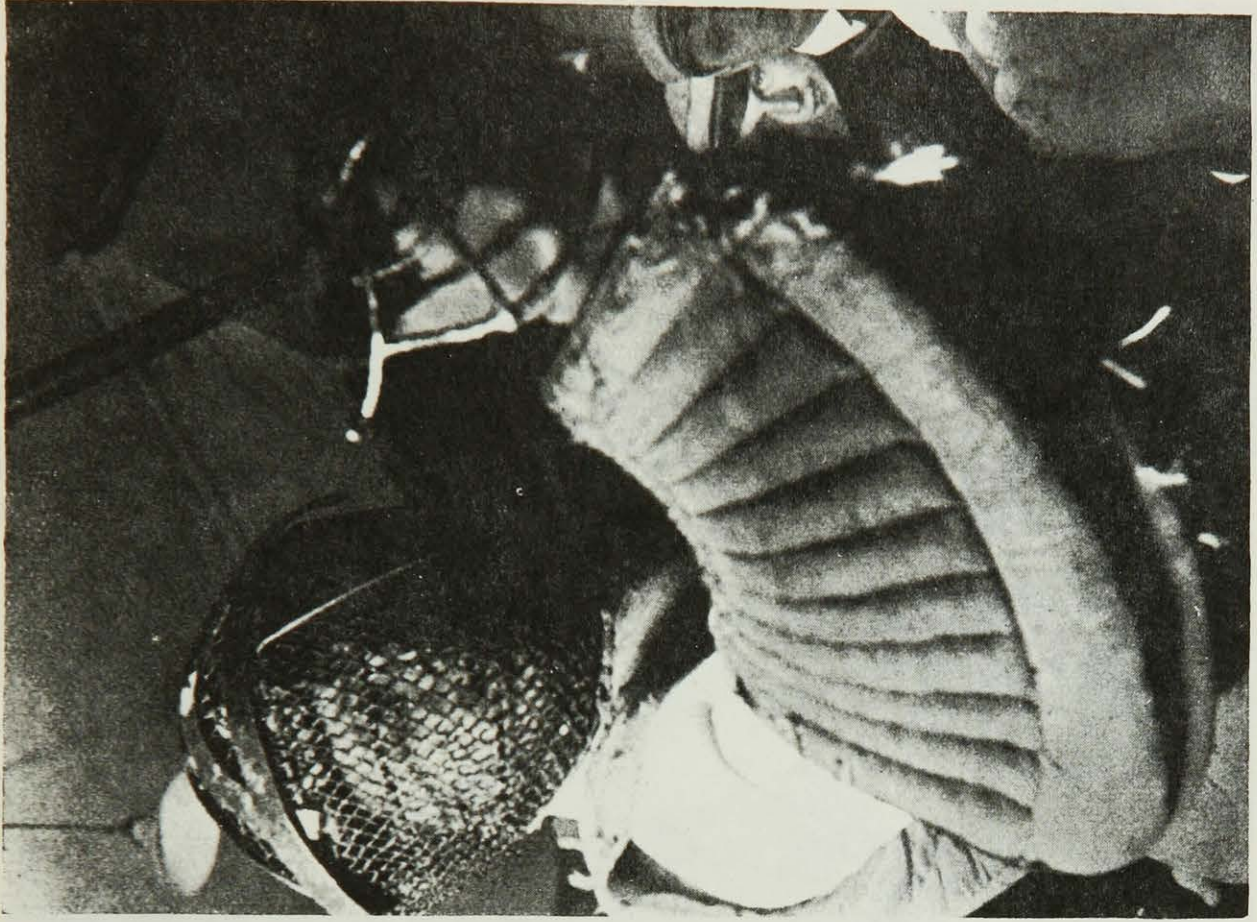
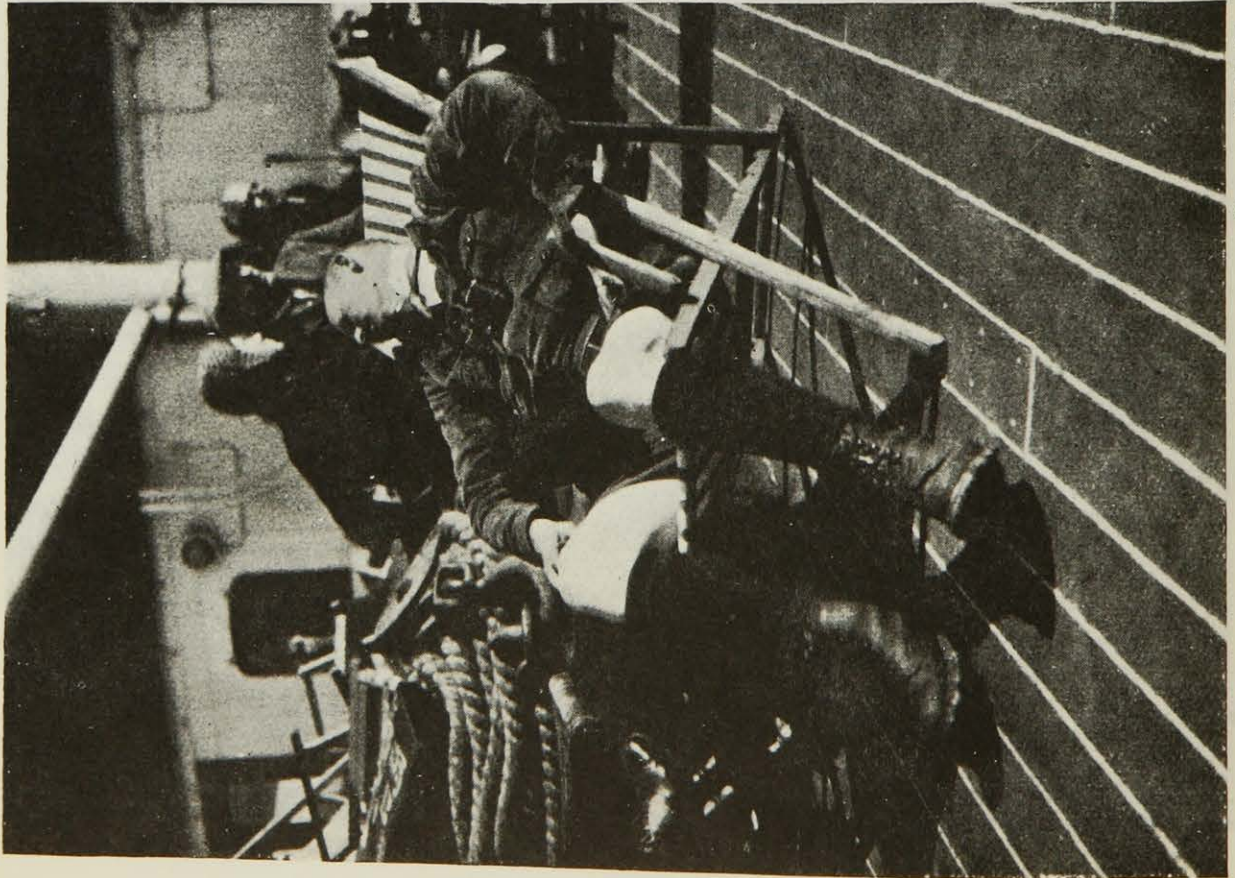


Photo Weltrundschau
Ein Sohn der Alma mater (Sekundant)



Photo Atlantic
Walter Lambach, M. d. R.



Seefahrer

Photo v. Bleichröder



Berliner Ballettänzerinnen (Schwestern Höpfner)

Photo Heinz Hell

Die Lösung der sozialen Frage Ein Schulaufsatz aus dem Jahre 2032

Von Grete Ujhely

Kaum hundert Jahre ist es her, daß die Menschen sich darüber die Köpfe zerbrachen, wie es zu bewerkstelligen sei, daß jeder Staatsbürger sein auskömmliches und bequemes Leben garantiert erhalte. Ja, sie zerbrachen die Köpfe nicht nur sich, sondern auch einander. (Welt-Bürgerkrieg 1939—40.) Es gab Wirrköpfe, die nur von einer vollständigen Zerstörung des damals herrschenden Wirtschaftssystems (Früh-Rek-Periode) eine Besserung für die Lage der ärmeren Bevölkerungsschicht erhofften. Und doch wären damals die ersten Anzeichen der glorreichen Entwicklung, die in stetem Wachstum zu der heutigen national-ökonomischen Situation führten, für jeden Einsichtigen schon deutlich erkennbar gewesen. Einige kluge und ihren Zeitgenossen weit überlegene Menschen freilich erfaßten schon damals die ungeheuren Möglichkeiten, die in der Luft lagen. Die Legende berichtet von einem Alt-Berliner namens Franz Christian Breslauer, der schon um das Jahr 1930 auf dieselbe sorgenlose Weise sein Leben fristete, wie wir das heute alle tun.

Des Morgens, nachdem er sich mit einer Probeklinge der Eva-Rasierklingen-A.-G. rasiert hatte, spazierte er zu dem Seidenhaus Molitor, um dort im Kunden-Erfrischungsraum ein Täßchen köstlichen Kaffees mit zwei Stücken Kuchen gratis zu verzehren. Dann ließ er sich von einem der eleganten Autos, die die Parzellen-Verkaufs-Gesellschaften ihren präsumptiven Kunden gratis zur Verfügung stellten, in die herrliche märkische Landschaft hinausfahren, wobei er, in die luxuriöse Polsterung zurückgelehnt, eine Importzigarre rauchte, die er am Tag vorher am Messepavillon der Zigarrenfirma „Ariadne“ angeboten erhalten hatte. Mittags pflegte Breslauer Kostproben in der Lebensmittelabteilung der gerade geöffneten Ausstellung zu sich zu nehmen, wenn er es nicht vorzog, als Animiergast in einem der Luxusrestaurants des Westens zu erscheinen. Den Nachmittag verbrachte er meist in seinem Segelboot, das ihm die Titus-Schokoladenfirma gegen das Anerbieten, ihre Marke weithin sichtbar auf seinem Segel zu tragen, kostenlos zur Verfügung gestellt hatte. Des Abends besuchte er als beliebter Claqueur das Theater, oder er vergnügte sich in einem Volksbelustigungsort namens „Lunagarten“, indem er sich gegen ein bescheidenes Entgelt den Budenbesitzern als „Publikum“ vermietete.

Dieser erste Pionier der neuen Rek-Lebensform wurde leider in der Blüte seiner Jahre dahingerafft, als er nämlich zu viel von dem Konfekt aß, das eine bekannte Schuhfirma zu Weihnachten an ihre Kunden verteilen ließ. Er ruht unter einem vornehmen Grabstein im Zentralfriedhof, dessen Lieferung er sich noch bei Lebzeiten durch das Versprechen gesichert hatte, die Beerdigungsgesellschaft in seiner Grabinschrift zu erwähnen.

Verlassen wir nun die wirren Verhältnisse der Früh-Rek-Periode und kommen wir gleich zu dem glorreichen Jahr 1957, dem Beginn der echten Rek-Periode, wo unser aller Nährmutter, die Reklame, ihre wahre Herrschaft begann.

Der „Reg-Da“ Regenschirm-A.-G. gebührt das historische Verdienst, als erste den Wandel der Zeiten erkannt zu haben. Nachdem sie in erbittertem Wettbewerb mit den Konkurrenzfirmen Unsummen für unsachliche Reklame ausgegeben hatte, kam ihr plötzlich der erlösende Einfall, dieses Geld in seine natürlichen Bahnen zu lenken. Am 1. November 1957 verkündete die „Reg-Da“ Regenschirm-A.-G., daß sie ab heute ihre Regenschirme gratis abgebe, unter der

einzigsten Bedingung, daß der Käufer ihre Schutzmarke, die in Riesenlettern auf jeden Schirm gemalt war, nicht zerstöre. Der Zulauf des Publikums war natürlich ungeheuer, der Absatz verhundertfachte sich, und schon drei Monate später blieb sämtlichen anderen Regenschirm-Fabriken nichts anderes übrig, als dem Beispiel der „Reg-Da“ zu folgen und ihrerseits die Regenschirme gratis an die Kunden abzugeben.

Damit war die erste Bresche in das veraltete System „Hier Ware — hier Geld“ geschlagen. Andere Industrien folgten. Die Brot-, Zigaretten- und Metallwaren-Industrien, die Warenhäuser und Hotels, die Baugesellschaften und die Eisenbahnen begannen sich um die Gratiskunden zu raufen. Als letztes historisches Rudiment einer vergangenen Wirtschaftsperiode blieben noch zehn Jahre lang die Vereinsabzeichen- und die Bridgekarten-Industrie ihren alten Prinzipien treu, da sie als einzige immer noch Käufer fanden. Im Jahre 1968 fielen auch diese letzten Burgen.

Damit war die Lösung der sozialen Frage, um die sich Generationen vergeblich bemüht hatten, durch die Reklame vollbracht. Kein Mensch braucht mehr Geld, da er alles gratis bekam. Keiner brauchte mehr zu arbeiten, wenn er nicht wollte: es genügte, wenn er seinen Bekannten gelegentlich mitteilte, daß er nur Firdusi-Malzkaffee trinke (ich selbst trinke nur Firdusi-Malzkaffee!). Die Menschen zerfielen in ihre natürlichen Parteiungen, hie „Heller“-Schuhträger und hie „Dunkler“-Schuhträger, hie „Lola“-Raucher und hie „Ariadne“-Raucher. Jahrzehntlang schien es, als ob der langersehnte Paradieszustand endlich erreicht wäre... bis vor etwa zehn Jahren die Mahnung uns erreichte, daß der Teufel wieder am Werke sei.

Es war natürlich eine ausländische Firma (ihr Name sei nicht genannt!), die auf die infernalische Idee kam, ihren Absatz dadurch zu steigern, daß sie ihre Kunden *bezahlte!* Nach ganz kurzer Zeit schon wurde die Regierung auf diesen unerhörten Mißbrauch aufmerksam. Sie erließ Verbote gegen diese von außen her eindringende Korruption unseres gesunden Wirtschaftslebens. Aber das Gift hatte schon seine Wirkung getan. Immer wieder liest man von Prozessen, aus denen hervorgeht, auf welcher listigen Weise verschiedene verantwortungslose Firmen Menschen dazu bestechen, ihnen ihre Ware abzunehmen. An uns ist es, diesem Treiben ein Ende zu setzen, diese schleichende Revolution zu bekämpfen! Jeder anständige Mensch werde Mitglied der Organisation der N. G. K. (Nur-Gratis-Käufer), die die besten und gesündesten Elemente unseres Volkstums umfaßt, und die bereit ist, *mit allen Mitteln* die Hydra an ihrem Zerstörungswerk zu hindern.

Flüche in Berlin:

- Dir hat woll ne schwarze Kuh jekratzt!
- Du hast woll lange keene Backzähne jespuckt!
- D. b. d. d. h. k. P. (Doof bleibt doof, da helfen keene Pillen).
- (Mit vorgehaltener Faust) Willste an die Knospe riechen?
- Dir hamse woll s' Jehirn jeklaut?
- Dem könnte ick stundenlang in de Fresse haun!
- Dir hamse woll als Kind zu heiß jebadet!
- Du jriest ja wien Primeltopp!
- Een Schlag, und die Neese sitzt hinten!
- Pust dir man nich so uff!
- Dir hamse woll mit ne Banane aus n Urwald jelockt?
- Een Schlag... und du kiekst durch de Schädelknochen wie der Affe durchs Jitterfenster!

Lu, à Berlin :

Sous une affiche en pyramide, à la porte d'un music-hall : « Variété-Élite-Ensemble. »

Sur la bague d'un cigare et en français : « Pour la noblesse. »

Sur la vitrine d'un coiffeur pour dames : « Friseur für pénibles » (renseignement pris, il s'agit de personnes dont les cheveux sont rétifs à la mise en plis.)

*

Chez un marchand d'antiquités, j'aperçois une ravissante causeuse Directoire. J'entre pour demander le prix, mais comme le mot : « causeuse Directoire » manque à mon vocabulaire allemand, je fais force gestes pour désigner le meuble :

— Ach ! das ist ein « Doppel Frau-Récamier-Sofa ! » me répond le marchand, empressé à me plaire.

*

Réponse d'une femme à un compliment : « Das ist Kavalier ! »

Réponse d'une autre femme à un autre compliment : « Sie sind wirklich ,hors concours !' »

Le chemin de table : « Kompotten-chaussée ».

L'entresol : « Der Belétage ».

Titre d'une opérette : « Die Demoi-sellen von Saint-Cyr ».

Sous une gravure en couleurs qui représente une chasse à courre : « Par force Jagd ».

*

Une bonne de brasserie, à qui nous demandons du vrai « Kraftbrühe » (bouillon concentré), nous répond, mutine : « Hier ist's nur echtes « Bodofeu » (Ici nous ne servons que de véritable pot-au-feu); puis, avide de s'instruire : « Wie sagen Sie auf französisch Bodofeu? »

« — Mais ... Pot-au-feu ! »

Elle nous a pris pour des Français sans sérieux.

(Aus „Le Crapouillot“)



Matadore des neuen Reichstags

V.

Walther Lambach, der Volkskonservative

Walther Lambach kann man wohl als das Organisationsgenie des kleinen Fähnleins der Volkskonservativen bezeichnen; keiner versteht so gut wie er, komplizierte Kartothekkarten zu entwerfen. Er war auch so flink, daß er als erster gegen den Stachel des allmächtigen Parteiführers zu löken wagte. Daß ihn diese Priorität heute noch sehr glücklich mache, wird in parlamentarischen Kreisen stark angezweifelt. Jedenfalls hat die kleine konservative Firma nicht reüssiert. Und was soll werden, wenn . . . ?

Der ehemalige Handlungsgehilfe, 45jährig, ein pyknischer Typ, in dessen vollem Gesicht hinter blitzenden Brillengläsern ein Paar beweglicher Augen sitzen, hat aus seiner bergischen Heimat, dem schönen Gummersbach, das quicke Blut des fränkisch-rheinischen Menschen mitbekommen, aber von seinen früheren Vorfahren auch einen guten Schuß der redlichen Bedächtigkeit und der sturen Behäbigkeit des Westfalen. Im Steglitzer Eigenheim wird vor jeder Mahlzeit gebetet; aber die Güte des Lambachschen Weinkellers entschädigt weltliche Gäste.

Jawohl, Herr Lambach ist ein Bürger mit einem Stammbaum! Einer seiner Ahnherren, Johannes Lambach, mit dem Humanisten-Beinamen Scaevastes, führte in der damaligen freien Reichs- und Hansestadt Dortmund die Reformation ein und gründete das erste Gymnasium am gleichen Ort. Familienüberlieferung formt und verpflichtet.

Wenn man unter solchen Auspizien ins Leben steuert, Kaufmannsgehilfe geworden ist, eine mittlere Schulbildung hat, aus einem Kleinbürgertum kommt, das in Dingen des Glaubens und der Moral einen besonderen pietistischen Protestantismus pflegt, (um dessentwillen im übrigen Westen Deutschlands ein Teil des Bergischen Landes das

Muckertal genannt wird) dann kann man nur im streng antisemitischen Deutschnationalen Handlungsgehilfen-Verband Krankenversicherung, Berufsstütze und standesgemäßen Umgang finden. Im kaiserlichen Deutschland der strengen Kastenteilung war das eben die Organisation des standesbewußten Handlungsgehilfen mit der Perspektive auf bürgerlichen Aufstieg und standesstolze Ehrbarkeit, — sorgsam von den Arbeiterverbänden abgegrenzt.

Alle diese Rochers de bronze waren nach der Staatsumwälzung im November 1918 seltsam ins Schwanken gekommen. Damals begann Lambachs große Zeit. Er hatte immerhin durch seine Stellung — Redakteur bei der „Deutschen Handelswacht“ des Deutschnationalen Handlungsgehilfenverbandes — schon vor dem Krieg eine Machtposition inne. Seine Kriegseindrücke hatte er sich als Arbeitssoldat geholt, und genau wie die andern Mannschaften kam er mit explosiver Agressivität gegen das alte System geladen, den Kopf voll unvergorener Radikalismen, nach Deutschland zurück. So wurde Lambach ein Revoluzzer, wenn auch ein handlungsgewöhnlich gedämpfter. Aber immerhin ließ er sich in den Hamburger Arbeiterrat wählen und schrieb sich die Galle aus dem Blut mit einem Buch über das Satrapenleben der Offiziere in der Etappe und die Ursachen für den Zusammenbruch des alten Systems. Das Buch ist nur in ein paar Pflicht- und Rezensionsexemplaren unter die Leute gekommen. Lambach wurde mit einem Abfindungshonorar und der Zusicherung eines Reichstagsmandates getröstet, der Rest der Auflage eingestampft.

Seit jener Zeit blieb dem verbindlichen, netten, rundlichen Lambach für die Adels- und Offizierskreise etwas von dem Ludergeruch der Revolution anhaften, obwohl er von 1920 bis

1929 auf den deutschnationalen Reichstagsbänken saß. Das Gewisper um ihn, daß er ein Ketzer gegen das Parteidogma der Legitimität sei, kam nicht zur Ruhe. So linken Rechten wird das Leben nicht leicht gemacht. Lambachs konservativ-republikanische Gering-schätzung der monarchistischen Belange

stoß versetzt hätten. „Wilhelm II. verschwand hinter dem großen, frommen, alten Herrn, der jetzt das Reich repräsentiert. Neben seiner Größe sank der Nimbus der lebenden Hohenzollern in sich zusammen.“ Und als lebendes Menetekel einer neuen Zeit forderte der Handlungsgehilfe von der großen



wurde allen offenbar, als er sich in einem Artikel zu seinen Ansichten bekannte. Er hatte sogar den 9. November als eine Notwendigkeit der Geschichte bezeichnet! Er fand, daß die Eheskandale der exkaiserlichen Familie und nicht zuletzt die würdevolle Haltung Hindenburgs als Staatsoberhaupt dem monarchistischen System den Todes-

Monarchistenpartei, von der politischen Organisation der Hofprediger, Geheime, Rittergutsbesitzer, Offiziere, ehemaliger kaiserlicher Großwürdenträger auch für Republikaner den Platz an der deutschnationalen Sonne.

Der Sturm gegen den Vermessenen braust los. Aus Potsdam wird der große Bannfluch gegen ihn geschleudert.

Seine Anmaßung löst Protestschreie adliger Frauenortsgruppen aus, die sonst Resolutionen gegen den Bubikopf fassen. Lambach aber läßt sich des nicht anfechten. Er fühlt sich zum Reformier der Partei berufen. Er will die Rechte der Angestellten wahren, die Sozialpolitik verteidigen, der von seinem Parteiführer, dem „Herrn über Presse und Film“, schwer zugesetzt wird. Lambach glaubt an das völkische Ideal, an das soziale Gefühl. Er sieht die Volkseinheit und die Prosperität der Wirtschaft durch den „Mammonismus“ der Partei-Diktatoren bedroht. „Bürgerliche Parteien“, so beschwört er noch einmal die Stärkeren, „sind nur groß, solange Arbeiter und Angestellte an die Uneigennützigkeit ihrer Parteiführerschaft und ihrer Abgeordneten glauben.“ Niemand hört auf ihn, und Lambach mit seiner Nettigkeit, Ehrlichkeit und Betriebsamkeit, mit seinem guten Herzen für die Handlungsgehilfen, steht plötzlich vor jener Tür, die ihm der Verband eben dieser Handlungsgehilfen geöffnet hatte. Mit ein paar andern Frondeuren etabliert er eine Sezession.

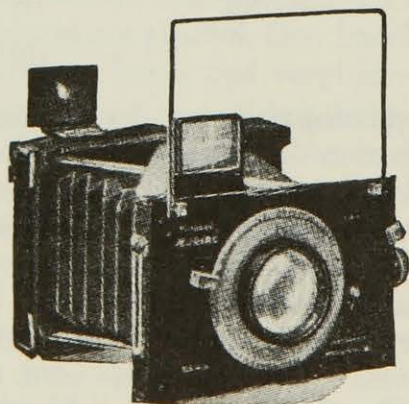
Haltung hat er bewiesen. Die weisen Prediger der Opportunität nennen so was unklug. Den Volkskonservativen gibt keiner der parlamentarischen Rechenkünstler eine Chance bei neuen Wahlen. Vielleicht zieht es Herr Lambach doch vor, pater peccavi zu sagen? Sein Vorrat an Aggressivität dürfte

wohl nach der Wahlniederlage der Volkskonservativen Gruppe verausgabt sein. Eigenwillige politische Marschrouten haben schon manchmal im Kreis zu ihrem Ausgangspunkt zurückgeführt.

Sonst wird Walther Lambach bald mehr Zeit haben für seine Unterhaltungsschriftstellerei. Schöpfer des ersten (sozusagen) Baedekers für das deutsche Parlament zu sein, ist ja auch ein Trost. Der Normal-Abgeordnete, der dem Leser das Funktionieren der Parlamentsmaschine begreiflich macht, heißt in Lambachs Buch Müller-Hinterwalden. Und der Hinterwäldler erfährt die Ohnmacht des Einzelnen gegenüber dem mächtigen System und dem Apparat, auf dem Lambach noch 1926 als Fraktionsgeschäftsführer spielte wie auf einer Klaviatur. Heute: Lambach-Hinterwalden!

Tief im Busen aber ist der Politiker Lambach ein Mystiker, einer mit der wirren Sehnsucht und den schön gebauten Allegorien im Herzen, wie sie den geistigen Horizont des nicht-intellektuellen Idealisten oftmals beengen. Manchmal rast der Romantiker Lambach los, schwelgt in Worten, berauscht sich an farbigen Bildern, besonders, wenn er vor seinen Berufskollegen aus dem Verband in Provinzstädten spricht. Dann kann es sogar passieren, daß er selbst seine Taktik desavouiert und sich zu dem eigentlichen Leitstern seines Lebens bekennt; das Aufrücken in die

Das ist sie — die wundervolle



Plaubel-Makina

für Amateure über dem Durchschnitt

Taschen-Präzisions-Kamera besonderer Art und Leistungsfähigkeit mit der großen und extra lichtstarken Optik F:2,9 und dem normalen, altbewährten Bildformat 6,5 x 9 cm, so daß man nicht immer erst vergrößern muß. Für Platten und Filmpacks 6,5 x 9 cm, die es auf der ganzen Welt gibt, da Standard-Größe. Visieren in Augenhöhe (keine Bauch-Perspektive!). Nachtaufnahmen aus der Hand. Für Reise und Wanderung einzigartig. Preis RM 265.— bzw. RM 280.—

Gratis-Broschüre durch:

Wauckosin & Co, Frankfurt a.M. 43

Bezugsquellen werden auf Wunsch nachgewiesen.

nächst höhere Gehaltsklasse, redlich er-
rungen durch langjährige treue Dienste.

„Der Führer muß deutsches Blut
und deutsches Gefühl haben, er muß
edel, fromm und jung sein. Deutsche
Lieder, deutsche Sehnsucht und ein
märchentiefer Glaube müssen einen
überirdischen Glanz um den deutschen
Thron weben, damit Deutschland wie-
der hoch und herrlich über allen Völ-
kern der Erde steht“ — solchermaßen
stellt sich dieser Politiker die Zukunft
vor. In Berlin hütet sich Herr Lambach
vor solchem Blüten-Uberschwang. Macht
er in Plauen wirklich Eindruck damit?
Scheinbar doch keinen überwältigenden,
denn die Lokalpresse bringt die Zu-
schrift auch eines Handlungsgehilfen,
die in dem drastischen Satz gipfelt:
„Und die kleinen Angestellten schmie-
ren sich den Quatsch aufs Brot!“

O. B. Server.

Ein neuer Weg ins dritte Reich!

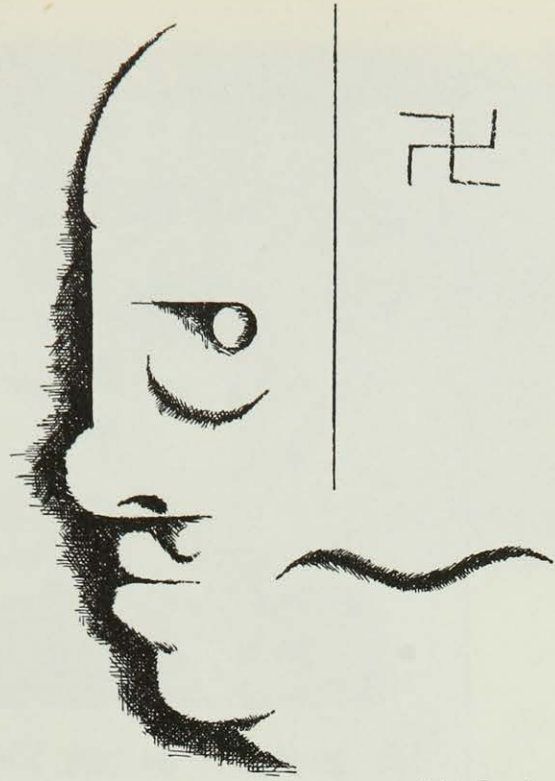
Zu beziehen nur unter Nachnahme oder
Vorauszahlung zum Preise von Mk. 3.— vom
Großdeutschen Lehrspiel-Verlag, Dresden.

Was ist das? — Ein geselliges Spiel,
jedem Teilnehmer zur Freude und Lust!
Bevor wir aber mit dem Spiel beginnen,
wollen wir uns erst einmal die Aufmachung
näher anschauen. Links oben in der Ecke
blühende Postkartenlandschaft mit auf-
gehender Sonne, die in der Mitte das
Hakenkreuz trägt. Rechts eine Gruppe
trommelnder, fausteballender Nazis . . .
stolz wie die Eichen. In der Mitte ein
riesengroßes Hakenkreuz, geschmückt mit
Eichenlaub und der Ueberschrift: „Ge-
meinnutz vor Eigennutz.“ — Ja, und nun
darf das von einem Herrn *Schaaf* ent-
worfenen Spiel beginnen. Ganz besonders
lehrreich sind die einzelnen Spielregeln:

Nr. 1 ist die „Wallstreet“, und da es
— wie die Spielregel besagt — schwer ist,
aus den Krallen des Goldes loszukommen,
muß der Spieler zuerst eine 2 würfeln,
ehe er auf diese vorrückt.

Nr. 10: Geheimzeichen der Freimaurerei
— der Spieler leidet zu sehr an der „Hu-
manität“ und muß von vorn beginnen.

Nr. 12 wird Nationalsozialist und zahlt
drei Spielpfennige für Aufnahme, Beitrag
und Kampfschatz.



Erich Borchert

Nr. 15 befindet sich in den Händen
des „Warenhauspolypen“: Inventur, weiße
Woche, grüne Woche, Ausverkauf; und
muß auf Nr. 12 zurück.

Nr. 19: der größte Schrecken des Spie-
lers. Er befindet sich nämlich in Juden-
händen, verfällt der Zinsknechtschaft und
zahlt fünf Spielpfennige Zinsen.

Nr. 27 ruft laut: „Deutschland, er-
wache!“ und würfelt noch einmal.

Nr. 35 ruft noch eindringlicher: „Nun
erst recht!“

Nr. 37 entpuppt sich als Freund des
Youngplans und muß zur Festigung seiner
Gesinnung auf Nr. 12 zurück, um den Weg
noch einmal zu machen.

Nr. 41 (Asphaltpresse) muß mit seinem
Stein auf Nr. 35 zurück, holt sich dort
einen Gummiknüppel (bildlich gemeint)
und rückt auf vierzig vor.

Nr. 49 wird von Marxisten überfallen
und kommt auf Nr. 29 zurück.

Nr. 50: Der Spieler hat nunmehr das
dritte Reich erkämpft und ruft laut und
kräftig: „Heil Hitler — Heil!“

Hierzu schreibt das amtliche Organ der
N. S. D. A. P., Gau Sachsen, „Der Frei-
heitskampf“: „Das Spiel kennzeichnet in
humorvoller und kritischer Weise unsere
Gegner, die wir bekämpfen, und die Hin-
dernisse, die wir aus dem Wege räumen
müssen. Allen Parteigenossen zu empfehlen!“

(Mitgeteilt von Jo Fritsch.)

Daß **Fixolin** das Wachstum
des **Schnurrbartes** wirklich be-



fördert beweist klar
und deutlich folgende
Anerkennung:

Geehrter Herr Koch.
Das Fixolin hat bei
mir fruchtbar ge-
wirkt, ich habe in
kurzer Zeit einen
sehr schneidigen
Schnurrbart bekom-
men, dafür spreche

ich meinen besten Dank aus. M. 10/12. 99.
E. A. Nur allein echt zu beziehen in
Dosen zu M. 1,50 Pfg. und M. 2,50
(Porto 20 Pfg., bei Nachnahme 20 Pfg. mehr)
von Paul Koch, kosm. Laboratorium
Welsenkirchen No. 252.

Was ich in Deutschland nicht mehr sehen möchte

1. Den Mann von der Rezeption, dessen Blick mich von seinem Stehpult aus beim Betreten der Hotelhalle wissen läßt, daß my home an office ist, kein castle.

2. Melodielos ausrasierte Nacken, die in den Stehkragen abstürzen, wie der Traunstein in den Gmundener See.

3. Blumenvasen auf Tischen, an denen schlecht gegessen wird.

4. Den schnippischen, vorn eingedrückten Hut aus hellgrauem oder beigefarbigem Filz, den sich die Unternehmungslust sonntags (viel zu tief in die Stirn hinein) auf den Kopf stülpt.

5. Den Blick vom Nebentisch, der erraten will, wer ich bin, wie ich heiße, woher ich komme, und welcher Partei ich angehöre.

6. Tranzproduktionen mit Weltanschauung.

7. Den Kakaduschopf, den ein großer Teil der männlichen Bevölkerung als Ueberbleibsel des weggeschorenen Haupthaars und zur Bekundung forschen Geistes durch die Welt trägt.

8. Premierenkritiker in Wickelgamaschen.

9. Wickelgamaschen.

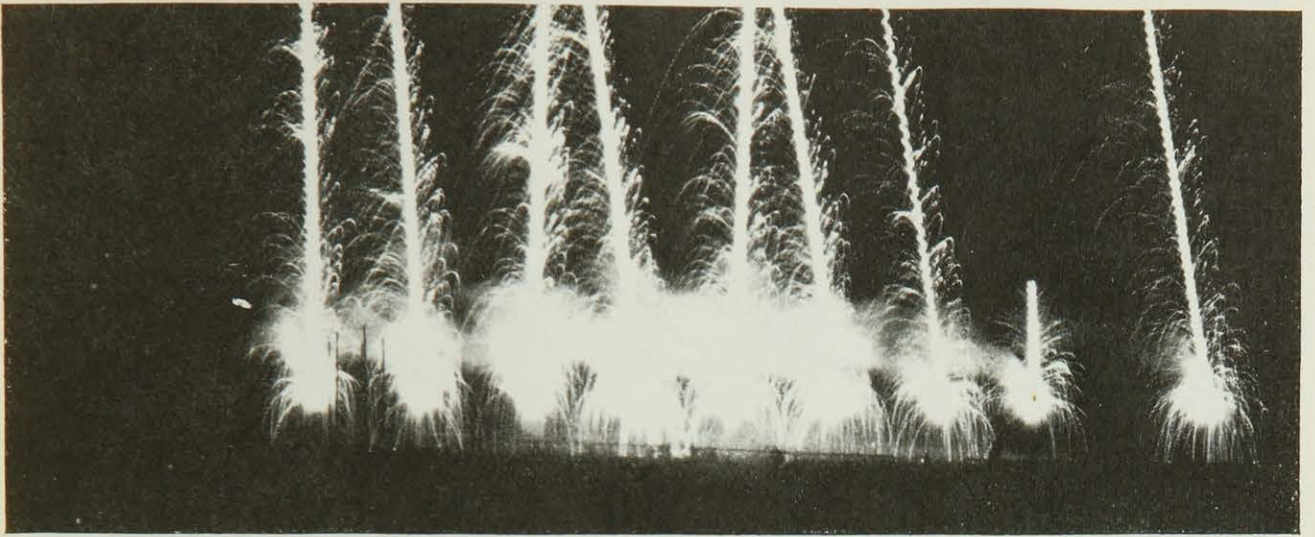
10. Mannequins mit dem Blick aus unergründlichen Tiefen.

11. Mensurschmisse, die den Mund ihres Inhabers künstlich verkleinern.

12. Mein Vis-à-vis.

Anton.

Briefe an den Querschnitt. Sehr geehrte Herren! Ich zeige in meiner Arbeit „Brot für alle hat die Erde“ Wege, deren Beschreitung die Arbeitslosigkeit beseitigt. Glauben Sie, es mit Ihrer Verantwortung in Einklang bringen zu können, die Arbeit abzulehnen, bitte, so tun Sie es!



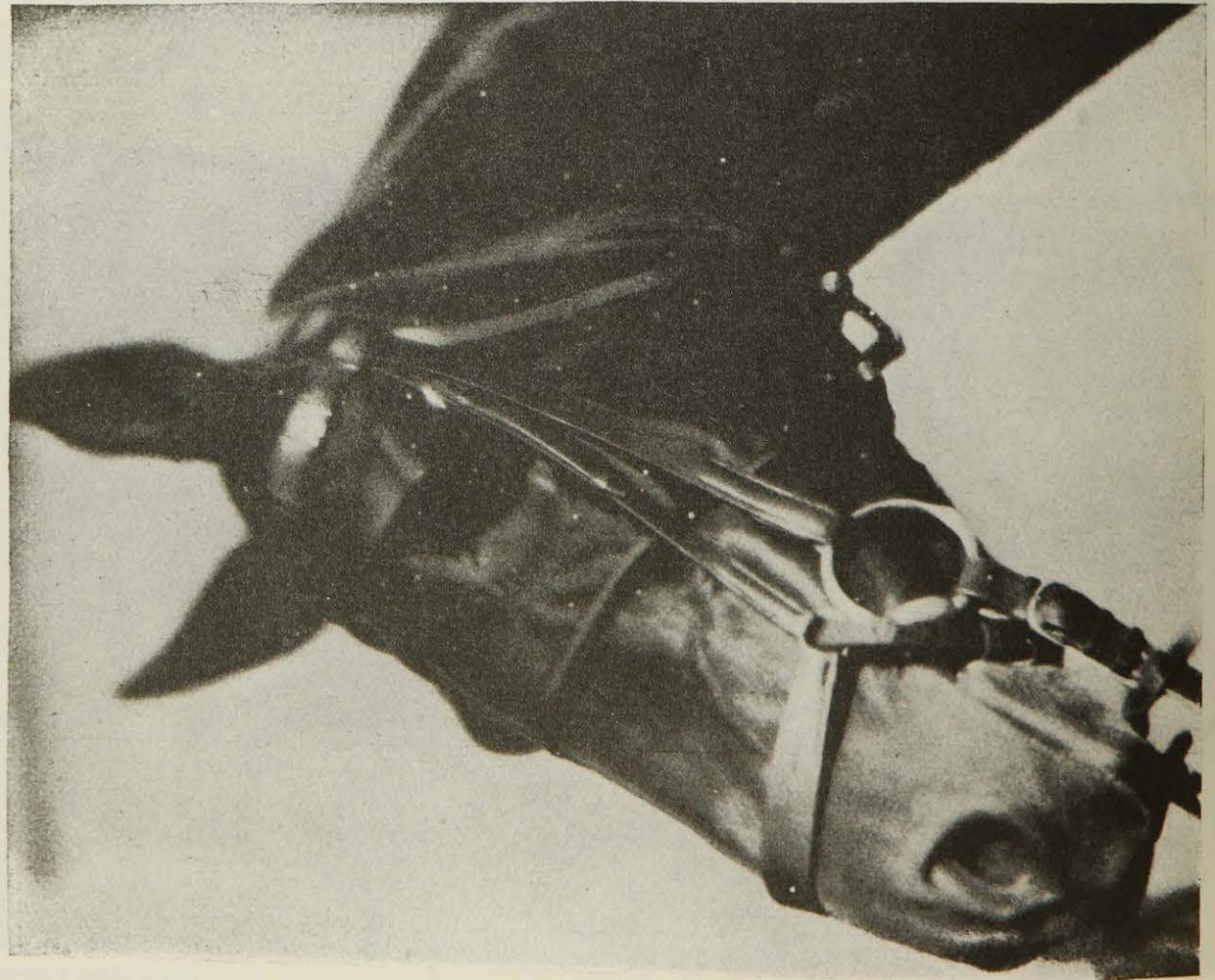
Feuerwerk auf der Rennbahn Grunewald

Photo Robertson



Wäsche auf einer Spree-Zille

Photo Hans Casparius



Reitpferd in Berlin W.

Photo Martin Munkaesy



Kaschemme in Berlin O.

Photo Heinz Hell



Bayrisches Bier (Albert Hoerrmann, Trudi Moos, Fritz Kampers in Horváth's „Italienischer Nacht“)

Photo Fanta



Das Bier



Die Zigarre

Photos Otto Croy

National-Literatur

Von *Rudolf Leonhard*

Der sehr kluge Herausgeber einer Wochenschrift sagte mir einmal in einem Gespräch über den Film „Der müde Tod“, dieser Film, der sehr viel volksliedhafte Elemente enthielt, sei ihm zu deutsch. Derselbe Mann sagte kurze Zeit darauf in einem Gespräch über irgendein Theaterstück, es sei so wunderbar französisch.

Das sieht zunächst ganz blödsinnig aus, das wirkt wie die alberne Ausländerei und der kindische Selbsthaß, den manche Deutsche manchen Deutschen nachsagen. Ich habe aber bald bemerkt, und seit ich nach Deutschland Frankreich kennen lernte, habe ich es bestätigt gefunden, daß es das alles nicht, sondern daß es sogar richtig war. Das „Französische“ nämlich in dem Sinne, wie es hier gebraucht wird, das Französische, das hier gemeint ist, gibt es, es ist eine Realität (wenn auch vielleicht eine heute gefährdete); das „Deutsche“ im gleichen Sinne, das Deutsche, von dem hier die Rede ist, gibt es nicht, das wird heute nur gespielt, das gibt es nicht mehr oder noch nicht oder noch nicht wieder, es ist eine Fiktion.

Das Französische, in diesem Sinne, ist eine Zeitkontinuität — während das Deutsche nicht einmal eine sichere Raumkontinuität ist. Sogar der französische Proletarier hat mit Rabelais und Montaigne genug gemeinsam und genug zu tun, während der deutsche Arbeiter im heutigen Nürnberg nichts, aber auch gar nichts mit den Meistersingern, der westfälische Bauer und gar der ostelbische Junker nichts, aber auch gar nichts mit den Minnesängern zu tun hat.

Das „Französische“ ist ein Stil, obwohl Bretonen und Provençale verschieden genug nach Mischung und Lebensweise sind, und obwohl der Regionalismus heute auch in Frankreich wächst und sogar bewußt gepflegt wird. Vielleicht sind die Regionalismen verschiedenartige Wurzeln; aber das Wipfeldach ist breit und gemeinsam. Das „Deutsche“ ist als Stil verdorben worden, ehe es zeitliche Kontinuität versprechen konnte; es ist als Lebensstil grade zu der Zeit, ja gerade durch die Art verdorben worden, in der die deutsche Lebensgemeinschaft entstand; nicht durch die Tatsache, aber durch die Art, in der sie geschmiedet wurde. (Daß Frankreich an der Seite unsres Erdteils es leichter hatte als das in der Mitte notdürftig zusammengedrückte und immer wieder zerfließende Deutschland, entschuldigt das Unglück, macht es aber nicht besser.) Vielleicht liegt in diesem Tatbestande die Lösung des für den Deutschen größten französischen Rätsels: daß man hier intelligent und Nationalist sein kann, daß es hier intelligente, ja geistige Nationalisten gibt.

In dem ausgezeichneten Schauspiel „Siegfried“ von Jean Giraudoux, das in einem dieser Pariser Theaterwinter den größten Erfolg davontrug und auch in Deutschland gespielt werden wird, war — noch erkennbar, obwohl sie überwunden ist — die größte Schwierigkeit für den leidenschaftlichst und mit tiefer geistiger Reinheit die Synthese suchenden Dichter wie für seinen Regisseur die, daß alles Französische klar und bestimmbar, also auch bestimmt war, während das Deutsche groß und schön, aber schwer greifbar in seinen weichen Konturen blieb. Der rebellische Urdeutsche dieses Stückes sagt selbst den tiefen Satz:

„Deutschland hat nicht mächtig zu sein, sondern es hat Deutschland zu sein“, und eine andere Figur sagt, ungefähr: Deutschland den formgebenden, bestimmenden, das Leben ordnenden Sinn zu geben, der unten Vernunft und oben Verstand ist, sei ungefähr dieselbe Aufgabe wie Frankreich — ja, es ist nicht zu benennen, „Gefühl“ ist nicht ganz richtig, ich muß auch hier wieder „Sinn“ sagen — den auflockernden Sinn zu geben.

Die Synthese geschieht, im Stück dieses bedeutenden Schriftstellers, und sie wird in der Wirklichkeit geschehen; in der Wirklichkeit aus denselben Kräften her wachsend wie im Stück. Es wird eine Synthese und kein Kompromiß sein. Aber noch in ihrer schließenden europäischen Form, noch unter ihrer deckenden Formel wird bestehen bleiben, was heute ist: das Französische ist eine Lebensform, das Deutsche ist ein Schicksal.

Nationalismus? Die Verherrlichung des Gefühls, das ein Volk dem andern übernimmt. M. P.-St.

Eines der höchsten Ziele französischer Eitelkeit ist seit Jahrhunderten ein Sitz in der „Academie“. Es ist eigentlich schwer vorstellbar, daß ernste und gereifte Männer, die die künstlerische oder politische Auslese ihres Landes darstellen, sich mit allen möglichen Intrigen befassen, um die Wahl eines befreundeten Kandidaten durchzusetzen oder die eines verfeindeten zu hintertreiben. Als sich ein Kandidat um den erledigten Sitz von Anatole France bewarb, stieß er auf heftigen Widerstand Barthous, der bereits Mitglied der Académie war. Zwei Akademiker unterhalten sich über die neue Kandidatur, und der eine fragt:

„Was macht der Kandidat jetzt?“

„Er macht seine Bewerbungsbesuche bei den anderen Akademikern . . .“

„Und Barthou . . .?“

„Macht ebenfalls seine Besuche . . .“

„Aber Barthou gehört doch bereits zur Akademie . . .?“

„Ja, ja . . . aber Barthou macht seine Gegenbesuche . . .“

K. P.

Das nächste Heft des Querschnitt erscheint am 11. Juni (Donnerstag)

Zu diesem Heft. Der Beitrag „Berlin, nicht Paris“ von Jean Giraudoux ist aus dem Buch „Rues et Visages de Berlin“ (Editions de la Roseaie); ebenso die Umschlagzeichnung von Chas-Laborde.



Mit 50 sich wie 20 fühlen —

das können Sie, wenn Sie den neuen elektr. Massage-Motor „PROVITA“ benutzen. Diese sinnreiche Maschine ersetzt Sport, Massage, Bewegung; sie verhindert Fettansatz, erhält schlank, jung und elastisch!

3 Modelle ab Mark 185.—. Miete — Raten
Interess. Prospekte M durch Alleinfabrikation:

„QUALITAS“

Elektrizitäts-Gesellschaft, Müllheim (Baden)

Notizbuch

Von Sacha Guitry

Wenn man bedenkt, daß in dreißig Jahren junge Leute bedauern werden, nicht in unserer Zeit gelebt zu haben !...

*

Wenn man seine Sprache nicht korrekt spricht, so ist das meiner Ansicht nach weit mehr das Zeichen einer schlechten Erziehung als des lückenhaften Unterrichts.

*

Neues! Neues! Gewiß, ja . . . Neues! Aber das hindert nicht, daß es der Traum jedes Dramatikers bleibt, man möchte eines Tages als Kritik mehrerer Stellen seines Stückes sagen: „Das könnte von Molière sein!“

*

Werden die Herren Kritiker noch lange das „Tagebuch“ von Jules Renard totschweigen? — Ich habe folgendes unerhörte Gespräch zwischen ihm und meinem Vater notiert. Mein Vater hatte ihm irgend etwas erzählt. Renard fragte ihn:

„Ist das wahr?“

„So wahr, wie es einen Gott gibt!“

„Du wirst schon schwach!“

„Nein, ich lüge.“

*

Ich habe einen Freund, der taub ist. Aber dabei der durchtriebenste Mensch, den man sich denken kann. Da er es nicht gern hat, wenn man ihm in die Ohren brüllt, so stellt er sich zerstreut, wenn man das Wort an ihn richtet . . . Und wenn er selbst spricht, dann spricht er leise, ganz leise, leiser als alle andern. Worauf man ganz nahe an ihn herangehen und mit vorgestrecktem Kopf gespannt horchen muß; so daß alle den Eindruck von Tauben machen, nur er nicht . . .

(Deutsch von Rose Richter.)

FAHRNER-SCHMUCK mit der Plombe *ein höherer Gegenwert!*

Der ausgeprägt weiblichen Note der Mode entsprechen die neuen FAHRNERSCHMUCK-Modelle. Die zur Verwendung kommenden echten Steine und echten Metalle sind in stärkerem Maße als je zuvor aufeinander abgestimmt, eine edlere und noch schönere Verarbeitung ist erreicht. Als Neuestes werden feine, mattschimmernde Silbertöne mit wenigen, aber auserlesenen Farben gebracht.



Zu jedem Kleidungsstück in Form und Farbe der passende

FAHRNER-SCHMUCK

ACHTEN SIE AUF DIE PLOMBE.

Original-Fahrner-Schmuck mit der Plombe ist in jedem guten Juweliengeschäft und Kunstgewerbehaus zu haben. Bezugsquellen-Nachweis durch den alleinigen Hersteller, Gustav Braendle, Theodor Fahrner Nachf., Pforzheim.

Miniaturgolf im Haus

Ratschläge für Besitzer von Neubauwohnungen

Bisher war das Golfspiel ein Sport auf lange Aussicht, ein Sport, der nur auf Flächen ausgeübt werden konnte, die hinsichtlich ihrer Ausdehnung mit kleinen Rasenrittergütern vergleichbar waren. Diese Sportweiden sind aber ziemlich teuer. Und so kam es, daß aus diesem schönen Open-air-game eine ausschließliche Angelegenheit der im Reiche des Geldes herrschenden Fürsten wurde. Nun hat man, in dem Bestreben, die golfzweckmäßig gedunsenen Kaviar-kugeln auch dem Volk zu servieren, das Miniaturgolf erfunden.

Man hat ein ganzes, spielwissenschaftliches System bis in die schwierigsten Einzelheiten raffiniert erdacht. Man hat busige Hügel in allen Modeformen aus Papiermaché, Gummi und Holzwerk und künstliche Bäche mit täglich zu erneuerndem Wasser geschaffen. Man hat so viele, so schikanenreiche Hindernisse erdacht, daß einem on dit zufolge die in der Umgegend von Berlin liegenden Links vor Neid ergelbten. Aber wenn auch das Spiel seiner Natur gemäß gewiß eine Unzahl von Löchern aufweist, so haben doch seine zweifellos begabten Zimmerleute ein ganz großes, unwahrscheinlich großes Loch gelassen, gewissermaßen als Kriterium des Ganzen. Und wie jedes bessere Loch, das ein Zimmermann gelassen hat, so hat auch dieses eine Angel und einen Haken, an welchen sich die Sportsleute klammern, die eingesehen haben, daß der eigentliche Sinn des Golfs doch wohl frische Luft über grünem Gras und die Möglichkeit des Marschierens hinter dem rollenden Aepfelchen sei.

Doch keine Sorge. Schon haben findige Köpfe, wie zum Beispiel die bescheidene Wenigkeit des Verfassers, es unternommen, das also mit fehlender Luft belastete Loch beiseite zu schaffen. Und um von vornherein leidige Patentschwierigkeiten zu ver-

meiden, sei dies Rezept an alle nun einmal vom Wahnsinn der Golfmode Befallenen gratis und franko weitergegeben.

Wie Sie sicher wissen, sind Neubauwohnungen zumeist sehr windige Angelegenheiten. Durch alle Wände brausen die Winterstürme. Die Fenster sind oft nur zur Zier da und die Wände so porös wie Tonkrüge. Wenn man im ersten Stock seinen mehr oder weniger kümmerlichen Teppich entstaubt, dann steigen die Möbel im Parterre wie die Lebensmittelpreise im Zeichen des Preisabbaus. Und wenn der Staubsauger abgedreht wird, so stürzen sie herab und bohren sich in die Dielen wie Damenabsätze in hochsommerliches Asphalt.

Diese luftigen sozusagen Bodenkratzer sind das ideale Terrain für Miniaturgolf im Haus. Und aus diesem Grunde ist es auch nicht so recht zu verstehen, weshalb die Neubauten bei vielen so schlecht beleumundet sind. Die für das Golfspiel unvermeidlichen Löcher sind bereits drei Wochen nach Einzug vorhanden. Dein Boden ist durch die Schönheit und Schwere der vorläufig noch unbezahlten Möbel stark beeindruckt worden. Deine kleine Frau Lu hat in reizend jähzorniger Wut mit ihren niedlichen Füßchen plastische Vertiefungen ins Parkett gestampft. Nimm auch ruhig die geknüllte Tüte aus dem Loch in der Wand, das entstand, als du einen Bildnagel einschlagen wolltest, auf deinen Daumen schlugst, und so Daumen und Hand in die Nachbarwohnung brachtest. Vorausgesetzt, daß der Ball nicht beim Durchschlagen versehentlich in die nachbarliche Suppenterrine gerät und so als Königsberger Klops mitgegessen wird, verschaffst du dir durch einen faszinierenden Schlag auf die einfachste Weise lebenswürdige Partner. Hat man so einen oder mehrere Mitbewohner als Spielgenossen gefunden, dann ergibt

sich eine Vielzahl von Möglichkeiten. Man kann die Kanalisationen verwenden, Regenrinnen, und nicht zu vergessen die Treppen und die Fahrstuhlschächte. Der Hauswart, der sich am besten auskennt, macht sicher gern das caddy. Von den sonst noch zahlreichen Möglichkeiten, sich Hindernisse zu konstruieren, sei nur noch auf den Kronleuchter hingewiesen. Man ziele bei jedem Wurf sorgfältig auf die einzelnen Birnen. Der laute Knall, mit dem das Glas in die Luft spritzt, wird nie seine Wirkung auf eventuell vorhandene Zuschauer verfehlen. Es empfiehlt sich besonders, um das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden, mehr oder weniger nahe Verwandtschaft einzuladen, und sie, beim Ausholen zum Schlag, möglichst dicht neben sich zu placieren. Man hat hier im Haus alle die doch zum Golf notwendigen Bewegungsmöglichkeiten. Frische Luft sowie die Illusion einer friedlichen Landschaft kann sich hier selbst der gequälteste Ehemann je nach Bedarf schaffen. Im Tal, in den unteren Etagen, ergibt sich die idealste Landluft aus einer zweckmäßigen Ausbeutung der Kanalisationen, und in den oberen Regionen binde man den Dienstmädchen Glocken um den Hals, lasse die Kinder auf dem Hängeboden Edelweiß pflücken, schaffe durch Öffnen aller Fenster den schönsten Gebirgswind und eröffne eine Rodelbahn auf dem Treppengeländer. Zwischen einem auf diese Art geschaffe-

nen Idyll treibe man friedlich den Ball vor sich her, und man hat das schönste, geruhsamste und gesündeste Minaturlgolf, das man sich denken kann. Kracht das Haus auch manchmal in den Fugen, man achte nicht darauf und singe ein frisch fröhliches „Wer hat dich gebaut?“ dazu.
Heinz Lesser.

Die Frauen spielen zumeist nicht Bridge, sondern sie spielen Bridge-spielen, so wie sie als kleine Mädchen Kochen gespielt haben. Ihr Spiel hat mit dem wirklichen Bridgespiel nicht mehr zu tun als zermalmt Brotbrösel mit Kochen.

Wenn Frauen mit Bridgekarten spielen, meinen sie, sie spielen Bridge. Kinder meinen, sie spielten Klavier, wenn sie auf den Tasten des Klaviers ihr Spiel treiben.
g. g.

Der Titel. Alfons (Alfonso) XIII. Leon Ferdinand Maria Jakob Isidor Pasqual Anton, König von Spanien, Kastilien, Leon, Aragon, beider Sizilien, von Jerusalem, Navarra, Granada, Toledo, Valencia, Galicien, Mallorca, Menorca, Sevilla, Cerdena, Cordoba, Correga, Murcia, Jaen, Algarbien, Algeciras, Gibraltar, den Kanarischen Inseln, Ost- und Westindien, Indien und dem ozeanischen Festland, Erzherzog von Oesterreich, Herzog von Burgund, Brabant und Mailand, Graf von Habsburg, Flandern, Tirol und Barcelona, Herr von Vizcaya und Molina *usw.*, katholische Majestät.

Bad Wildungen

für Niere und Blase

Helenenquelle

Zur Haus-Trinkkur: Bei Nierenleiden · Harnsäure · Eiweiß · Zucker ·
 Badeschriften sowie Angabe billigsfer Bezugsquellen f. das Mineralwasser durch d. Kurverwaltung

Pariser Pastete

Von Anja Trivas

Außer der Seine, dem Bois de Boulogne, dem Louvre und anderen Sehenswürdigkeiten, ist es auch der „esprit gaulois“, der Sie in Paris erwartet. Glauben Sie bitte nicht, daß es so etwas nicht mehr gibt. Man muß ihn nur zu finden wissen!

Da setzt sich grade ein Omnibus in Bewegung. In letzter Minute kommt ein etwas rundlicher Herr angelaufen und versucht, schon während der Fahrt, aufzuspringen. Der Schaffner ist ihm dabei behilflich, schleift ihn tatsächlich noch rauf mit den Worten: „Nous vous avons attendu, monsieur!“

In Berlin würde so ein Schaffner sicherlich dasselbe tun, allerdings mit dem Gedanken: „Auf Ihnen haben wir jrade jewartet!“ —

Autodroschken sind in Paris immer noch recht billig. Sehr sauber und feudal sind sie allerdings nicht. Neulich aber erwischte ich ein wirklich vornehmes Vehikel. Sein Besitzer schien sich auch der Schönheit dieses seltenen Exemplars voll bewußt zu sein. Und so prangte vor meinen Augen ein Schildchen mit folgender Inschrift: „*Man ist gebeten, den Wagen nicht zu verunreinigen, aus Gründen der Hygiene, und um die Sauberkeit zu wahren, die der Eleganz dieses Wagens angemessen ist!*“

Von derselben Liebenswürdigkeit ist ein Schild, das in einer Boiserie am Bv. Garibaldi dem Besucher entgegenlächelt: „*In Anbetracht der hohen Preise der Gläser, werden meine hochverehrten Gäste gebeten, nicht mit denselben zu schmeißen!*“ —

Zwischen den vielen amüsanten „boîtes“, die sich um den „Moulin rouge“ gruppieren, ist ein winziges Theaterchen eingeklemmt: Das *Théâtre de dix heures*. Die Leitung des Theaters liegt in den Händen einer Gruppe jüngerer Literaten, Dichter, Schriftsteller, Journalisten. Die meisten unter ihnen sind in einer Person Autor, Regisseur, Schauspieler, Kulissenschieber und so. Politisch-literarisches Kabarett mit Scherz, Satire, Ironie, der auch etwas tiefere Bedeutung beigemischt ist. Links-radikal, steht es in entschiedener Opposition zu allem Bestehenden, kritisiert alles: Gesellschaftsordnung; Regierung; Weltpolitik; Bühnengrößen; Filmstars! Niemand wird verschont!

Da kommt ein junger italienischer Satiriker auf die Bühne und sagt, er hätte eigentlich allerhand über den Faschismus und Mussolini zu erzählen. Aber da sei ihm neulich jemand von der italienischen Botschaft einfach auf die Bude gerückt, und habe ihm gedroht, seine Familie in Rom verhaften zu lassen, falls er seine Späße weiter treiben würde. Er sei dann auch nach der Botschaft gegangen, und nun sei alles geregelt... Er habe dort nämlich die Zusicherung geben müssen, seine Sachen nicht mehr vorzutragen. Folgendes dürfe er also nicht mehr erzählen: — und nun gibt er seelenruhig die ganze Geschichte wieder!

Dann kommt die Polizei an die Reihe. Dann die Bühnen- und Film-Liebliche. Mistinguett natürlich auch, Préjean und besonders Chevalier, Paris' Liebling, dem die Aber-Pariser die überlebensgroße Reklame, die um ihn seit Hollywood gemacht wird, nicht verzeihen können. Es wird eine reizende Szene gebracht zwischen *Mme. Curie*, der Entdeckerin des Radiums, und *Chevalier*. Beide befinden sich an Bord eines Ozeanriesen auf der Fahrt nach Amerika. Chevalier geht zu *Mme. Curie* ran, klopft ihr wohlwollend auf die Schulter und beglückwünscht sie, etwas herablassend, zu ihren wissenschaftlichen Erfolgen. Und sein Entsetzen, wenn sie ihm erklärt, noch nie etwas von ihm gehört zu haben; wenig von Hollywood, nichts von „Love Parade“ — und gar nichts von Chevalier!

Hand aus der Hosentasche! — lieber Freund, wenn Sie mit mir reden. Nicht, weil es eine Sache des Anstands ist, im Gegenteil, die Hand in der Hosentasche wirkt immer nach friedfertiger *légèreté*, man weiß wenigstens, daß sie einem nicht zum Gruß hingereicht wird, außerdem gibt sie gewissen Schauspielern, die überlegene Kavaliere darzustellen haben, wenn sie sonst kein Requisit dafür mitbringen, das *air* der Ungezwungenheit — alles Gründe, für die Hand in der Hosentasche zu sein. Aber wir leben in politisch aufgeregten Zeiten, mein Freund, Sie kennen die Geschichte vom Farmer Langkopp und etliche andere, wer weiß, ob in der Tasche, in der Sie, spähend, gemächlich Ihre Hand versenkt haben, nicht ein Revolver — kurz, es hat sich eine merkwürdige Mode in Deutschland eingebürgert, mit der Hand in der Tasche herumzugehen. Tun Sie es nicht, die Zeiten sind zu ernst, geben Sie die Hand aus der Hosentasche!

Der gebildete Deutsche trinke Wallensteins Lager! *Albert Ehrenstein.*

Aus dem Kürten-Prozeß. Heute am ersten Tag können solche Fragen nur *angeschnitten* werden, ob die vielen Sachverständigen die richtige Antwort werden geben können, muß dem weiteren Verlauf überlassen bleiben.

Hanns Margulies im Wiener „Tag“

Nomen est omen. ... Obwohl der Beamte aber mit ihr bei der Frau Sade war, von der Kürten ein Zimmer abgemietet hatte, erkannte das Mädchen die Wohnung nicht wieder.

(Zeitungsbericht)

Undsoweiter. In einem der Lokale unter den Zelten an der Spree droht ein Baum-Schild folgenden Inhalts: *Das Belästigen der Damen durch Anfassen usw. ist strengstens untersagt!*



BERLIN, KALCKREUTHSTR. 4

Soeben erschien

Schloß Gripsholm

EINE SOMMERGESCHICHTE
VON
KURT TUCHOLSKY

1.—18. Tausend · Umschlagbild:
Georg Schrimpf · Einband: E. R. Weiß
Kartonierte M 2.85 · Leinenband M 3.75

Eine Sommergeschichte. Eine Liebesgeschichte. Wieder „ein Bilderbuch für Verliebte“, wie einst Tucholskys Jugendwerk. Der Dichter und Liebende ist um einen Weltkrieg und viele Erfahrungen älter geworden, hat sich aber bei aller Reife und Nachdenklichkeit den jungen Übermut des Liebesspiels bewahrt. Der Leser hat Ferien mit den Verliebten und lernt mit ihnen spielerisch die schwere Kunst des Genießens.

In jeder guten Buchhandlung vorrätig
Ernst Rowohlt Verlag · Berlin W 50



Pascin

Pascins Kronstädter Kindheit

Herr A. ist Großkaufmann und braucht sich infolgedessen für moderne Maler nicht zu interessieren. Von Pascin hatte er nie gehört. Trotzdem sah er von seiner Zeitung auf, als nacheinander die Worte: Pincas, Maler, Rumänien, an sein Ohr tropften. Und nach wenigen Minuten stand es für Herrn A. fest: der Maler Pascin war kein anderer, als der kleine Sonderling Julius Pincas (die Buchstabenidentität der Namen hatte Herr A. gleich heraus), der von seinem elften bis vierzehnten Jahre sein Kamerad in dem deutsch-jüdischen Knaben-Pensionat Steinhardt im siebenbürgischen Kronstadt gewesen war.

Erstaunlich, wie das Charakterbild des sonderbaren Kindes die Marotten des Erwachsenen, selbst die einmal eintretende Gleichgültigkeit gegen das Leben, schon in sich schließt, dafür aber das eine um so rätselhafter werden läßt: das gewaltsam herbeigeführte Ende. Überzart und zärtlich, hoffnungslos seinen Hobbies verfallen und doch von liebenswürdigster Aufmerksamkeit gegen seine Umwelt, war das Kind mit den großen dunkeln Augen in dem tiefbraunen, intelligenten Gesichtchen.

Es war eines der vornehmsten der Anstalt und gleichzeitig das am unordentlichsten gekleidete; sein Körperchen ertrug nicht den mindesten Druck von Knöpfen oder einem Gürtel. Immer waren seine Höschen infolgedessen im Rutschen, alles schlotterte ungeknöpft an ihm herum. Am tollsten hatte er es mit seinen Schuhen. Je älter sie waren, desto ängstlicher hing er an ihnen. Er stellte sie nie abends vor eine Tür des

Dortoirs, aus Angst, sie könnten ihm weggenommen und durch neue ersetzt werden. Und wenn es schon gar nicht mehr zu umgehen war, bekam sie nicht der Hausdiener anvertraut, sondern der zarte kleine Bursche schob mit dem großen Paket unterm Arm selbst zum Schuhmacher, damit sie bei der Reparatur nicht an Bequemlichkeit einbüßten.

So vernachlässigt er äußerlich schien, so wenig schien ihn auch der Unterricht zu interessieren. Seine Aufgaben mußten ihm immer andere machen. Fünf Minuten vor Klassenanfang stand er auf und stürzte in die Stunde, konnte sich dann aber nicht konzentrieren. Doch die Lehrer hatten ihn gern, wenn er auch in allen Fächern — bis auf eines! — „ungenügend“ hatte. Und seine Mitschüler wußten, daß der kleine Pincas sich durch Lesen ein Wissen aneignete, das ihr bravgelerntes Pensum weit überragte. Das zeigte sich, wenn er sein Steckenpferd Nummer II ritt: an Hand seiner Laterna-Magica Vorlesungen hielt. Er benahm sich dabei wie ein Professor, voller Ernst, Sachlichkeit und Würde. Mit einem langen Stock bewaffnet, demonstrierte



Photo Martinie

Pascin in seinem Pariser Atelier

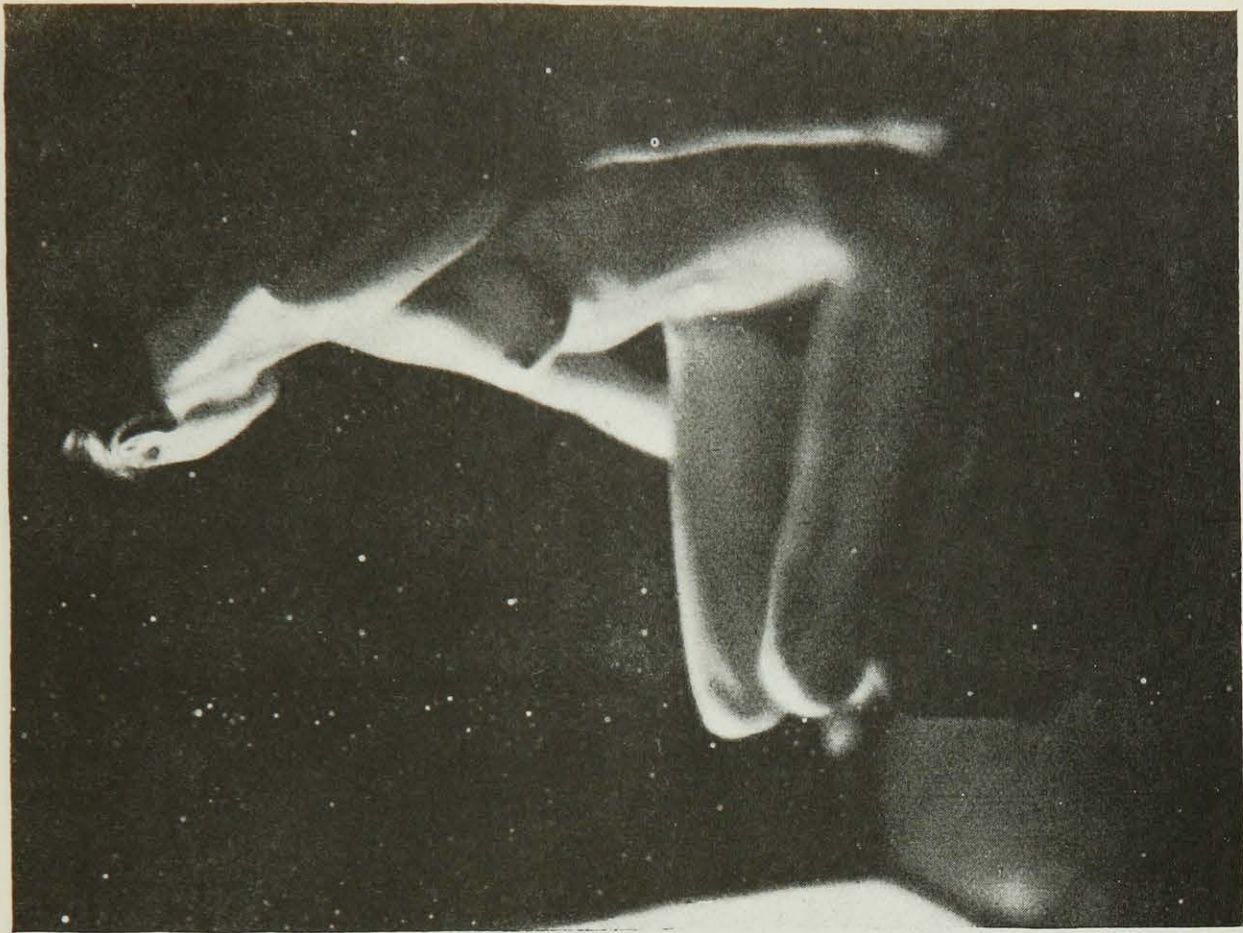


Photo Yva

Modell



Pascin, Modell (Ocl)



Photo Germaine Krull

Die Dichterin Colette

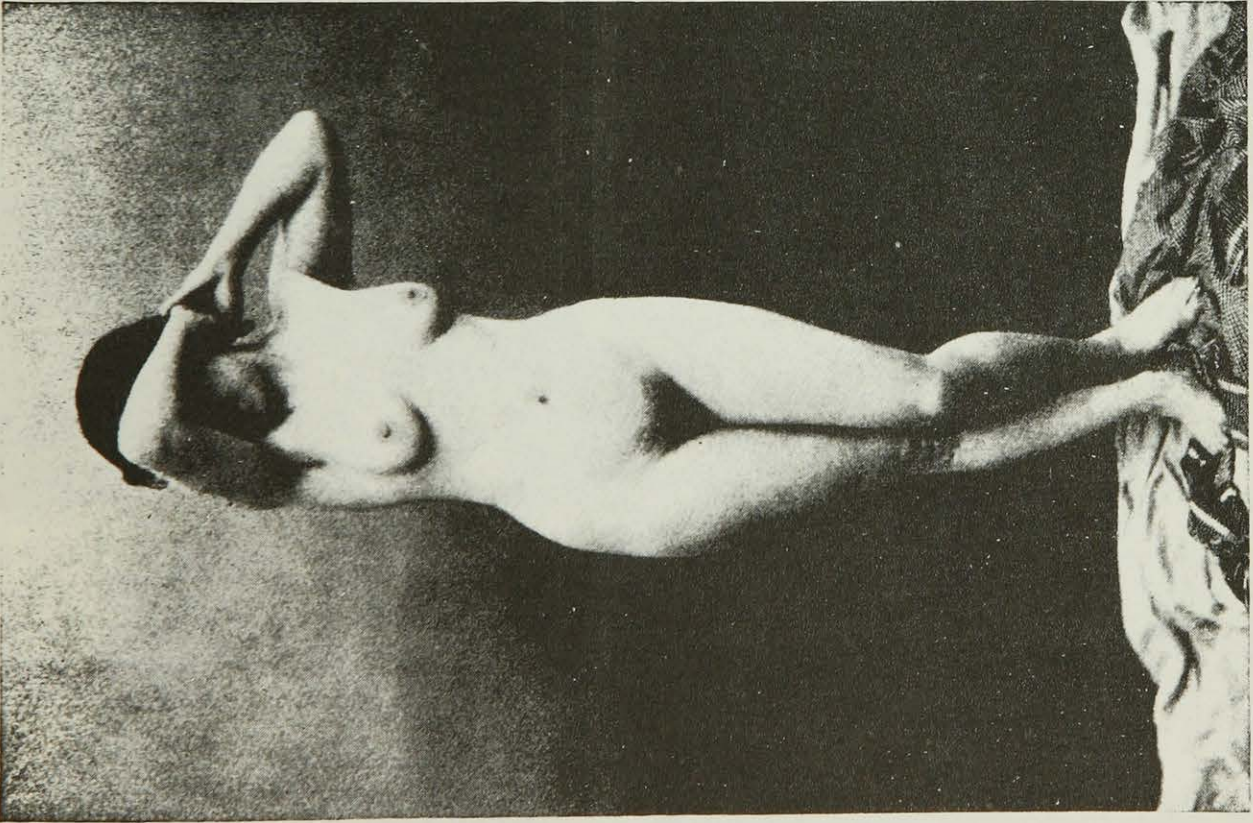


Photo Nadar

Musette, die Freundin Murgers (1842)

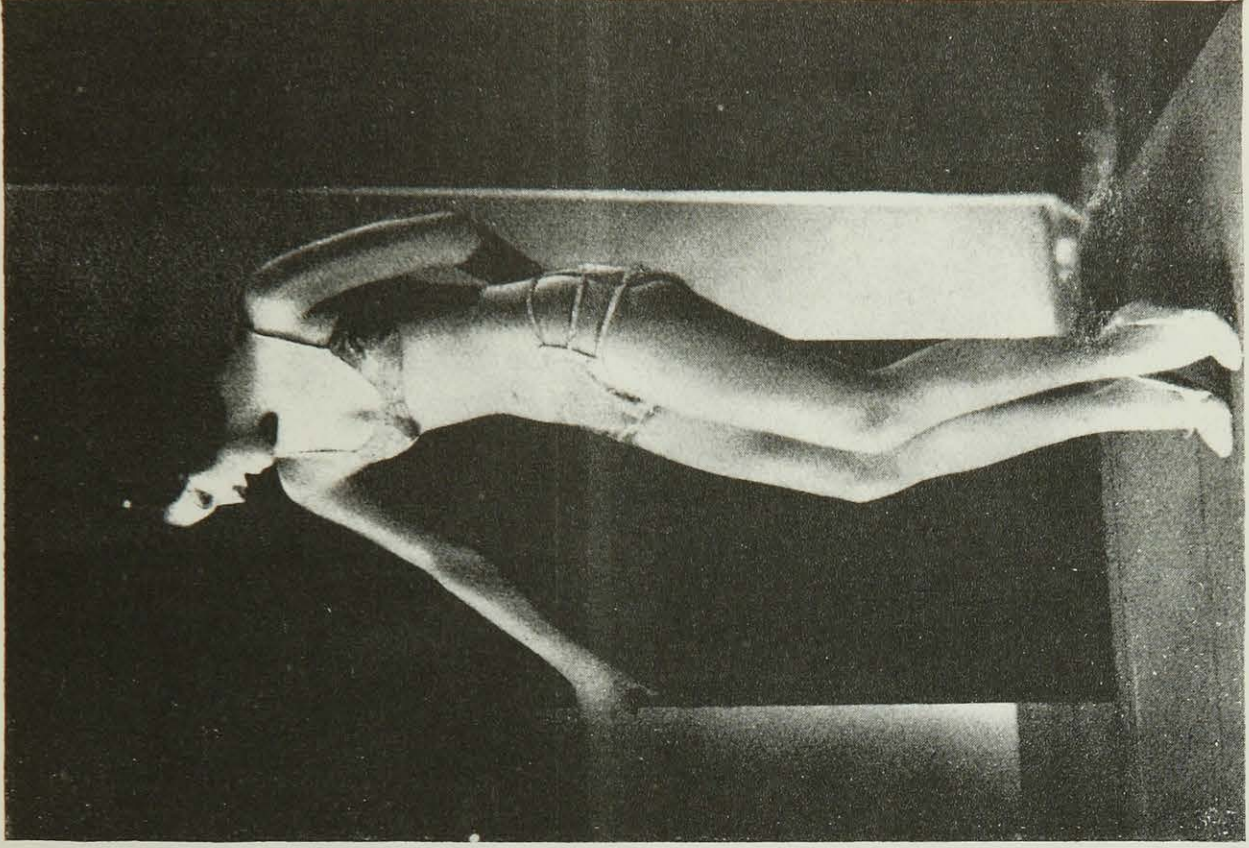


Photo Keystone View

Floris, die Pariser Tänzerin



Paris, Champs Élysées

Photo Rörincz

er: „Bitte, sehen Sie hierher! Erschrecken Sie nicht! So, wie Sie es hier beobachten können, genau so spielen sich die Dinge ab.“ Seine Erklärungen waren authentisch, seine Ausdrucksweise vorbildlich, mit einem Wort, er dozierte mit elf Jahren wie ein Erwachsener.

Unerschütterlich waren seine Liebenswürdigkeit und eine Güte, die neben der geistigen Überlegenheit vielleicht das Rätsel erklärt, daß der „Faule“ und „Schwächling“ nicht verlacht und gärgert, sondern geliebt und verwöhnt wurde von den andern Knaben.

Die große Allure war ihm angeboren. Er stammte aus einer spaniolischen Familie, einem der angesehensten und reichsten Häuser Rumäniens. Sein Vater, österreichischer Konsul, hatte die Firma Marcus Pincas & Co. gegründet, die von seinen übrigen Söhnen noch heute als das bedeutendste Getreidekontor des Landes und vielleicht des Balkans besteht. Ein Bruder von Pascin ist mit der rumänischen Prinzessin Ghika verheiratet.

Das Outsidertum des Kindes bestand aber abgesehen von seiner körperlichen Abnormalität — er konnte kaum ordentlich stehen und gehen, geschweige denn laufen und springen, und war von allem Gymnastikunterricht befreit, hat natürlich auch nie einen der herrlichen Ausflüge mitmachen können — vor allem in seiner einen großen Leidenschaft: Zum Zeichnen und Malen. Von seinem Malkasten war er nicht zu trennen; in diesen paar Jahren entstanden Tausende von Porträts von Kindern und Tieren. Seine Zukunft als Maler stand bei seinen Zeichenlehrern außer Zweifel: Jochen Herrmann und Ernst Kuhlbrandt vom Honterus-Gymnasium in Kronstadt, das er dann noch ein paar Jahre besuchte. Mit 15 Jahren kam er nach Wien ins Gymnasium, und seitdem hatte Herr A. nichts mehr von dem kleinen Pincas gehört, bis er ihn als den nicht mehr lebenden Pascin identifizieren konnte. *Schi.*

Musette läßt sich fotografieren

Im trostlosen Hotel Merciol — es besteht noch heute in der Rue des Cannelles — hatte der Orden der „Buveurs d'eau“, der „Wassersäufer“, sein einziges und Hauptquartier. In den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts versammelten sich hier durchaus unregelmäßig die dreizehn Mitglieder des Ordens und ihre mehr oder weniger geladenen Gäste. Einmütig lehnte man es im Hotel Merciol ab, aus der Not an tonischen Getränken eine antialkoholische Tugend zu machen. Man trank dort Wasser, aber man predigte Wein und Kornbranntwein. Man lehnte den Alkohol nur insofern ab, als dafür Barbezahlung verlangt wurde. Die Ordensbrüder trugen das Abzeichen der *misère noire* in ihren Geldbeuteln. Sie leiteten die Konsequenzen ab, denn sie waren keine Hochstapler. Sie machten sich lustig über ihr gradezu pechschwarzes Elend, sie teilten es weiterherzig mit outsiders, die sich dafür würdig erwiesen, sie nahmen aber keine Kredite in Anspruch, für die sie goldumränderte Deckung schwer hätten stellen können.

Einer der dreizehn Wassersäufer hieß *Felix Tournachon*, der sich *Nadar* nannte. Er tauchte im Jahre 1842 in Paris auf. Er kam aus Lyon, wo er Arzt war. Er gab die Praxis auf, um in Paris eher durch- als nacheinander auf folgenden Gebieten erste Prominenz zu erlangen: Karikatur, Mechanik, Philantropie, Romanliteratur, Aeronautik und Fotografie. Und all dies in den Jahren 1842—1871. Im Jahre 1871 sagte sich Nadar, daß er sich nunmehr übergenuß betätigt hätte, und ruhte sich kaltblütig, ohne sich stören zu lassen, bis 1910 aus. In diesem Jahre ging er vom gewollten in den erzwungenen ewigen Ruhestand über. Er war genau neunzig Jahre alt.

Einer der männlichen Gäste des Hotel Merciol war *Henri Murger*, der sich dorthin geflüchtet hat, als ihn sein

radikal literatenfeindlicher Vater, ein rabiater Hausbesorger, aus der Concierge-Loge verwies. Er kam zu den Wassersäufern auf volle Pension, von Zeit zu Zeit pflegte er sich aber auf einige Monate zu entfernen. Diese Monate verbrachte er in Krankenhäusern, wo er sich unter den verschiedensten Titeln, aber immer mit dem gleichen Zweck aufnehmen ließ: um nämlich wieder einmal einige Zeit lang tatsächliche Lebensmittel zu sich zu nehmen.

Murger seinerseits lud ins Hotel Merciol Fräulein *Marie-Christine Roux* ein, die erst vor kurzem aus Lyon nach Paris gekommen war. Sie war ihm eine Zeitlang Freundin, Muse und „Musette“, dann ging sie zu einem der Dreizehn über, Champfleury, und als sie der ganzen Bohème satt geworden war, deklarierte sie sich zum Allgemeinbesitz. Gleichzeitig löste sie ihre Beziehungen zum Hotel Merciol, wo sie manche bittere Feindschaft erweckt hatte, weil sie ihre früheren Freunde an ihrem fabelhaften wirtschaftlichen Aufschwung nicht

teilhaben ließ. Sie hat in fünfzehn Jahren ihrer sehr unromantischen Tätigkeit 50 000 Franken in klingenden Goldstücken zusammengespart. „Sie wollte uns das Geld nicht einmal zeigen“, klagten bitter zwei Bohèmeiens.

Nadar war der einzige aus ihrer „Musette-Epoche“, den Marie-Christine Roux, auch nachdem sie ihren sex appeal kommerzialisiert hatte, gern besuchte. Inzwischen hatte auch Nadar große geschäftliche Erfolge, ohne aber die mindeste Konzession zu machen. Er erlernte die Fotografie — nicht mehr die Daguerrotypie, die er nie ausübte —, und er erhob sie auf die Höhen einer Kunst, die seither nicht wieder erreicht worden sind. Ganz im Gegensatz zu den geschäftlichen Grundsätzen des Fräulein Roux durfte Nadar mit Recht sagen: er wählte sich seine Köpfe selbst aus. Frauen fotografierte er überhaupt nicht. Sie erschienen ihm zu schön, um der Kunst dienen zu können. Er machte mit Fräulein Roux eine Ausnahme, wie übrigens Fräulein Roux mit ihm eine Ausnahme machte...

So entstand dieses einzige Bildnis einer schönen Frau, das Nadar je aufnahm. Aus der Sammlung Nadar war das Foto verschollen. Der Autor dieser Zeilen kam auf die Spur eines zeitgenössischen Abzugs. Der Sohn Nadars machte davon ein neues Negativ, und so geriet Musette zurück ins Hotel Merciol; sie ist zwischen die Platten „Murger“ und „Champfleury“ der Sammlung Nadar eingereiht, in der Kartothek unter „Bohème“ geführt, und auch sonst rehabilitiert.

Heinrich Guttman.



E. Barna

Die Steigerung.

40ter Breitegrad (Neapel): „Pericoloso sporgersi.“ (Es ist gefährlich, sich hinauszubeugen.)

48ter Breitegrad (Wien): „Das Hinausbeugen ist verboten.“

50ter Breitegrad (Berlin): „Nicht hinausbeugen!“

Kleine Humorlosigkeiten

Was sehen meine entzündeten Augen?

Daß ich nicht kichere!

Sintemalen...

Oho!...

...Publikümer...

Unsere Küchenfee...

Schmerz, laß nach!...

Meine Tante Isolde...

...Baron Haarkani (süddeutsch: kane Haar; Bezeichnung für einen Glatzkopf).

Laßt uns brechen auf!

...Mädchen...

...Herr und Gebieter...

Einen Monument!

...Geselle...

...besagte Dame...

Hört! Hört!

Adolar...

...Männlein und Weiblein...

Allerhand Hochachtung!

Kam da ein...

...erschallet... (und Aehnliches).

...Theobald...

...herzlich gelacht...

...wacker...

...die edle Schachkunst...

...derjenige, wo...

Knif (Berliner Abkürzung für „Kommt nicht in Frage“).

...fürwahr...

...nichtsdestotrotz...

...kaltlächelnd...

Humoristische Erzählung aus dem Sowjetleben.

...Karzer Schwaffee...

...moralinsauer...

...Gatterich...

...Schlingel...

Das ist was ganz andreas...

Die schönsten Stimmen, so der Operette zur Verfügung stehen...

...weidlich...

...Fressalien...

(Gesammelt von Richard Wiener.)

RUDOLF SCHLICHTER

Zwischenwelt

Ein Intermezzo



Dieses Buch, dessen Autor der bekannte Berliner Maler ist, wird als das leidenschaftliche Bekenntnis einer erotisch abwegigen Natur größtes Aufsehen erregen. Das heikle Thema eines sich zwangsläufig entwickelnden übermächtigen Trieblebens und des daraus erwachsenden qualvollen Erlebnisses der Dualität von Natur und Übernatur wird hier mit vollendeter Überlegenheit gestaltet, die das Werk zu einem Kunstwerk höheren Ranges macht. Wort und Bild, aus einer Sphäre dringend, bilden ein unzertrennliches Ganzes

Mit 12 Zeichnungen des Verfassers

Flexibler Ballonleinenband, mit zweifarbigen Offsetdruck

Preis RM 5.80

ERNST POLLAK VERLAG
BERLIN, CHARLOTTENBURG 4

Soeben erschien:

Sinclair Lewis Unser Herr Wrenn

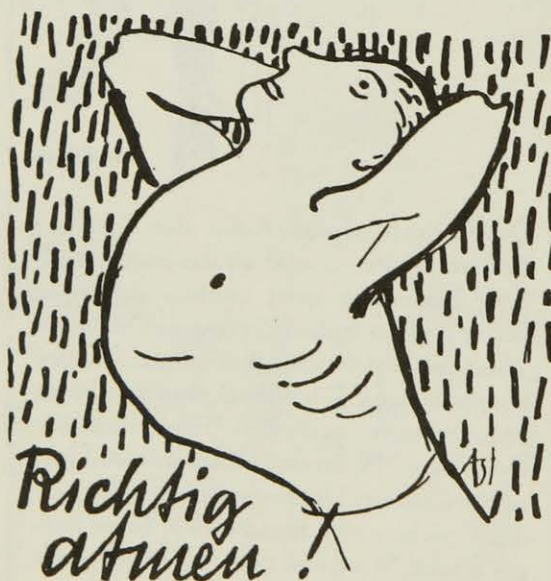
Die romantischen Erlebnisse eines kleinen Mannes

Roman · 1. — 10. Tausend · Umschlagzeichnung: Rudolf Schlichter · Deutsch von Franz Fein

Kartonierte M 5.— · Leinenband M 7.50

Heute, da die Meisterwerke des großen amerikanischen Schriftstellers und Nobelpreisträgers dem deutschen Publikum bekannt sind, ist es von besonderem Reiz, hier sein Erstlingswerk kennenzulernen, in dem seine Darstellungskraft, sein Wissen um die weite Welt und das kleine Menschenherz und seine grandiose Ironie in besonders liebenswürdiger Weise sich kundtun.

In jeder guten Buchhandlung vorrätig
Ernst Rowohlt Verlag · Berlin W 50



ist wichtig, viel Bewegung, Recken und Strecken, Beugen und Springen, damit der Körper gestählt wird. Nur ein paar Minuten täglich sind nötig — und das neue Ullstein-Sonderheft „Alle machen mit!“ Es enthält keine Kunststücke für Fanatiker, sondern das, was jeder braucht und kann. Kaufen Sie's noch heute und machen Sie selber mit!

(Preis 1 M 25)

WALTER RODE, *Knöpfe und Vögel*.
Transmare-Verlag, Berlin.

Der Rezensent dieses Buches, der in ein paar Interjektionen dartun möchte, daß endlich wieder von einer Feiertagssache der Literatur die Rede ist, merkt voll Wehmut, daß der deutsche Waschzettel und das inserierte Dichtergutachten alle Ausnahmestöne diskreditiert haben. Wie soll er ohne Lächerlichkeit in wenigen Zeilen plausibel machen, daß das Werk eines Zeitgenossen, obendrein eines Mannes, der nicht von der Schriftstellerei, sondern aus dem Anwaltsstand herkommt, in eine Reihe mit den Schöpfungen eines Theophrast, Montaigne, La Bruyère zu stellen ist? . . . Hier hat knirschende Verachtung der Rechtsbarkeit ein Hohn-Monument gesetzt, das bleiben wird. Ja, wäre darin der Spott dem Zorn nicht so ebenbürtig, man könnte den Autor für einen Maniker halten, der sich seit Frühem in Ketten sieht: den Menschen nennt er eine „Strafsache“, das Leben ist ihm (wie Franz Kafka) ein schwebendes Prozeßverfahren, der Kosmos ein Gerichtssaal. Die sittliche Ochserie wird daran ohne Zweifel Anstoß nehmen, im Zeitalter des Leipziger Reichsgerichts, nach dessen jüngsten Urteilen es zur moralischen Bewertung eines Druckerzeugnisses nicht darauf ankommt, welchen Sinn ein Satz hat, sondern daß er überhaupt aufgeschrieben steht, gilt nur das phrasendreschende, nicht das verkleidete Ethos. So wird der Angeklagte Rode vielleicht eines Tags beteuern müssen, daß ihn nur Verzweiflung über den Aberwitz und Dünkel des Zu-Gericht-Sitzens in einer gerichteten Welt dazu gebracht habe, sich boshaft als Komplizen neben den Angeklagten zu stellen und dem Uebertreter des Gesetzes juristische Ratschläge gegen den Uebertreter der Menschlichkeit zu soufflieren. Die Destillierung des Erkenntnismäßigen aus dem Prozessualen, die Herausschälung des Geistigen aus dem Judikarischen und seine Niederlegung in einem Kodex, das ist das Geniale dieses mit einem Hammer geschriebenen Buchs, das die Spradie des Römischen Rechts als Waffe Schopenhauerscher Tücke gebraucht. Ein Machiavelli für Angeklagte. Il Giudice.

Anton Kuh.

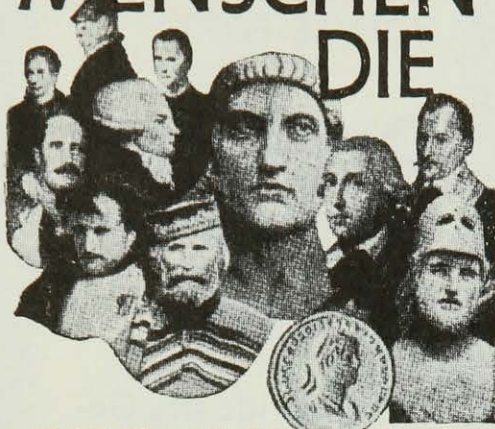
ERICH MARIA REMARQUE.

Der Weg zurück. Im Propyläen-Verlag, Berlin.

Das neue Buch Remarques wird manch einen Leser nicht so packen, wie jenes über das Erleben des jungen Frontsoldaten. Es verliert sich mehr in die Weite. Es fehlt natürlich die mitreißende und ebenso ergreifende Schilderung des Krieges. Doch möchte ich sagen, als einer von denen, die mit Remarque durch dieses Erleben der Kriegs- und Nachkriegszeit als junger Mensch gegangen sind, daß das neue Buch uns noch mehr geben kann als das erste. Der Krieg, der im „Westen nichts Neues“ zum stärksten Ausdruck kam, der ist vorbei und bald schon vergessen. Das Kriegsgeschehen gehört längst der Geschichte an. Das aber, was der Krieg seelisch, menschlich und geistig ausgelöst und hinterlassen hat, das ist Gegenwart und Sorge für die Zukunft geblieben. „Der Weg zurück“ gibt einen unübertrefflichen psychologischen Hintergrund für all das, was heute im Zeitgeschehen liegt. Dieses Buch bringt geradezu eine soziologische Offenbarung für die Politik unserer Tage. Die Wirkung des ehemaligen Frontsoldatentums — im Guten wie im Bösen — in der politischen Haltung unseres Volkes wird verständlich. Die Frontgeneration ist in sich beispiellos zerrissen. Immer noch liegt sie vielfach im Gestrüpp des „Niemandlandes“ zwischen den Kampflinien — hüben und drüben. Ewige Unruhe kennzeichnet auch im bürgerlichen Leben ihr Handeln und Schaffen. Zwischen den Generationen steht sie, mißverstanden und mißtrauisch, und hat den Weg zurück zum Teil nicht gefunden. Manche werden ihn nicht mehr finden können. Landsknechte! — Man wird auch über dieses Buch sich entrüsten oder auch bramarbasieren. Mit erhobenem Zeigefinger wird man urteilen, vorurteilen und verurteilen. So aschgrau will man den Rückzug der Helden nicht gelten lassen. Es fehlt doch die Musik der Kriegervereine! Wo sind die wehenden Standarten für die zu ehrenden „Veteranen“ aus dem großen Krieg? Remarque nimmt keine Rücksicht dar-

4000 JAHRE WELTGESCHICHTE

MENSCHEN DIE



GESCHICHTE MACHTEN

VERLAG L.W. SEIDEL & SOHN IN WIEN

**4000 Jahre Welt-
geschichte in Zeit-
und Lebensbildern**

**Alle, die irgendwie auf
den Lauf des Schicksals un-
serer Welt Einfluß hatten,
die im weitesten Sinne
des Wortes Geschichte
machten, ziehen vorüber,
von den Pharaonen bis zu
den Politikern der Kriegs-
und der Nachkriegszeit:
Kaiser und Könige, Heer-
führer und Diplomaten,
Päpste und Reformatoren,
Denker und Entdecker.**

**3 Bände mit 79 Bildtafeln
in Leinen . . je RM. 12.—**

**Prospekte auf Wunsch
kostenfrei von
L. W. SEIDEL & SOHN**

Verlag Wien I, Trattnerhof I

GERTRUD
VON LE FORT

Der Papst aus dem Ghetto

Die Legende des Ge-
schlechtes Pier Leone

Roman

In Leinen gebunden
RM 8.—

Es geht hier um die großen Fakten und Gedanken der christlichen Heilslehre. Das philosophische Erbe des Christentums wird endlich wieder einmal auch mit den Mitteln der Dichtung neu verlebendigt.

Sprachlich ist das Buch aus einem Guß, von fremdartiger, eigenartiger Schönheit. Der Stil erinnert an mittelalterliche Chroniken, ohne falsche Altertümelei.

TRANSMARE VERLAG
BERLIN W10

auf, daß die Menschen nicht gern von ihrer eigenen Not hören wollen. Man will sie gern vergessen. Das gilt für die Not des Krieges, das gilt auch für die bürgerliche Not der Zurückgekehrten in die Heimat. „Der Dank des Vaterlandes ist euch gewiß!“ Das ist ein schönes Wort. Das neue Buch aber von Remarque ist wieder so häßlich, wie das, das er vom Krieg geschrieben hat. Illusionen werden zerstört. Die Wahrheit ist aber richtiger als die Schönheit einer Illusion. Nur eins bedrückt mich bei der Lektüre dieses Buches. Das ist die melancholische Stimmung, die mir zu stark zum Ausdruck kommt. Remarque selbst ist in seinem literarischen Schaffen ein Zeugnis für den Aktivismus geworden, zu dem wir, die wir heimkehrten, uns doch zum größten Teil allmählich hinfinden konnten. Aber auch hier mag gelten, daß wir nicht in absolut gleicher Stimmung „den Weg zurück“ gegangen sind.

Ernst Lemmer, M. d. R.

WALTER MÜLLER, „Wenn wir 1918“. Eine realpolitische Utopie. Malik-Verlag, Berlin.

Walter Müller, ein Parteifunktionär der SPD, setzt sich hin und schreibt im Leitartikelstil herunter, wie die Welt wohl aussehen würde, wenn Deutschland 1918 nicht den Weg zur bürgerlichen Demokratie, sondern den Weg Rußlands zur bolschewistischen Revolution gegangen wäre. Dann wäre heute schon die ganze Welt bolschewistisch, meint Müller. Es ist der Wunschtraum eines Ideologen, der hier, fernab von der marxistischen Theorie des historischen Materialismus, mit tierischem Ernst und strohtrockener Phantastik interpretiert wird. Sich an die Folgerichtigkeit von Ursache und Wirkung zu halten, wäre für Müller und seine Leser nützlicher gewesen als die Flucht in eine Teleologie. Wenn meine Tante Räder hätte . . . „Wenn wir 1918 . . .“ Da wir ja nicht haben, sinken alle weiteren Schlüsse des Autors in sich zusammen und zu leerem Gefasel herab. Und selbst wenn wir hätten, auch dann wäre die Welt nicht so aus Papier, wie die des Herrn Walter Müller.

G. Sch.

COLETTE, *Die Andere*. Paul Zsolnay Verlag, Wien-Berlin.

Wenn eine Frau wie Colette das alte französische Dreiecksrätsel — ein Mann zwischen zwei Frauen — zu lösen unternimmt, so kommt sie natürlich zu anderen Ergebnissen als die traditionelle männliche Dramatik. Hier ist die besondere Voraussetzung, daß die beiden Frauen Freundinnen sind. Aus der Freundin schält sich die Rivalin. Aus der Rivalin aber erst die Kollegin, die Mit-Leidende, die Aehnliche. Als die Freundin bereit ist, sich zurückzuziehen, zu verschwinden, entdeckt die Frau, daß sie gar nicht auf sie verzichten kann. „Man ist zu zweien nicht zuviel, um mit Farou . . . gegen Farou . . . allein zu sein.“ — Die Handlung dieses Buches ist dünn, ihm fehlt jede Spannung, da der Konflikt auf den ersten Seiten schon die Lösung in sich trägt, die keine ist: Resignation; aber eben dies ist der Colette, der liebe-gläubigsten Frau, neue, bittere Weisheit. Mit zarten, sehr ehrfürchtigen Händen wird doch eine kleine Verschiebung der Wertordnung begonnen, wird die Liebe zwischen Mann und Frau um ein paar Millimeter aus dem Mittelpunkt gehoben, ein wenig mehr an den Rand gestellt . . . Alters-Weisheit? Gewiß. Aber der Satz, daß das Alter nichts und nur die Jugend alles weiß, scheint ja jetzt überhaupt einer höflichen Ueberprüfung bedürftig.

Grete Ujhely.

GEORG FRÖSCHEL, *Eine ganz andere Frau*. Roman. Verlag Ullstein. In zwei Fällen, die miteinander wenig zu tun haben, hat die „Wirklichkeit“ protestiert: der Turnlehrer Loch hat sich in einem Roman porträtiert gesehen, und schlecht porträtiert, und die Medizin hat in Fröschels Roman eine Gefährdung ihrer bekanntlich unfehlbaren Grundsätze und Errungenschaften gefunden. Eine Übertragung seelischer Eigenschaften durch Bluttransfusion sei nicht möglich, und mit dieser Basis des Buches wanke der ganze Aufbau. Wir sind anderer Ansicht. Es gibt kein belletristisches Buch der Literatur, in dem nicht irgendeine Gruppe sich verletzt fühlen könnte. Man denke an die beleidigte Lotte und ihren Gatten

KLAUS MANN

**Auf
der Suche
nach einem Weg
Aufsätze**

Kartoniert 3.— RM
Leinen . . . 4.80RM

Klaus Mann, und mit ihm der junge intellektuelle Europäer, ist Romantiker. Nur: es ist eine neue Ausdrucksform der Romantik, die uns hier in einem **starken Manifest** entgegentritt.

In Verbundenheit mit der heutigen Lebensform, die nur als Durchgangsform gewertet werden kann, wird hier dem Streben, dem Suchen der heutigen Jugend **nach einem neuen Weg** schöpferischer Ausdruck gegeben.

Dieses Buch ist das entscheidende Dokument der intellektuellen Jugend in ihrem heutigen Status

TRANSMARE VERLAG

nach dem Erscheinen des „Werther“, man denke an den blöden Prozeß um die Buddenbrooks, in dem man Thomas Mann einen Lübecker Leutnant Bilde und sein Werk eine „kleine Garnion“ nannte. Immer fühlt sich die Wirklichkeit beleidigt. Aber es ist Pentzoldt nicht um ein „Abmalen“ des Herrn Loch zu tun gewesen, sondern um seine Vision, und Fröschel war es gänzlich gleichgültig, ob und wo irgendein Professor die Unterlagen seines Buches aufgeschrieben hat (zu schweigen von der Neuheit und Umstrittenheit des ganzen Gebietes: Blutübertragung). Er fand es einfach reizvoll, die Wandlung einer braven Frau durch Übertragung von Hochstaplerblut spannend darzustellen — das ist ihm gelungen. Dem Leser ist es unendlich gleichgültig, ob dies „möglich“ oder „unmöglich“ ist. Die protestierende Wirklichkeit vergißt regelmäßig, daß Kunst mit ihrem Vorbild Natur nur höchst mittelbar zu tun hat, daß ein Roman kein Zeitungsbericht ist. Es wäre interessant, zu sehen, ob die zünftige Medizin protestieren würde, wenn einer den Roman des Lübecker Kindermordes 1930 veröffentlichen würde... *Paul Elbogen.*

ANNETTE KOLB, Kleine Fanfare. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin.

Das Waldhorn, das die so überaus mit dem Herzen begabte Annette auf Gulbrandssons Umschlagzeichnung mit inbrünstiger Hingabe bläst, kann dreiundzwanzig Stückeln, eins schöner als das andere, ob's nun von der Sieneser Katherin geht oder von Marguerite Stumm, von Busoni oder Toscanini, von Wien, Berlin oder Paris. Mit dem Herzen begabt — das zunächst und vor allem. Aber dann und daraus welcher Takt, welcher feine Verstand! *F. B.*

HEINRICH HAUSER, Die letzten Segelschiffe. S. Fischer Verlag, Berlin.

Ein Dokument — das für immer den Denkmälern der deutschen, ja, der Menschheits-Kulturgeschichte angehören wird. Fast nebenbei ist es so schöne wie gute Literatur. Ein aufregendes Buch. Heinrich Hauser ist mindestens einer der wenigen ganz großen „Journalisten“ dieser Erde, seine Sprache ist unerhört eindrucksnah. Ich kenne die Ansicht Johannes V. Jensens (in „Politiken“) sehr wohl, die Hausers wegen sogar die (ihr bekannte) übrige deutsche Literatur der letzten zwanzig Jahre über Bord werfen möchte. Mich kränkt das nicht. Meine Verehrung für Heinrich Hauser ist schon um seiner so abenteuerlichen wie sachlichen Tatkraft willen und in gemeinsamer Liebe zur See grenzenlos. Schon ehe der Roman „Brackwasser“ (das „Ueberseedampfer-Dokument“) den Hauptmannpreis erhielt. Ein Wort zu dem verdienstvollen Film, der das Segelschiffstagebuch ergänzt. Hauser bedauert einmal, nicht die „Geräusche“ aufnehmen zu können. Es gibt zum Trost einen englischen Segelschiff-Tonfilm „Windjammer“. Ich sah ihn vor einem halben Jahr in London, er enthält Großartiges und nur wenig Kitsch (trotz Handlung), und mit Hausers Werk ergibt das in letzter Stunde eine so geschlossene Aufzeichnung der sterbenden Segelschiff-Romantik, wie es weder technisch noch künstlerisch vorher möglich war.

Hans Leip.

Nach dem außerordentlichen Erfolg von **B.Travens** Seemannsroman „**Das Totenschiff**“, der selbst unsere hochgespannten Erwartungen übertraf, bringen wir die weiteren Romane von Travens in rascher Folge heraus. Als 2. Band erschien soeben „**Die Weiße Rose**“, ein Roman der Petroleumindustrie. Jeder Band in Leinen M 5.—

UNIVERSITAS, BERLIN

ERNST GLAESER, *Frieden*. Roman. Gustav Kiepenheuer Verlag, Berlin.

Mit dem Wort „Frieden“ ist ein Zustand ironisiert, der zwar nach völkerrechtlichem Sprachgebrauch, nicht aber tatsächlich den Krieg beendigte. Die Kämpfe in der Heimat dauern fort, sie werden für Ruhe und Ordnung und für den „Frieden“ geführt. Die Schauplätze sind dieselben wie im „Jahrgang 1902“, eine kleine süd-deutsche Residenz. Hier erlebt der Jüngling den Nachkrieg, der als Knabe den Krieg erlebt hat. Er ist sehr interessiert und überall dabei, wo etwas geschieht. Mit der Wiedergabe vieler Gespräche charakterisiert er die Sprecher, Männer von rechts und von links, die sich gegenseitig umbringen, und die Kleinbürger in der Mitte, die ihren Profit aus diesen Kämpfen ziehen: Wiederherstellung von Ruhe und Ordnung. Diese Ereignisse sind dargestellt in der Kunstform Reportage; was hier berichtet wird, ist zumeist erfunden, aber es hat die Wahrscheinlichkeit, die tiefere Wahrheit für sich; Glaesers Pseudobericht gibt das Gleichnis der sogenannten deutschen Revolution.

Alfred Kantorowicz.

HERMANN LINDEN, *Gesichter der Zeit*. C. Reißner Verlag, Dresden.

Reportage über Fakten keutigen Lebens, gesehen und gehört von einem Publizisten, der Auge und Verstand außerordentlich trainiert hat. So daß er auf alle dem Leser entgegenkommenden Darstellungsmittel der Stimmung, der falschen Poetisierung, des Pseudospirituellen verzichten kann. Also ehrlich bleiben kann. Neunzig von hundert deutschen Romanschreibern könnten, wären sie nicht so gottverlassen dumm, daraus lernen, wie lächerlich ihr Gschreibe ist.

F. B.

HANS LEIP, *Der Untergang der „Juno“*. Roman. Gebrüder Enoch Verlag, Hamburg.

Es ist ein sachliches, gutes Buch. Natürlich, ausgerüstet mit allem Wissen von der Realität wirklichen Seemannslebens, versteht es der Verfasser, die Abenteuerlichkeit der letzten Fahrt eines Seglers der Ostindischen Kompanie darzustellen und ohne viel Beiwerk lebendig zu schildern. Hier atmet die See; in diesem Buche spürt man ihre Weite und Ungeheuerlichkeit. Es ist kein Loblied, das Hans Leip dem Meere singt. Er beschreibt vielmehr das harte, formende Schicksal derer, die der See verschrieben sind, echter Tiefwassermatrosen. Und er kann das beschreiben, da er um das Leben dieser Menschen weiß, das ein ununterbrochener Kampf mit den Elementen ist. Reizvoll mag es sein, in einer geschickt ersonnenen Rahmenerzählung das Leben deutscher Söldner in Westindien in Parallele zu stellen. Nützlich war es der stofflichen Fassung des Buches kaum. Das Schicksal der „Juno“ und ihrer Besatzung ist so dramatisch und spannender Szenen voll, daß Leip, dessen sind wir gewiß, auch ohne diese Rahmenerzählung Sicheres geschaffen hätte. Des Verfassers lebhaft und eindringliche Darstellung erinnert an die vorzügliche Erzählerkunst Stevensons.

Willy Sachse, ehemal. Oberheizer auf „Friedrich der Große“.

Das große illustrierte Geschichtswerk

PARISER KOMMUNE 1871

Ein geschichtlicher Abriß in Dokumenten und Berichten von Zeitgenossen. Auszüge aus den Protokollen des Föderalrats der Internationalen Association zu Paris, aus den Protokollen der Kommune, Auszüge aus der zeitgenössischen Presse, Manifeste, Plakate, Proklamationen.

456 Seit. 120 Illustrationen. 20 ganzseit. Bildbeilag. 3 Karten. Ganzleinenband 10 RM

NEUER DEUTSCHER VERLAG / BERLIN W 8

Neue Schallplatten

- Partita in D-moll, für Violine allein (Bach). Adolf Busch. Electrola DB 1422-24.* — Unerschöpfliche Genußquelle für Bach-Verehrer und Studierende. Die *Chaconne!* Ia Kulturplatte.
- Aw Lorachamim und Adonaj Moloch. Tenor: Moritz Perlmann m. Klav. u. Orgel. Polyfar H 75064.* — Vielgeplünderte, schön geschwungene und gesungene hebräische Melodien.
- Kl. Präludium m. C-dur-Fuge (Bach) und Toccata (Rossi). Orgel: Prof. Heitmann. Ultraphon E 815.* — Bezaubernder Wohlklang, gotische Heiterkeit, wertvolle Reproduktion.
- Sizilianische Vesper-Ouverture (Verdi). Orch.: Scala. Dir.: Guarnieri. Homocord 4-9095.* — Festlich erhobene, jugendschäumende Musik von Verdischer Prägnanz.
- Cis-moll-Präludium (Rachmaninoff op. 3). Orch.: Lamoureux. Dir.: Alb. Wolff. Grammophon 27232.* — Besonders großzügige Entfaltung des hochdramatischen Poms, der diesen Weltschläger charakterisiert.
- Verdi-Potpourri I. und II. Orch.: Berl. Philh. Dir.: Meyrowitz. Ultraphon E 805-06.* — Trefflich geschnittene, nahtlos wieder zusammengefügte Verdiana. Liebenswerte Platten.
- Figaros Hochzeit, Ouvertüre (Mozart). Orch.: Staatsoper. Dir.: Dr. Pfitzner. Gram- mophon 27066.* — Fabelhaft gestufte Valeurs, vorbildliche Tempi, bestes Ger- manentum.
- Scherzo Capriccioso (Dvorak). Orch.: Berl. Philh. Dir.: Kleiber. Ultraphon E 655.* — Schön-böhmische Empfindung, befeuernder Rhythmus, schmelzendes Gefidel.
- Tanz der Stunden aus „Gioconda“ (Ponchielli). Orch.: Sinf. di Milano. Dir.: Neri. Homocord 4-9096.* — Exakt moussierende Hausmusik für vorgerückte Abendstunden.
- Ballettmusik aus „Margarethe“ (Gounod). Groß. Symph.-Orch. Dir.: Melichar. Gram- mophon 27218-19.* — Sympathische Interpretation der charmant-schmissigen, melo- dienstrotzenden Stücke.
- „Es gibt nur ein Mädel auf der Welt“ und „Frühlingsmond“. Magyari Imre m. s. Kapelle. Parlophon B 12403.* — Rhapsodisch schluchzender Wirbel zigeunerischer Gefühle. Gute Platte.
- Hamburger Hafenkonzert. Hafenorh. Dir.: Becker. Sprecher: Esmarch. Homocord 4-3993.* — Trotz edelkitschiger Aufmachung lassen vertraute Geräusche, Lieder, Rufe jedes Reise- und Seemannsherz höher schlagen.
- „Mein Glück bist du“ und „Du bist nicht die Erste“ aus „Ihre Majestät, die Liebe“. Beres-Orch. Refrain: Jurmann. Ultraphon A 771.* — Wunderhübsch abgestimmtes Ensemble, angenehme Melodik.
- „Polovtsian Dances“ aus „Prince Igor“ (Borodine). Cleveland-Orch. Conductor: Soko- loff. Brunswick A 8873.* — Musikantisch sicher gemanagete Kleinausgabe der be- rühmten Tänze. Empfehlenswert.
- Luzerner Alpenaufzug am Pilatus m. Jodel und Herdengeläute. Erste Luzerner Ländler- kapelle. Homocord 4-3901.* — Lehrreich, amüsant, dabei erstaunlich richtig klang- photographiert.
- „Räuber Kudejars Liebe“ und „Die schwarzen Husaren“. Gitowski mit russ. Chor. Homocord 4-12012.* — Eindrucksstarke, musikalische Illustrierung, Balladenatmo- sphäre, prächtige Stimmen.
- „Manchmal möcht' man so gerne“ aus „... und das ist die Hauptsache“. Schmidt-Gent- ner. Refrain: Leo Emm. Ultraphon A 818.* — Virtuos geblasene Dolcezza, famoser Tenor, Ia Platte.

Thurneiser.

Verantwortlich für die Redaktion: Victor Wittner, Berlin-Charlottenburg. — Verantwort- lich für die Anzeigen: Herbert Schade, Berlin. — Nachdruck verboten.

Verantwortlich in Österreich für Redaktion: Ludwig Klinenberger, für Herausgabe: Ullstein & Co., G. m. b. H., Wien I, Rosenbursenstr. 8. — In der tschechoslowakischen Republik: Wilh. Neumann, Prag. Der „Querschnitt“ erscheint monatlich einmal und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen; ferner durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste. — Redaktion: Berlin SW 68, Kochstraße 22-26.

Mass-Atelier

Elegante Mass-Anfertigung in
unseren eigenen Ateliers unter
Leitung erster Fachkräfte.
Pariser und eigene Modelle.

Kleider / Mäntel / Kostüme / Pelze.

TELEFON
BAVARIA
(B. 4.)
0011



Kadewe

DAS HAUS DER QUALITÄTSGUTER
BERLIN, W. 50, TAUENTZHENSTR. 21-24



Marlene Dietrich
mit Gary Cooper
in „Marokko“

Marlene Dietrich

in ihren besten Schlagern —

Das eigenartige Timbre *auf ELECTROLA*
in Marlene Dietrich's Stim-
me wird auf Electrola vollkommen naturgetreu wiederge-
geben. Diese überraschende Wirkung ist das Resultat der
technischen Vollendung der Electrola Musikinstrumente und
Platten. Modell 101, schon für eine Anzahlung von RM 16.50,
umschließt die Klangfülle eines ganzen Orchesters. Die
Plattenpreise beginnen mit nur RM 3.25 für 2 Titel. Un-
verbindliches Vorspiel.

Marlene in dem Tonfilm
„Nie wieder Liebe“:

*Leben ohne Liebe kannst Du nicht.
Wenn ich mir was wünschen dürfte,
käm ich in Verlegenheit. . . EG 2265*

ELECTROLA

BERLIN KÖLN a. Rh. FRANKFURT a. M.
LEIPZIG



Modell 101

Autorisierte Electrola Verkaufsstellen
an allen Plätzen

Ihr selbstgewähltes Programm auf Electrola

BÜLOW_s

DENKWÜRDIG- KEITEN

Bd. IV „Jugend- und Diplomatenjahre“

Der soeben erschienene vierte und letzte Band ist vielleicht das Glanzstück von Bülows Memoiren. Er schildert Bülows Jugend in der Bismarck-Zeit, schildert das Leben der großen Gesellschaft zwischen 1850 und 1897. Mit den wechselnden diplomatischen Posten des jungen Botschaftssekretärs führt der Band in das farbige Gewühl aller Hauptstädte Europas hinein. Ein einzigartiger Querschnitt durch ein Europa entsteht, das zum letztenmal, bevor die Vereinigten Staaten auf den Plan treten, tonangebend ist für die ganze Welt. Es ist die Zeit, in der Napoleon und Eugenie über Frankreich herrschen, da Paris die unvergleichliche Metropole ist. Rom, Petersburg, Wien, Athen, Bukarest und wieder Rom sind die weiteren Etappen. Dazwischen der Krieg 1870/71, Studienjahre und als Wichtigstes der Berliner Kongreß mit seinen folgenschweren Beschlüssen zur Wahrung des europäischen Gleichgewichts. Alle Gestalten des kaiserlichen Deutschlands, alle Berühmtheiten der Berliner Salons erstehen zu neuem Leben, geschildert von einem überlegenen Menschenkenner. Der Band umfaßt 689 Seiten Text mit 20 Tiefdrucktafeln und 6 Faksimile-Beilagen, dazu 40 Seiten Register. Für 14 M, in Leinen 17 M, in jeder Buchhandlung erhältlich. Verlag Ullstein.

KUNST-
UND GEWERBESCHULE

MAINZ

VERLANGEN SIE
DRUCKSACHEN

Spezialist für Kunsttransporte

CH. POTTIER

14, Rue Gaillon PARIS (2e)

SPEDITEUR

packt, spediert, verzollt

*für die Galerien Flechtheim,
Matthiesen, Goldschmidt, Cassirer usw.*

IN **BURG WEISSENSTEIN**

758 m hoch, finden einige Gäste freundliche Aufnahme. Herrliche Rundsicht, Quarzfelsen, Föhrenwald mit Freibad und Sonnenbad. Mod. Bibliothek. Elektr. Licht. Volle Pension RM 5.—. Kein Radio, kein Klavier, keine Fliegen, keine Mücken

Frau C. von VEGESACK-NORDSTRÖM

Anfragen an die Leiterin: Fräulein EVA GUTFELD, Weissenstein bei Regen, Bayr. Wald



Ernst Barlach: Der Tod

HERMANN NOACK

GEGRÜNDET 1897 **BILDGIESSEREI**

Berlin-Friedenau, Fehlerstraße 8
Tel. Rheingau 133

GIESST FÜR:

ERNST BARLACH, RUDOLF BELLING, MAX ESSER, EBBINGHAUS, DE FIORI, GAUL, O. KAUFMANN, KOELLE, GEORG KOLBE, KLIMSCH, LEHMBRUCK, MARCKS, REEGER, SCHARFF, SCHEIBE, SINTENIS, TUAILLON, VOCKE, WOLF U. A.

SPEZIALITÄT:
WACHSAUSSCHMELZUNG



DER VIERTE BAND
DER SAMMLUNG LITERAR-
HISTORISCHER KURIOSITÄTEN

Die weltbekannte

Sahneeschafft

Neudruck eines der interessantesten Kulturkuriosa des 18. Jahrhunderts von größtem sittengeschichtlichen und literarhistorischen Wert.

In einmaliger Auflage von 250 nummerierten Exemplaren auf Bütten mit der Hand hergestellt und in Halbpergamament gebunden.

Subskriptionspreis: 11.— Reichsmark.

DARMSTÄDTER VERLAG
DARMSTADT, HOFFMANNSTR. 19

Bô Yin Râ

führt zur innersten Wirklichkeit der Welt. Er will nicht überzeugen, sondern zu eigener Erkenntnis verhelfen. Näheres über ihn und sein Werk sagt die Einführungsschrift von Dr. Alfred Kober-Staehelin, kostenlos bei jeder Buchhandlung zu beziehen sowie beim Verlag: Kober'sche Verlagsbuchhandlung Basel und Leipzig.

Ein individuelles

Horoskop

erschließt die Möglichkeiten Ihres Lebens

Unverbindliche Anfragen an

HANS NÜSSEL

Nürnberg 2, Schließfach 343

EMPFEHLENSWERTE HOTELS UND RESTAURANTS IN FRANKREICH



Auberge du Roy Dagobert-Paris

50, rue Richelieu, 45, rue Montpensier,
(gegenüber dem Théâtre Palais Royal)
Erstklassige französische Küche

HOTEL BUCKINGHAM

PARIS, 43, rue des Mathurins, zentral gelegen (n.
d. Oper u. Madeleine), jed. Komfort, prächt. Lage,
für Familien besond. Preise. Man spricht Deutsch!

Terrass - Hôtel

große Halle in Marmor, 200 Z. od. Wohn-
nungen, 80 Bades., 2 Fahrstühle, Tel. in
jed. Zimmer, Rundblick auf Paris. — Z. ab
25 Fcs. — 12/14, RUE DE MAISTRE, PARIS

MONTMARTRE

RESTAURANT DE LA COQUILLE

PARIS 6, RUE DU DÉBARCADÈRE
(Porte Maillot)

Ertkl. bürgerl. Küche, gepflegte
Weine. Besonderheiten: Fische u.
Schaltiere, französische Gerichte
Tel.: Galvani 25-95

A. BARDON, DIREKTOR

CAFÉ — BRASSERIE

Dîners — Soupers
son Bar Américain

PARIS

Zentrum des
MONTPARNASSE

Le Dôme

Rendez-vous inter-
national des artistes.

Ouvert toute la nuit

Merken Sie sich diese wertvolle Adresse für Ihre nächste Reise nach

Hotels Saint James et d'Albany

211, Rue St. Honoré et 202, Rue de Rivoli

Telegramm-Adresse: Jamalbany III Paris • Telefon: Opéra 02-30, 02-37, Inter 12-66

Das bekannte Hotel Saint James war ehemals das Palais und die Residenz König Karls X. und des Herzogs von Noailles. Heute durch einen gepflegten Privatgarten mit dem Hotel d'Albany zu einem Komplex vereinigt, gehört es, traditionsgemäß, zu den bevorzugten Häusern anspruchsvoller Gäste. Unter den vielen Vorzügen zählen wir hier nur folgende auf: äußerst zentrale Lage, die Zimmer bieten teils herrliche Aussicht auf die Tuilerien, teils gehen sie auf den Privatgarten aus, und zählen daher zu den ruhigsten von Paris, feine altfranzösische Küche, billige Preise / 300 Zimmer, 150 Badezimmer / Einen freundlichen Empfang versichert besonders allen Querschnittlesern

PARIS

A. Lerche
Besitzer

EMPFEHLENSWERTE

HOTELS UND RESTAURANTS

IN FRANKREICH UND BELGIEN.

Gallia-Palace-Hotel

CANNES

inmitten eines der schönsten Parks der Riviera. Volle Südlage. Jedes Zimmer mit Bad und Telefon. JOSEPH WILD, Direktor.

RESTAURANT

BOSC

PARIS

135, AVENUE MALAKOFF
(Porte Maillot), am Eingang des Bois de Boulogne.

Vorzügliche Küche, gepflegte Weine, mäßige Preise. Spezialitäten: Poularde, Côte de Veau et Foie gras.

L. DEFAYE NACHF.

Hotel Astoria

Blankenberghe/Belgien

im Zentrum und nahe am Strand gelegen. — Jeglicher Komfort. Gute bürgerliche Küche.

NIZZA

HOTEL MONO

Avenue Thiers. Deutsches Haus. 1930 erbaut. Volle Pension ab Rmk. 6.—. Braun, Direktor.

AVIGNON. Hotel „Terminus“ Bes. Galtier, nahe d. Bahnhof, modernster Komfort, 100 Z., 4 Garagen, großes Restaurant, mäßige Preise.

CANNES, HOTEL REGINA Jeder Komfort, Tennis-Klubs in unmittelbarer Nähe, großer Garten, Garage, Pension von 10 bis 15 RM.

NIZZA: Hotel-Pension „SOLE MIO“ Rue du Grand-Pin — mod. Haus — gepf. Küche — Garten — man treibt Konversation und bietet günstige Gelegenheit zur Vervollkommnung der Sprachkenntnisse — Pension ab RM 5.—

LE TOUQUET

an der französischen Küste des Pas de Calais, 2½ Stunden von Paris und Brüssel

DER VON DER ENGLISCHEN ARISTOKRATIE BEVORZUGTE STRAND
Großer Fichtenwald dicht am Meeresstrand

DAS ELEGANTESTE CASINO FRANKREICHS

3 große Golfplätze / 40 Tennisplätze / Pferderennen / Parforcejagden / Schwimmbassin mit Meerwasser / Polo-Saison bis Oktober

60 Hotels / 100 Familienpensionen / 1200 möblierte Villen-Hotels

WESTMINSTER an der Brücke in der Nähe des Casinos
250 Zimmer, sämtlich mit Bad

GRAND HOTEL am Strand, sehr zentrale Lage
200 Zimmer, sämtlich mit Bad



CARL FÜRSTENBERG

Die
Lebensgeschichte
eines deutschen
Bankiers

HERAUSGEGEBEN VON
HANS FÜRSTENBERG

Dies Buch gibt die Lebensgeschichte des Seniors der Berliner Bankdirektoren, Carl Fürstenbergs, der ein bedeutsames Stück deutscher Bank- und Wirtschaftsgeschichte repräsentiert. Über 60 Jahre Bankpraxis, davon ein halbes Jahrhundert an hervorragender Stelle, haben ihn mit unzähligen der interessantesten Persönlichkeiten in Politik, Wirtschaft und Kunst zusammengebracht. Wir erleben den Aufstieg der deutschen Wirtschaft und ihrer Führer, die Entwicklung von Großbanken, der AEG und vieler anderer heute berühmter Betriebe. Wir lernen aber auch kulturelle Einzelheiten jener Epoche kennen und die Entwicklung Berlins zur Weltstadt, die Fürstenberg selbst miterlebt, an der er mitgearbeitet hat. Das Buch hat fast 600 Seiten und kostet mit 16 Tiefdrucktafeln und 3 Faksimiles broschiert 10 M 50, in Ganzleinen 14 M.

Verlag Ullstein





Ferien mit DKW Frontantrieb!

Sonne, schäumende See, blauschimmernde Berge — — — — Ferien! Kommen Sie mit uns an das Meer, in die Alpen, in den deutschen Wald! Aber kommen Sie im DKW-Frontantrieb und reisen Sie bequem in einem Automobil für die Kosten eines Motorradgespannes. Nehmen Sie Ihre Familie mit, — zwei, drei oder vier Personen finden ausreichend Raum im kleinen DKW. Auch Ihr Gepäck ist staub- und wasserdicht geschützt. Der fünfzehnpsferdige Motor bezwingt die höchsten Pässe, die Schwingachsen schlechte Straßen, der Frontantrieb die schärfsten Kurven. Reisen Sie im modernsten Kleinwagen der Welt: verleben Sie Ihre Ferien mit dem DKW-Frontantriebwagen, es werden sonnige, glückliche Tage der Erholung werden!

Drei verschiedene Karosserien:
2sitzer Roadster 1685.—
2—3sitzer Roadster 1785.—
Cabriolet, 2 Innen-, 2 Notsitze 1985.—
Günstige Ratenbedingungen
Preise ab Werk · DKW · ZSCHOPAU, Sa.

Frontantrieb
DKW
F 3
85e

Ich bitte um Anforderung meines illustrierten Kataloges über

POLSTER M Ö B E L

Primatra-Auflegematratzen, Liegestühle, Teppiche, Einzeilmöbel usw.

GUSTAV PANHORST
HEMELINGEN 5

Ein individuelles

Horoskop

erschließt die Möglichkeiten Ihres Lebens

Unverbindliche Anfragen an
HANS NÜSSEL
Nürnberg 2, Schließfach 343

**KUNST-
UND GEWERBESCHULE**

MAINZ

VERLANGEN SIE
DRUCKSACHEN

DER VIERTE BAND
DER SAMMLUNG LITERAR-
HISTORISCHER KURIOSITÄTEN

Die weltbekannte

Sahneesschaff

Neudruck eines der interessantesten Kulturkuriosa des 18. Jahrhunderts von größtem sittengeschichtlichen und literarhistorischen Wert.

In einmaliger Auflage von 250 nummerierten Exemplaren auf Bütten mit der Hand hergestellt und in Halbpergament gebunden.

Subskriptionspreis: 11.— Reichsmark.

DARMSTÄDTER VERLAG
DARMSTADT, HOFFMANNSTR. 19

Albert Rosenhain's

NEUES



TASCHEN-FEUERZEUG

Ein Druck —
und Feuer!

Handlich und zuverlässig
Sparsam im Gebrauch **M. 3.50**
ff. vernickelt

ROSENHAIN

Leipziger Str. 72/74 · Kurfürstendamm 232

BERATUNG

in allen Lebensfragen auf wissenschaftlich - astrologischer Basis.
Schriftl. od. mündl. Konsultation

A. FRÖHLING
Astrologe



NEUE KANTSTRASSE 7a
CHARLOTTENBURG
Fernsprecher: Westend 7348

Bô Yin Râ

gibt Erkenntnisgewißheit, wie sie nur eigene Erfahrung geben kann. Sein Werk ist ein sicherer Prüfstein für alles Echte. Näheres über ihn und sein Werk sagt die Einführungsschrift von Dr. Alfred Kober-Staehelin, kostenlos bei jeder Buchhandlung zu beziehen sowie beim Verlag: Kober'sche Verlagsbuchhandlung Basel und Leipzig.

DER QUERSCHNITT

XI. Jahrgang

Berlin, Ende Juni 1931

Heft 6

INHALT

<i>S. Dmitrijewskij</i> : Stalin — Aufstieg eines Mannes	361
<i>Karl Tschuppik</i> : Habsburg — Verfall einer Familie	369
<i>Paul Wiegler</i> : Leben Offenbachs	375
<i>Niclas Ségur</i> : Anatole France und das Kino . . .	382
<i>Curt Stoermer</i> : Erinnerung an Modigliani . . .	387
<i>Karl Julius Beloch</i> : Altgriechische Gesellschaft . .	391
<i>Massimo Bontempelli</i> : Geheimnisse jenes Landes .	395
<i>Paul Schaaf</i> : Zwei Zeitgedichte	397
<i>M. J. Kahn</i> : Torero, Dame, Stier	398
<i>Ramón Gómez de la Serna</i> : Vor dem Goldfischglas	402
<i>Paul Achard</i> : Betrachtungen eines Hundes . . .	405
<i>Martin Proskauer</i> : Von Löwen und Papageien . .	407

Marginalien:

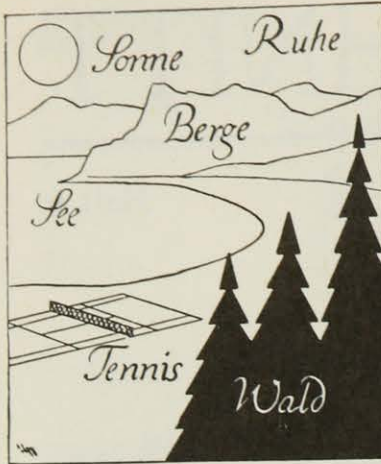
Cami: Kofferpacken / *Der deutsche Film in Frankreich* / *Nach Ferdinand Bruckner*: Annäherung auf der Reise / *Hedwig Schneider*: Zebraides / *W. v. Hebra*: Geschmack und Konsistenz / *O. B. Server*: Domkapitular Leicht, Präses des bayrischen Zentrums / *Seidner*: Mussolini, der Maurer / *Rabbiner Dr. H. Fuchs*: „Kommunismus der Vorväter“ / *Wittner*: Bischöfe, meidet die Untergrundbahn! / *Hans Reimann*: Vortragsplatten / *Anekdoten* / *Bücher-Querschnitt*

Mit 20 Zeichnungen im Text und 32 Kunstdrucktafeln

Umschlagbild nach einem Aquarell von Pierre Berjole

Nachdruck und Uebersetzung verboten / Copyright 1931 by Propyläen-Verlag, Berlin

Chefredakteur: Victor Wittner

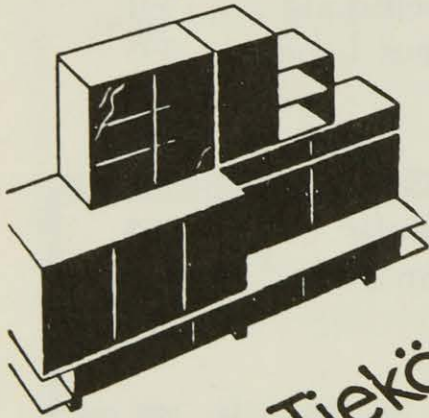


finden geistige Arbeiter inmitten der
Schweizer Berge
in Goldwil
ob Thunersee, Berner-Oberland.

HOTEL - KURHAUS WALDPARK

1000-1200m ü.M. Pension von Frs. 9.- an.

Kombinations-Typenmöbel



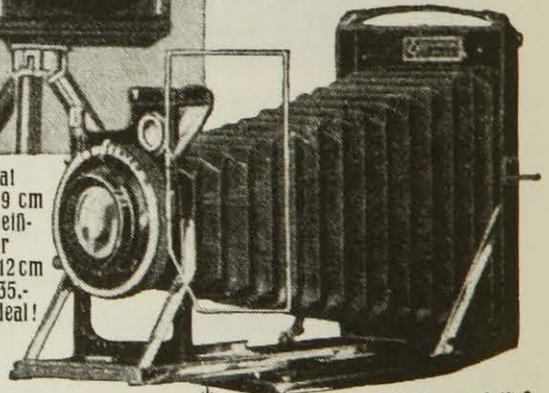
Krönig u. Tiekötter
Berlin SW 68
Kochstrasse 10
Bergmann 1862
Fordern Sie Preisbuch

Patent-Etui-Kamera



Durch die Mattscheibe ein-
gestellt verbürgt Erfolg,
spart Material, erhöht den
ideellen Wert des Photo-
graphierens. Die P. E. K.
hat Mattscheibe, Brillant-
und Rahmensucher und ist
dennoch unerreicht flach,
leicht und verblüffend stabil.

Format
6,5 x 9 cm
mit Zeil-
Tessar
1:4.5/12 cm
RM 135.-
das Ideal!



Verlangen Sie Druckschrift Ou

KAMERA WERKSTÄTTEN
GUTHE & THORSCH DRESDEN • Bärensstr. 21

BILLIGE SEEREISEN

NACH SPANIEN UND RUSSLAND

Dauer: 1. — 5. Juli

1. — 18. Juli

25. Aug. — 12. Sept.

2. — 17. September

Reiseweg: Bremen—Vigo

Hamburg—Leningrad—Hamburg

Travemünde—Leningrad—Hamburg

Hamburg—Malaga

Preise ab: 100.—

620.—

620.—

150.—

ULLSTEIN REISEBÜRO

BERLIN SW 68 • KOCHSTRASSE 25



Maillol

Stalin — Aufstieg eines Mannes

Von

S. Dmitrijewskij

Noch vor einigen Jahren war er nur wenigen bekannt. Heute residiert er hinter den Mauern des Kreml, unsichtbar, unzugänglich, und in seiner Faust ist das Schicksal von hundertsechzig Millionen Menschen und des sechsten Teils der Erde eingeschlossen. Er ist, wahrscheinlich, der mächtigste aller Herrschenden der Gegenwart. Und kein Lebender lenkt heute soviel Aufmerksamkeit auf sich,

wie dieser Sohn eines Tiflisser Bauern und Schusters, der Priester werden wollte und das Oberhaupt eines revolutionären Staates geworden ist.

Ihn zu verstehen, ihn zu erkennen bemühen sich Politiker, Industrielle, Finanziers des alten Westen, besonders heute, da die ökonomische Krise mit schweren Hammerschlägen auf den durch Kriege und Revolutionen aufgewühlten Boden der Erde niedersaust, die Grundpfeiler der alten Welt zusammenstürzen, und die Zukunft ungewiß und dunkel ist. Was bringt dieser Mensch mit sich? Wie lange bleibt das Schicksal seinen phantastischen Plänen gewogen, und wie werden diese Pläne morgen sein? Was soll man tun? Soll man zum Kampf rüsten oder sich zur Kapitulation bereithalten? Soll man Armeen aufstellen oder rechtzeitig Lieferungsverträge abschließen, Märkte aufteilen, sich politische und wirtschaftliche Hegemonien sichern? Oder soll man gar nichts unternehmen, der Strömung einfach nachgeben, hoffnungslos die müden Hände falten und, von der Unvermeidlichkeit des blutigen Sturmasbruchs auch in Westeuropa überzeugt, untätig abwarten?

Mit verhaltenem Atem harren die Parteiführer und die Beamten der kommunistischen Verbände, die Generäle und die Herrscher der Oststaaten, auf einen Wink seiner Hand. Diese Hand, die sich so schwer und wuchtig auf den erschöpften Leib Rußlands niederließ, streut nach allen Seiten den goldenen Regen der Subsidien, Unterstützungen, Avancen aus. Diese Hand hält mit festem Griff die Bajonette der bis zu den Zähnen bewaffneten Millionenarmee, mit deren Hilfe all diejenigen, die heute noch in finsterner Tiefe vegetieren, ganz unvermutet zu den Gipfeln der Macht emporgetragen werden können.

Tausende und Abertausende ruiniertes, gequälter Menschen seines eigenen Landes nennen seinen Namen mit Haß und Entsetzen, wie den Namen des furchtbarsten Despoten. Die einen sind bereit, ihn auf unermeßliche Höhen hinaufzuheben, die anderen finden keine Worte, die stark genug wären, um ihn hinabzuziehen. Er aber sitzt in seinem weiten, schlichten Arbeitsraum, ruhig und unbeweglich, mit dem versteinerten Gesicht einer vorsintflutlichen Eidechse, einem Gesicht, in dem nur die Augen leben, die jede körperliche und seelische Regung seiner Umgebung unmerklich auffangen. Er gerät selten außer sich: schreit, schimpft, schlägt mit der Faust auf den Tisch. Gewöhnlich erteilt er seine Befehle, von denen Glück und Unglück, Leben und Tod von Millionen abhängen, klar, sicher, ohne Eile. Dabei lächelt er stets das gleiche, starre Lächeln. Doch dieses Lächeln ist nur eine Maske, die er in der Öffentlichkeit trägt. Wenn er allein ist, verschwindet die Maske von seinem Antlitz. Sein Gesicht wird grau und düster, wie ein tausendjähriger Stein. Denn er allein weiß die Wahrheit über sich, weiß, daß er ein Gezeichneter ist.

Stalin wurde im Jahre 1879 in Grusien (Georgien) als Sohn einer Bauernfamilie im Dorf Didi-Lalo geboren. In der heißen Sonne Transkaukasiens wuchs und erstarkte er rasch. Er hütete Schafe, trieb Pferde auf die Weide, schnitt Reben im Weinberg. In seiner Freizeit kletterte er in den Bergen herum mit einer Schar ebensolcher, verwegener, zerlumpter Taugenichtse wie er, deren Anführer er war. Später studierte er im geistlichen Seminar der griechisch-orthodoxen Kirche. Denn er sollte Seelenhirt werden, vielleicht sogar in seinem eigenen Dorf. Dann besäße er jetzt ein kleines Haus, einen Weinberg, ein Pferd, eine Herde Schafe,

eine scheue, stille Frau und einen Haufen Kinder. Wahrscheinlich erträumte sein Vater für ihn ein solches Leben, als das höchste Glück. Und wenn der alte Dschugaschwili heute noch lebte und nach wie vor in seinem Dorfe wohnte, so würde er wohl dem Sohne, der auf dem Gipfel seines ungewöhnlichen Daseins ihn besuchen käme, das gleiche sagen, was der Vater Abel Erukidses, des unabsetzbaren Sekretärs des ZIK, ebenfalls ein Bauer, seinem Sohne schrieb: „Laß alles liegen, komm nach Hause, fang an zu arbeiten. Die Wirtschaft geht zugrunde, und Du gibst Dich mit Dummheiten ab. Du Narr!“

Oso Dschugaschwili hatte seinen Vater sehr bald enttäuscht. Er wollte nicht orthodoxer Priester werden. Die Religion der Starken und der Reichen zog ihn nicht an. Sehr früh begann er über das Leben nachzudenken. Er hatte forschende, offene Augen. Mit diesen Augen nahm er nicht nur den Glanz der Sonne, die Himmelsbläue, das saftige Grün der Heimaterde in sich auf. Er sah das Elend, die Sklaverei, gebeugte Rücken und von Tränen erloschene Blicke. Aber was blieb ihm übrig? Ins Gebirge flüchten? Räuber werden? In seinen kindlichen Spielen ahmte er die Helden seiner heimatlichen Berge, die Freunde der Armen, die Feinde der Reichen nach. Aber das war für ihn keine Lösung. Er fing früh an zu lesen und las viel: Bücher wiesen ihm den Weg.

So ist er weder Priester noch Räuber geworden, sondern vereinigte in sich das eine und das andere, die beiden Methoden, auf Menschen zu wirken: die Beeinflussung durch die Idee und durch die physische Gewalt. Er wurde Revolutionär. Im Jahre 1897 wies man ihn vom Seminar. Er schließt sich bald darauf Lenin an und ist von da ab der kriegerische Priester seiner Religion: des jakobinischen Marxismus, Kommunismus, Leninismus.

Vor der Revolution befand sich das Zentrum der bolschewistischen Bewegung im Ausland, dort, wo sich Lenin aufhielt. Stalin kam selten dahin, nur zu den Kongressen der Partei und um Lenin aufzusuchen. Und jedesmal beeilte er sich wieder, nach Rußland zurückzukehren. Im Ausland war ihm nicht wohl. Er liebte nicht die Emigrantenkreise und ihre Lebensart. Liebte nicht den endlosen, oft sinnlosen Streit, der sich um Worte drehte, in engen Stuben, beim Glase dünne, säuerlichen Tees, inmitten dichter Tabakwolken. Er erstickte dort. Er brauchte Raum, lebendige Arbeit. Die Emigranten — Lenin ausgenommen — gefielen ihm nicht. Fremde, verwüstete, entwurzelte Menschen. Was hatten sie mit Rußland und der Revolution gemein? fragte er sich. — Nichts.

Auch er war unbeliebt in jenen Kreisen. Die ausgewanderten Revolutionäre waren gewöhnt, sich für das Salz der Erde, für die einzigen und selbstverständlichen Führer der zukünftigen Revolution zu halten. Dieser stumpfe, unscheinbare Mensch der russischen Tiefen, mit dem sich Lenin aus unbekanntem Gründen abgab, schien ihnen unverständlich und lächerlich. Sie sahen mit Verachtung auf ihn herab. Was war er? Ein Paria, das Zugvieh der Revolution.

Das aber, was Stalin in erster Linie vom Ausland abstieß, war seine Einstellung zum Westen überhaupt: er haßte ihn mit aller Kraft seiner primitiven Natur. Aus Lenins Lehre hatte er sich hauptsächlich das angeeignet, was seinen eigenen Gedanken entsprach: die Theorie über die Unterjochung der Kolonialreiche durch das westliche imperialistische Kapital. Stalin war Grusine, Sohn des Ostens, und zwar jenes seiner Teile, das von Rußland unterdrückt wurde. Rußland selbst aber,

meinte er, sei auch ein halb koloniales Reich. Sein Kapitalismus und sein militärisch-feudalistischer Imperialismus seien nur Handlanger der kapitalistischen Weststaaten. Dort säßen die wahren Unterdrücker, die wahren Herren der Welt. Und wenn er in den Großstädten Europas an den prächtigen Gebäuden der Banken und der Industrie-Konzerne vorbeiging, so zog sein Herz sich aus diesem Grunde in viel tieferem Haß zusammen, als beim Anblick der Zaristischen Paläste. „Von hier aus“, pflegte er zu sagen, „wird das Netz der Unterjochung über Rußland und die mit ihm verbundenen Kolonialreiche ausgeworfen. Von hier aus wird der Zarismus unterstützt. Das sind die Hochburgen des Welt-Imperialismus. Die Menschheit wird nur dann glücklich sein, wenn wir diese zerstört haben.“

Er sprach keine fremden Sprachen. Konnte daher nicht in den Geist des westlichen Lebens eindringen. Er betrachtete die Oberfläche und nahm auch hier nur das wahr, was seinen eigenen Gedanken entsprach. Wohl sah er den hohen Stand der Technik, die reiche materielle Kultur. Er begeisterte sich jedoch nicht daran, sondern überlegte nüchtern: „All das müssen wir uns nach der Befreiung aneignen. Wir müssen sie einholen und überholen. Nur dann werden wir sie besiegen!“

Sie bedeutete: Menschen des Westens. Bei diesen unterschied er nicht Unterdrückte und Unterdrücker. In seinen Augen glich Westeuropa dem alten Rom: Parasiten, die auf Kosten anderer Völker leben. Es gab bei ihnen naturgemäß nicht nur Reiche, sondern auch Proletarier. Er sah das Elend, aber es rührte ihn nicht. Im Gegenteil. Er lächelte schadenfroh, wenn er durch die engen, schmutzigen Quartale der Armut schritt: „Hier werden wir Verbündete gewinnen.“

Den westlichen Revolutionären gegenüber verhielt er sich skeptisch. Er urteilte über den Stand der Umsturzbewegung in Westeuropa nach den einzelnen Persönlichkeiten, mit denen er manchmal zusammentraf, und von denen ihm Lenin viel erzählte: nach den sozialdemokratischen Partei-Funktionären. Und glaubte weder an sie, noch an ihre Sache. „Revolutionäre? Bundesgenossen? Unsinn. Diese Leute sind genau so unsere Feinde, wie die anderen. Seht euch ihre Bäuche an, werft einen Blick in ihre spießbürgerlichen Wohnungen, denkt euch in ihre Berufe hinein, und ihr werdet begreifen, daß sie ebenso wie ihre Arbeitgeber an der Ausbeutung der Massen interessiert sind. Sie sind vom Blut der Kolonialvölker fett geworden. Nein, uns werden Verbündete nicht hier, sondern in den untersten, hungernden Volksschichten erstehen.“

Wenn einer der westlichen Sozialisten, gewöhnlich einer der jüngeren, Gedankengänge zu entwickeln begann, die sich mit den seinen deckten, lächelte Stalin ungläubig: „Wartet ab. Bald wird auch er einen dicken Bauch haben. Dann wird er anders reden.“ Und fügte hinzu: „Ich glaube nicht an eine Revolution im Ausland. Sie kann sich nur als eine Folge der unseren ergeben. Dort sind die kleinbürgerlichen Schichten zu stark, sie werden jede Bewegung hemmen. Und der wirklich revolutionäre Teil des Proletariats ist viel zu isoliert. Nur wir in Rußland haben in unserer Bauernschaft eine genügend breite Basis für eine erfolgreiche Aktion. Die Bauernschaft Europas jedoch empfing Land und Rechte aus den Händen der Bourgeoisie, und es ist nicht so leicht, sie zu einer Auflehnung gegen diese zu bewegen. Es ist Zeit, sich von der längst überholten Ansicht freizumachen, nur Europa könne uns die Richtung weisen. Umgekehrt: Rußland ist das Land, das dem Sozialismus den Weg bahnen wird. Widerspricht das dem

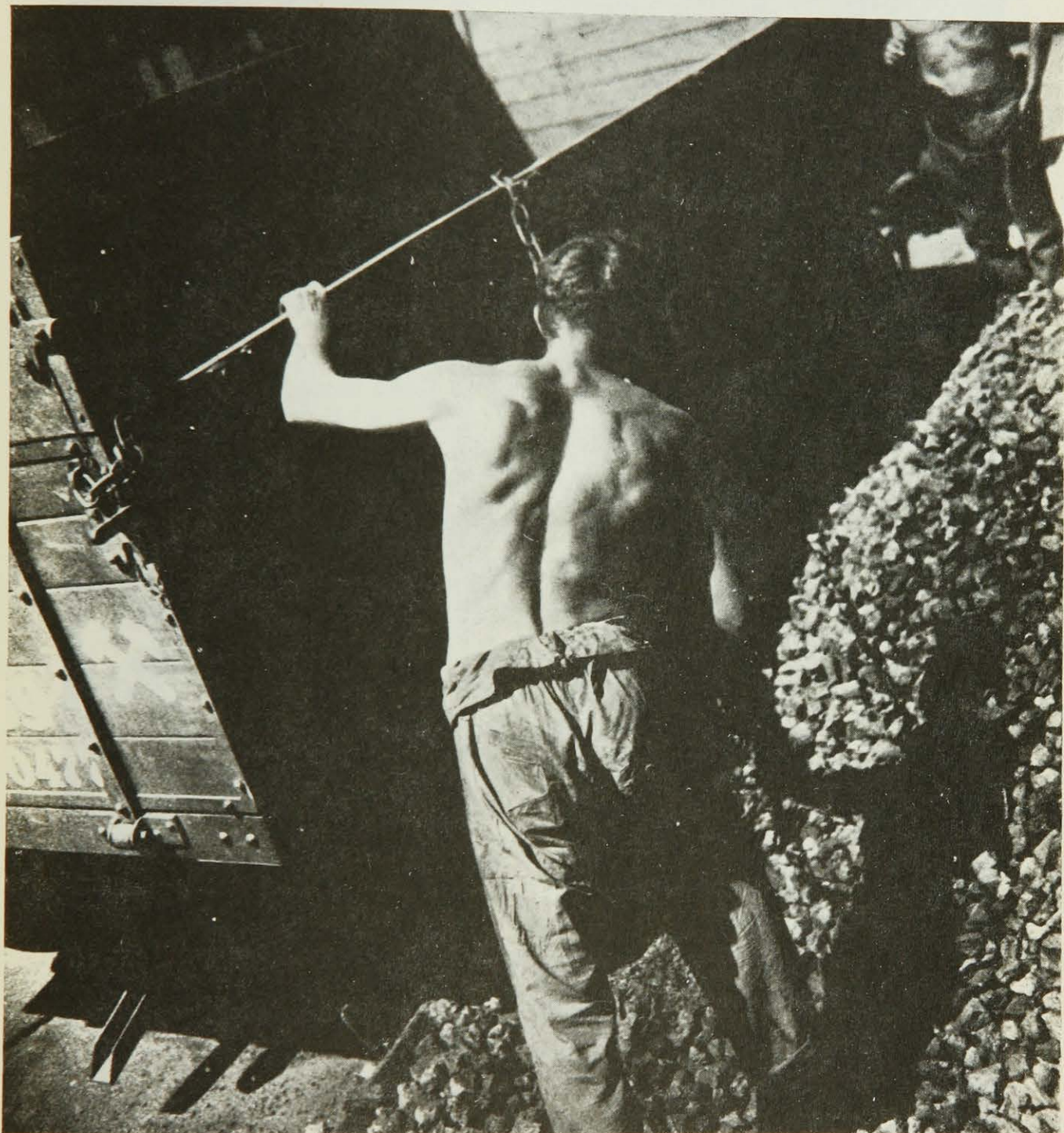


Photo Eva Besnyö



Siegfried Sebba, Peripherie



Stalin

Kalinin

Photo Unionbild

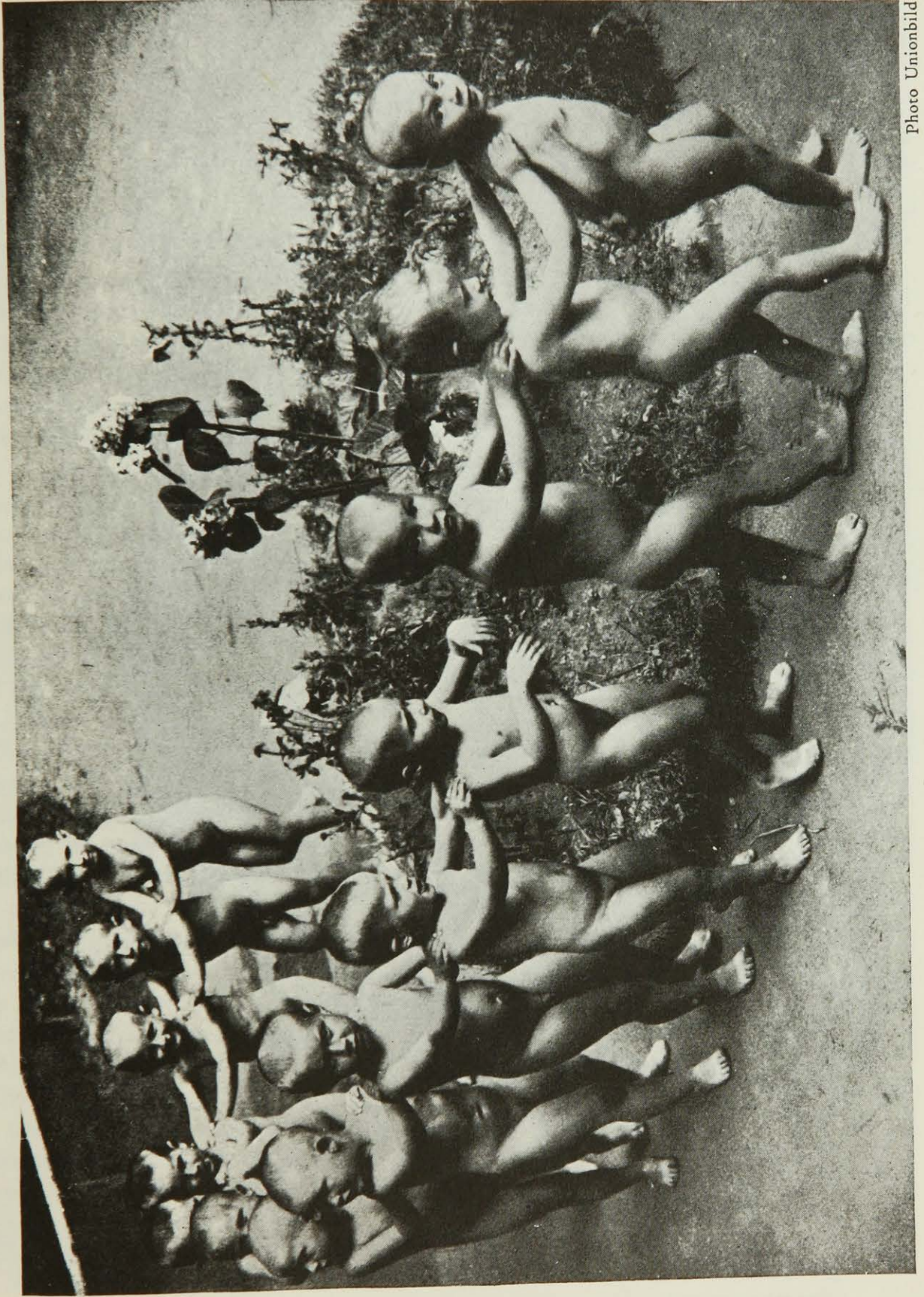


Photo Unionbild

Russische Kinder im Freien

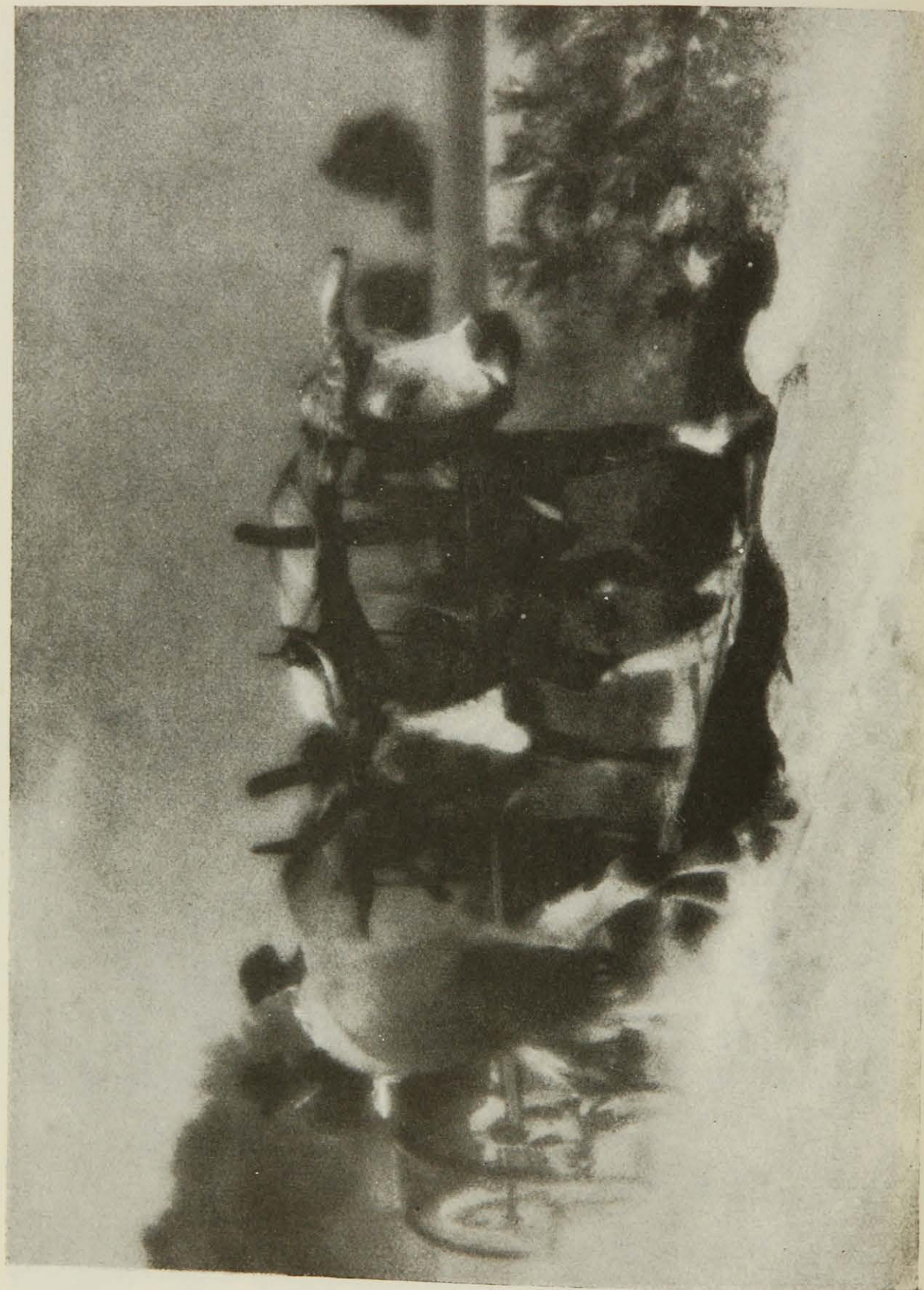


Photo Tibor Heggyei

Marxismus? Um so schlimmer für ihn. Und dann . . . Es gibt einen ‚dogmatischen‘ und einen ‚schöpferischen‘ Marxismus. Ich stehe auf dem Boden des letzteren.“

Selbst in den schwersten Jahren der Reaktion blieb Stalin in Rußland, emigrierte nicht. Er arbeitete, trotz allem. Baute die Parteiorganisation aus, sammelte unter ihren Fahnen neue Anhänger. Man spürte ihn auf, steckte ihn ins Gefängnis, schickte ihn in die Verbannung. Er floh bei der ersten Gelegenheit, und alles begann von neuem: unterirdische Wühlarbeit, Gefängnis, Verschickung, neue Flucht.

Einmal rettete er die Partei vor dem Zerfall. Man teilte ihm mit, daß sie kein Geld habe und auch keines bekommen könne. In kürzester Zeit werde man jede Arbeit einstellen müssen. Er antwortete lakonisch: „Das Geld wird da sein.“ Bald darauf wurde ein staatlicher Geldtransport beraubt, und die Partei bekam ein paar hunderttausend Rubel.

Ein andermal ging er fast zugrunde. Man verurteilte ihn zum Spießbrutenlaufen durch die Front des Saljanskij-Regiments. Die Soldaten schlugen ihn mit ihren Gewehrkolben, aber nicht auf den Kopf, um ihn nicht gleich zu töten, sondern auf Schultern und Rücken, um die Qualen zu verlängern. Wenige blieben nach einer solchen Exekution am Leben. Viele verloren vor Schmerz und Überanstrengung den Verstand. Niemand erreichte das Ende der furchtbaren Front. Stalin sagte sich, daß er bis zum Schluß aushalten, daß er nicht fallen werde. Er steckte irgendein Buch zu sich und zwang sich beim Gehen, ganz konzentriert an seinen Inhalt zu denken und auf die Schläge nicht zu achten. Sein Rücken verwandelte sich in eine blutige Blase. Er wankte. Aber er biß die Zähne zusammen und schritt die Front des Regiments entlang, bis an ihr Ende. Dann erst fiel er hin. Und blieb am Leben. Als er genesen war, floh er und begann seine Wühlarbeit von neuem.

Die Revolution kam. Und auf einer ihrer Etappen machte sie ihn zu ihrem Führer.

In den ersten Jahren nach dem Umsturz spielten die früheren Emigranten und die ihnen nahestehenden Kreise, die sogenannte „alte Garde“ des Bolschewismus, in allen Partei- und Regierungszentren die ausschlaggebende Rolle. Der größte Teil dieser „Garde“ stellte einen einzigen farblosen Sumpf dar, eine ideenlose Masse, die sich an die Macht klammerte, der Güter und Vorteile wegen, die mit ihr verbunden waren. Nach und nach, unter den Hieben neuer, kräftiger, muskulöser Arme, setzte sich dieser Sumpf auf dem Boden ab und versickerte, fast ohne Spuren zu hinterlassen. Aber auch in der „alten Garde“ gab es große und starke Männer. Ein Teil von ihnen folgte später Stalin, neben der durch die Revolution in den Vordergrund gerückten Jugend. Ein anderer, größerer Teil, gruppierte sich um Trotzki. Er und seine Anhänger hatten eine große Rolle während des Umsturzes gespielt. Aber mit der Zeit konnte man auch sie nicht mehr brauchen. Sie waren treue Schüler des „dogmatischen Marxismus“. Infolge ihres langen Emigrantendaseins entfremdeten sie sich Rußland, verstanden es nicht, unterschätzten es. In der Tiefe ihrer Seelen hegten sie Gedanken, die für das russische Selbstbewußtsein demütigend waren. Sie betrachteten die russische Umwälzung nur als einen Auftakt zur Weltrevolution, ihr letztes Ziel war die echte, marxistisch-kommunistische Revolution von internationalem Ausmaß. Rußlands Heil war

lediglich ein Mittel zum Zweck. Und nur der Ausbruch der heiß ersehnten Weltrevolution konnte ihrer Meinung nach die Errungenschaften der russischen retten. Der Mittelpunkt der Bewegung würde sich dann unvermeidlich nach dem Westen verschieben. Rußland aber würde die ihm vorbestimmte Stellung in der Völkerfamilie einnehmen: es war früher eine Kolonie des fortschrittlichen Kapitalismus, nun würde es eine Kolonie des kulturellen Sozialismus werden, die Lieferantin der Rohprodukte und des Kanonenfutters. Wenn aber die Weltrevolution nicht käme? Dann müßte auch die russische einpacken, und es bliebe nichts anderes übrig, als mit angezogenen Bremsen von den mühsam erklimmten Höhen wieder zur parlamentarischen Staatsform der bürgerlich-sozialistischen Oligarchie Europas hinabzugleiten.

Diese Ideen stießen bei Stalin und bei all denen, die ihm folgten, auf den schärfsten Widerstand. Und damals hatte er die meisten Männer der Tat auf seiner Seite. Auch die Volksseele hielt in jenem Stadium der Revolution zu ihm.

Denn die Zukunft der Bewegung wurde nicht in den Großstädten entschieden, sondern an den Fronten des Bürgerkrieges, auf den weiten Feldern der russischen Erde, in halbzerstörten Provinzstädten, im Rauch der Bauernaufstände, inmitten des Hungers, des Flecktyphus, des Todes. Dort fand man kaum Vertreter des alten Emigrantentums. Nur ab und zu jagten sie in glänzenden Salonwagen, mit Kanzleien und Gefolge, an der Feuerlinie der Front vorbei und störten mehr als sie halfen. Die wahre revolutionäre Arbeit, die schwere, blutige Arbeit vollbrachten Menschen, die niemand kannte, und die den Volksmassen entstiegen. Ein Teil von ihnen hatte ihr Stahlbad schon früher empfangen, bei dem geheimen Kampf im Inneren Rußlands. Die größere Zahl jedoch gehörte der Jugend an, die Krieg und Revolution geboren und aufgezogen hatten. Das waren zähe, entschlossene Männer, sie gingen immer und überall bis zum Schluß, schreckten vor gar nichts zurück, und siegten oder starben.

Auf theoretischen Gebieten entgleisten sie leicht. Sie hatten keine Zeit, sich ernstlich damit zu befassen. Sie kämpften nicht so sehr um abstrakte Prinzipien, als um die heimatliche Erde, um ihre Unabhängigkeit, ihren Reichtum, ihre Macht. Sie nannten sich Kommunisten. Aber der Kommunismus war für sie nicht Selbstzweck, sondern nur Werkzeug im nationalen Kampf. Im Inneren des Landes zerstörten sie die Märkte des internationalen Kapitals und vernichteten Menschen, deren Ideen und Interessen mit ihm verbunden waren. Außerhalb des Reiches wollten sie den westlichen Kapitalismus in seinen eigenen Grundfesten mit dem Dynamit der kommunistischen Gedankengänge sprengen. Auch gab die kommunistische Lehre ihrem Kampf einen höheren Sinn. Sie machten Rußland zur Trägerin der Idee einer weltumspannenden Beglückung, zum gelobten Lande aller Völker, zur heiligen Heimat des Sozialismus.

Der Gesamtkomplex all dieser Ideen bildete die Grundlage für den eigenartigen russischen Nationalkommunismus. Aus ihm entstand dann die Theorie des in einem einzelnen Lande ausgebauten Sozialismus, die zum Eckstein des Stalinschen Systems wurde.

Lenin zog bereits jene Leute heran und verband sich durch sie mit der Volksmasse. Aber am nächsten stand ihnen Stalin. Er war ein Mensch des gleichen Typus, war in den gleichen Lebensbedingungen aufgewachsen. Nach dem Tode

Lenins wurde er ihr anerkannter Führer, und von ihren muskulösen Händen emporgehoben, gelangte er zur höchsten Macht.

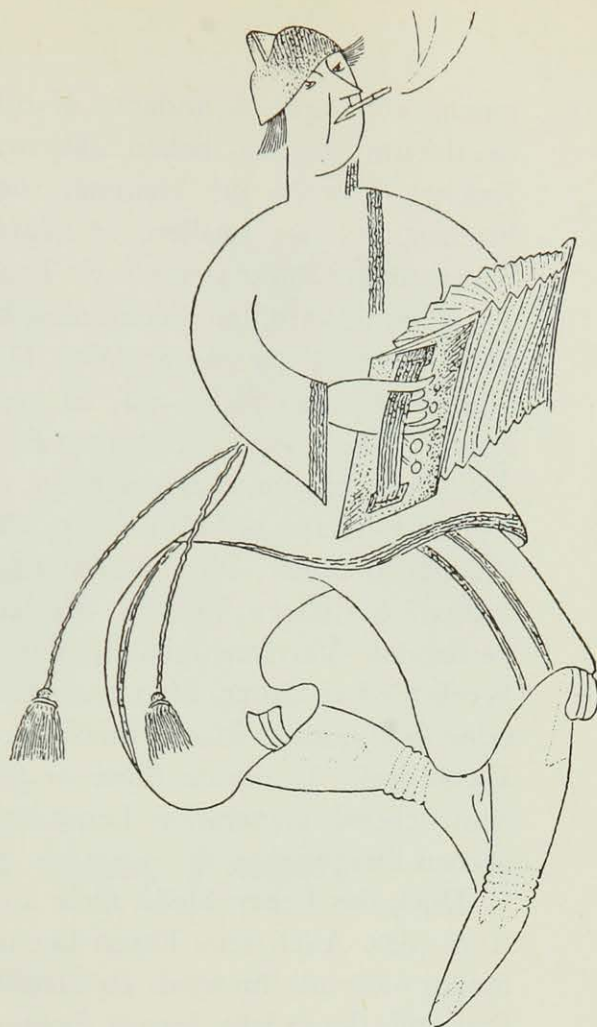
Solange Lenin lebte, verstand er, beide Strömungen des revolutionären Denkens und Handelns miteinander zu verbinden. Er schätzte gleichermaßen Trotzki's Europäertum und den primitiven, unversöhnlichen Nationalismus Stalins. Aber er sah voraus, daß nach seinem Tode Stalin siegen würde. Und davor hatte er Angst. Stalin, dachte er oft, ist zu sehr Asiate. Seiner Natur nach ist er ein echter orientalischer Despot. Wie ein furchtbares Gift hat sich die tausendjährige Tradition der östlichen Kultur in seiner Seele abgesetzt. In den weiten Flächen des Morgenlandes ist diese Kultur inmitten riesiger Menschenmassen aufgebaut worden, dort, wo die Persönlichkeit des einzelnen nichts gilt. Die schweren Jahre des revolutionären Kampfes verstärkten nur die Wirkung des Giftes. Das elementare Prinzip der unumschränkten Selbstherrschaft: „Der Macht ist alles erlaubt“ — wurde zu Stalins Grundsatz. Wenn

er zur Macht gelangt, wird eine neue Autokratie entstehen. Stalin wird einen riesigen mechanischen Aufbau und ein seelisch zermürbtes, physisch entkräftetes Volk hinterlassen. Man wird von neuem beginnen, neue Führer suchen müssen. Werden sie da sein? . . . Noch mehr: Stalins Politik muß zum Bruch mit Europa führen. Denn seine stärkste innere Triebfeder ist ja der wilde Haß gegen Europa. Was geschieht aber, wenn ein Krieg entsteht? . . .

Vor seinem Tode war Lenin bestrebt, Stalin von der Regierung zu entfernen. Aber wer sollte ihn ersetzen? Trotzki? Auch in ihm erblickte Lenin keinen würdigen Nachfolger. Er war begabt, aber kein Bolschewik und dem einfachen Volk fremd.

Lenin starb. Die Lösung der Frage, wer sein Nachfolger werden würde, übernahm das Leben selbst. Es führte Stalin zum Sieg. Das war kein bloßer Triumph eines ehrgeizigen Gegners über den anderen, Stalins über Trotzki. Sondern die russisch-asiatische Kultur siegte über die russisch-europäische, der nationale Kommunismus gewann die Oberhand über den „dogmatischen“, europäischen Kommunismus.

Und nun ist Stalin am Ruder. Unsichtbar, unzugänglich sitzt er in seinem großen, schlichten Arbeitszimmer, im Zentrum Rußlands, im Herzen Moskaus. Alle Fäden der Regierung verschlingen sich in diesem Raum. Alle Gedanken, Hoffnungen, Pläne strömen hier zusammen. Er liest, hört zu, überlegt. Sicher, ohne Eile, erteilt er seine Befehle. Spinnt ein feines Netz von Intrigen. Erhebt die



J. D. Kirschenbaum

einen, zerstampft die anderen. Kauft und verkauft Körper und Seelen. Außerhalb der ihn umgebenden dicken Mauern, auf den weiten Flächen des riesigen russischen Reiches, klopfen die Hämmer, heulen in Fabriken und Industriewerken die Sirenen, Schüsse knallen, es knattern Maschinengewehre. Die unbotmäßigen, brennenden Dörfer steigen wie Feuersäulen gen Himmel. Knarrend schlagen die Türen der überfüllten Gefängnisse hinter den Sträflingen zu. Menschenblut fließt. Man hört Fluchen und Stöhnen. Der große Bau ist im Gange.

Ihn aber regt nichts auf. Er kennt keine Zweifel. Ihm tut niemand leid. Als es nötig war, überschwemmte er die eigene Heimat, Grusien, mit Blut, schmiedete das Land mit der eisernen Kette der Diktatur an den Leib des sozialistischen Rußland. Vielleicht fielen unter den Kugeln seiner Soldaten die Gefährten seiner kindlichen Spiele, seine besten Freunde, seine Anverwandten. Was wollte das heißen? Sie waren Verräter. Sie hatten Europa um Hilfe gebeten, mit England verhandelt. Verrätern gebührt der Tod. Nein, ihm tut niemand leid. Ein großes Werk fordert Opfer. Man muß den verhaßten Westen einholen, ihn überholen, seine hochmütige Macht brechen. Um diesen Preis ist er bereit, nicht nur das kleine Volk, in dessen Mitte er geboren wurde, zu opfern, sondern die ganze heute lebende Generation. Lenin hatte recht: in ihm wohnt die Seele eines orientalischen Despoten.

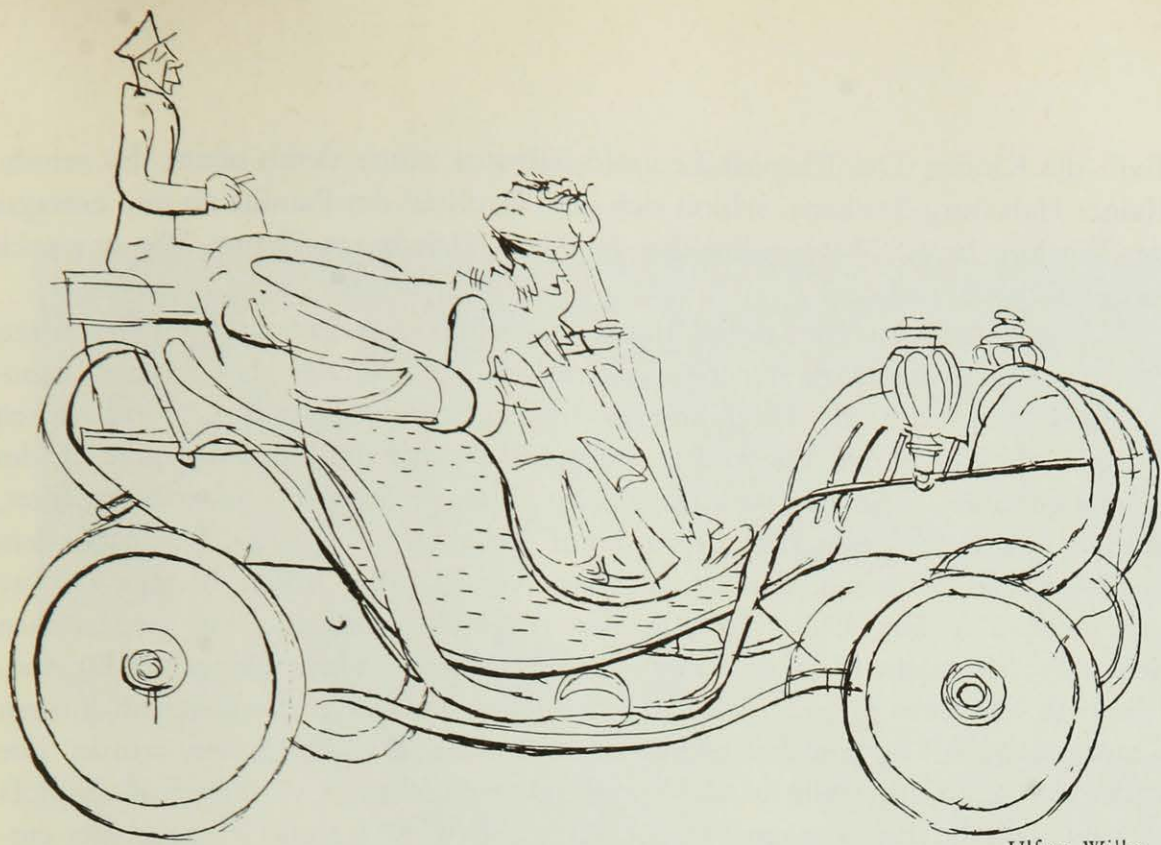
Doch das Leben bleibt nicht stehen, es schreitet vorwärts, und die Zeit zerstört alles. Auch sein Thron beginnt zu wanken. Er weiß es. Er fühlt, wie es immer öder um ihn wird. Er glaubt niemandem mehr, außer der stillen, scheuen Frau, mit der er lebt. Immer dichter verschlingen sich um ihn die Fäden der Verschwörungen. Er weiß: es gibt keinen Ausweg. Aber warum? Ist sein Weg denn nicht der Weg des Volkes?

Heute nicht mehr. Stalin ist bereits eine durchwanderte Etappe der Revolution. Er war notwendig, um das Problem der Stärkung des nationalen Selbstbewußtseins eines großen Volkes auf die Tagesordnung zu setzen. Er war notwendig, um die russische Erde mit dem scharfen Pflug seines stählernen Willens und seiner unumschränkten Macht durchzuackern, um alles Alte aus ihr auszuroden. Dies ist geschehen. Auf dem aufgelockerten Boden wachsen neue Menschen mit neuen Ideen heran.

Sie werden vieles von seinem Programm übernehmen. Werden aber eine Ergänzung, eine neue Idee hinzufügen, deren Abwesenheit alle seine Bemühungen zunichte macht, alles, was er berührt, dem Tode weiht: die im alten, Stalin so verhaßten Westen geborene und großgezogene Idee: Freiheit der Persönlichkeit.

Vergeblich wird man in Paris nach einer „Rue Robespierre“ suchen. Sie existiert nicht. Dieser Name ist bis heute verpönt. Freilich, auch den Namen „Bonaparte“ trägt dort nur eine der kleinen, hinter der Seine sich verlierenden Gäßchen. Aber auf den Palästen der Nation haben sich noch die Adler des Kaiserreiches erhalten, in den Gerichten lebt der Code Napoleon, in der Verwaltung herrscht das von ihm eingeführte System. Jeder Schritt durch Paris erinnert an seine Siege. Dort ruhen auch — ein nationales Heiligtum — seine sterblichen Überreste. — Wäre Robespierre nicht gewesen, so hätte es keinen Napoleon gegeben. Auf dem Boden, den der Eine vorbereitet, richtete der Andere das Gebäude der neuen Welt auf.

(Deutsch von O. Gabrielli)



Ulfert Wilke

Habsburg — Verfall einer Familie

Von

Karl Tschuppik

Er, Alfonso, war nur ein halber Habsburger. Doch, er hatte, von der Mutter her, die Zeichen der Familie; nicht die Lippe allein, auch andere Merkmale legitimierten ihn als Glied dieses Hauses. Die Antipathie der Spanier war nicht nur politischer Natur, sie richtete sich gegen eine Wesenseigenschaft Alfonsos, die er mit vielen Mitgliedern des Hauses Habsburg gemein hatte: gegen die Verbindung von Majestät und Kontor. Das Auge der europäischen Reportage hat die Motive dieses Widerwillens nicht erkannt. Ihm erschien der sportlich dressierte, formvollendete Spanierkönig als die zarte Blüte adliger Kultur. Das letzte aristokratische Volk hatte ein andres Urteil; die noble Gebärde, die auch dem Madrider Straßenbettler eigen ist, sagte ihm beim Könige nichts, wenn sich dahinter ein merkantilistischer Sinn verbarg, der bei den Geschäften des Staates den eigenen Vorteil nie vergaß. Der Geschäftsmann-König widersprach dem Geist des Eskorial; nicht aber der Ahnengalerie Habsburgs. Alfonso hätte sich auf den einen Stammvater Rudolf berufen können, der ein geschickter Güterkäufer und Geldverleiher gewesen ist, auch auf Franz von Habsburg-Lothringen, den Gatten Maria Theresias, der die ansehnlichen Lieferungsgeschäfte im Siebenjährigen Krieg in seiner Hand vereinigte. Das spanische Königtum war die letzte habsburgische Machtposition; der Verlust des Throns kein Ereignis von weltgeschichtlicher Bedeutung, nur das Schlußkapitel einer Familiengeschichte.

Nach dem Zusammenbruch der Familienzentrale in Wien war Spanien der Zufluchtsort der traditionsgläubigen Verwandten. Alfonso hatte Zita von Parma, die Witwe Karls, Leopold Salvator und Blanka von Bourbon bei sich aufgenommen. Acht der treuesten Anhänger folgten der depossedierten Kaiserin ins

Exil: die Kinder. Das Ehepaar Leopold Salvator zählte deren neun; das zehnte, Rainer Habsburg-Toskana, schloß sich dem Großteil der Familie an und entsagte der Illusion. Er ist Motorradhändler in Wien. Habsburgs Traum lebt nur noch in der Kinderstube Zitas.

Von den nächsten Verwandten Franz Josephs haben sein Schwiegersohn Franz Salvator, der Gatte Marie Valeries, und dessen neun Kinder als erste den orthodoxen Glauben an die Heiligkeit und Unzerstörbarkeit des legitimistischen Prinzips abgeschworen. Die andern waren schon vor dem Zusammenbruch des österreichischen Throns vorangegangen: Franz Josephs Schwiegertochter, Stephanie von Belgien, und deren Kind Elisabeth. Stephanie hat nach dem Selbstmord ihres Gatten, des Kronprinzen Rudolf, den Grafen Elemér Lonyay geheiratet. Die alte Dame lebt in der Abgeschlossenheit eines ungarischen Schlosses; sie allein weiß von dem letzten Geheimnis des Mayerling-Dramas. Elisabeth war sechs Jahre alt, als ihr Vater neben der Leiche der achtzehnjährigen Komtesse Mary Vetsera mit zerschossenem Schädel aufgefunden wurde. Die schlanke blonde Prinzessin wuchs in der kalten Pracht des verödeten Kaiserhofs auf: links die Grabesstille um Franz Joseph, rechts die leeren Gemächer der entflohenen Kaiserin-Großmutter. Sie verliebte sich, siebzehnjährig, ganz unebenbürtig: in einen hellblonden Reiteroffizier, den Prinzen Otto zu Windischgrätz. Als volljährige Frau ließ sie sich von dem Parkettänzer des „Balls bei Hofe“ wieder scheiden. Sie ist heute eingeschriebenes Mitglied der sozialdemokratischen Partei Österreichs, Gattin eines Lehrers und Parteifunktionärs.

Die Historiker haben die Untergangs-Stimmung des letzten habsburgischen Kaisers — Karl war nur ein Schatten — nie begriffen. Franz Joseph hat den Verfall des Hauses tausendfach intensiver empfunden als die Fernerstehenden. Die Flucht der Gattin; das Abgleiten des Sohnes; die Entartung des jüngsten Bruders; die Desertion der nächsten Anverwandten aus dem Bezirk des Königsbewußtseins — er kämpfte dagegen mit der Unerbittlichkeit der Majestät, ohne es doch aufhalten zu können. Dann gab er den Kampf auf.

Das Leben Rudolfs war ein einziger Protest gegen alle Begriffe des Vaters. Der Erzieher Graf Latour verbarg die Hefte, worin der Zwölfjährige Bekenntnisse von der Art Franz Moors ablegte. Als Jüngling weicht Rudolf dem Hofe aus, meidet die Verwandten, fühlt sich am wohlsten in der Gesellschaft der geistigen Bohème. Seine heimliche Passion ist der Journalismus. Er schreibt Leitartikel für das Neue Wiener Tagblatt. Der Vater hat keine Ahnung, daß die kecken Attacken gegen den Grafen Taaffe aus der Feder seines Sohnes stammen. Es kommt vor, daß die Staatsanwälte des Vaters Artikel des Sohnes konfiszieren. Doktor Szeps, der brillante Frondeur unter den Wiener Chefredakteuren, und Berthold Frischauer von der Neuen Freien Presse sind des Kronprinzen Vertraute. Der Kaiser, von seiner Polizei sonst gut unterrichtet, erfährt dennoch nicht alles. Er kennt nicht die Beziehung seines Sohnes zu Baron Hirsch, dem „Türken-Hirsch“, der dem Kronprinzen gelegentlich mit größeren Summen aushilft. Rudolf revanchiert sich, er lädt den Finanzmann zum Dejeuner ins Grand-Hôtel, als der Prinz von Wales in Wien zu Gast ist. Herr Hirsch weiß die Auszeichnung zu schätzen, als dritter mit dem kommenden König von England und dem zukünftigen Kaiser von Österreich in intimerem Kreise zu sein. Nach dem Tage von



Photo Harsány

Die Krönung Karls IV. zum König von Ungarn (1916). Links der Kardinal Csernoch und Graf Tisza



Karl, der letzte habsburgische Kaiser, in der Verbannung (Staad, Schweiz)



Karl auf dem Totenbett (Funchal, Madeira)

Photo Balassa



Prieto, der heutige Finanzminister, im Pariser Exil



Alfons XIII., die Krawatte ordnend (Paris)

Photos Meurisse



Alfons XIII. als Bräutigam
mit Victoria Eugenia von Battenberg (1906)



Alfons und Marie Christine, seine Mutter
Photos New York Times



Wasserspeier-Satyr an der Kirche in Villefranche (Rhône)

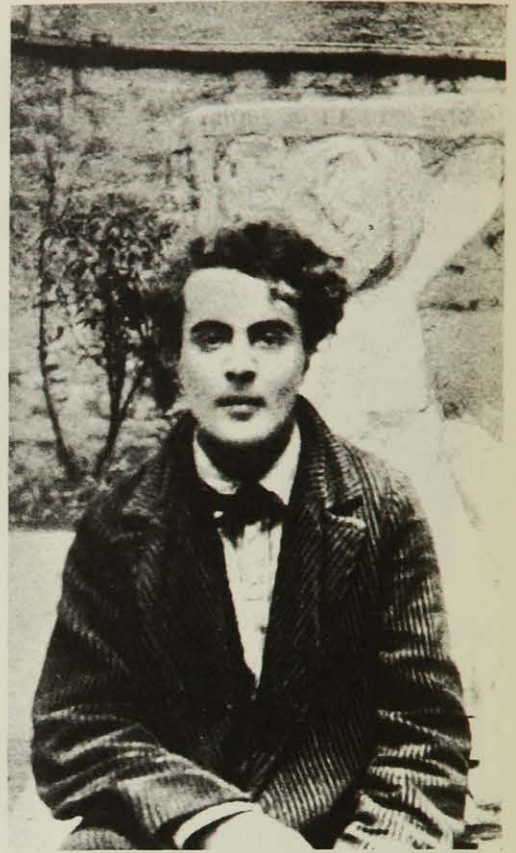


Photo Hein Gorny

Tilman Riemenschneider, Lüsterweibchen im Rathaus Ochsenfurt (Main)



Modiglianis erste Plastik



Modigliani (1910)



Modigliani, Akt

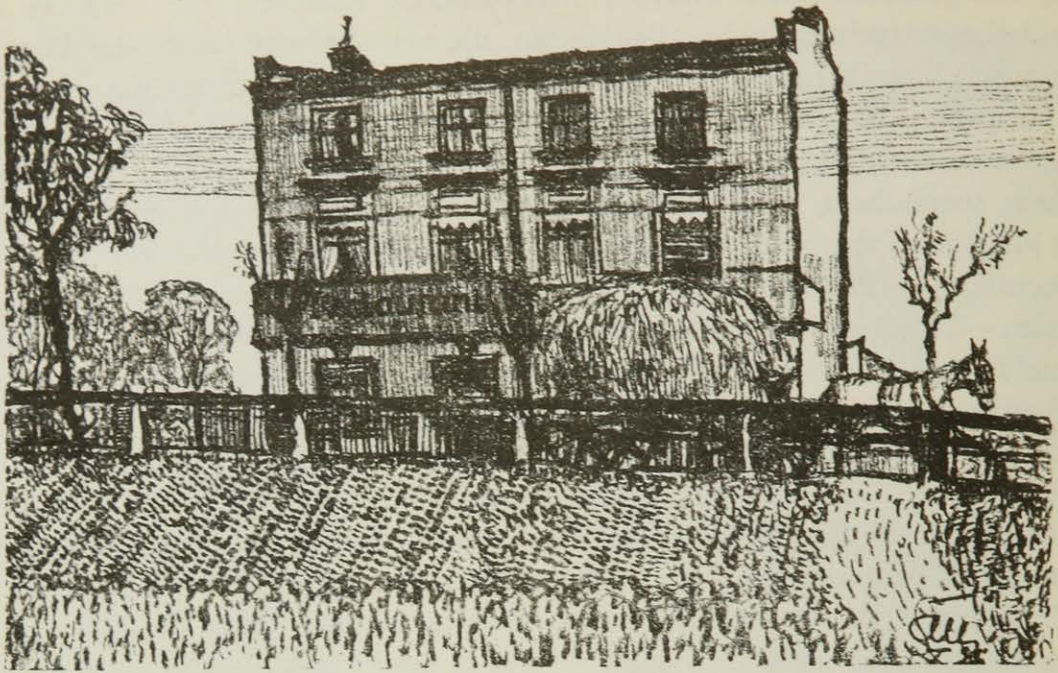
Collection Paul Guillaume

mern und phantasievollen Narren; machtliebende Realisten, die nüchtern den Familienbesitz mehren, neben Fanatikern, die vermöge der Macht das Unwirkliche wirklich machen; Jesuitenzöglinge, wie die Ferdinande, neben Menschen von den Ausmaßen Maximilians I. und Karls V. In ihren Adern mischt sich deutsches — sie stammen nicht aus der Schweiz, sondern aus dem Elsaß — mit französischem, spanischem, italienischem und jüdischem Blut. (Die Verwandtschaft mit dem jüdischen Papst ist nachgewiesen.) Von Spanien kommt nicht nur die Welt Herrschaft — Pierre Leone, Philipp der Schöne heiratet Johanna von Spanien —, auch der produktive Wahnsinn. Unter Karl V. sind der Familie zwei Drittel Europas untertan. Sie behauptet die Macht, aber die fortzeugende Manneskraft erlischt. Schon Leopold I. Sohn, Joseph, stirbt ohne männliche Nachkommen. Doch der zweite Sohn Leopolds, Karl, regiert noch ein Weltreich von gigantischem Ausmaße. Österreich, Deutschland, die spanischen Nebenlande, die Niederlande sind Herrschaftsgebiet der Familie; die Erstgeborenen Träger der deutschen Kaiserkrone. Karl hat keine Söhne, nur die Tochter Maria Theresia.

Das Haus wird wieder kinderreich, aber es ist nicht mehr die alte Familie. Joseph scheint gar nicht zu wissen, worauf es der Familie ankam. Leopolds, des Bruders und Nachfolgers, einzige Schöpfung sind die Kinder: sechzehn an der Zahl. Der erste Sohn, Franz, legt die deutsche Kaiserkrone nieder. Er ist der Erfinder des „Österreichertums“, wie wir es kennen, Schwiegervater Napoleons I. Sein Malheur, vom Schwiegersohn verursacht, ist zeitlich begrenzt, sein Glück unermesslich. Trotz aller Niederlagen spielt die Familie in Europas Rat am Wiener Kongreß wieder die erste Rolle. Das „weiße Gespenst“ der Wiener Burg scheint endgültig verscheucht.

Es ist unter Ferdinand zum ersten Male erschienen, als die protestantischen Stände drohend den Burghof füllten; ein kecker Eingriff der Geschichte in die privateste Sphäre der Familie Habsburg. (Die Rettung dankte Ferdinand den Dampierre-Kürassieren.) Das Gespenst kommt zum zweitenmal in den Tagen Maria Theresias, da ihr Thron vor der Gewalt der Gegner zerbrechen will. Zum dritten Male schleicht es vor Napoleons Einzug durch die finstern Gänge. Es kommt wieder, als die Flammen der Revolution das Haus umzüngeln. Mit Franzens ältestem Sohn, Ferdinand, ist die Familiengeschichte sehr streng verfahren; sie nennt ihn euphemistisch „den Gütigen“. Das bedeutet bei den Habsburgern: ein Trottel. Er war es nicht. Er wollte offenbar, mehr unbewußt als bewußt, der Geschichte den Weg abkürzen. Sein Wort vor der empörten Gasse Wiens 1848 — „Und i laß doch net schießen!“ — war klug. Die Bemerkung, die er als Depossidierter mit einem Blick auf den jungen Neffen, nach der Schlacht bei Solferino, tat — „So hätt ichs a troffen!“ — war boshaft-witzig. Ferdinands Schwägerin, die resolute Mutter Franz Josephs, der „einzige Mann in der Familie“, hat damals die Lebensdauer des Hauses verlängert. Um genau siebzig Jahre. Achtundsechzig davon war Franz Joseph Familienhaupt. Er ist in seinen letzten Jahren zur Weisheit Ferdinands des Gütigen zurückgekehrt.

Die Familie war zu Ende. In ihrer Hauptlinie wie in der Nebenlinie Toskana, obzwar diese Linie, die Friedrich, ein Bruder des Kaisers Franz, begründet hatte, sehr kinderreich gewesen ist. Der Sohn Ferdinands, Leopold II. von Toskana, hat dreizehn Kinder, der Enkel Karl Salvator zehn. Es sind die Schmerzenskinder



Peter Milde

des Hauses Habsburg. Die Väter wurden aus Italien vertrieben, die Söhne und Töchter desertierten aus dem Kaiserhaus. Johann, von den dreizehn Kindern eines, hat Franz Joseph viel Ärger bereitet. Er bestritt dem Kaiser jede militärische Fähigkeit. Eine Broschüre über Österreichs Heer zwang ihn, ins Exil zu gehen. Er kaufte ein Schiff und handelte mit Chilesalpeter. Das Schiff ist verschollen. Er lebt als „Johann Orth“ in der Romanliteratur. In Wahrheit soll er, so behauptet eine alte Engländerin, die ihn gekannt hat, noch heute in London sich verborgen halten. Johanns Bruder Ludwig hat niemals Wert darauf gelegt, dem Hause Habsburg zugezählt zu werden. Er verbrachte seine Tage auf der Insel Mallorca, von einem Stab der merkwürdigsten Menschen umgeben, und schrieb Bücher, an denen der Prager Verleger Dr. Wilhelm Mercy viel Geld verdient hat.

Der älteste dieser Brüder, Ferdinand, trug als regierender Herr im Toskanischen die Nummer IV. Nach der Vertreibung aus Italien lebte die Familie im Salzburger Schloß, dessen eine Fassade den Reinhardtschen Spielen als Kulisse dient. Hier, zwischen dem Dom und dem Café Tomaselli, wuchsen die Kinder Ferdinands und Alicens von Parma auf: Leopold, Louise, Joseph Ferdinand, Peter Ferdinand, Heinrich Ferdinand. Daß es Louise, Gräfin Montignoso, an der Seite des Sachsenkönigs nicht gefallen hat, ist ihr von der Geschichte verziehen worden; ihre Sehnsucht nach Italien war zu groß. Joseph Ferdinands Name, als der eines Feldherrn, ist mit der schwersten Niederlage Österreichs im Weltkrieg, mit der Offensive des Russen-Generals Brussilow, verknüpft.

Und Leopold, der Älteste? Über der kleinen Tür eines Kramladens in der verlorensten Gegend Wiens, nahe den Donau-Auen, zwischen armseligen Fischerhütten und den Baracken der Obdachlosen, hängt ein Schild mit der Aufschrift: „Leopold Wölfling, ehemals Erzherzog von Österreich.“ Dieser Habsburger hat den Ruf der Wagenhüter vor dem kaiserlichen Burgtheater zum sichtbaren Symbol gemacht: Au — u — us i — i — is!

Leben Offenbachs

Von

Paul Wiegler

Das ist das erste Kapitel in Zolas „Nana“, die Premiere der „Blonden Venus“. Ein Olymp von Pappe, in dem Wolken die Kulissen sind. Der Chor der himmlischen Saaldiener, der zum Götterrat Sessel anrollt. Ganymed, Iris mit siebenfarbiger Schärpe. Diana, die hager und schwarz ist wie ein Gamin von Paris, und die sich über den treulosen Mars beschwert in lasziven, zum Heulen blöden Worten. Mars, ein General von einem Vorstadtmaskenball, mit riesenhaftem Federbusch und einem Schleppsäbel, der ihm bis zur Achsel geht. Ein Duett, das in eine Tyrolienne, einen Jodler, ausklingt; der Tenor miaut wie ein Kater. Jupiter, der dicke Komiker, ächzend unter einer Pappkrone, hadert mit Juno wegen der Abrechnung der Köchin. Eine Deputation der Sterblichen, der Chor der Hahnreie, der mit vielsagenden Pausen sich über Venus beklagt. Vulkan, ein Dorfschmied mit feuerroter Perücke und blautätowierten Armen, grotesk in seiner Unförmigkeit.

Venus, üppig in weißer Tunika, schreitet lachend zur Rampe und trällert ihr Couplet; Beifallssalven im Parterre und in den Logen. Die Götter klettern inkognito auf die Erde hinab, in eine Spelunke am Fastnachtsdienstag. Jupiter ist der König Dagobert, der seine Hosen verkehrt anhat, Phöbus der Postillon von Lonjumeau, Minerva eine Amme aus der Normandie, Mars ein Schweizer Admiral, Neptun ein Herr mit Ballonmütze und Schmachlocken, Vulkan patent in Gelb, mit gelben Handschuhen und Monokel, Venus ein Fischweib, ein Tuch um den Kopf, mit entblößtem Busen, Diana ein Bébé in Musselin. Jupiter tanzt Cancan mit einem Wäschermädel und wird



Bellenger

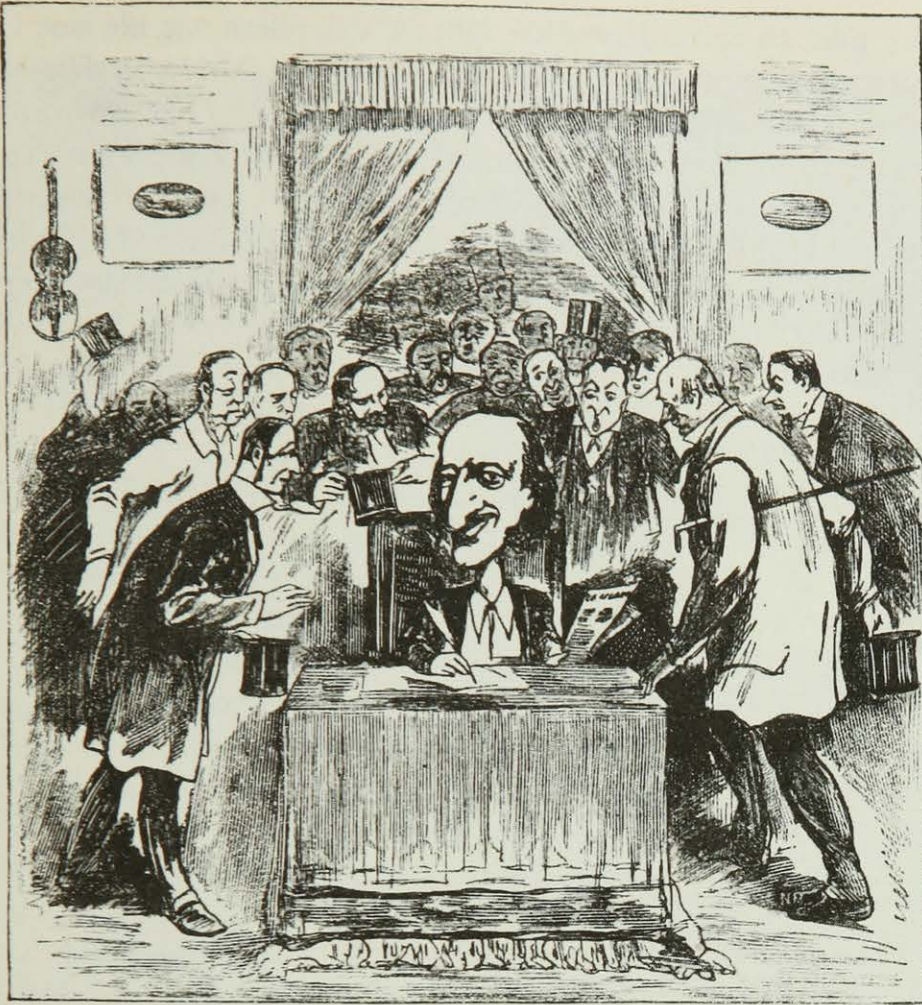
Nana singt die Venus

von Juno abgefaßt. Eine silberne Grotte im Berge Ätna. Rendezvous der Venus, deren strotzende Glieder weiße Gaze umhüllt, und des Mars auf einer Moosbank. Vulkan, der Hahnrei, verstrickt sie in das Netz und ruft die Götter. Brouhaha. Die Liebenden werden voneinander gelöst. Cupido, der ein unartiges Kind ist und meist den Finger in der Nase hat, wird aus seinem Schmollwinkel hervorgezerrt. Hymnus zum Preis der Venus. Schlußtableau.

Für Zola ist es das Symbol einer Epoche. „Dieser Karneval der Götter, dieses Stück, das den Olymp in den Schmutz zog, eine Religion, eine poetische Welt in ihrer Gesamtheit verhöhnte, schien ein auserlesenes Labsal. Der Taumel der Ehrfurchtlosigkeit bemächtigte sich des Publikums. Man trampelte auf der Legende herum, man zertrümmerte die alten Bilder. Jupiter war ein dummer Kerl, Mars bekam Hiebe. Die Monarchie wurde eine Posse und die Armee eine Rigolade.“ Die apokalyptische Stelle aus den „Rougon-Macquart“ lautet so, die über das zweite Kaiserreich das Totengericht halten. Ihr Pathos wird übertönt von der universellen, elektrisierenden Musik des häßlichen deutschen Juden aus Köln, deren schimmernde Fülle sich niedersenkt wie der goldene Regen in den geöffneten Schoß der Danae.

*

Der schwächliche Jacques Offenbach, Sohn des Kantors Isaak Juda Eberst in der Kölner Glockengasse, der ein „Allgemeines Gebetbuch für die israelitische Jugend“ besorgt hat, war in Paris ein kleiner Cellist an der Opéra Comique. Eine Agentur hat ihn als Virtuosen in Salons und Konzerten herumgeschickt, wie er als Knabe mit seinen Geschwistern in Kaffeestuben und Weinwirtschaften spielte. Er hat langes, gelocktes, den zerstoßenen Samtkragen streifendes blondes Haar, durchdringende, faszinierende Augen, ist erbarmungswürdig mager, zappelt vor Ungeduld, vor spöttischer Geschwätzigkeit. In frühen Jahren wird er Ehemann und seiner Herminie wegen Katholik. Er konzertiert, hat Erfolge, dirigiert die Zwischenaktsmusik in der Comédie Française, diesem staubigen Museum der Klassik, betätigt sich in Singspielen und in „Oyayaye oder die Königin der Inseln“, einer „musikalischen Menschenfresserei“, und pachtet in einem Ausstellungssommer eine Theaterbude am Rand der Champs-Élysées. Der populäre Zauberer Lacaze hat die Bude besessen, ein Unteroffizier der Nationalgarde von 1848. Sie ist aus Holz gebaut und mit den steilen Stufen ihres Zuschauerraums fast nur eine Leiter; der Wind bläst durch, jedes Gewitter überschwemmt sie, und wenn die Künstler in den Käfigen die Garderobe wechseln wollen, müssen sie die Tür ins Freie aufmachen. Offenbach engagiert ein paar Mimen, ein paar Tänzerinnen, gibt winzige Operetten und hat Glück mit den „Beiden Blinden“, deren Text ihm Jules Moinaux schreibt. Man stutzt, dann lacht man über Patachon, den Posaunisten, und Giraffier, den Gitarreklimperer, die zwei Krüppel, die keine sind, über den Volkswitz an den Passanten der Straße, über die Parodie des „Barbiere von Sevilla“. An hundert, dann vierhundert Abenden bleibt sie auf den Affichen. Der Maler Gudin führt Offenbach und seine Truppe der Gräfin Montijo und der Herzogin von Alba vor, der Kaiser Napoleon zeigt sie dem diplomatischen Korps in den Tuileries, der Zeremonienmeister Bacciochi hebt nach einem Duett, italienisches Französisch sprudelnd, den Stab,



Offenbach und die Theaterdirektoren (Zeitgenössische Karikatur)

gekrönte Trottel, Kalchas, der Oberpriester und Betrüger, der enorme Grenier. Aus Galopp und Charivari ist der rasende Cancan geworden.

Die Schneider und Dupuis sind wiederum Partner im „Blaubart“, der nächsten Travestie, Offenbachs nächstem Ruhm. Sie ist Boulotte, die Stallmagd, er der heitere Witwer Barbe-Bleue in diesem grandiosen falschen Meyerbeer, der in den Cancan ausgleitet. Wenige Monate, und im Palais Royal flattert mit Gekicher und Tollheit das „Pariser Leben“ auf, schon für 1867, die Weltausstellung: „Alle Fremden eilen dir zu, Paris!“ Alles dreht sich, alles schwankt, bis zu dem Maskenball im Café Anglais; und Melancholie lauert in der Erschöpfung. Gondremark, der naive schwedische Baron, und die Baronin, Bobinet und Gardefeu, Metella mit ihrem Brief-Rondeau, der Brasilianer, sie werden nicht von denen gespielt, die Offenbach sonst um sich sammelte. Aber Zulma Bouffar ist wieder da, als Gabrielle, die Handschuhmacherin, die die feine Dame vortäuscht. Den Triumph dieser „Fledermaus“ von Paris überglänzt noch in den Variétés die „Großherzogin von Gerolstein“. Den Pelzmantel über der Schulter, den Husarenkalpak auf dem Ohr, die Peitsche in der Hand, ohne den Talmi-Orden, den sie in der Minute vor ihrem Auftritt unter wütendem Schluchzen hat ablegen müssen, weil die Zensur ein Sakrileg darin witterte, mustert Hortense Schneider ihre Operettenarmee, bestraft sie mit Ungnade den idiotischen General Bumm, befördert sie Fritz, den strammen Grenadier,

den Dupuis gibt, zu ihrem Favoriten, läßt sie sich feiern wie nie eine Operettensängerin. Sie hat eine mit roten Ornamenten bemalte Kalesche. Die Monarchen laufen, sie zu sehen, Napoleon mit Eugenie, der Zar, die Könige von Griechenland, Schweden und Ägypten, der Prinz von Wales, der Kronprinz von Preußen. Nicht nur Ismail Pascha, der Vizekönig von Ägypten, dem Bravais, der Nabob, sie zuzutreiben hat, schenkt ihr seine Huld; in ihrem Nest verschwindet eines Abends der Herrscher aller Reußen, und „Passage des princes“ ist der Titel, den sie der Weltausstellung dankt. Sie ist despotisch, launisch auch gegen Offenbach. „Mademoiselle Schneider“, so kreischt er ihr dann zu, mit deutscher Aussprache ihres Namens, „Ihre Rolle bekommt eine Figurantin.“ Sie versöhnen sich; und wieder ist er ihr schmeichelnder Maestro und Sklave.

Mit überspannten Nerven hat er ausgehalten. Er fröstelt, wird von Gicht gequält, kauert, die Füße eingewickelt, am Kamin. Novitäten stürzen, er arbeitet ohne Unterlaß. Die Liste seiner Operetten, komischen Opern, Feerien nach der „Großherzogin“ weist fünfunddreißig Nummern auf. Durch Europa singt die „Perichole“, in der Hortense die spanische Bettlerin ist, Dupuis ihr Liebster, Piquillo. In demselben Dezember 1869: die „Romanze von der Rose“, die „Prinzessin von Trapezunt“, die eine beschädigte Wachsfigur des Gauklers Cabriola ist und seine Tochter Zanetta, die „Briganten“ mit dem Stiefelgetrapp der Karabinieri; Falsacappa, der Räuberhauptmann, ist Dupuis, aber die Schneider, die Fregoletto sein soll, desertiert. Die Bouffar, die sie ersetzt, ist der Schutzgeist Robin-Luron in „Roi Carotte“, der Feerie nach Hoffmanns „Klein Zaches“, mit dem Libretto von Sardou. Niemand zweifelt, daß der Mohrrübenkönig, der Usurpator, der dritte Napoleon ist; und das macht den Run von 149 Abenden. Aus dem Eldorado, dem Café-Concert, hat Offenbach die verschlagene Anne Judic geholt, die in der „Nana“ Rose Mignon heißt. Nana aber ist ein Skandal in einer „Orpheus“-Besetzung der Bouffes. Cora Pearl, die Liebeshändlerin, die mit ihrem seidebespannten Prunkhotel, ihrer Badewanne von Onyx, ihren Equipagen, ihren Brillanten, die Fürstin der Prostitution ist, wird von dem Direktor Varcollier als der verbummelte Frechling Cupido herausgestellt und, sobald sie mit ihrem englischen Akzent singt: „Je suis Kioupidonn“, von den Studenten des Quartier Latin ausgezischt. Sie dreht ihnen eine Nase und wird niedergebrüllt.

Offenbach ist Kurgast in Baden-Baden; gelbe Hose, gelbes Gilet, himmelblaues Velourjackett, grüne Handschuhe, grüner Hut und roter Sonnenschirm. Den Kneifer auf die Nase geklemmt, mit ergrauenden Bartkoteletten, promenierte er, dürr wie eine Heuschrecke. Sein Französisch ist deutsch-jüdisch, und er wird von seinen Vertrauten deshalb ausgelacht. Aber er hat auch das Deutsche verlernt und radebrecht es wie ein Artist, der um Entschuldigung dafür bittet. Im Krieg hat er für Frankreich optiert, gegen die Preußen, ihren „Guillaume Krupp“ und ihren „furchtbaren Bismarck“; und Wagner, der sein „Crak! Crak! Crakcrak!“ verabscheut, um „Jack Offenback“ darauf zu reimen, ist für ihn ein Barbar. Aber wie sein engerer Landsmann und Vorgänger in Apoll Heinrich Heine kann er nicht vergessen, daß er am Rhein geboren ist und mit den „Wilden“ dort Zusammenhang hat. Sein Tag beginnt in Paris, in der Rue Lafitte um sieben Uhr. Sein Frisör erscheint um elf. Er frühstückt im Café Riche oder bei Bignon. Bis gegen Abend, wenn er auf seiner Chaiselongue schlummert,



SK
1931

Zarah Leander (Stockholm, Vasa-Theater)

Photo Keystone View



Othon Friesz, Die Trapezkünstlerin

Verlag Fritz Gurlitt, Berlin



Photo Keystone View

Die russische Tänzerin Karin tanzte vor Stalin im Kreml



Metro-Goldwyn-Mayer

Neue Hollywood-Gesichter: Catherine Moylan, Dorothy Jordan, Dorothy McNulty

muß Gesellschaft um ihn sein, denn er bedarf des Lärms. Flüstert man, so fragt er gereizt: „Ist denn ein Toter im Hause?“ Nach Mitternacht verzehren die Gäste kaltes Fleisch, Salate, was gerade in der Küche aufzustöbern ist. Man gibt bei ihm ganze Harlekinaden. Nur eines ist verboten, durch Pfeifen oder Tralala ihn zu irritieren. Stets ist sein Musikerhirn in Unruhe. Sogar in der rüttelnden Kutsche, die ihn von Theater zu Theater trägt, hat er sich ein Pult anbringen lassen, auf dem er skizziert, was ihm durch den Kopf schwirrt.

Er ruiniert sich als Direktor der Gaîté, reist nach New York und Philadelphia, wo er für Konzerte im Freien bezahlt wird. Von dort schreibt er an die Familie. Seine vier Töchter sind verheiratet; er ist für ihre Kinder „Groß-Jacques“, der spaßige Großpapa. Oft auch reist er nach Wien, wo er im „Goldenen Lamm“ empfängt und im Carltheater sich auf dem Cello hören läßt, wo die Geistinger seine Helena ist, die Gallmeyer seine Gabrielle. Er spart Honorare auf, verliert sie in Paris im Bac und mit Weibern, denen er nicht entrinnt. „Die Schläfen eingesunken“, so schildert ihn Friedrich Uhl, „und die Adern daran sichtbar, die Stirne hoch, teils von Haus aus, teils durch die Flucht des dünnen, aschblonden Haares, der Adamsapfel sehr ausgebildet, rund um diesen welke Hautfalten, Wangen und Oberlippe von spärlichem, in jedem Jahre anders gefärbtem Haar fast bedeckt, schmale Lippen, fast zwei rote Notenlinien, und die Augen, blaue Augen, hinter Gläsern hervorblitzend. So stechende Augen, mit einer Art von Spießblick, hat man selten auf sich gerichtet gesehen.“ Neider oder abergläubische Tenöre sagen von ihm, er sei ein Jettatore. Er hat Zigarren und eine Weinmarke nur für sich; niemandem gestattet er, die Flasche, aus der er trinkt, zu berühren. Aber manchem Unbekannten wirft er tausend Francs hin.

Nochmals soll die Schneider, die auf einer Tournee in Rußland war, für ihn eine Partie kreieren, die Toinette in „La boulangère a des écus“; sie ist hoheitsvoll, weigert sich, wird zur Probe aufgefordert, als schon die Aimée ihre Rolle hat, und prozessiert. Um die Aristokratin zu werden, die sie als echte Großherzogin von Gerolstein, jungfräulich, mit Krone von Lilien und weißem Flieder, vor den staunenden Dörflern des Herzogs von Gramont gespielt hat, heiratet sie ein Wappenschild. Sie erleidet Fiasko; bald ist sie verschollen. Der Gaîté liefert Offenbach die Musik zur „Reise nach dem Mond“ und zum „Doktor Ox“ nach Jules Verne, eine ganze Serie den Folies-Dramatiques. Er verbraucht den Rest seiner Kraft. „In diesem Körper ist nichts mehr“, seufzt er und betrachtet seine Beine.

Er beschäftigt sich mit der Austeilung der „Belle Lurette“, die das Renaissance haben soll. In seinem Krankenzimmer geht er mit Adèle Isaac von der Opéra-Comique die Antonia durch, die Olympia, die Giulietta. Am 3. Oktober 1883 des Nachmittags röchelt er, in Angst zu ersticken. Ein katholischer Priester spendet ihm die Sakramente. In der Nacht erlischt sein Atem. „Hoffmanns Erzählungen“, unvollendet in der Instrumentierung, mit der Barcarole seiner „Rheinnixen“, der romantischen Oper für Wien, sind seine Auferstehung in blühender Melodie. Er aber ist der schattenhafte Doktor Mirakel. Todesgefühl, Todesbangen gespenstert in diesen Akten. Für das Wiener Ringtheater hat er sie dem Direktor Jauner zugesichert. Die Flammen, die es am zweiten Abend zerstören, leuchten darüber hin in schaurigem Finale.

Anatole France, das Kino und die Amerikaner

Von

Niclas Ségur

Ich entsinne mich eines seltsamen und sehr lehrreichen Gesprächs, das ich mit Anatole France hatte. Ich wollte, ich könnte seine Klarheit und seine verblüffende Lebendigkeit ganz wiedergeben.

Es war während eines meiner letzten Besuche in „La Béchellerie“. Wir waren im Auto nach Tours gefahren, hatten den Wagen, wie wir dies immer taten, vor einem Geschäft stehen lassen und schlenderten nun durch die Stadt, erst zum Buchhändler, dann zu Potin, wo wir Cakes kauften und France geradezu verklärt die Wangen und Arme einer jungen Verkäuferin bewunderte, die, wie er sagte, „Linie und Farbe vereinigte, was selten vorkommt“.

Als wir dann über den Hauptplatz gingen, zeigte mir France ein Kino-Plakat: „Gehen Sie ins Kino?“

Ich gestand ihm, daß ich es selten oder, besser gesagt, gar nie besuche.

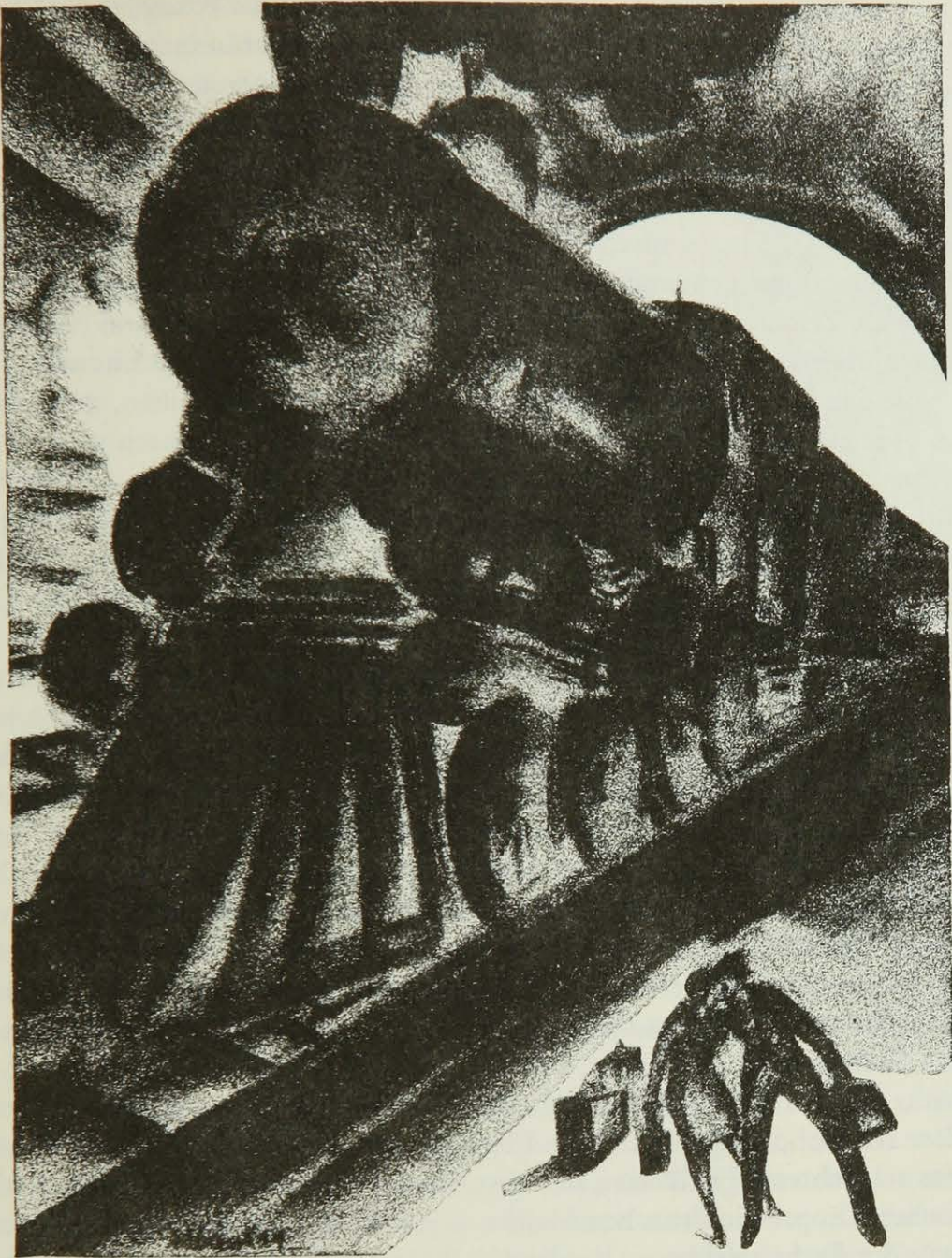
„Ich bin oft genug dort gewesen, E. zuliebe. Das Kino interessiert mich, aber nicht so sehr wie der Phonograph, der uns früher einmal sehr beschäftigt hat, Frau v. C. und mich. Ich finde den Phonographen ganz besonders interessant. Man entnimmt ihm die Intentionen dessen, der spricht, und kann Beobachtungen über Ausdruck und Sprache machen. Wenn Sie einen Schauspieler beurteilen wollen, dann lassen Sie ihn in einen Phonographen sprechen und hören Sie sich die Platte dann an. Sofort wird alles, was in dem Organ dieses Schmieristen an Dummheit, Mangel an Psychologie und Roheit der Stimme beisammen ist, gigantisch hervortreten. Hingegen das Kino?“

Er unterbrach sich und beugte sich dicht zu mir, bevor er weiter sprach . . . eine Gewohnheit, die er seit dem Kriege angenommen hatte, immer wenn er eine Wahrheit verkünden wollte; als hätte er Angst gehabt, belauscht zu werden.

„Die ungeheure Verbreitung des Kinos ist einer der vier Reiter der Apokalypse.“

„Kündigt er das Ende der Welt an?“, fragte ich ihn.

„Aber nein“, antwortete France und machte ein Gesicht, das teils ein Lächeln ausdrückte, teils seine Unzufriedenheit, nicht verstanden zu werden. „Die Welt wird nur durch den Zusammenstoß von Planeten enden oder durch das Verlöschen der Sonne. Symptom eines derartigen Ereignisses ist das Kino nicht. Es handelt sich nicht um das Ende der Welt, sondern um das Ende der Zivilisation oder, wenn Sie wollen, um das Ende einer Form europäischer Kultur. Die Verbreitung des Kinos stimmt nicht nur zufällig zeitlich mit der Abschaffung des Griechischen und Lateinischen in unsern Schulen überein. Aber ich möchte nicht, daß Sie mich für einen ‚Misoneisten‘ halten, wie Lombroso sich so schrecklich ausdrückt. Nein, ich verfolge meine Zeit mit größter Aufmerksamkeit, ich passe mich ihr sogar an, so gut ich kann. Das Kino hat mich unterhalten, und ich habe mich sehr dafür interessiert. Ja, ja, das Kino ist sehr amüsan und vielleicht sogar sehr lehrreich.“



Ruzickay

Und nach einer Pause: „Haben Sie einen Begriff von der Popularität amerikanischer Film-Stars? Bestenfalls läßt sich noch der Triumph Caesars oder der Einzug Alexanders in Persepolis mit den phantastisch glanzvollen Empfängen vergleichen, die bei Charlie Chaplin gang und gäbe sind. Das kommt daher, weil das Kino, beachten Sie das, zu allen spricht, genau auf den Geschmack des Volkes gestimmt ist und sozusagen eine Emanation des niedrig Menschlichen darstellt.“

„Es ist zweifellos eine untergeordnete Kunst.“

„Nein! Es handelt sich eben nicht um eine untergeordnete Kunst! ‚Untergeordnet‘, ‚hochstehend‘, das sind lauter Ausdrücke, welche Stufen bezeichnen. Vor allem: haben Sie schon darüber nachgedacht, was die Kunst ist? Wir wollen versuchen, sie zu definieren, obgleich es nicht gerade leicht ist. Um der Sache

gleich auf den Grund zu gehen, möchte ich sagen, daß die Kunst, seit sie existiert, das heißt seit den Griechen, immer die Enthüllung einer übernatürlichen Welt zum Ziel gehabt hat. Aber gewiß! Was wir heute Realismus nennen oder Naturalismus, sind entweder Negationen der Kunst oder unrichtige Bezeichnungen. Bei den Alten bestand die Hauptmission des Künstlers, der ursprünglich aus dem Priesterstand hervorgegangen war, nicht darin, einem die Welt, in der man lebt, ins Gedächtnis zu rufen, sondern sie vergessen zu machen. Er fußte wohl in ihr, aber nur, um ihren geheimen Sinn zu enthüllen und uns auf zauberhafte Weise ihre großen Triebfedern zu erklären: den Schmerz, die Liebe und das Opfer.

Nichts überrascht mich so wie unsere Auffassung von der Literatur . . . und auch von der Kunst. Ihr Gottesdienst scheint darin zu bestehen, zu amüsieren. Was würde ein Grieche dazu sagen, oder ein Renaissance-Mensch oder selbst ein Zeitgenosse Ludwigs XIV.? Bei den Griechen kam die Kunst, was die Offenbarung betrifft, den Mysterien gleich. Sie zeigte dem Menschen die einzige Zuflucht vor dem Leben: die Schönheit. Und sie versuchte, ihn durch die Harmonie über das Reale zu erheben. Literatur und Kunst: Licht einer höheren Welt oder, besser gesagt, die Apokalypse des Menschen.

Was haben wir von all dem bewahrt? Schon die Mitte des XIX. Jahrhunderts mit dem souveränen Aufstieg des Journalismus und des Naturalismus hat uns das gegeben, was alle dekadenten Epochen kannten: die getreue Wiedergabe der Wirklichkeit, ‚Schattenspiele der zeitgenössischen Mittelmäßigkeit‘. Und wir haben zum erstenmal den Zeitungsroman gesehen und andere ähnliche Neuerungen, lauter Verkünderinnen des Endes. Daß ich Zola lange nicht mochte . . . eine wahre Sympathie habe ich für ihn selbst nach unserer durch die Umstände bewirkten Annäherung nicht aufzubringen vermocht . . . hatte seinen Grund darin, daß er die Kunst herabzog nicht durch seine Werke — er war kein größerer Naturalist als ich und er hatte Talent — aber durch seine albernsten ästhetischen Theorien.“

Nach kurzem Schweigen, während dessen France seinen Arm auf meine Schulter stützte: „Und dabei, mein Freund, müssen Sie sich eindringlichst sagen, daß das schlechteste Feuilleton, der absurdeste Realismus und das Geschmier des idiotischsten impressionistischen Malers — jene Bilder, die wie eine Art Faschingsdienstag der Farbe wirken — ungleich höher stehen als der beste Film. Das Kino verkörpert das ärgste Volksideal. Es ist die gelebte ‚kleine Chronik‘, die dritte Seite des lebendig gewordenen Käseblättchens. Selbst die Tiere könnten sich dabei unterhalten. Vor dem Spießer erscheint im Kino nicht ‚Der Traum‘, sondern der Widerschein seines eigenen Traumes, das heißt: ein Alpdruck. Er sieht, wie die kleine Grisette Hüte steckt, wie ihr Freund betrogen wird und wie der Apache stiehlt. Und all das klipp und klar, ohne einen wenn auch nur mittelmäßigen Umweg durch das Gehirn. Die Athener bestrafte einen dramatischen Dichter, der ihnen eine wirklich ‚geschehene‘ Szene vorführte, sie also nicht durch die Schönheit, sondern durch die Wirklichkeit gepackt hatte, und sie würden daher den Erfinder des Kinos verbannt, wenn nicht gar massakriert haben.

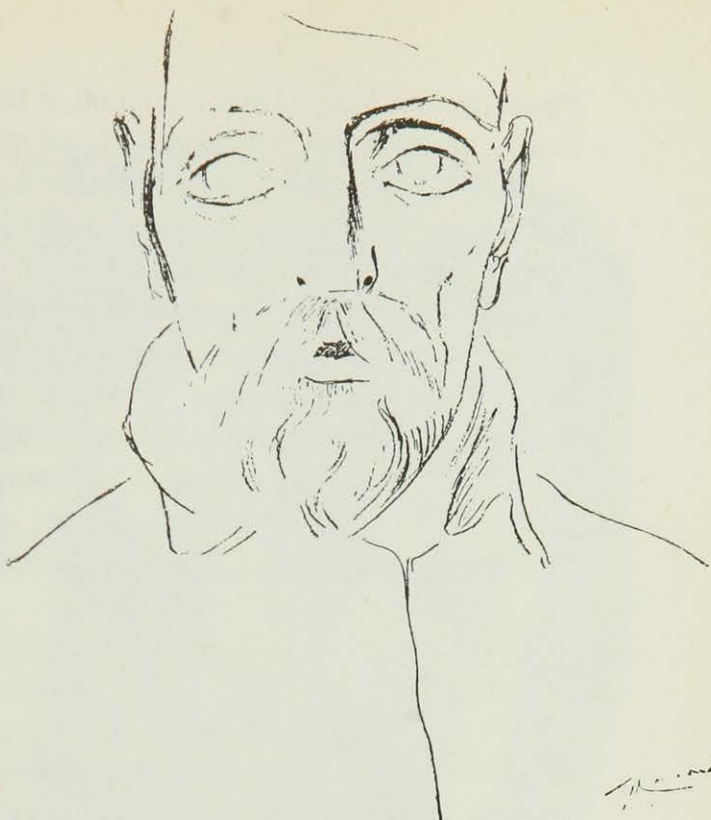
Fast jedes intelligente Wesen, das diese dunklen Säle verläßt, schämt sich, ein Mensch zu sein.

Was ich hier sage, gilt natürlich nicht für die gefilmten ‚Chronik der Weltereig-

nisse', die ein ausgezeichneter Behelf für Wissenschaft und Zeitung ist. Diese Filme sind wertvoll und bedeuten einen Fortschritt. Aber wir wissen sehr wohl, daß der Kern des Kinos nicht hier liegt. Er will Geistiges materialisieren und rivalisiert mit dem Theater und dem Roman. Er popularisiert eine Literatur Epinals, indem er dieser die Schönheit entzieht und sich an die niedrigsten Instinkte und schmutzigsten Wurzeln der menschlichen Empfindung wendet. Er ist genau das Gegenteil von Kunst und strebt Kunst an. Da sitzt das Problem.“

Nach einer Pause, während der er mit seinen großen Augen alles beobachtete, was die Straße und die Passanten ihm boten, fuhr er in jenem näselnden Ton fort, der meist seine bedeutendsten Aussprüche begleitete: „Halten Sie es für unwichtig und bedeutungslos, daß diese Welle der Verblödung der Welt aus Amerika kommt? — Ich habe sie gesehen, diese Amerikaner . . . während des Krieges, in Tours, wo sie niedergeregnet sind wie Manna oder wie Heuschrecken. Der Wind wehte jeden Sonntag einige unserer Retter in die Béchellerie. Nun! das geringste, was sich über diese Wesen sagen läßt, ist, daß sie anders organisiert sind als wir. Gott hat zu ihrer Herstellung moderneres, patentiertes Material verwendet, eine Art weniger elastischen Zements als jene, der er sich seinerzeit zur Fabrikation des alten, europäischen Adam bedient hatte. Sie sind gesund, sie sind mechanisch und besitzen Metallfedern. Sie rechnen gut, aber denken wenig. Ihr Gehirn, das bewunderungswürdig registriert, erfäßt die Zusammenhänge anders als wir. Sie schauen, sie informieren sich und geben angesichts der Ereignisse einige gutturale Töne von sich. Im übrigen machen sie den Eindruck von Kindern. Konversation, Geschmack und Gefühl für Nuancen haben die Karavellen des alten Columbus nicht hinübergebracht. Sie haben keine einzige unserer Schwächen, unserer lieben Schwächen. Schon deshalb vermögen wir uns in ihnen nicht wiederzuerkennen. Den Amerikanern fehlt ein winziges Nichts: die Vergangenheit. Sie haben keine Vergangenheit. Aber das gibt ihnen freie Hand, erleichtert ihnen das materielle Leben und sogar den Fortschritt. Haben Sie nicht bemerkt, daß der Fortschritt einer Art Tabula rasa bedarf? Tradition und Vergangenheit scheinen ihm hinderlich zu sein. Die Amerikaner erfinden und schaffen Komfort, sie sind wunderbare Zimmerleute, aber das, was wir Kultur nennen, das, was Raffinement in sich schließt und Pascal den ‚Geist der Verfeinerung‘ nennt, davon sehe ich bei ihnen nicht viel. Und da sie keine Vergangenheit haben, ich meine, keine richtigen Wurzeln, haben sie auch kein Ideal.“

Ich warf ein: „Und doch ist der größte Idealist des XIX. Jahrhunderts, Emerson, ein Amerikaner. Und ich glaube, daß die amerikanische Poesie und



Marchand

Phantasie mit Poe, Hawthorne und Whitman sich mit unserer Poesie und unserer Phantasie wohl messen kann.“

„Ich könnte so manches sagen über das Mißverständnis der europäischen Kultur im Kopfe der Schriftsteller, die Sie anführen und die ich nur wenig kenne, und ebenso über den protestantischen und puritanischen Idealismus Emersons. Aber das wäre ein müßiger Streit und hieße auch über Dinge sprechen, von denen ich nicht viel weiß. Darum handelt es sich jedenfalls nicht. Die Amerikaner sind entfernte Söhne Englands, Spaniens und Frankreichs. Sie haben Atavismen, und ich will ihnen gar nicht ihre großen Männer streitig machen. Was das Ideal betrifft, das Sie ihnen mit Recht einräumen, so liegt es auf moralischem und seelischem Gebiet. Aber hier handelt es sich nur um das ästhetische Ideal und jene Schönheit, welche die Kultur nur langsam schafft und formt. Und daran, glaube ich, mangelt es ihnen.

Übrigens: wenn die Amerikaner keine Vergangenheit haben, so müssen sie froh sein. Das ist der Preis dafür, daß sie eine Zukunft haben. Ihr kindlicher Geist, der für die Bilder Epinals, die der Kinematograph ihnen bietet, empfänglich ist, ihr Geist, der imstande ist, den Mormonismus oder gar den Spiritismus eines William James ernst zu nehmen, hat eine große Zukunft der Entwicklung vor sich. Und diese Zukunft hat er eben nur, weil er kindlich ist. Sie halten die Filmgrößen solcher Apotheosen für würdig, wie sie, du guter Gott! Homer, Michel Angelo, Shakespeare, ja selbst Talma nie zuteil wurden. Das ist naiv, aber reizend. Den gläubigen Völkern, die man mit Bildern einwiegt, gehört die Zukunft. Die wirren Athener, denen Pisistrates eine Statue seines Wagens zeigte und die glaubten, es sei Minerva in Person, haben jene zur Welt gebracht, die Plato bewunderten und Paulus verspotteten.

Auch die Gallier und die Germanen, die Europa begründen sollten, waren ohne Vergangenheit. Aber sie übernahmen die Vergangenheit Roms und entwickelten sie auf glückliche Weise weiter.

Amerika gehört die Zukunft, um so mehr, als es vielleicht das Grab Europas graben wird. Es steht erst am Beginn seiner Karriere. Es hat die Möglichkeit, uns zu verschlingen, und so würde es sich auch unsere Tugenden einverleiben. Denn die Einverleibung ist noch in weit höherem Maße ein sozialer Ritus als ein religiöser . . . die Einverleibung, ich meine damit: die Notwendigkeit, seinen Gott aufzuessen, um seine Tugenden in sich aufzunehmen. Rom hat diesen Ritus Griechenland gegenüber geübt, und die barbarischen Völker, die Rom in einem Bankett verschlangen, das einer Orgie sehr ähnlich sah, haben auch von Rom geerbt und diese Erbschaft nach Wunsch gemehrt und genützt. Ebenso wird jemand Europa aufessen, das, scheint es, schon reif dazu ist. Wird es Amerika sein, oder die Gelben? Wer kann es sagen? Und übrigens, was weiß denn ich, und was ist das für eine unerträgliche Manie, die mich dazu treibt, zu prophezeien, wo ich mich doch über Propheten so lustig mache! Jedenfalls, glauben Sie mir! Wenn das Kino auch in wissenschaftlicher und dokumentarischer Hinsicht wertvoll werden kann, seine Ausbreitung und seine Beliebtheit sind Zeichen des Niedergangs und beleidigen die Schönheit, diese traurige Verbannte, die sich immer weiter von uns entfernt . . .“

(Deutsch von Rose Richter)



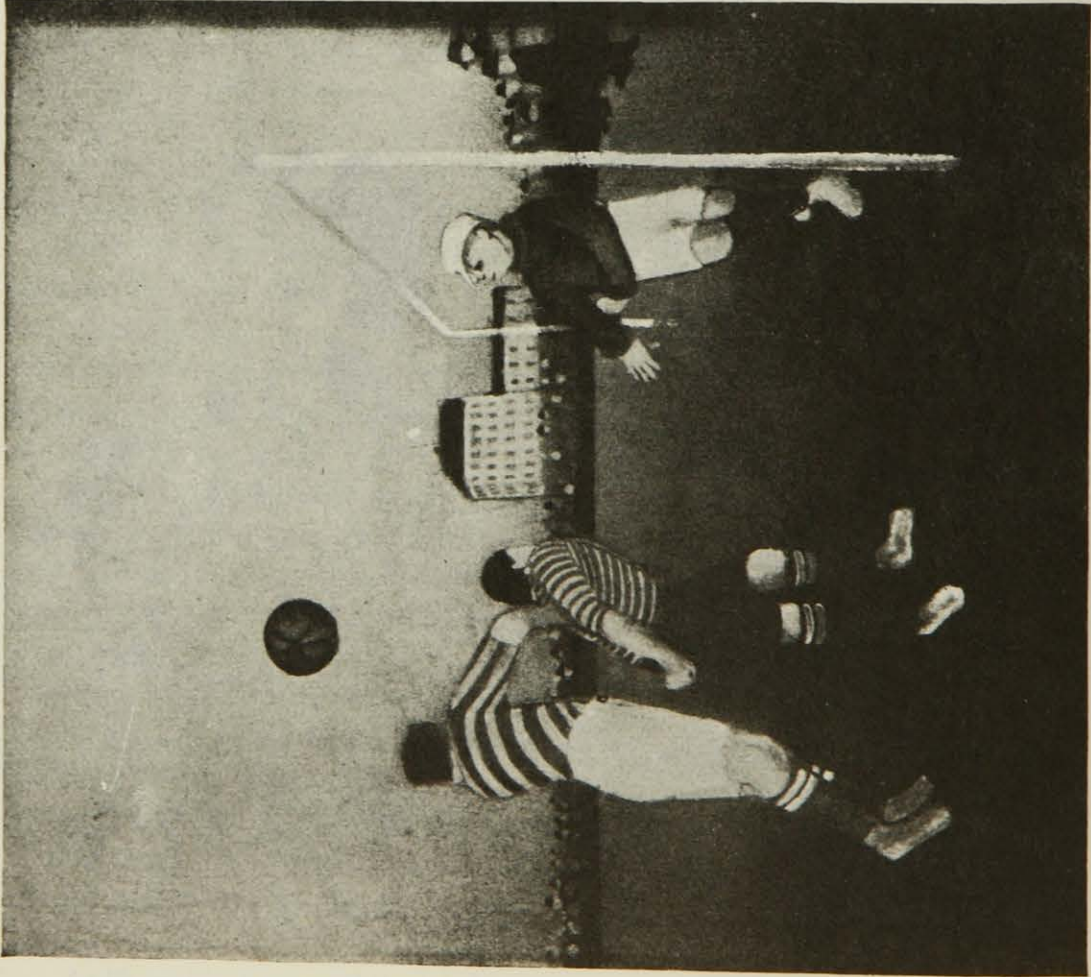
Berlin, Staatliche Museen

Im Frauenbad. Amphora (6. Jahrh. v. Chr.)

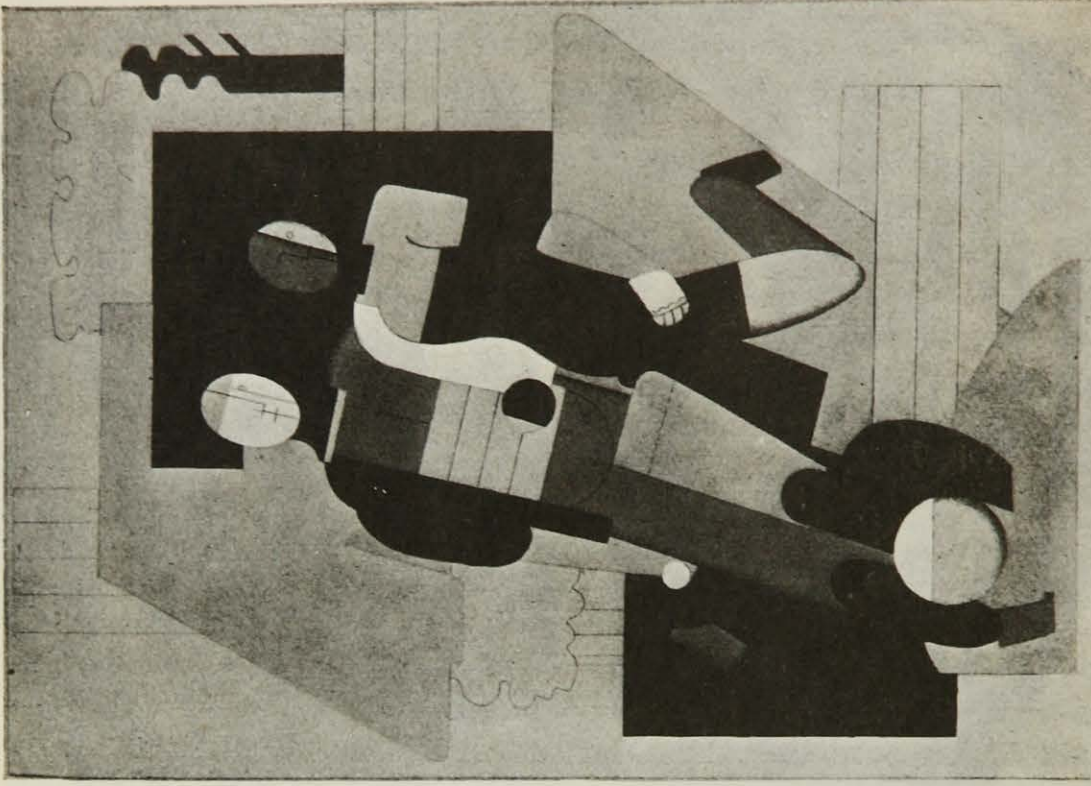


Herakleion, Museum

Hofdamen. Wandmalerei aus dem Palast von Knossos (1500 v. Chr.)
 Aus „Hellas und Rom“ (II. Band der Propyläen-Weltgeschichte)



Felix Nußbaum, Fußballkampf



New York, Ausstellung Museum of modern art
Willi Baumeister, Fußballspieler

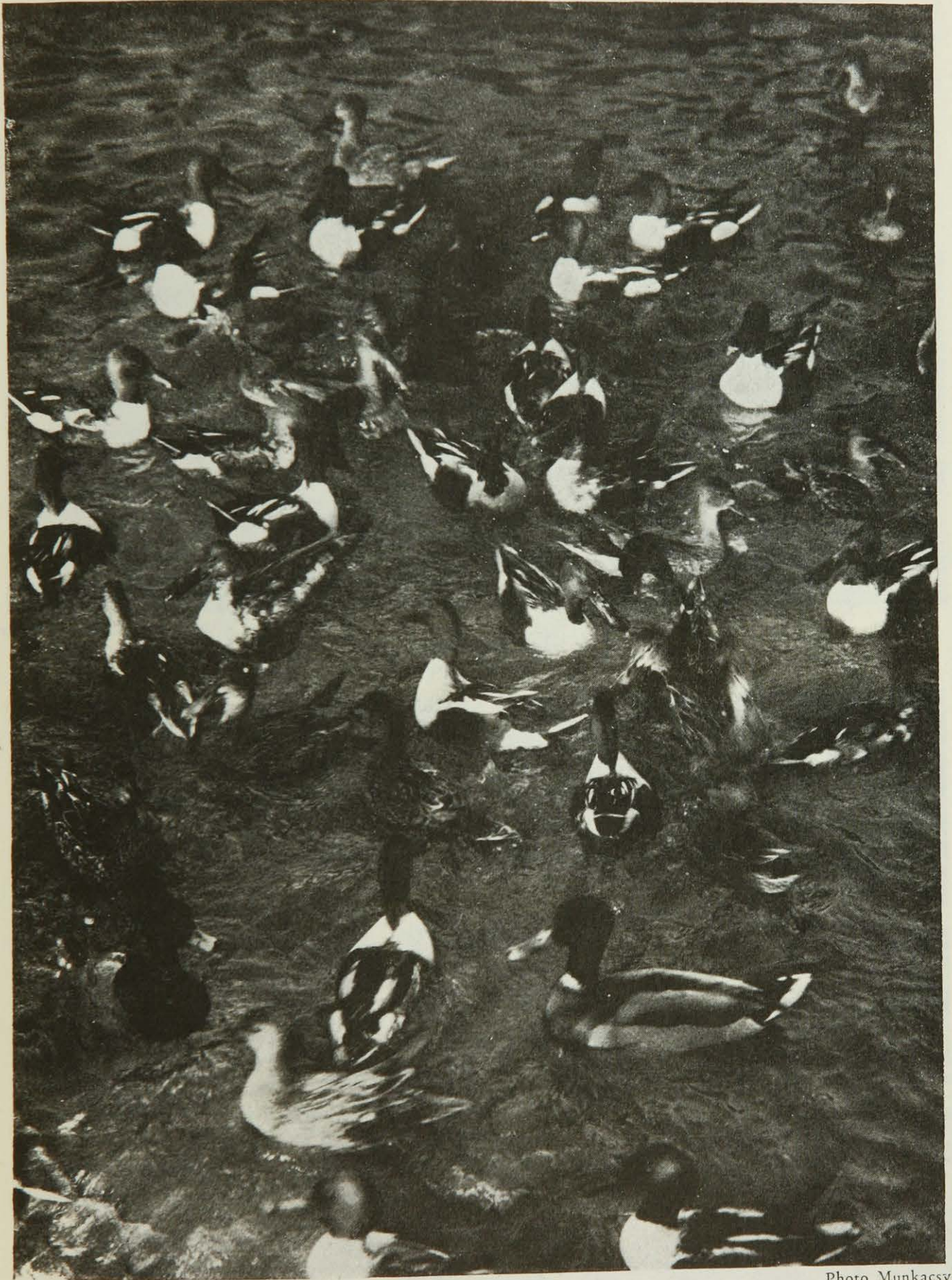


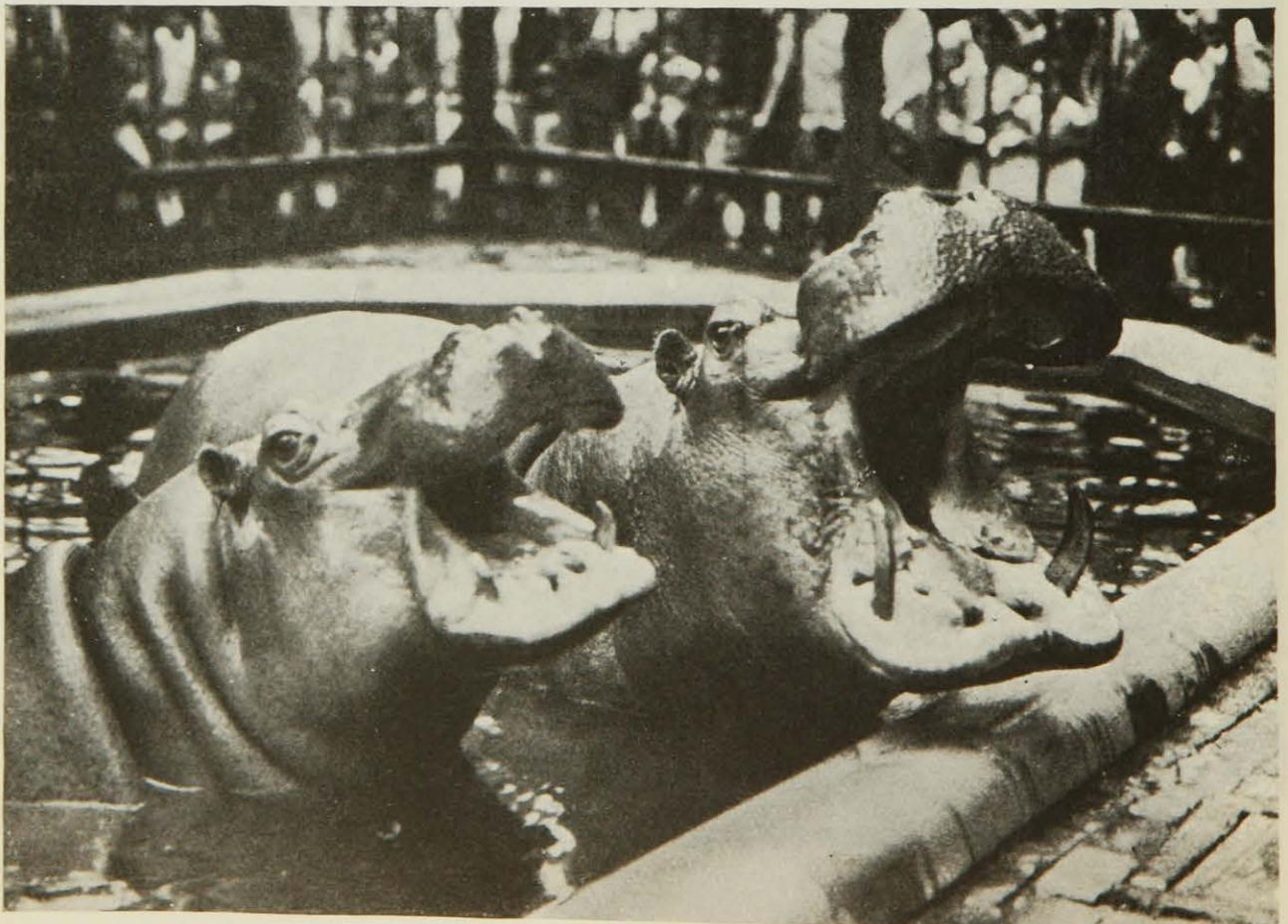
Photo Munkacsy

Wildenten (Kairo, Zoo)



Schottische Terrier

Photo Metro-Goldwyn-Mayer



Flußpferde

Photo Franz Otto Koch



Ernst Graef

Geheimnisse jenes Landes

Von

Massimo Bontempelli

Ich habe schon verschiedentlich Gelegenheit gehabt, über Dinge zu sprechen, die ich auf einer Reise durch jenes Land erlebte. Während ich es bisher für angebracht hielt, über künstlerische und philosophische Ideen dieser Menschen zu berichten, scheint es mir heute von Interesse, einzelne Züge ihrer Sitten zu schildern. Zunächst eine überaus seltsame Angelegenheit. Am ersten Tage meines Aufenthaltes hätte mir meine Unkenntnis in dieser Beziehung beinahe große Unannehmlichkeiten eingetragen.

Nachdem ich mein Gepäck abgegeben hatte, und mir ein Zimmer zurecht gemacht wurde, machte ich einen Spaziergang durch die Hauptstraße der Stadt.

Ich fand in meiner Tasche eine Tafel Schokolade, die ich unterwegs gekauft hatte. Ich begann sie zu essen, kauend lief ich weiter und sah mich um. Es waren nur wenige Menschen auf der Straße. Aber ich merkte, daß jeder, der mir begegnete, mich zuerst erstaunt ansah, dann sich abwandte, wie um mich nicht zu sehen, und manche gingen sogar auf die andere Seite der Straße. Ich beobachtete mich, ich tastete mich ab, aber ich konnte nichts entdecken. Bald wurde mir die Sache so peinlich, daß ich umkehrte und in mein Hotel flüchtete. Ich erzählte dem Portier mein Abenteuer.

Er warf einen schiefen Blick auf das Stück Schokolade, das ich noch in der Hand hielt, und gab mir dann, mit dem Gesicht zur Tür gewandt, um mich nicht sehen zu müssen, die Erklärung.

Die Schokolade war schuld.

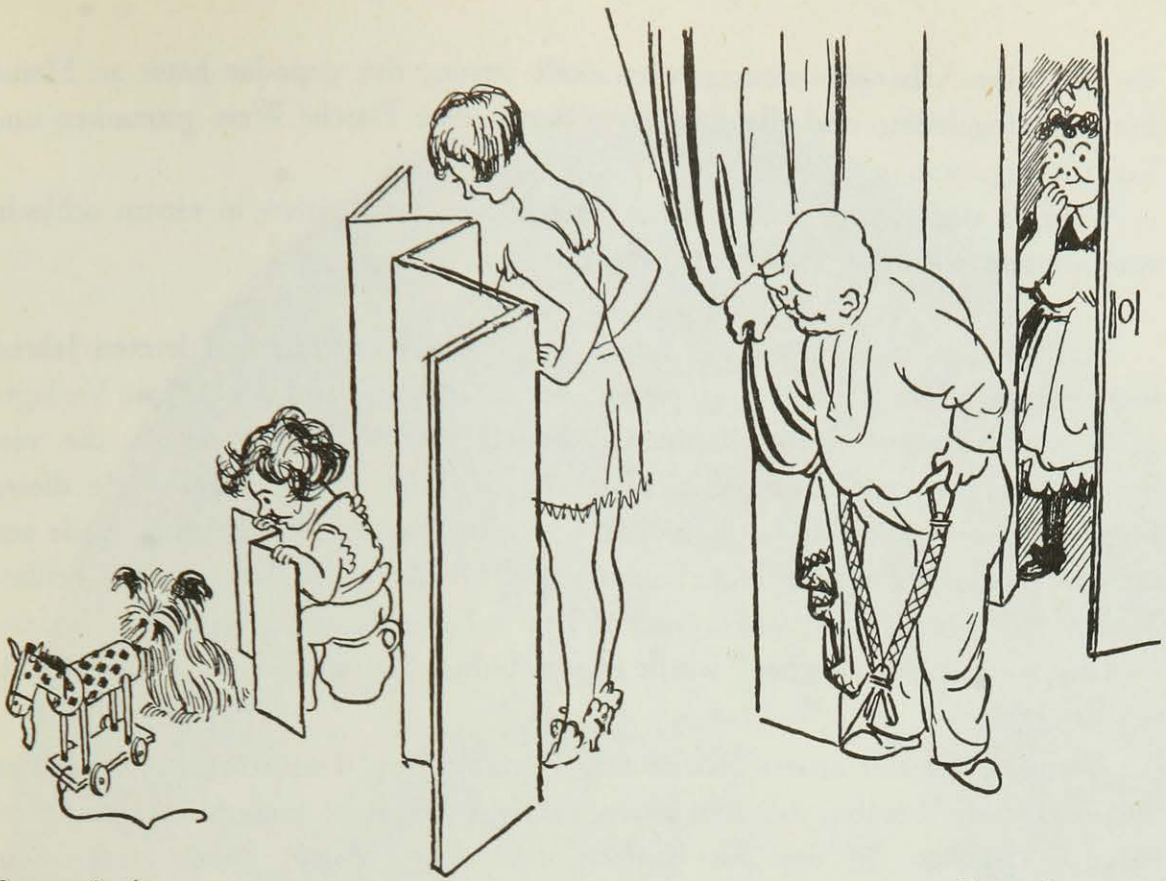
In der Moral dieses Landes betrachtet man den Vorgang der Ernährung als eine diskrete und im geheimen zu erledigende Sache.

Man gibt zu, daß Essen nötig ist, man weiß, daß jeder ißt, aber es gilt als sehr indezent, sich von anderen bei dieser Beschäftigung, die wirklich sehr unangenehm anzusehen ist, beobachten zu lassen. Zu Hause ißt man versteckt in seinem Zimmer mit fest verschlossener Tür, damit man bei diesem Akt nicht überrascht wird. In armen Familien, wo es nur ein Zimmer gibt, richtet es jeder so ein, den, der grade zum Essen an der Reihe ist, allein zu lassen. Während dieser Zeit verzieht sich die übrige Familie nach draußen, unter dem Vorwand, spazieren zu gehen. Oder aber man ißt in der Nacht, in der Dunkelheit, und jeder versucht möglichst geräuschlos zu sein: wer schon gegessen hat, tut, als ob er schlief, um diejenigen, die noch im Dunkeln essen, nicht zu stören.

Nicht nur darf man sich beim Essen nicht sehen, sondern unter wohlerzogenen Menschen spricht man auch nicht darüber: Reden über das Essen werden als obszön betrachtet. Gewisse schlechterzogene Menschen, die aus Unachtsamkeit oder Taktlosigkeit über Mahlzeiten sprechen oder über Lebensmittel, oder aber über den Vorgang des Essens oder über Hunger, Kauen, Servietten und so weiter, gelten als zügellos und sind in der guten Gesellschaft nicht zugelassen. Lehrer und Eltern bestrafen die Kinder sehr streng, wenn sie sie solche Worte sagen hören. Ich sah einmal — zu meinem großen Erstaunen —, wie ein Taugenichts vierzig Hiebe bezog, weil man ihn dabei überrascht hatte, wie er seinen Kameraden erzählte, er habe seinen Vater beim Frühstück durch das Schlüsselloch beobachtet.

In den südlichen Gegenden dieses Landes, wo die Menschen freier sind, lautet einer der gemeinsten Ausdrücke: Mahlzeit!

Für diejenigen, die zu Hause nicht essen können, gibt es Wirtshäuser, dort werden die Gäste in kleinen Zimmer untergebracht und bleiben während der ganzen Mahlzeit abgeschlossen sitzen. Diese Wirtshäuser sind in Anbetracht ihrer



Ottomar Starke

Chacun à son gout

Notwendigkeit zugelassen und werden von der Polizei kontrolliert: immerhin stehen sie in einem schlechten Ruf, die Leute gehen im verborgenen dorthin, und nach eingenommener Mahlzeit gehen sie, möglichst ohne gesehen zu werden, wieder fort.

Es gibt auch Lasterhafte, die auf der Straße plötzlich ein Stückchen Brot aus der Tasche ziehen und anfangen zu fressen, wenn jemand vorübergeht: es scheint, daß es ihnen ein perverses Vergnügen macht, so gesehen zu werden. Aber die Polizei wacht streng darüber, und ein solches Vergehen wird mit mehreren Monaten Gefängnis bestraft.

Es gibt einige nicht zugelassene Wirtshäuser, die eigens für solche Lasterhaften gedacht sind (denn in der letzten Zeit haben sich die Sitten dieses Landes ziemlich gelockert). Dort findet man Zimmer, wo alle Gäste zusammen essen, sich dabei unterhalten, als ob nichts sei, und am gleichen Tisch sitzen. Das wird als eine abscheuliche und ekelhafte Orgie angesehen. Die Diskreteren unter ihnen tragen kleine Masken, um nicht erkannt zu werden. Es gibt auch welche, die solche Orte mit dem einzigen Zweck aufsuchen, sich Appetit zu verschaffen: sie kommen mit glänzenden Augen und wässerigem Mund wieder heraus. Auf andere wirkt dieser Vorgang gegenteilig: der Betreffende, der mich einmal dorthin begleitete, ein normaler Mensch, wurde beim Fortgehen von heftigem Erbrechen ergriffen, er konnte mehrere Tage wegen großen Ekels keine Speise mehr sehen.

Während ich in diesem Lande war, wurde grade ein Prozeß zu Ende geführt, der alle verurteilte, die in den Skandal eines „gepodar“ (eine hohe Behörde, in

der Art eines Obergerheimrates) verwickelt waren; der gepodar hatte zu Hause Freunde eingeladen, und alle zusammen hatten eine Flasche Wein getrunken und Kuchen gegessen.

Weniger streng wurde einer bestraft, der einen Polizisten in einem schlecht verschlossenen Wagen hatte essen sehen.

Da, wie ich schon sagte, die Sitten in diesem Lande in den letzten Jahren lockerer geworden sind, so haben gewisse gewinnsüchtige und skrupellose Verleger große Geschäfte mit dem geheimen Vertrieb von Büchern gemacht, die von Speisen sprechen und Gastmahlszenen und Bankette beschreiben. Viele dieser Bücher sind Anthologien ausländischer Literatur; man findet darunter Teile aus dem Homer, aus Romanen von Rabelais und Dickens und Rezepte von Brillat-Savarin. Eine Übersetzung von unserer äußerst aufregenden Abhandlung „Hundertfünfzig Arten, Eier zu kochen“ wurde zu sehr hohen Preisen an Wüstlinge verkauft.

Wenn im Theater unsere Stücke aufgeführt werden, dann streicht oder ersetzt die Zensur alle Szenen, die vom Essen handeln. Ich habe eine Aufführung von Macbeth gesehen, in der das Bankett durch eine Partie Poker ersetzt war (Macbeth hält die Karten und teilt aus, plötzlich sieht er Banquos Schatten, der sagt: „Royal flush“). Etwas Ähnliches hat man bei der großen Tischszene im „Schlafwagenkontrolleur“ gemacht.

In einer anderen ausländischen Komödie — ich erinnere mich nicht mehr, welche es war — wurde das Diner durch eine große allgemeine Schlaferei ersetzt.

Denn wie man bei uns zum Essen einlädt, lädt man dort zum Schlafen ein. Manchmal werden diese Einladungen von großen Feierlichkeiten begleitet: in reichen Häusern gibt es Säle mit zehn, fünfzehn und selbst mehr Betten. Außerdem gibt es noch die amtlichen Schlafstätten in den ausländischen Gesandtschaften und in der Reichskanzlei. Jeder Gast findet dort ein schönes Pyjama und ein ausgezeichnetes Bett: er schläft ein oder zwei Stunden, bis eine große Weckeruhr läutet, die der Gastherr oder die Hausfrau aufgezogen hat. Dann wachen alle auf, Gäste und Wirt, kleiden sich an und verabschieden sich dankend. In bescheideneren Häusern sind die Gesellschaften weniger zahlreich und die Betten nicht so elegant, aber immer sehr gut. Wer bei diesen Zusammenkünften keinen Schlaf hat, gibt sich den Anschein, als ob er schlief, um dem Gastherrn nicht zu mißfallen.

Auf den Dörfern dauern diese Zusammenkünfte, hauptsächlich auf dem Jahrmakkt, nicht wie bei feinen Leuten ein oder zwei Stunden, sondern sieben, acht und zehn Stunden. In einem gewissen Augenblick tun alle, als ob sie schliefen, aber in Wirklichkeit sind sie wach: bis der Wecker ertönt, dann erwacht scheinbar der Wirt. Alle recken sich und reiben sich die Augen, um zu zeigen, daß ihnen dieser Festschlaf sehr gefallen hat.

(Deutsch von Lissy Rademacher und Mario da Silva).



Photo Kaulak, Madrid

Der Torero José García



In Madrid

Photo Kluger - v. Szigety



Spanische Damen schauen dem Stierkampf zu



Buster Keaton lacht zum erstenmal (mit Paul Morgan)

Photo Lorant



Der Tag der spanischen Republik

Photo Malina

Zwei Zeitgedichte

Von

Paul Schaaf

Wandel der Zeiten

*Am schönsten ist ja nun die Anemone,
wenn sie schon nicht mehr da ist, sondern welk.
Denn jetzt sind andre Blumen da, die Stangenbohne
wird langsam reif. Es knistert im Gebälk.*

*Es knistert im Gebälk. Der Herbst ist kommen.
Gekommen muß es heißen. Doch — egal!
Was liegt daran? Man hat sich vorgenommen,
man geht im Winter in den Parsifal.*

*Es schneit. Doch sieh, schon tropft es von den Bäumen.
Das ist der Lenz. Der Sommer ist nicht weit.
Man jubiliert. Man möchte überschäumen.
Es wird schon heiß. Und wieder kalt. Es schneit.*

Jenseits

*Langsam gondelt die Vergangenheit
abwärts in das dunkle Reich der Schatten,
weiß Bescheid,
freut sich aufs Ermatten.*

*Dort sitzen die Vergänglichkeiten,
die Jahrhunderte und die alten,
ehrlichen Blütezeiten,
freuen sich aufs Erkalten.*

*Nur die Klassik und Romantik zanken,
es läßt ihnen keine Ruh,
definieren ihre unterschiedlichen Gedanken,
aber selbst die Zeit um Neunzehnhundert
hört schon nicht mehr zu.*

Der Stierkampf, vom Torero aus gesehen

Von

Máximo José Kahn

Die Engländerinnen, die, nach 1918, wieder ihre ersten Spanienreisen machten und naturgemäß noch unter dem Eindruck des Krieges standen, fanden es angebracht, zwar den Stierkampf nicht unbesucht zu lassen, aber doch nach kurzer Zeit des Zuschauens ohnmächtig zusammenzubrechen. Die Spanierin, der bis zu jenem Zeitpunkt der Gedanke nicht gekommen war, in dieser Weise die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, ahmte der Engländerin begeistert nach. Bisweilen mußte man Stierkämpfe nahezu unterbrechen, nicht, weil an verschiedenen Stellen junge Damen gleichzeitig ohnmächtig geworden waren, sondern weil die ohnmächtig Gewordenen nicht zulassen wollten, daß man sie hinausbrachte — da sie ja keineswegs zu diesem Zweck dem Anfall erlegen waren. Man kam daher nach knapp drei Jahren von der Ohnmacht schon wieder ab und beschränkte sich auf Todesblässe, die erzeugt wird, indem man in einem beobachteten Augenblick die rechte Hand zu Gesicht führt und in einem unbeobachteten sich mit zwei spitzen Fingernägeln in eine gewisse Stelle unter den Gipfel der Nase zwickt.

Was für eine Rolle die Frau in der Arena spielt, geht aus Stierkampfkündigungen vorzüglich kleinerer Städte hervor, in denen es — nachdem gesagt wurde: „Eine brillante Musikkapelle wird das Schauspiel verlieblichen, indem sie die ausgewähltesten Stücke aus ihrem abwechslungsreichen Repertoire spielt“ — gegen Schluß zu heißen pflegt: „Dem Stierfest werden junge und distinguierte Mädchen beiwohnen, welche durch die bunten Mantones, die sie zur Schau tragen, der Veranstaltung eine besonders heitere Note verleihen und ihren Glanz erhöhen werden.“ Den unerfahrenen Leser des Plakats erstaunt, daß man mit Zuschauern, als wie mit einer Darbietung, Reklame macht, und er glaubt, daß sich die Sache genau so verhalte, wie wenn ein Berliner Theater den Zustrom des Publikums dadurch zu intensivieren versuchte, daß es auf seine Programme schriebe: „Im Parkett wird man Damen der Gesellschaft mit wahrhaft verführerisch tiefem Dekolleté beobachten können.“

Nun ist das moderne Theater noch immer ein Guckkasten, vor dem man *entweder* zuschaut *oder* in dem man zur Schau gestellt ist. Beim Stierkampf ist jedoch der Zuschauer ebenso zur Schau gestellt wie der zur Schau gestellte Stierkämpfer Zuschauer. Vor dem Torero und seinen Helfern in der Mitte der Arena ist das von Licht und Schatten unterschiedlich behandelte Tribünenrund wie eine riesige Bühne voll plastischer Wirkungen ausgebreitet. Die schauspielerisch außerordentlich begabte, unerhört lebhaft Menge der männlichen Zuschauer ist für den Torero etwa der griechische Chor; die Führer dieses Chors, seine Bevollmächtigten, sind die „jungen und distinguierten Mädchen, welche durch die bunten Mantones, die sie zur Schau tragen, usw.“

Wenn man nun weiß, daß in den spanischen Theatern Frauen nicht ins Foyer dürfen oder aber doch von den Männern getrennte Foyers haben, dann erschrickt man unter der Vorstellung, daß beim Stierkampf junge Mädchen sozusagen mitten

stechendste Eigenschaft maßlose Überreiztheit und Nervosität glaubhaft zu machen weiß. Ein Stierkämpfer ist ein Wesen, das sich immerwährend wie auf der Treppe zum Zahnarzt befindet und dem kein größeres Glück widerfahren kann, als daß ihm auf dieser Treppe ein Sarg begegnet, der ihn veranlaßt, es für dieses Mal sein zu lassen. Seine Schreckhaftigkeit führt ihn dazu, aus dem Aberglauben einen Kult zu machen.

Seine Mentalität läßt ihn beispielsweise in dem vor seinem Tisch im Café stehenden Stuhl Verwandtschaft mit dem menschlichen Knochengerüst feststellen, und es bringt den Torero zur Raserei, wenn einer der Cafégäste den Stuhl neben ihm aus Laune oder Langeweile „tanzen“ läßt. In diesem Vorgang sieht er Tanz eines menschlichen Skeletts, also einen Totentanz, und somit eine Warnung aus dem Grabe, an diesem Tage sein Leben beim Stierkampf keiner Gefahr auszusetzen. Als zweites böses Omen gilt der Anblick der schwarzen Sonne eines zum Trocknen aufgespannten Regenschirms, welcher in der Ideenwelt der Stierkämpfer als weit aufgesperrter schwarzer Rachen des Todes fungiert. In jedem Haus gibt es einen aufgespannten Regenschirm und in jedem Café einen Mann, der seinen Nebenstuhl hin und her wackeln läßt. So daß, selbst wenn es nicht mehr wären, der Torero mit diesen beiden unheilverkündenden Vorzeichen auskäme, um bei jedem Stierkampf vollauf Grund zu haben, sich bescheiden zurückzuhalten.

Indes der Gegenstand der größten Furcht ist für den Stierkämpfer: berühmt sein. In seiner Jugend träumt er davon, berühmt zu werden; im Alter davon, berühmt gewesen zu sein; aber niemals lockt es ihn, berühmt zu *sein*. Spanien hat der Welt bisher sehr wenige Filme geschenkt. Aber alle diese wenigen Filme haben zum Argument einen unbekanntem jungen Mann aus dem Volk, der ein berühmter Torero wird und sich auf diese Weise die Liebe seiner bis dato spröden Angebeteten erwirbt. Dieser Verlauf der Ereignisse zwingt die Braut des Stierkämpfers, gegen Schluß des letzten Akts den unfreiwilligen Ausdruck der Verachtung in ihrem Antlitz freiwillig aufzugeben, und zwar zugunsten des Ausdrucks von unsäglichem Glück.

Nun fällt es der Spanierin — wie im Film, so im Leben — schwer, unsägliches Glück zu markieren. Nicht angekränkt vom Gift geistiger Kultur, wird die obere Partie ihres Körpers nur in verzweifeltten Fällen von Innenleben heimgesucht. Durch die Umstände gezwungen, unsäglichem Glück Ausdruck verleihen zu müssen, bleibt ihr keine andere Möglichkeit, als die Lippen zu schürzen, wodurch sie unweigerlich das rätselhafte Lächeln der Mona Lisa bekommt. Dieses Lächeln aber, das — nicht nur gemäß der Oper von Schillings — auf nichts mehr schließen läßt, denn auf heimliche Untreue, ist der Verderb der meisten Stierkämpfer. Ich wage nicht zu entscheiden, ob die Spanier hervorragend eifersüchtig sind. Sicher ist, daß der Mann rasend und völlig kopflos wird, wenn sich die Frau heimlicher Untreue verdächtig macht; und zwar sehr viel weniger wegen der Untreue und der damit verbundenen gekränkten Ehre, als wegen der Heimlichkeit und der sich aus ihr ergebenden ungestillten Neugierde. Bezeichnenderweise kommen die meisten Toreros um, nicht solange sie, verhältnismäßig unerfahren, an ihren ersten ausgewachsenen toros praktizieren, sondern dann, wenn sie berühmt geworden sind.

Vor dem Goldfischglas

Von

Ramón Gómez de la Serna

Mein Goldfisch lebt in einer großen Träne.
Als mein Goldfisch einmal gestorben schien, schüttelte ich ihn wie eine stehengebliebene Uhr, und er ging wieder.

Fische erscheinen uns so sehr als Eßware, daß wir ihr Leben nie unparteiisch beobachten können.

Der Fisch hat den grauenvollen Blick des Schiffbrüchigen.

Für die Fische ist die Architektur der Menschen liegende Architektur, denn sie sehen nur Paläste, die auf dem Wasserspiegel liegen.

Seltsam, daß sie nicht — wie Wäsche im Wasser — eingehen.

Im Goldfischglas ist Sonntag.

Es müßte kleine Fische mit Ringen geben — zum Rauchen statt zum Essen.

Mein Goldfisch ist ein fehlgegangenes Infanteriegeschöß.

Als ich merkte, daß sich mein Fisch von nichts ernährt, kam ich auf die Idee zu vermuten, daß die Sekunden, die von meiner großen Pendeluhr herunterfallen, seine Nahrung sind.

Es müßte eine Bank geben, wo man Goldfische wechseln kann.

Fische haben etwas von Dienstmädchen; sie tauchen plötzlich auf, als hätte man nach ihnen geklingelt.

Wenn der Fisch das Maul zum Schnappen öffnet, ist es, als ob ein Kind gähne.

Teichfische sind ohne Geschmack; erst Gewässer, die die Menschen phantastisch erregen, geben auch den Fischen Aroma.

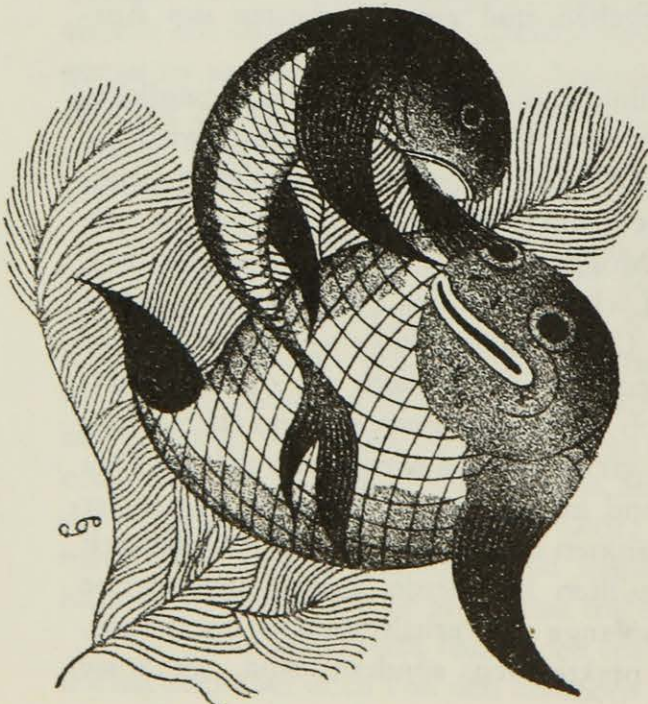
An den Fischen sieht man deutlich, daß auch die Natur mit Näh- und Steppmaschinen arbeitet.

Im Schlaf wechseln Goldfische die Farbe. Bisweilen ist der meine grau und sieht aus wie eine Sardine. Nämlich dann, wenn er von Sardinen träumt.

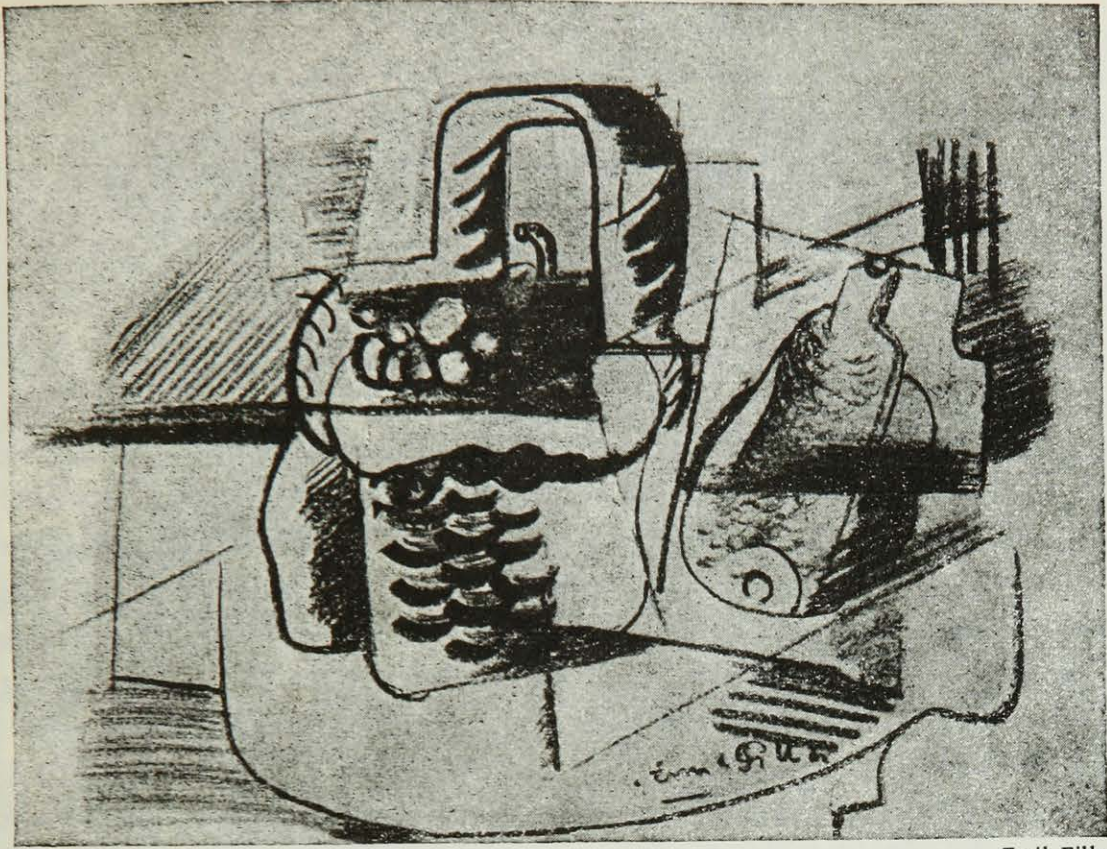
Gut, daß das Goldfischglas so klein ist; mein Fisch lockt mich ständig, zu ihm hineinzusteigen.

Der Umgang mit Fischen steckt an; ich ertappe mich bereits dabei, wie ich auf der Straße nach den Wolken schnappe.

(Deutsch von Máximo José Kahn)



Bruno Gutensohn



Emil Filla

Betrachtungen eines Hundes

Das Preislied vom Tisch

Von

Paul Achard

Da der Mund dazu geschaffen worden ist, daß wir damit essen, essen wir Hunde mit unserem Mund. Nichts ist selbstverständlicher.

Da ‚sie‘ nichts einfach tun, essen ‚sie‘ mit ihren Fingern: Sehr appetitlich! Zumal diejenigen, die sich vor dieser Verrichtung die Hände waschen, nicht in der Mehrzahl sind . . .

Es käme uns nie in den Sinn, unsere Pfoten in die Schüssel zu stellen.

Des weiteren: ‚ihre‘ angeborene Faulheit läßt sie sich zum Essen niedersetzen, während doch diese gewichtige Handlung eine angemessene Haltung beansprucht: man muß sich nähren, wie man singt oder wie man einer Hymne lauscht — aufrecht!

*Ruhm der Suppe!
Ehre den Knochen!
Hoch die fetten Saucen,
die einem von den Lippen tropfen!
Hoch die leckeren Brühen
und die würzigen Ragouts!*

*Hoch der Reis unserer Väter
und die Makkaroni!
Hoch das brave Gemüse,
das die Natur hat wachsen lassen!
Hut ab vor dem Brathuhn!
Ruhm Ihm, der macht,
daß all das sei, wie all das ist!*

Bei Tisch fühlen ‚sie‘ sich nie zur Dankbarkeit hingerissen. Sie schwelgen nur in Selbstgefälligkeit. Nie denken sie daran, Gott zu danken, sondern ihrer Köchin. Sie sehen nicht, daß die Mahlzeit etwas Weihevolleres hat. Erstens essen sie zuviel. Wir essen nur, solange uns hungert. Versucht doch, einen Hund etwas hinunterwürgen zu lassen, der genug hat. Sie schlingen noch lange, nachdem sie voll sind, einfach aus Genußsucht und Gier: nur eine Magenverstimmung gebietet ihnen Einhalt. Sie halten bei Tisch nicht besser Maß als im Bett und sind hier ebenso unklug wie dort . . . Daher wird auch der Mißbrauch dieser zwei Verrichtungen des Daseins für sie zu einer Quelle schrecklicher Krankheiten, die uns zum größten Teil unbekannt sind.

Man kann nicht leugnen, daß der Augenblick der Atzung der Gipfelpunkt des Tages ist. Für mich gleicht der Tisch einem Altar. Ich habe vor ihm die größte Ehrfurcht. Ich liebe es, mich daran zu reiben, seine Füße zu liebkosen, mich darunter langzustrecken, um alles dessen willen, was er in meinen Augen an endlosen Freuden verkörpert. Sogar wenn er leer ist, beeindruckt er mich, denn ich weiß, daß er später oder gleich jetzt sein wahres Aussehen annehmen wird, seine soziale Bedeutung, seinen ritualen Charakter.

Die Menschen haben nicht viel zuwege gebracht seit dem Anfang der Zeiten, aber sie haben den Tisch erfunden . . . Wenn der ‚meine‘ sich davor setzt, wenn ich die vier Zipfel des Tischtuchs sehe, die herunterhängen wie Standarten an einem Festtag, wenn ich den hellen, fröhlichen Lärm der Gabeln wider die Teller höre, und wenn meine Nasenlöcher sich weiten bis zum Platzen beim Duft der Platten, die das Mädchen — arme Törlin, Priesterin, ohne es zu wissen! — auf ihren drallen Armen hereinträgt, gestehe ich, daß ich den Eindruck habe von etwas Großem, etwas Feierlichem, etwas Religiösem. Ein Taumel, bei dem sich der Mystizismus mit den niedrigsten Instinkten mischt, entrückt mich ganz, und ich empfinde etwas wie eine Art tierischen Deliriums, profan und heilig zugleich, das mich unendlich erregt, mich umwirft, mein Haar sich sträuben läßt, meine Haut mit einem wollüstigen Schauer überrieselt und geheiligten Geifer in meine Mundwinkel treibt...

Wenn ich allein speise, mache ich mich über das, was mir das Mädchen gibt, ohne viel Federlesens her. Aber wenn ‚er‘ da ist, weiß ich, daß ich mehr bekomme, und ich warte, warte mit einer rührenden Geduld. Und ‚er‘ braucht lang, lang, er hört nie mehr auf . . .

Was ‚er‘ vertilgen kann, der Vielfraß! Ich schäme mich für ihn . . . ein rechter



Photo New York Times

Der Hals der Giraffe



Renger-Photo

Gänsegeier



Photo Engel



Neufundländer

Photo Hans Weik

Schmierfink, außerdem: dauernd muß er sich den Mund abwischen. Und dann: ‚er‘ kaut, was einen erheblichen Zeitverlust bedeutet.

Ein Blick auf mich verrät mir, daß meine Stunde gekommen ist . . . Ich bin am Rand meiner Kräfte . . . Er gibt mir von ‚seiner‘ Schüssel. Ich esse nie alles.

So dumm werde ich sein! Ich weiß, daß noch etwas nachkommt, und hebe mirs auf. So habe ich am Schluß eine ganze Speisekammer um mich herum angelegt . . . Ich schnappe nach links, nach rechts . . . bis zu dem Augenblick, wo er mit einem raschen Ruck ein Hölzchen in Brand setzt und mit seinem Munde Rauch macht . . . Dann fühle ich, daß es nichts mehr zu hoffen gibt, daß alles aus ist, und ich beeile mich verschwinden zu lassen, was ich übriggelassen habe und was mir dieses elende Mädchen nur zu gern wegnehmen würde . . .

‚Er‘ ist voll Hinterlist. Er weiß, was ich gern habe und was ich nicht gern habe. Also mischt er das Fleisch derart-tückisch mit anderen Bestandteilen, von denen er weiß, ich mag sie nicht, daß ich auf der Suche das andere mitesse . . .

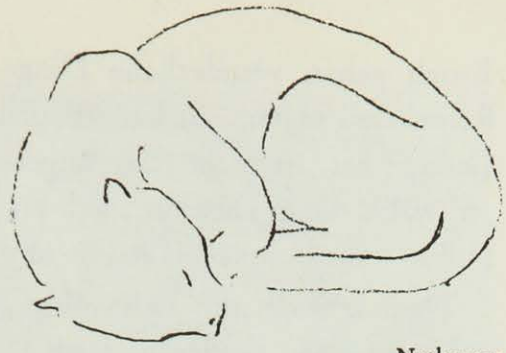
Oft hält ‚er‘ mir mit der Hand den Teller hin, den ich in großen Ladungen leere. Ihr könnt euch vorstellen, das fleckt! . . . Anfangs ließ er mich auflecken, was hinuntergefallen war. Diese schöne Zeit ist vorbei . . . Was jetzt fällt, ist verloren! „Ah, etwas fällt. Guter Gott, hoffentlich ist es kein Stück Fleisch“, sage ich mir . . .

Nein, es ist eine Bohne! Glück gehabt! davor graust mir. Aber aus Nachgiebigkeit, ich gestehe es ein, und um ‚ihm‘ einen Gefallen zu tun, esse ich sie. Und er, niederträchtigerweise, bricht mit der Regel und läßt mich ausnahmsweise das Heruntergefallene aufheben, um das Vergnügen zu haben, mich die Bohne essen zu sehen, die ich verabscheue . . .

Es ist beschämend, das einzugestehen. Aber ‚sie‘ beherrschen uns durch den Magen.

Manchmal kommt es ‚ihm‘ in den Sinn, daß ich unbedingt etwas schlucken soll, wenn ich keinen Hunger mehr habe, und er beschlossen hat, daß ich noch essen müsse, denn das Leben der Menschen besteht darin, die Natur zu vergewaltigen. In diesem Falle hält er es für richtig, es mir vorzukauen, im Glauben, daß ich mich, angeregt durch diese Art von Gemeinsamkeit, nicht weigern würde. Für wen hält er mich?!

‚Er‘ hält sich für sehr gerissen, wenn er meinen morgendlichen Appetit und meine Gutgläubigkeit dazu mißbraucht, mich zum Beispiel Rizinusöl schlucken zu lassen. Das ist fett, sieht lecker aus, ich habe alles Zutrauen. Es gelingt ‚ihm‘ jedesmal, mich anzuführen. Ich merke es erst nachher, und wenn ich sehe, daß er mir an diesem Tag nichts anderes zu essen gibt, ist kein Zweifel mehr möglich: ich habe Medizin genommen. — Ein andermal fühle ich mich schlecht, in meinem



Nathanson

Bauch gehen wunderliche Dinge vor, beunruhigende und geräuschvolle, mit Respekt zu sagen: ich habe Bauchgrimmen . . . Die Diät, die dieser Zustand im Gefolge hat, ist nicht dazu angetan, mein Leben angenehmer zu gestalten. Und ,er' wählt diese Tage, um sich an meinen Lieblingsgerichten gütlich zu tun. Das Huhn, zum Beispiel, fällt fast immer auf einen Fastentag.

Dann sehe ich ,ihn' sich vollstopfen mit saftigen Bruststücken, fleischstrotzenden, soßetropfenden Keulen und, als fände er es noch nicht genug der Marter, fügt er mit seinem scheinheilig-mitleidigen Ausdruck hinzu: „Mein armer Chow-Chow! Du kannst nichts davon essen! Mein Hundchen her, mein Hundchen hin.“

Nichts ärgert mich mehr als das.

Niemand ist gefräßiger als der Mensch, der alle anderen Tiere verzehrt. Niemand hat weniger feinen Geschmack. Wenn ihr wüßtet, welche Genüsse uns unser Gaumen verschafft! Habt ihr das extatische Auge einer Kuh gesehen, die Gras frißt? Niemand ißt unregelmäßiger: ,Er' ißt zu allen Stunden. Unfähig, zu festgesetzter Zeit zu essen.

Wenn ich an dem schnuppere, was er verzehrt, nennt er mich ,leckermäulig'. Er schaut mich dann mitleidig an, kaut genießerisch mir vor der Nase: er versüßt sich seine Lust durch meine.

Was das Teilen anbetrifft, das ist etwas anderes. ,Sie' sind nicht dazu geschaffen, unter sich zu teilen. Also, man bedenke, erst mit uns! Er läßt nichts von einer Hühnerkeule übrig: wenn ,sie' jetzt anfangen, die Knochen abzunagen, was soll aus uns werden?

Er schneidet kleine Stückchen Käse ab und wirft sie mir zu, ich schnappe sie im Flug. Damit das Spiel länger dauert, wirft er, einmal unter zweien oder dreien, Brotkrumen. Ich fange die erste, manchmal die zweite. Aber kaum habe ich die Reihenfolge der Geschoße heraus, lasse ich sie fallen, einmal von zweien oder dreien und wenn es mir so gelingt, nur noch die Käsestückchen zu erwischen, ohne mich nasführen zu lassen, ist ,er' wütend.



Christa Winsloe

,Er', der Freßsack, hätte gern meine Einteilung und meine Gründlichkeit beim Schmausen. Ich lecke den Teller mit Verstand, lasse das auf dem Porzellan festgeklebte Restchen Käse als Appetithappen übrig, um mich zuletzt daran zu ergötzen: ausgerechnet in diesem Augenblick nimmt ,er' mir den Teller weg. In diesem Augenblick!

Die Tiere können wild sein. Sadistisch sind nur die Menschen.

Man soll aber mit der Nahrung keinen Scherz treiben!

(Deutsch von Hans B. Wagenseil)

Von werten Löwen und lüsternen Papageien — —

Briefe an Tiergärten und
Schausteller

Von

Martin Proskauer

Hunderttausende spazieren alljährlich als Besucher durch die zoologischen Gärten und durch die Gassen der Zirkusse und Tierschauen. Stets werden einige darunter sein, die etwas zu bemängeln finden — aus echter oder unechter Tier-

liebe, aus Besserwissen oder aus unverbesserlichem Querulamentum — was dann in einem ‚Brief an die Direktion‘ seinen Niederschlag findet. Die Archive der Zoos und Zirkusse enthalten eine Fülle von Material, in dem sich viel Komisches und Merkwürdiges findet.

Folgender Brief, der nach der Handschrift von einer alten Dame stammt, wurde an das Geländer vor dem Löwenkäfig gebunden aufgefunden:

Es ist nicht richtig, daß die Tiere im Raubtierhaus nur mit rohem Fleisch gefüttert werden. Die Raubtiere sind große Katzen, und alle Katzen sind Suppenesser. Ich halte mir seit über dreißig Jahren ständig Katzen, die immer ihr Süppchen bekommen, aber gar nicht gesalzen, was ihnen sehr gut schmeckt und bekommt.

Ein sanftes Bild — der bengalische Königstiger, der sonst seine fünfzehn Pfund rohes Fleisch verschlingt, ein ungesalzenes Süppchen schlürfend! — Eine andere Dame schrieb eine Anklage über ungerechte Zustände im Affenhaus:

Bei den Pavianen geht es ganz ungerecht zu. Der eine große Pavian hat vier Weibchen, während das niedliche schwächere Männchen kein Weibchen hat. Wenn dieses Männchen einmal ein Weibchen wegnehmen will, wird es von dem stärkeren Männchen sofort gebissen, meistens ins Kreuz. Ich erwarte, daß die Direktion aus Gründen der Menschlichkeit und Gerechtigkeit sofort Abhilfe schafft.

Die Beobachtung der Schreiberin war richtig, doch gab es kein Mittel, um dem Affenpascha seine angeborenen Haremsgelüste abzugewöhnen.

Ein anderer Besucher wurde durch eine biologische Beobachtung am Löwenkäfig in helle Empörung versetzt. Es muß vorangeschickt werden, daß Löwen, wie die meisten Höhlentiere, ihr eigenes Nest nicht gern beschmutzen und daher, wenn sie einmal — pardon — „müssen“, dies in einiger Entfernung erledigen. In dem engen Käfig geriet nun der Löwe an das Gitter und schaffte alles, was er nicht im Käfig haben wollte, auf natürlichem Wege heraus. Der Besucher schrieb:

Da an die billigen Sontage ein trotzdem gutes Publikum in den Zoo geht mang die Tiere zu besichtigen, viele auch mit ihre Kinder welche was lernen sollen aber nich sowas.



Busso Malchow

Hätten wir es nicht gesehn aber so, weil mein Emil und unsere Frida doch ganz vorn standen. Ich will ja Werte Direktion zugeben daß es schwer ist aber es soll doch gehen daß nicht.

Wenn Ihr Personal sich Mühe gibt ich muß in mein Geschäft eine Restauration mit Mittagstisch auch Rücksicht auf meine Gäste nehmen, wo kommen wir wohl sonst hin?

Bezugnehmend auf Ihren werten Löwen bitte ich um Abhilfe denn was nicht sein soll geht nicht.

Eine Beobachtung am Flußpferdkäfig brachte einen ähnlichen Brief zustande. Die Flußpferde haben die Eigentümlichkeit, jägerisch gesprochen, ihre ‚Losung‘ hoch in Bäumen und Gebüsch abzusetzen, indem sie ihren kurzen Schwanz rotieren lassen — vielleicht eine Verständigung für die Artgenossen, wie man sie auch bei anderen Tieren beobachten kann. Der Nilpferdbulle tat nun das, was ihm das Gesetz seiner Art vorschreibt, ohne zu wissen, was er tat. Aber er tat nicht gut, wie dieser Brief beweist:

Als Bürger, Mensch und Amtsanwalt a. D. muß ich Ihnen sagen, daß ich diesen Vorgang unerhört fand. Wie können Sie als Vorgesetzte es zulassen, daß der Wärter den wilden Tieren derartige Ungezogenheiten adressiert?

Ich stand ahnungslos am Käfig, als das größere Nilpferd sich in empörender Weise benahm, wobei mein neuer gelber Sommermantel in einer schriftlich nicht wiederzugebenden Weise verunreinigt wurde. Aus der beiliegenden Rechnung der Reinigungsanstalt in Höhe von M 16,50 können Sie den Umfang der mir angetanen Schmach bzw. Beschmutzung schätzungsweise ermessen.

Durch freiwillige Rückzahlung der 16,50 Mark und Aufklärung, daß es sich hier keineswegs um ein ‚Dressurkunststück‘ handelte, wurde der Fall aus der Welt geschafft.

In einem sehr heißen Sommer schrieb ein treuer Zoobesucher:

Ich habe festgestellt, daß Ihr großer Eisbär sehr unter der Hitze leidet, und ich kann nicht verstehen, warum man dem Tier nicht zur Kühlung dauernd einige Blöcke Eis in seinen Käfig legt.

Die Antwort der Zoodirektion lautete, daß die Eisbären sich erfahrungsgemäß bei uns auch in der Hitze wohlfühlen, daß aber vor Jahren einmal in einem strengen Winter ein Eisbär im Außenkäfig erfroren sei! Diese wahrheitsgetreue Antwort hielt der Mann für eine schwere Verulkung und war tief beleidigt.

Eine energische Mama schrieb einer Zooverwaltung einen energischen Brief, der ein trauriges Nachspiel haben sollte:

Mein kleiner Sohn ließ heute aus Versehen seinen neuen Gummiball in das Bassin der Nilpferde fallen, wo er sofort von dem einen Nilpferd verschluckt wurde. Ich ersuche, mir den Wert des neuen Balles zu ersetzen und in Zukunft ein richtiges enges Gitter um das Bassin machen zu lassen, damit man von solchen unangenehmen Verlusten verschont bleibt. Ich sehe Ihrer Zahlung entgegen; da mein Gatte Rechtsanwalt ist, würde er sonst sofort Klage gegen Sie einleiten.

Die Zooleute waren sehr entsetzt, denn Nilpferde sind kostbare Tiere und nicht an Gummiball-Nahrung gewöhnt. Leider hatte die Dame richtig beobachtet, das Tier hatte gierig den Ball gefressen, fing an zu kränkeln und ging nach zwei Wochen ein, weil man Magenoperationen an ausgewachsenen Flußpferden noch nicht machen kann. Der ‚unangenehme Verlust‘ des Gummiballs für zwei Mark hatte einen Verlust des Tieres für 15 000 Mark zur Folge — aber die Mama war empört!

Außer Beschwerden kommen auch Wünsche, Anfragen und Anliegen aller Art. Da werden Affen, junge Bären und Löwen für Bühnenzwecke und Kostümbälle erbeten, da wird angefragt, ob und wann Papageien Eier legen, wie man Papa-

geien dressiert, und sogar, wie man ihnen das Reden wieder abgewöhnt. Denn eine Dame wünschte dies:

Ich bitte um Mitteilung, wie ich einem Graupapagei, der auf den Namen ‚Jonny‘ hört, das Sprechen wieder abgewöhnen kann. Der Papagei stammt aus dem Besitz meines Onkels, der Kapitän war und den Vogel seit zwanzig Jahren immer bei sich hatte. Seit mein Onkel tot ist, führe ich meiner Tante, seiner Witwe, den Haushalt. Der Papagei hat von meinem seligen Onkel Redensarten gelernt, wie sie vielleicht in Hafenkneipen üblich sind, die ich aber als Tochter eines Finanzrates Gott sei dank nicht kenne. Da der Papagei nicht abgeschafft werden darf, möchte ich dem lüsternten Vogel die abscheulichen Redensarten abgewöhnen, welche er ruft, sobald ich die Stube betrete.

Hier war leider guter Rat nicht möglich, da der böse Einfluß des seligen Kapitäns nicht beseitigt werden konnte.

Reichlich sind die Anfragen, ob die ‚werteste Direktion‘ sich nicht für geplante Tierfang-Expeditionen interessieren möchte, welche die Briefunterzeichner (meist sind es zwei oder drei) unternehmen wollen. Diese Briefe lauten, auch im Schlußsatz, ähnlich wie dieser:

Wir Unterzeichnete sind sehr mutig und wollen auswandern und wilde Tiere fangen. Wir sind bereit, die kühnsten Angelegenheiten zu erledigen und erlauben wir die Anfrage, ob werteste Direktion Interesse hätte. Auch Tierfang von seltenen und noch nie gesehenen Tieren kommt in Frage. Da wir stellunglos sind, können wir sofort abreisen, am liebsten Afrika oder auch Indien, wie nach Wunsch. Bitte schreiben Sie uns, was ein Löwe und Tiger bringt, im Verkauf, und wie lange es dauern soll. Bitte auch um genügend Vorschuß und Reisespesen sowie Vorschuß für Gewehre und Ausrüstung. Bitte um reichlich Vorschuß sofort, aber unter Geheimadresse, weil unsere Eltern dagegen sind.

Hochachtungsvoll

Paul N... (18 Jahre)

Fritz G.... (17½ Jahre)

Adresse geheim: Postlagernd „Löwenmut“.

Den Schluß mag das reizende Schreiben eines etwa neunjährigen Jungen bilden, der folgenden Brief dem Löwenwärter in die Hand steckte und rasch davonlief. Auf Linienpapier stand da wörtlich:

Lieber Herr Wärter! Ich möchte auch einmal die kleinen Löwen streicheln, aber ich traue mich nicht. Für die Löwen traue ich mich schon, auch für die großen, aber es sind immer so viele Leute vor. Sie geben doch immer manchmal den Kindern die kleinen Löwen zum Streicheln oder Halten.

Ich möchte morgen auch den Löwen halten, wenn Sie erlauben, Herr Wärter. Ich traue mich schon, auch allein auf den Arm, ich lasse ihn bestimmt nicht fallen. Ich will den Löwen auf den Arm nehmen, weil morgen Elli Hohmann mit in den Zoo kommt. Sie ist ein Jahr älter, sie soll das sehen. Es grüßt herzlich
Egon F...



R. Szalit

MARGINALIEN



Masereel

Kofferpacken vor der Sommerreise

Sie (zu ihm, der im Schlafzimmer den Koffer packt): Wem gehören denn diese hübschen rosa Höschen, die du so sorgfältig auf den Grund des Koffers legst?

Er: Meinem süßen Schnucki!

Sie: Und diese Seidenstrümpfchen? Und diese winzigen Kombinations, die du darüberlegst?

Er: Meinem kleinen Zuckerpüppchen! (Er küßt sie.)

Sie: Wollen Sie gleich vernünftig sein, mein Herr? So, jetzt packen Sie

die netten Blüschen ein und diese wundervollen Pyjamas...

Er: Aber deine Sachen nehmen ja bereits den ganzen Koffer ein, mein Herzchen, du vergißt...

Sie: Oh, das ist noch lange nicht alles, alter Neidhammel! Jetzt kommen erst meine Kleider. Hierher in das andere Fach! Meine sechzehn Strandkleider, meine acht Badetrikots, meine goldigen Badehauben...

Er: Hör einmal, mein Schatz, es bleibt mir ja gar kein Platz mehr für...

Sie: Aber ja... Aber ja... Jetzt meine Hüte...

Er: Aber wohin zum Teufel soll ich denn mit dem...

Sie: Und jetzt nur noch meine Stiefelchen... Blos fünfzehn Paar...

Er: Ich beschwöre dich, mein Schatz...

Sie: Wirst du endlich still sein, alter Brummbär! (Sie küßt ihn.) Ach, da hätte ich beinahe vergessen! Noch ein kleines, süßes Hütchen für dein kleines, süßes Mädi...!

Er: Man kann dir nichts abschlagen, mein Engelchen! Gib dein Hütchen her! Aber — meine kleine süße Puppe ist unvernünftig! Ueberleg' doch einmal, du Zuckerschnütchen, wenn du den ganzen Koffer mit all deinen Hüten, deinen Kleidern, deinen Höschen, deinen Blusen und den vielen andern entzückenden Kinkerlitzchen vollpackst, wo soll ich dann mit den Stücken des zerteilten Kassenboten hin, den ich heute früh ermordet habe, um uns das Geld für die Sommerreise zu verschaffen? Wohin mit ihnen?! Ich frage dich, mein Zuckerschnütchen... wohin?!
Cami.

Freud, seine Photographie betrachtend: „Nicht wahr, ich sehe böse aus?“

Wenn viele Straßenbahnen der gleichen Nummern kommen, denkt man:
Was würde es der 6 ausmachen, sich in eine 11 zu verwandeln?

Gewisse Herren, im hellen Sommermantel, stehen solange an der Haltestelle,
als erwarteten sie die Straßenbahn nach London. Ramón.



*Der spannendste Moment
aus dem neuen Tonfilm:*

Nehm ich nun gleich das
Veronal oder trink ich
erst noch eine Flasche
MATHEUS MÜLLER?

Mitteilungen der Redaktion. Die im Aprilheft des Querschnitt veröffentlichte Ab-
bildung Deutscher Ruderer stellt eine Schweizer Mannschaft dar, die bei den Schweize-
rischen Rudermeisterschaften in Thun zwei erste Preise errang. — Das im letzten
Dezemberheft veröffentlichte Bild der Kinder von Max Krell wurde von Dr. Fritz
Caspari, Berlin, aufgenommen.

Der deutsche Film in Frankreich

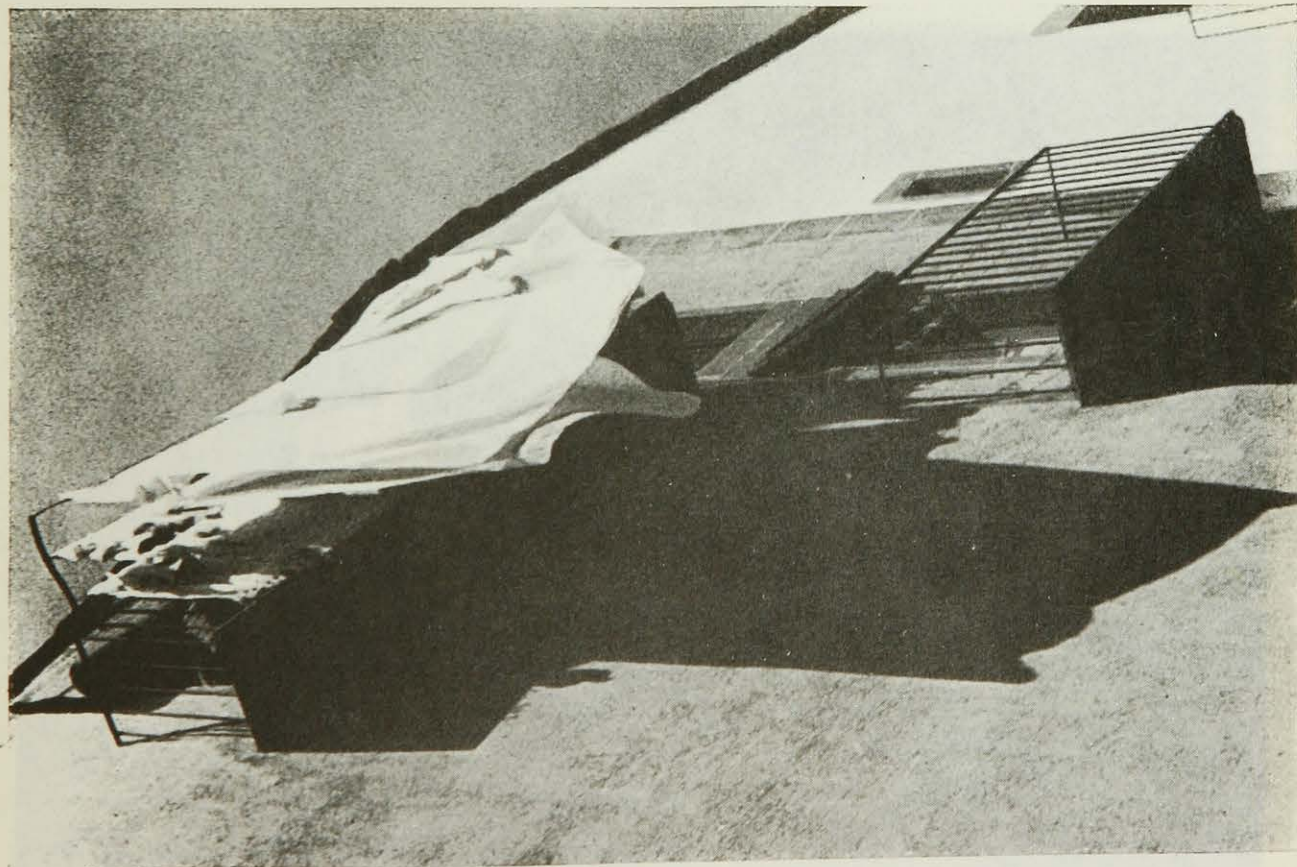
Zur Psychologie der Mißverständnisse

Lange vor Locarno hatte der deutsche Film in Frankreich gute Aufnahme gefunden und das getan, wozu er theoretisch alle Eignung hat: Kulturpropaganda, Befriedungsarbeit und was man sich sonst noch zu Weihnachten wünscht. Wenn man aber eine Liste der Filme aufstellt, die den größten Erfolg in Frankreich hatten, sowohl beim großen Publikum wie bei der Presse und den intellektuellen Kreisen, so ergibt sich eine Zusammenstellung, die vor allem den Berliner Intellektualspießler nachdenklich zu stimmen hat. Es sind wohl Filme darunter, die auch in Deutschland und in Berlin gefallen haben, aber fast alle wurden da von der literarischen Kritik abgelehnt oder sehr stark bemängelt. Andererseits hat ein Film, den die Fachindustrie wiederum als eine unmögliche Angelegenheit bezeichnete, die entscheidendste Arbeit geleistet, nämlich in Frankreich den Qualitätsbegriff *film allemand* zu schaffen, von dem dann jahrelang gute und schlechte deutsche Filme profitiert hatten. Es war der *Caligari*, der noch vor zwei Jahren als Reprise laufen konnte, heute noch als spezifisch deutsch gilt, und zwar als ein Genre, das sich sehen lassen konnte. *Caligari* war der erste Film, den Frankreich nach dem Krieg aus Deutschland zu sehen bekam; das Aufsehen und die Neugierde, die er hervorrief (aber auch die falschen Vorstellungen bei den Dummen und Schlechtgesinnten) war stark genug, um allen später gekommenen Filmen psychologisch, also propagandistisch, den Weg zu ebnen. Ungeheures Interesse hatte der *Nibelungenfilm* gefunden, aber, was damals wichtiger war, Achtung vor deutscher Arbeit — und, die Caféliteratur möge es mir verzeihen, — vor der germanischen Vergangenheit; dieser Film war eine aus-

gezeichnete „germanische Demonstration“, die allen imponierte. Ein anderer Film aus dieser Zeit, der als ein ungeheures menschliches Dokument genommen wurde und in den hiesigen Filmannalen künstlerisch als Spitzenleistung der deutschen Avantgarde gilt, ist *Die freundlose Gasse*, die ähnlich wie „*Caligari*“, unzählige Reprisen erlebte. Welcher Kritiker, welcher Prophet in Deutschland hätte dies geahnt? Bestimmt aber hätte keiner von den strengen Kritikern angesichts des moralischen Erfolges, des Prestigegewinnes, den dieser und andere Filme bei der französischen Elite wie bei der großen Masse verzeichnen durften, zu protestieren oder aufzuklären gewagt, wenn er zufällig in Paris gewesen wäre. Er hätte nur staunen dürfen, in sich kehren und sich sagen, daß eben der Mensch nichts weiß. Denn daß *Der letzte Mann* mit Jannings als „wunderbarer, menschlicher, schöner, typisch deutscher Film“ Triumphe feierte und Duponts *Variété* ebenfalls, das ist verständlich und billig, aber *Metropolis*? Ja, auch *Metropolis* erreichte, obschon er einige Kritik fand, immerhin eines und zwar das Unwahrscheinlichste: er imponierte gewaltig. Er vermittelte dem französischen Bourgeois, der nichts vom Ausland weiß, die schmeichelhaftesten Vorstellungen von Deutschland...

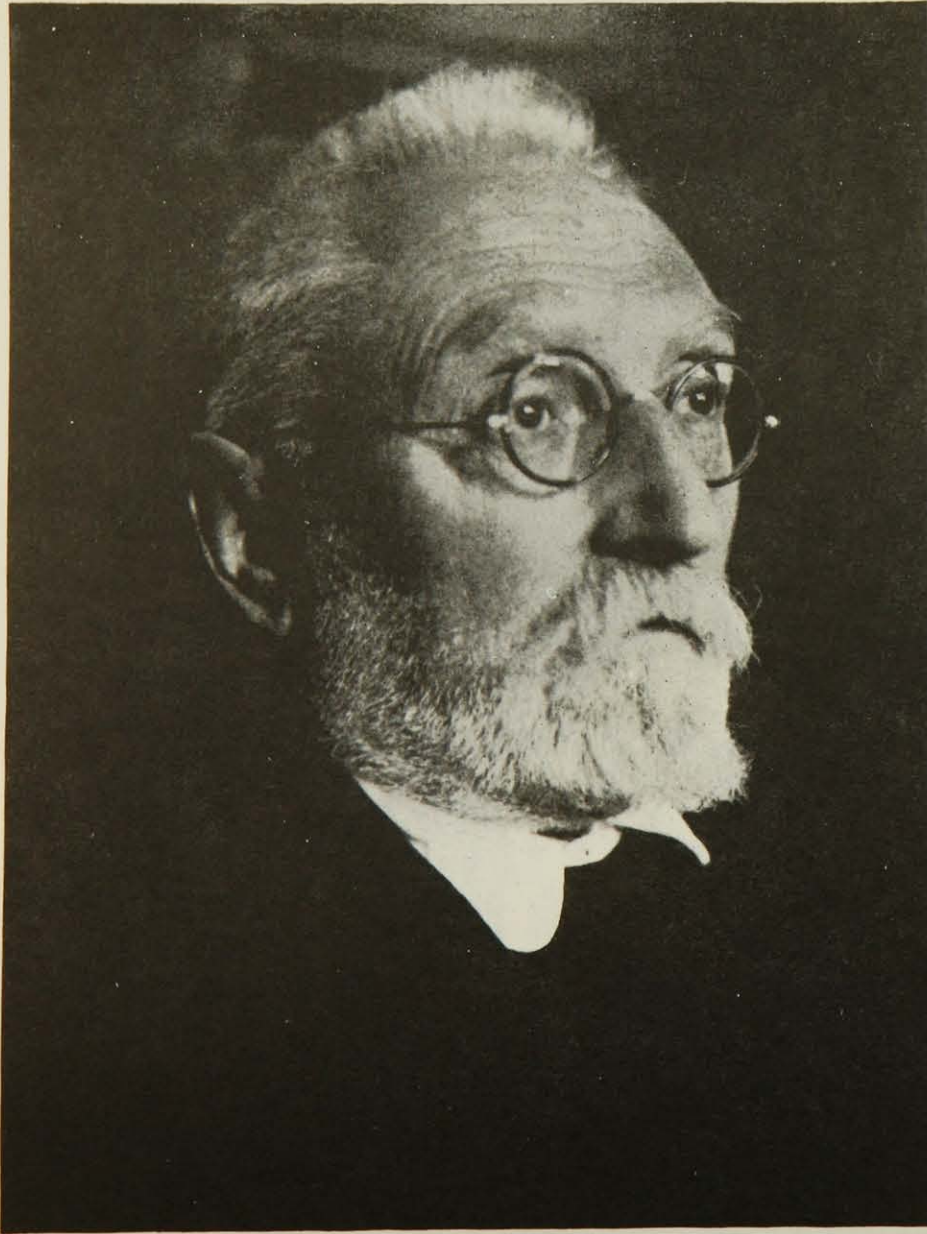
Es läßt sich kaum etwas Allgemeines sagen, was man nicht mit einem typischen Beispiel widerlegen könnte. Vielleicht immerhin dies: der „internationale Film“ ist schlecht, Ausnahmen gibt es höchstens eine pro Schaltjahr, sie zählen also nicht. Im internationalen Filmaustausch spielen die unbewußten nationalen Qualitäten jedenfalls eine größere Rolle, als man sich bei uns eingestehen will.

Paul Medina

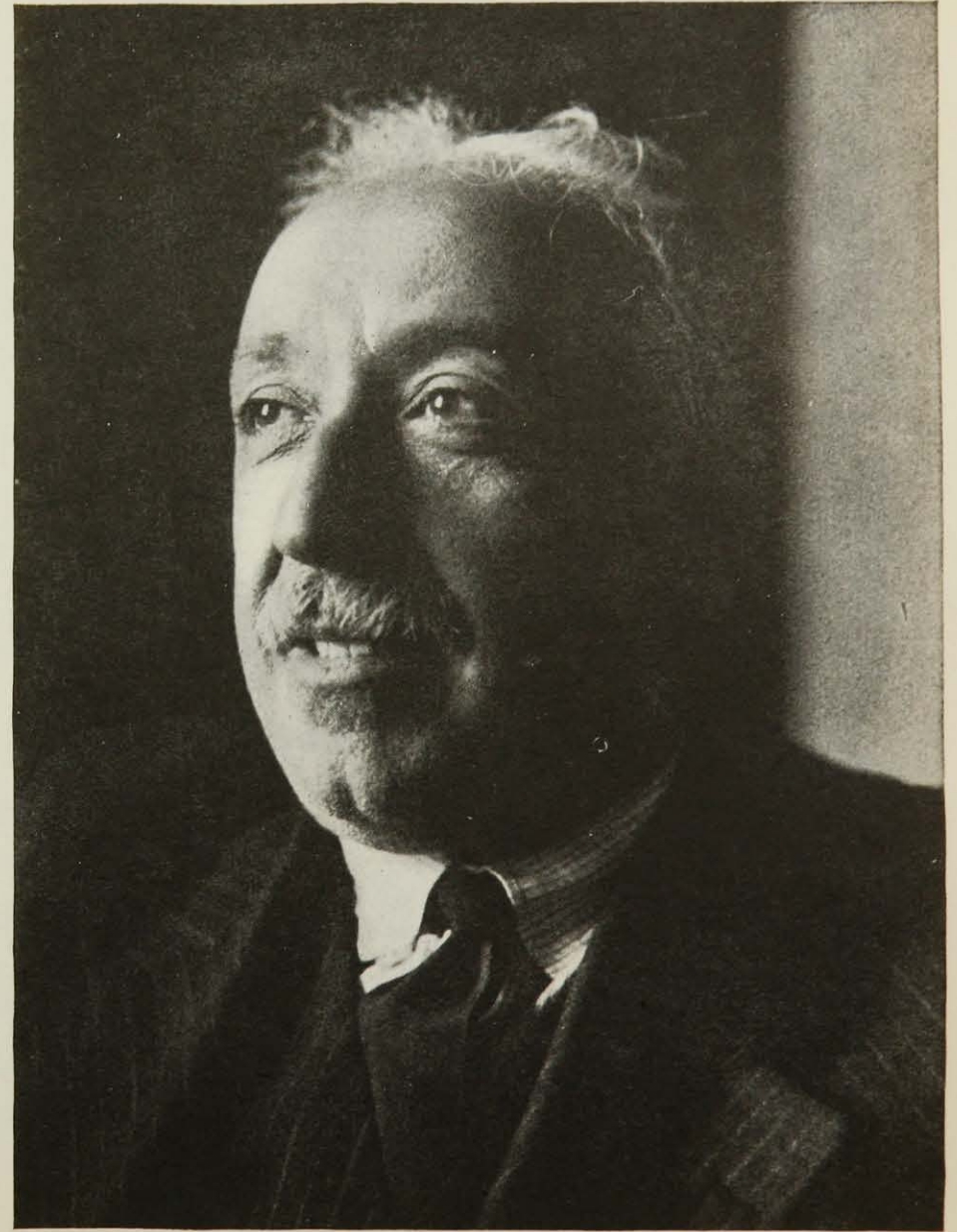


Photos Straßberg

In Pamplona (Spain)

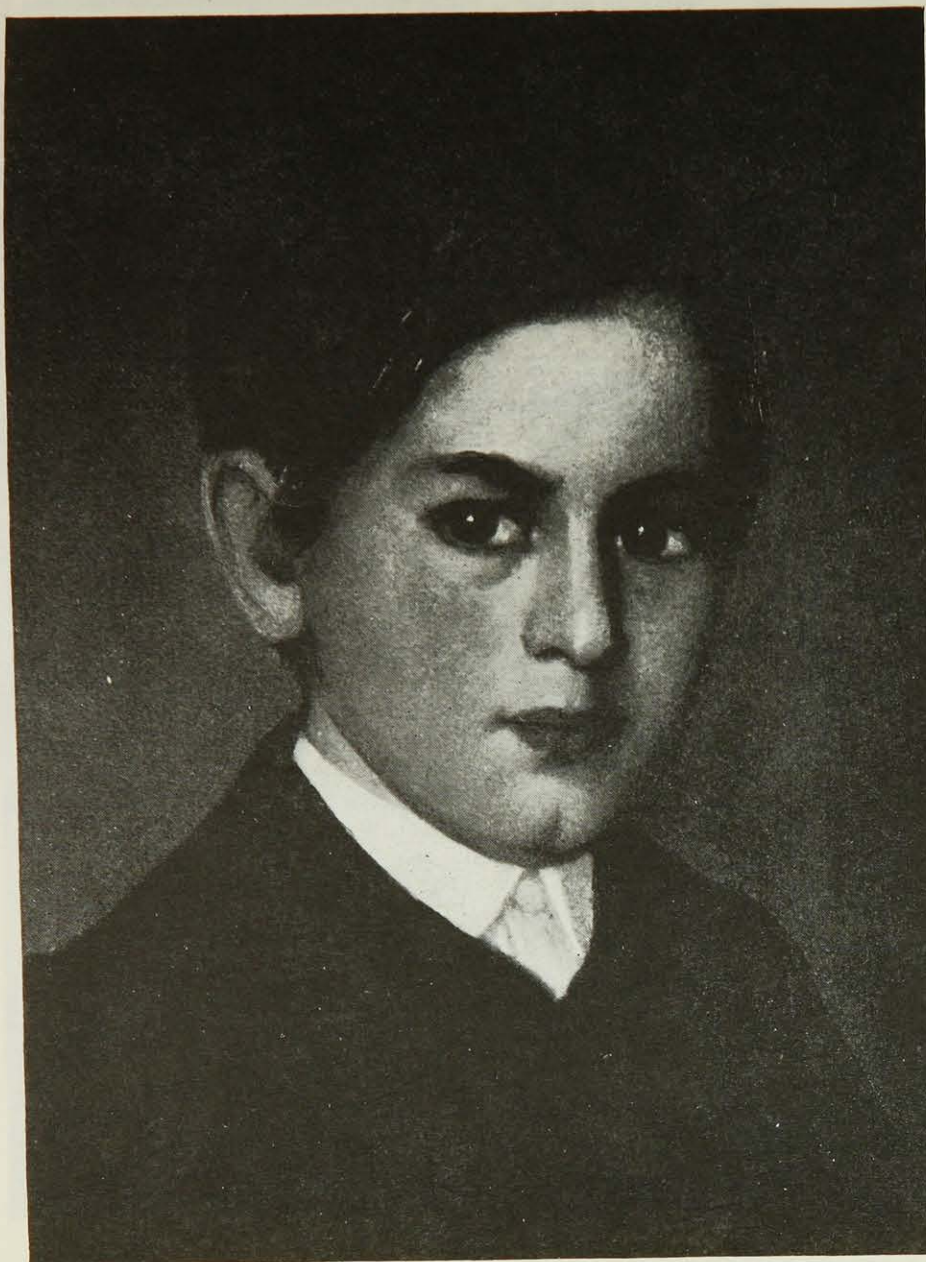


Miguel de Unamuno, der Führer des geistigen Spanien



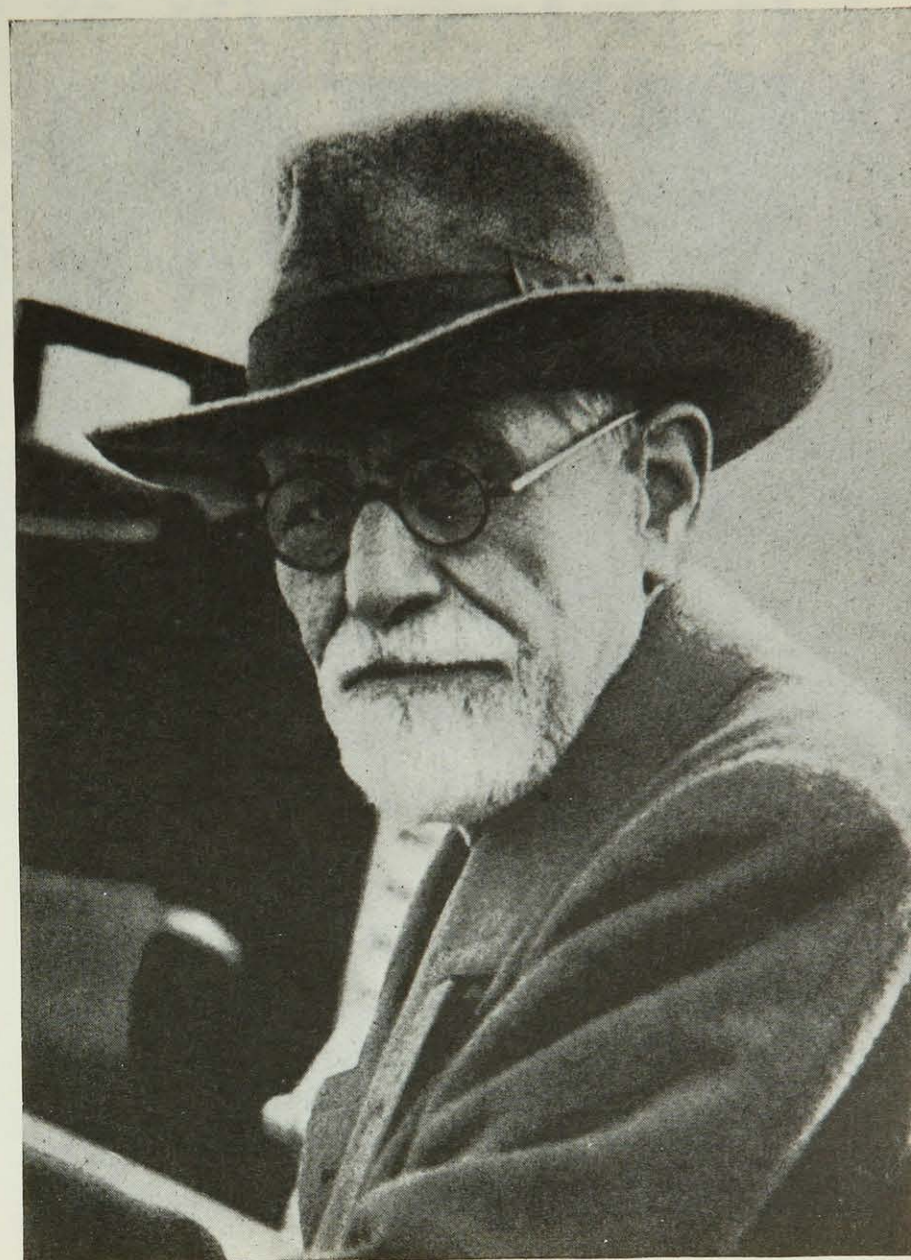
Alcalá Zamora, der Präsident der spanischen Republik

Photos Malina



Sigmund Freud, 12jährig

Sammlung A. I. Storfer



75jährig

Photo New York Times



Käthe Wileczynski, Kind in Sevilla



Willi Fick, Knabe in Köln

Annäherung auf der Reise. Nach Ferdinand Bruckner

Drei Coupés in einem fahrenden Zug.

Szene I. wird erhellt.

Luise (zärtlich): Alter Schmuser. Mit deinen gebildeten Ausdrücken.

Nick: Wir Frisöre sind alle Individualpsychologen. Kennst du Dr. Alfred Adler?
Ich habe mich analysieren lassen.

Luise: Da hast du eine Orange.

Nick (zwickt sie): Danke, Schwarzpuschel. Als Kind hab' ich davon geträumt, Kutscher zu werden. Seither weiß ich, daß ich ein Sadist bin.

Luise (aus tiefster Seele): Kratz mich! Beiß mich. Gib mir einen Tiernamen. Aber betrüg mich nicht (zärtlich). Alter Schmuser. Da hast du noch eine Orange (ruhig). Sag', liebst du mich?

Nick: Aber Schwarzpuschel! (Gönnerisch:) Ich könnte dich stundenlang ohrfeigen. (Umarmung).

Szene I. wird dunkel. Szene II wird erhellt.

Agathe: „Ich könnte dich stundenlang ohrfeigen“, sagte mein Vater zu meiner Mutter. Aber die Kindheit ist doch das schönste.

Donald: Agathe!

Agathe: Für zweiundfünfzig Mark wäre ich dazu bereit. Woher kennen Sie mich?

Donald: Ich lebte mit Ihrer Großmutter. Jetzt ist sie mit einem Eintänzer nach Südamerika.

Agathe. Für dreiundfünfzig Mark wäre ich dazu bereit.

Donald: Dann muß ich den Koffer aus dem Nebencoupé stehlen. Haben Sie eine Mark?

Agathe: Wozu? (Gibt ihm ein Geldstück).

Donald: Ich will losen. Kopf bedeutet: stehlen. Schrift bedeutet: nicht stehlen. (Er wirft). Kopf. Also abgemacht.

Agathe. Ich brauche das Geld nicht für mich. Ich bin im achten Monat und muß mir das Kind nehmen lassen.

Die Szene verdunkelt sich. Szene III wird erhellt.

Ottilie: Nehmen lassen — genommen werden — das kenne ich nicht. Ich suche mir die Männer selber.

Othmar (liest).

Ottilie: Sie gefallen mir.

Othmar: Kusch. (Er liest weiter.)

Ottilie: Nur wir Frauen wissen, was wir brauchen. Also?

Othmar: Lassen Sie mich in Ruh. Ich hab ein Verhältnis mit meinem Briefträger.
Die Szene bleibt hell. *Erich Singer*

**MONTE VERITA BEI ASCONA
SCHWEIZ**

PROSPEKTE AUF ANFRAGE
DAS GANZE JAHR GEÖFFNET

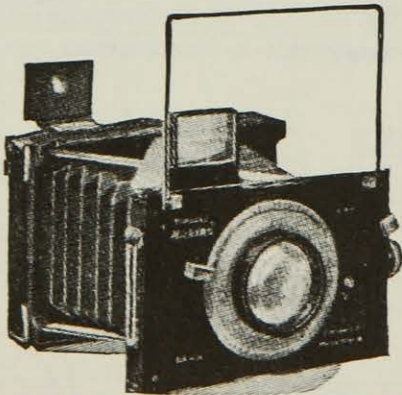
Zebraides

Von Hedwig Schneider

*Eine Zebrastute (man begreift!)
Langweilt ungemein ihr Quergestreift.
Wenn Europens Kontinent auch fern ist,
Schwärmt sie doch für Schwarz, das dort modern ist.
Ueberzeugt vom Zwange einer Wandlung,
Gibt sie sich beim Hautarzt in Behandlung,
Der, ein Mann von Distinktion und Kenntnis,
Williges Gehör zeigt und Verständnis.
„Streifen sind ein sportliches Dessin“,
Spricht das Zebra, „doch für meinen Teint
Wäre schwarz geeigneter, Herr Doktor!
Oder komm ich Ihnen da verschmückt vor,
Bei der Schildrung meiner Eitelkeiten?“
„Mich persönlich bitt' ich auszuschneiden“,
Warnt der Arzt. „Ich hege ein spezielles
Faible für das Muster Ihres Felles.“
Doch sie mault: es sähe wie gekaut aus,
Und sie will partout aus ihrer Haut raus.
„Das bestätigt“, sagt, nicht frei von Pose,
Der Gelehrte, „meine Diagnose.
Eine nicht mal sehr verwunderliche:
Was Sie Haut betiteln, das ist Psyche!
Griff ich ein, Sie würden nur gekittet;
Eilen Sie, Madame, Sie sind verschüttet
Und ein Opfer schwerer Depressionen.
Pillen, Salben, Bäder, Injektionen
Wären nutzlos bei dem Ernst der Krise.
Einzig hülfe: Psychoanalyse.“*

Das nächste Heft des Querschnitt erscheint am 9. Juli unter dem Motto „Unfug“ mit Beiträgen von Franz Werfel, Victor Margueritte, H. L. Mencken, Karel Čapek u. a.

Das ist sie — die wundervolle



Plaubel-Makina

für Amateure über dem Durchschnitt

Taschen-Präzisions-Kamera besonderer Art und Leistungsfähigkeit mit der großen und extra lichtstarken Optik F: 2,9 und dem normalen, altbewährten Bildformat 6,5 x 9 cm, so daß man nicht immer erst vergrößern muß. Für Platten und Filmpacks 6,5 x 9 cm, die es auf der ganzen Welt gibt, da Standard-Größe. Visieren in Augenhöhe (keine Bauch-Perspektive!). Nachtaufnahmen aus der Hand. Für Reise und Wanderung einzigartig. Preis RM 265.— bzw. RM 280.—

Gratis-Broschüre durch:

Waukosin & Co, Frankfurt a. M. 43

Bezugsquellen werden auf Wunsch nachgewiesen.

Richard Strauß dirigierte ohne Probe für den Leipziger Rundfunk. Wundervoll ist der Saal der Alten Börse. Richard Strauß schaute sich während des Dirigierens ununterbrochen die Decke an. Hinterher fand eine Feier statt. In der „Harmonie“. Vor der Feier ließ Richard Strauß ein Ferngespräch nach Garmisch anmelden. Während der Feier wurde ihm vom Vorsitzenden des Mirag-Aufsichtsrates eine Schale überreicht. Strauß fragte, was das für Material sei. Da kam das Ferngespräch. Strauß verließ die Tafel und kehrte sehr bald wieder zurück. Mit den Worten: „Es war bloß die Pauline. Ich hätte sehr wurschtig dirigiert.“

Offenbach. Nein, nein, nicht er war bucklig. Die wirklich Buckligen sind jene mit gradem Rücken, die ihre Talentlosigkeit auf ihrem Rücken tragen, wie einen Berg. L. L.

In einer kleinen spanischen Stadt konzertiert Alexander Borowsky. Man schickt zu diesem Anlaß aus Madrid einen Flügel. Aber am Konzerttage liest das erstaunte Publikum an der Tür des Saals die Inschrift: *Da das für Sennor Borowsky gesandte Klavier zu groß ist, findet das Konzert im Zirkus statt.*

Frankfurt am Main. Bar. Mitternacht. Gedämpfte Musik, Kichern, Geflüster. Ein Bettler mit Streichhölzern schiebt sich herein. Niemand kauft. Er schiebt sich von Tisch zu Tisch. Niemand kauft. Er schiebt sich zur Tür. Dicht vor der Tür steht ein Tisch. Auf dem Tisch steht ein Teller. Hinter dem Teller steht ein Schild: „Für die Musik!“ Der Bettler legt still eine Streichholzschachtel drauf. Ab.

Eine fassungslose Hörerin zu Paderewski: „Nun ich Sie gehört habe, können Sie sterben!“

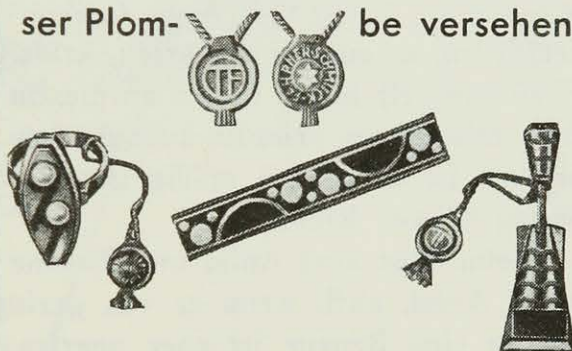
Großes Café sucht Geiger, der Austern öffnen kann.

(Inserat in einer französischen Provinzzeitung.)

DIE SCHÖNSTE ANERKENNUNG

für mich ist die Tatsache, daß überall in der Welt versucht wird, Fahrner-Schmuck nachzuahmen, ganze Serien meiner Modelle zu kopieren. Als schöpferischer Anreger und alleiniger Hersteller des in seinem Stil und seiner Qualität von keiner Seite auch nur annähernd erreichten Fahrner-Schmucks halte ich es aber für meine vornehmste Pflicht, vor den vielen Imitationen zu warnen!

Ein jedes Stück des Original-Fahrner-Schmucks ist mit dieser Plombe versehen.



Achten Sie also unbedingt darauf, daß das Schmuckstück, welches Sie kaufen, mit meiner Plombe versehen ist. Dann haben Sie die sichere Gewähr, Original-FAHRNER-SCHMUCK, den führenden Modeschmuck, zu besitzen. Seine Eigenschaften: moderner charakteristischer Stil — edles Metall, echte Steine, hochwertige künstlerische Verarbeitung.

ZU JEDEM KLEIDUNGSSTÜCK IN FORM UND FARBE DER PASSENDE

FAHRNER-SCHMUCK

ACHTEN SIE AUF DIE PLOMBE.

Original-Fahrner-Schmuck mit der Plombe ist in jedem guten Juweliengeschäft und Kunstgewerbehaus zu haben. Bezugsquellen-Nachweis durch den alleinigen Hersteller: Gustav Braendle, Theodor Fahrner Nachf., Pforzheim.

Geschmack und Konsistenz

Von *Wilhelm von Hebra*

Der Geschmack einer Speise betrifft die Geschmacksnerven der Zunge und des Gaumens, die Konsistenz die Zähne und die Muskulatur des Kiefers. Das Problem des Geschmacks wird von jedem Feinschmecker berücksichtigt, das der Konsistenz wird allgemein vernachlässigt. Sogar ein so großer Kenner wie Brillat-Savarin erwähnt mit keinem Wort die Bedeutung, die die verschiedenartige Konsistenz der verschiedenen Gerichte für die Zusammenstellung eines Menüs hat.

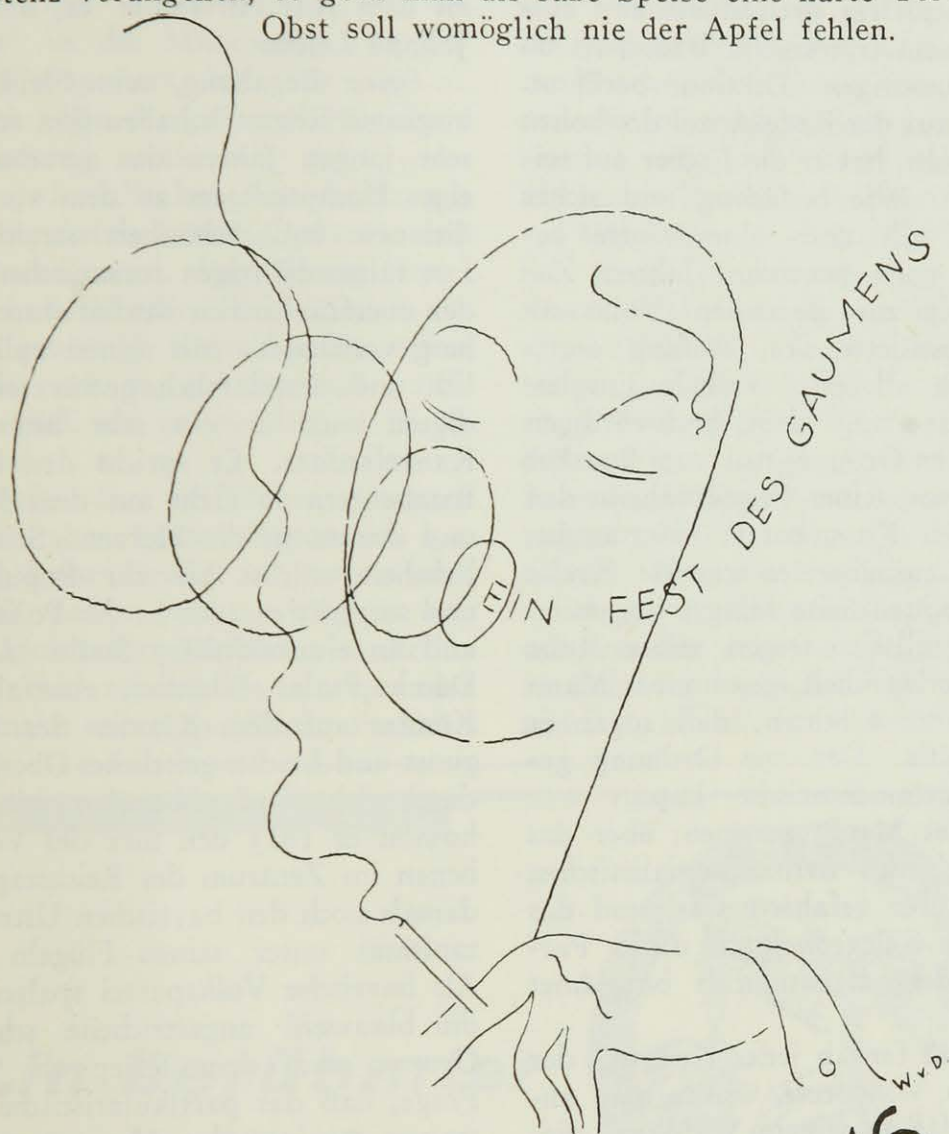
Ich will, was ich meine, an Beispielen erläutern. Mir, als gebürtigem Wiener, ist ein gutes Wiener Rindfleisch ein herrlicher Genuß, aber nur für die Geschmacksnerven. Der Augenblick des Hineinbeißen ist beim Wiener Rindfleisch keine Freude, denn die Konsistenz ist faserig. Die Zähne und die Kiefermuskeln werden kaum beschäftigt, jedenfalls nicht in angenehmer oder anregender Weise. Das höchste Lob, das ein Wiener seinem Rindfleisch zollt, ist dies: es zerfließt auf der Zunge. Dieses Lob ist für die Freudlosigkeit des Hineinbeißen charakteristisch. Das Beefsteak hingegen hat eine ganz andere Konsistenz. Es ist fest, nicht faserig. Ein Beefsteak soll nicht auf der Zunge zerfließen, es soll einen harten, kräftigen Biß erfordern. Die Zähne und die Kiefermuskeln haben Genuß an diesem ersten Biß. Er hat etwas Erfrischendes. Er befriedigt die primitiv-animalischen Instinkte. Der Augenblick des Hineinbeißen ist bei einem mäßig guten Beefsteak ein größerer Genuß als beim besten Wiener Rindfleisch.

Beim Obst sind Apfel und Banane entgegengesetzte Extreme. Der Biß in einen Apfel, auch wenn er von geringer Güte ist, bereitet Vergnügen. Der Biß in eine Banane ist eher unerfreulich, bestenfalls gleichgültig. Die Annehmlichkeiten beginnen da erst bei den Geschmacksnerven. Aehnliche Gegensätze bestehen zwischen Gurkensalat und grünem Salat, zwischen der Wiener Pischinger-Torte und der Wiener Sacher-Torte, zwischen Toast und Schwarzbrot.

Ich nahm im März dieses Jahres an einem Diner teil, das von ersten kulinaren Kapazitäten Berlins entworfen und von einem in ganz Europa berühmten Koch zubereitet wurde. Das Menü lautete: Kraftbrühe Scolopax — Imperial Austern Coste — Kalbsmilch-Kotelett nach C. F. von Rumohr — Entenbrüste kalt (eine Farce) — Aphrodisische Bombe — Käse und Obst. Das Menü war in Hinsicht auf die Geschmacksnerven glänzend zusammengestellt. Die einzelnen Gerichte waren nicht nur hervorragend gut, sondern boten auch ein Höchstmaß an Abwechslung im Geschmack. Die Probleme der Konsistenz hatten jedoch keine Berücksichtigung, die Zähne und die Kiefermuskeln keine erfreuliche Beschäftigung, die primitiv-animalischen Beißinstinkte keine Befriedigung gefunden. Als ich an diesem Abend wieder nach Hause kam, aß ich einen ganz gewöhnlichen alten, bereits verschrumpften Kochapfel — und nun erst war das Menü für mich vollendet.

Ich gebe noch einige Winke für die Anwendung dieser Konsistenz-Erkenntnisse auf die Zusammenstellung von Menüs. Jedes größere Diner soll ein Fleischgericht von ausgeprägt erfreulicher Konsistenz haben, z. B. Beefsteak, Filet Mignon, Rumpsteak, Kalbssteak, Schweinskotelett (dieses muß, um seiner

Aufgabe zu genügen, dick sein und nicht zu sehr durchgebraten). Zu einem Fleisch ohne erfreuliche Konsistenz, z. B. Wiener Rindfleisch, gebe man Gurkensalat, zum Beefsteak hingegen grünen Salat. Wenn nicht ganz frische Brötchen erhältlich sind, so gebe man Toast. Wenn zu wenig Gerichte mit harter Konsistenz vorangehen, so gebe man als süße Speise eine harte Torte. Beim Obst soll womöglich nie der Apfel fehlen.



ABDULLA No. 16
 PACKUNG 1.- U. 3.-
 OHNE MST. U. MIT GOLD

Diese Grundsätze lassen sich auch sinngemäß auf die kleinsten und einfachsten Menüs anwenden. Und was für eine einzelne größere Speisenfolge gilt, gilt auch für eine vorbedachte Reihe einfacher Mahlzeiten.

Uebrigens: eine zu große Häufung von Gerichten mit harter Konsistenz soll auch vermieden werden, auf daß die Kiefermuskeln nicht ermüdet werden.

Matadore des Reichstags

VI. Domkapitular Leicht, Präses des bayrischen Zentrums

Der Mann in der schwarzen Soutane, der pfiffig dreinschaut und aussieht wie ein fränkischer Bauer, ist ob seiner humorigen Diktion berühmt. Wenn er auf der Redekanzel des hohen Hauses steht, hat er die Lacher auf seiner Seite. Wie bedächtigt und sicher er dabei sich und seine Worte beherrscht: nach achtzehn Jahren Zugehörigkeit zur deutschen Volksvertretung passierte ihm Anfang dieses Jahres die allererste verbale Entgleisung. Das trug dem hochwürdigen Herrn einen Ordnungsruf vom Speaker ein, und von seiner Presse daheim den ehrenvollen Kommentar, man ersehe, welcher Lausbübereien gewisse Kreise auf der rechten Seite fähig seien, wenn sie einen allseits wegen seiner Ruhe und Ueberlegenheit geachteten Mann so in Hitze brächten, daß sogar er sich vergäße. Der zur Ordnung gerufene parlamentarische Lapsus war „ein großes Maul“ gewesen, über das Leicht einem nationalsozialistischen Zwischenrufer gefahren war, und das er bei der Gelegenheit als dieser Partei besonders eigentümlich bezeichnet hatte.

Es wäre fernab jeder Kenntnis der bayrischen Volksseele, wollte man annehmen, daß in seinem Wahlkreis dieses drastische Zwischenspiel dem geistlichen Herrn irgendwelchen Abbruch an Vertrauen getan hätte. Im Gegenteil, hier liebt man das Dächtige! Und da ist wirklich und wahrhaftig unser Herr Domkapitular der richtige Mann für uns! Ein Kind des Volkes, Bierbrauersohn aus Bischberg bei Bamberg, so recht der Beweis für die demokratische Organisation des theokratischen Absolutismus, der ganz ohne Ansehen des Herkommens jedem Rekruten den Marschallstab in den Tornister legt, wenn der bloß die nötige esotherische Gewitztheit und regierungsfähige Welt-

weisheit ins Geschäft mitbringt. Und an dem Kapital fehlte es nicht bei Johann Leicht.

Seine Begabung, sein Fleiß, seine biegsame Rhetorik haben ihm schon in sehr jungen Jahren das gesuchte Amt eines Dompredigers an dem von Traditionen und Schönheit strahlenden, fast tausendjährigen romanischen Dom der oberfränkischen Bischofsstadt Bamberg verschafft. Mit seinen volkstümlich und mundartlich gewürzten Predigten wird er ein sehr attraktiver Kanzelredner. Er spricht den braven Bambergern so recht aus dem Herzen und darum in die Herzen. Seine Beliebtheit wächst bis zur Popularität, und so rückt er auch in der Politik auf und an eine sichtbare Stelle. Als der Domkapitular Schädler, ebenfalls ein Könnner auf dem Klavier der Volksgunst und Leichts geistliches Oberhaupt, durch den Tod abberufen wird, bekommt er 1913 den Sitz des Verstorbenen im Zentrum des Reichstags, das damals noch den bayrischen Ultramontanismus unter seinen Flügeln barg. Als bayrische Volkspartei spaltete sich die blauweiß angestrichene schwarze Gruppe nach dem Krieg ab. Keine Frage, daß das partikularistische Mißtrauen weniger der Mutterpartei, als deren Wohnsitz und freundnachbarlichen Beziehungen galt. Da Leicht diese Sezession dirigierte, vollzog sie sich ohne brutale Chirurgie mit der behutsamen konservativen Therapie des überzeugten Internisten.

Auch später hat sich der Domkapitular nie für die sonderbündlerischen Bestrebungen eines Bajuwarentums exponiert, das eben so gern und leicht beleidigt wird, wie es sich beleidigt fühlt. Wenn er auch mal grollt: „Wir Bayern wollen uns unsere Kultur nicht von Berlin vorschreiben lassen!“ — so sucht er dennoch immer

und immer wieder den Ausgleich. Er ist nicht umsonst mit Mainwasser getauft. Für die richtigen korn- und schrotechten Dickschädel bajuvarischer Provenienz, von der Sorte, die Lion Feuchtwanger sprechend ähnlich im „Erfolg“ in die Münchener Torggelstube hineingesetzt hat, für die ist natürlich schon die geringste fränkische Auflockerung nicht mehr ganz „astrein“. Jedenfalls hat man Leicht nie in den bayrischen Landtag gelassen, und sein Parteifreund, Bayerns Ministerpräsident Held (der Urbajuware — aus Hessen gebürtig), betrachtet ihn, schon weil der sich so viel in Berlin aufhalten muß, als saupreußischen Bazillen-träger.

Jenseits der weißblauen Grenzen tut man aber Leichts Bayerntum gewißlich keine Unehre an, wenn man feststellt, daß er viel zu klug ist, um durch Holzhacker-Methoden in Berlin unangenehm aufzufallen. Daß er der Steuermann seiner 19-Männer-Fraktion

ist, daran kann auch in Bayern niemand zweifeln; und daß er geschickt steuert und autokratisch dazu, das merkt der schnoddrigste Berliner und der bayrischste Bayer. Mit Geschick und Umsicht setzt er sich durch unter den schwarzen Männern aus Bayern und im Konzert der andern Parteien. Er versteht seine Argumente schlagend zu bringen, nett zu plaudern, liebenswürdig kleine boshafte Spitzen zu setzen.

Was hinter den schalldichten Wänden seines Fraktionszimmers vorgeht, davon erfährt bei dieser von katholischer Urbanität geölten Partei kein Mensch etwas. Der Führer der bayrischen Volkspartei schwört auf Geheimdiplomatie. Journalisten und ähnlichen Bazis gegenüber ist er streng und fest zugeknöpft. Er läßt nichts „verlautbaren“. Und wenn er schon mal mit so einem Zeitungsschreiber und Meinungsmacher reden muß, dann ist er so delphisch unverbindlich und verschleiert, als ob das Bibelwort „Deine

Ein berühmter schwedischer Wissenschaftler



hat festgestellt:

Beim Rauchen ohne BONICOT erhöhte sich der normale Blutdruck bei einem schwachen Raucher um 16 mm, beim Rauchen mit BONICOT nur um 7 mm.

Rede sei ja, ja; nein, nein, was darüber ist, ist von Uebel“ für kurialische Diplomaten gänzlich irrelevant wäre.

In den letzten Jahren betont der nunmehr Zweiundsechzigjährige über der bäuerlichen Epidermis die äußerliche Würde. Immerhin, er ist päpstlicher Hausprälat und spielt eine tragende Charakterrolle im parlamentarischen Schauspiel. Sehr oft hängen wichtige Entscheidungen von seiner kleinen Fraktion ab, deren Mitglieder schon vor dem Krieg häufig das Zünglein an der parlamentarischen Wage spielten; damals allerdings noch mit einer kleinen Vorliebe für die linke Wagschale.

Das Umschmeicheltwerden wie das Lavierenmüssen haben dem Prälaten etwas von Urwüchsigkeit und biederer Uebersichtlichkeit und damit von jener Popularität genommen, die ihm sein Vorgänger in Amt und Mandat, der Domkapitular Schädler, vererbt hatte. Leichts Licht strahlt hell, aber nicht mehr so warm und volkshergewinnend. Nun, auch Popularität ist in unserer Zeit der Umwertung kein eindeutiger Begriff mehr. Heute schafft mans auch mit der Verwurzelung in allen möglichen Aemtern, Organisationen, Vereinen. Zum Beispiel ist Leicht sogar zweiter Vorsitzender im Volksverein für das katholische Deutschland, der mächtigen, weittragenden Organisation gegen den sozialen Umsturz. Das will immerhin etwas heißen.

Das Berliner Privatleben dieses Mannes erschöpft sich im allabendlichen Besuch der gemütlichen bayrischen Bierlokale in der Innenstadt. Früher konnte man den Fraktionschef im Kreise seiner Abgeordneten im Kochelbräu in der Linkstraße Maßkrüge heben, Skat spielen, Geschichten und Anekdoten erzählen sehen. Neuerdings sitzt er im Spaten in der Friedrichstraße. Mit dem Glockenschlag halb vor Mitternacht jedoch zahlt der Herr

Prälat, steht auf und geht. Das ist Tag für Tag so, solange der Reichstag arbeitet. Danach schläft der grauhaarige Mann mit dem frischen roten, bäuerlich schlaug gekniffen Gesicht im Haus der Ursulinerinnen den Schlaf der Frommen. Hier liest er auch früh seine Messe, ehe er sich wieder in den Trott des politischen Betriebes stürzt, der ihn treibt von früh bis spät abends, bis wieder die kleine Erholung beim süffigen Stoff des Spatenbräus winkt.

Als sich die Telegrafien-Union vor den Wahlen am 14. September mit einer Umfrage „Was erwarten Sie vom neuen Reichstag?“ an Leicht wandte, antwortete der: „Wir erwarten, daß er vernünftig ist!“ Irgendeinem Zweifel an der Allgemeingültigkeit und Konstanz der Vernunft, dem wird der Herr Domkapitular Johann Leicht sicher keinen Raum in seinem Programm einräumen. O. B. Server.

Die Sprachen. In Ratzersdorf bei Preßburg der Spezereihändler Pick war recht reich geworden — da schickte er die Tochter zur Ausbildung nach Wien in ein Pensionat. Als sie zurückkam, hängte er ein Stück Pappe an die Ladentür: *On parle français — English spoken.*

Nächsten Morgen stand darunter die Ergänzung: „Mä jiddelt.“

Roda Roda.

In Prag, Café Continental, gibt es einen Garderobenmann, den alten Hahn. Ein Original; man nennt ihn den Doktor Hahn — er soll dereinst Medizin studiert haben. Es war um die Zeit, als die Briefe der Wesendonck erschienen waren. Siegfried Wagner kam ins Café zum Frühstück. Der alte Hahn überfiel ihn:

„Sie! Schöne Sachen hab ich von Ihrem Vater gehört!“

Siegfried Wagner — ein wenig gereizt: „Wie...? Was...?“

„Na“, meinte der alte Hahn, „zum Beispiel den ‚Lohengrin‘.“

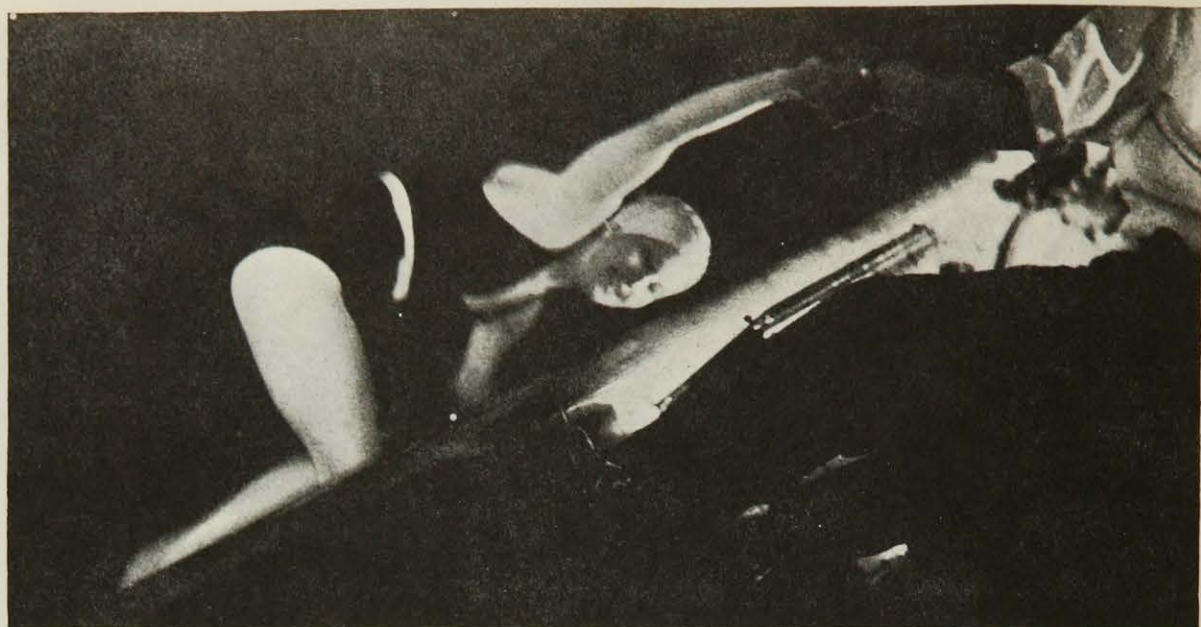


Le Nain, Der Wein



Prälat Leicht, M. d. R.

Photo Dr. Erich Salomon



Lilian Harvey im Wannsee

Photo Georg Lorand

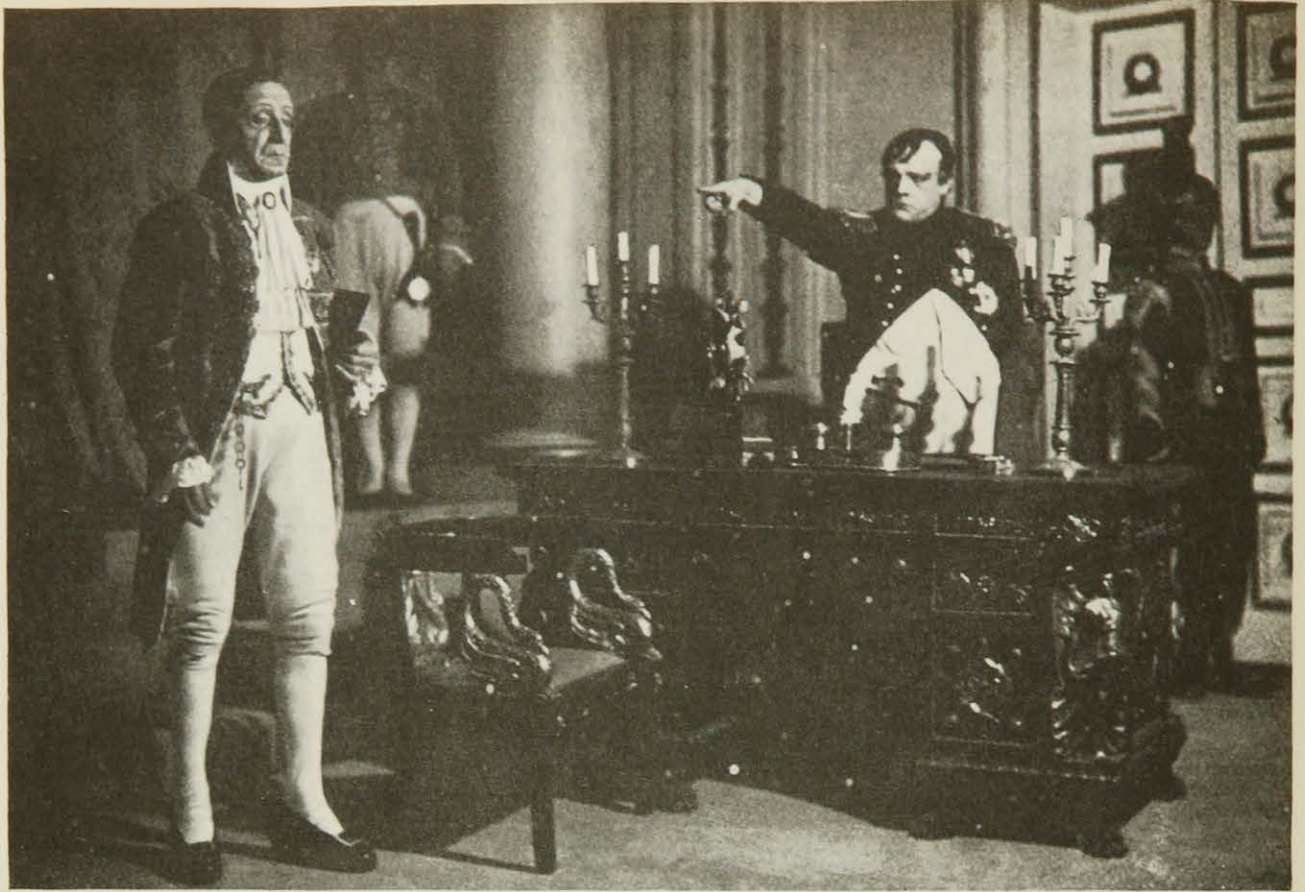


Titulescu und Kasimir Edschmid am Lido

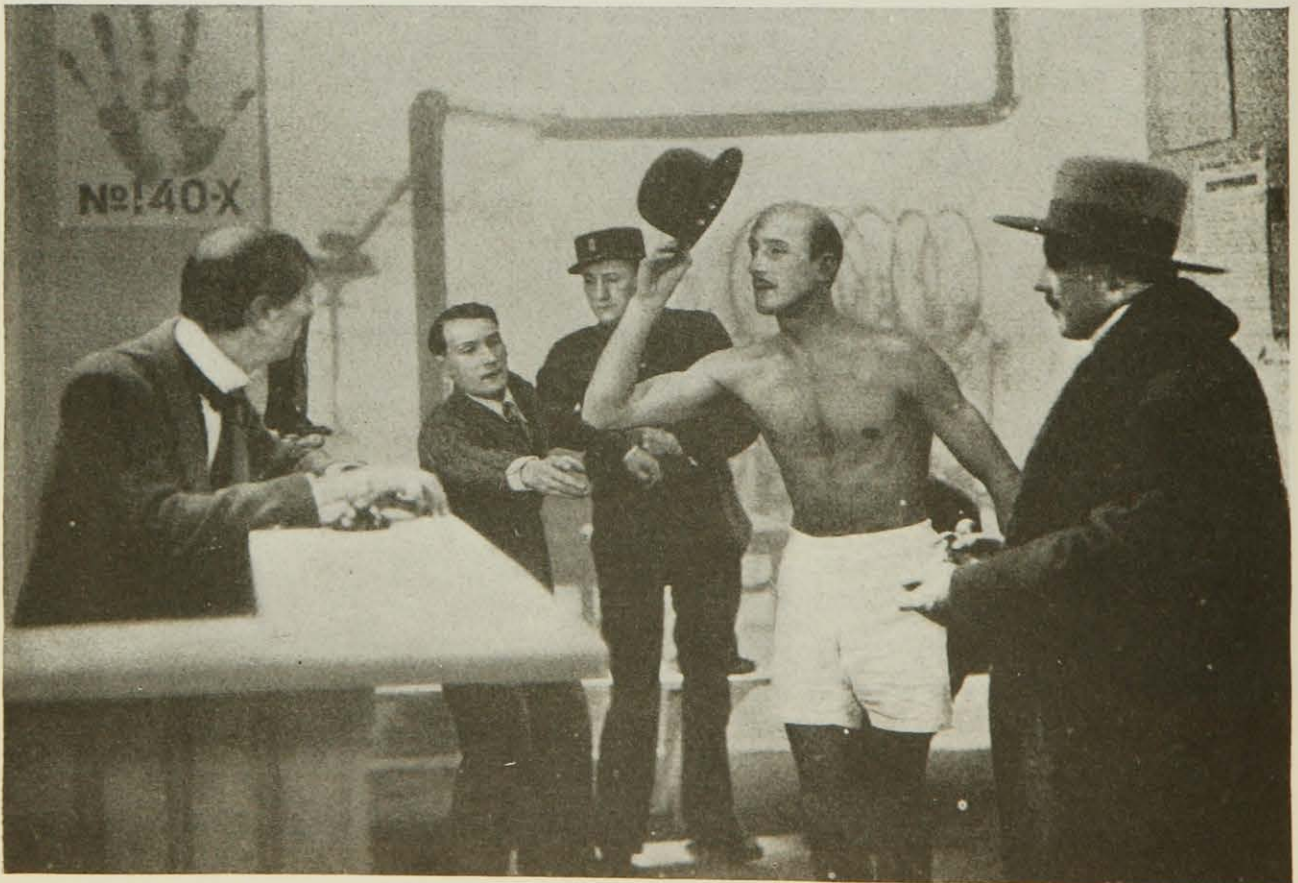
Photo Tolnai



Photo W. v. Szigety



Enzo Biliotti und Memo Benassi in Mussolinis und Forzanos Napoleon-Drama
„Campo di Maggio“ (Römische Aufführung)



René Clairs Film „Die Million“: René Lefèvre

Constantin Stroescu

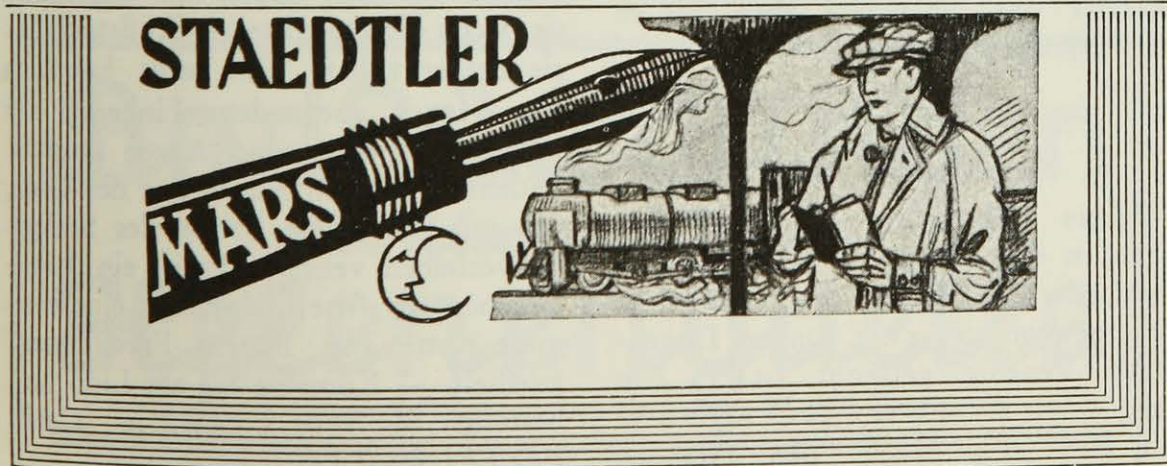
Mussolini, der Maurer

Im tiefsten Frieden tauchte in Genf die breitbrüstige und festgebaute Gestalt eines italienischen Maurergesellen auf.

Dieser Maurergeselle trieb auch Politik und ergriff jede Gelegenheit, um gegen die Einrichtungen der heutigen Gesellschaft zu agitieren. Kein Wunder, daß er mit der hiesigen Behörde bald in Auseinandersetzungen geriet. Komischerweise jedoch nicht wegen seiner extremen Weltanschauungen, sondern infolge einer Anzeige seiner Zimmervermieterin, der er weder für sein Zimmer noch für sein Essen etwas zahlen wollte. Als der Maurergeselle auf Befehl des Polizeipräsidenten verhaftet wurde, erfuhr man ganz nette und interessante Geschichten. Der knauserige, mit Kalk bestrichene Maurer war kein anderer als Benito Mussolini, berühmter italienischer Revolutionär, den man als gemeingefährlichen Verschwörer aus seiner Heimat verbannt hatte. Natürlich mußte er binnen 48 Stunden im „grünen Heinrich“ den Kanton Genf verlassen.

So kam er nach *Annemasse*, einem Genf benachbarten französischen Städtchen. Im Café Mont Blanc, wo er soviel Lärm machte, daß ihn der Eigentümer wiederholt zum Schweigen bringen mußte, erinnert man sich noch lebhaft seiner. Manches über Mussolini weiß Frau *Garin* zu berichten, die ich bei ihrem Nachmittagskaffee antraf. „Als Mussolini in unserer Pension logierte, war ich noch so klein (damit

zeigte sie auf ihr 10jähriges Söhnchen). Aber ich erinnere mich noch ganz klar dieses sonderbaren Menschen. Viele Monate wohnte er bei meiner Mutter, doch hatte er nie einen Centime bezahlt. Meine Mutter verfuhr milde mit ihm, weil er ein sehr fleißiger Mensch war. Kam immer früh von der Arbeit nach Hause, opferte bloß einige Minuten dem Speisen, dann setzte er sich sofort an seinen Schreibtisch und arbeitete zuweilen die ganze Nacht. Welchem Zweck diese nächtlichen Schreibarbeiten dienten, wußten wir erst, als wir erfuhren, daß er in der Druckerei Grandchamps eine Zeitung redigierte. Eines Tages verschwand er spurlos, ohne seine bei uns angehäuften Schulden beglichen zu haben. Als Mussolini Ministerpräsident seiner Heimat wurde, sagte meine Mutter oft: „Ach, wenn ich nur diesem Maurergesellen irgendwo begegnete, ich würde mit ihm eine kleine Rechnung haben!“ Ich sagte es immer meiner Mutter, man sollte doch das Geld in einem Brief von ihm verlangen, der Duce ist doch jetzt schon reich genug, um solche Kleinigkeiten zu bezahlen. Aber meine Mutter lehnte dies immer wieder ab mit den Worten: „Nun, denk' einmal, wenn alle seine Gläubiger sich mit der gleichen Forderung an ihn wendeten? Der Drucker, der ihm seine Propagandazeitung herausgab, der Cafétier, bei dem er unzählige Limonaden à conto getrunken hat, der Buchhändler, bei



dem er seine Bücher und Zeitschriften besorgte — ich sage dir, der italienische Diktator würde auf seine Maurerei tüchtig draufzahlen müssen. . .“

Aus Annemasse verschwand er nach dem *Wallis*, wo er seinen Bücherverbrauch durch Kaminfegelei finanzierte.

Jahre vergingen, und Mussolini tauchte wieder einmal in Lausanne auf. (Der Schweizer Bundesrat zog im letzten Moment die Ausweisung gegen ihn zurück.) Unter einer ansehnlichen Menge, die sich ihm zu Ehren versammelte, erblickte er einen alten Fleischhauer, in dem er seinen ehemaligen Patron erkannte. Der Duce machte sich von seinen Begleitern los, eilte gradewegs zum braven Fleischhauer und umarmte ihn herzlichst.

Später, als der Duce mit einigen Politikern in Lausanne die Grand Pont überquerte, bemerkte er: „Einmal bin ich nicht im Palace-Hotel abgestiegen, sondern habe unter den luftigen Bögen des Grand Pont übernachtet . . .“

Vor kurzem machte ich eine Reise in Italien und besuchte die Redaktion des „Popolo d'Italia“ in Mailand. Im Arbeitszimmer des Chefredakteurs fiel mir die Fotografie Napoleon Bonapartes in Lebensgröße auf. Ich schaute, betrachtete mir noch einmal, noch ein zweitesmal das Bild, ob ich nicht etwa haluziniere, und wurde starr vor Erstaunen. Lächelnd erklärte mir ein alter Redakteur: „In dieser Maske ließ sich der Duce fotografieren, als er politischer Redakteur des ‚Popolo d'Italia‘ war. Er wollte sehen, wie er als Napoleon aussieht . . .“

Emerich Seidner (Genf).

Das Leben am Strande. Der Lido ist eine lange, schmale Garteninsel, die nur durch die verträumte Lagune von der ewig jungen Dogenstadt Venedig getrennt ist 12 Km lang dehnt sie sich von NO nach SW hin und ist in ihrem, den Fremden

bekanntesten Teile, etwa 1 km. breit. Früher eine halbvergessene Sandinsel, hat sie sich heute zu einer schmucken, prachtvollen Stadt herausgearbeitet, die schon im Winter 180.000 Einheimische zählte, die, wie jede andere Stadt, Geschäfte aller Art, deren Auslagen im Sommer oft eine ausgesprochene Eleganz entfalten. Breite, schattige Alleen trennen die Häuser und Villen, die fast alle in grünen Gärten versteckt sind. Der Duft von Flieder, Glycinien und Rosen streicht als unsichtbarer Bote von Haus zu Haus und läßt die Brust des Spaziergängers von Sehnsucht und Verlangen schwellen. Die Tram durchläuft die Insel nach allen Hauptrichtungen, Autos sausen über die staubfreien Strassen und sonnverbrannte Menschen mit sinnenheissen, leuchtenden Augen schlendern in bunten Pyamas die Alleen auf und ab mit lässiger Hand den blutroten Pfirsich an die Zähne führend. Im Sommer herrscht buntes, lautes, lustiges Treiben. Der goldgelbe Sandstrand zieht sich von Tausenden von Kapauern bedeckt an den konsenden Wellen des Adriatischen Meeres entlang. Gegen 20.000 Sommergäste bevölkern täglich diesen Strand, an dem die heisse Sonne sie bronzebraun brennt, an dem der stark radio aktive Sand ihre Nerven warm-wohlighitzig aufpulvert, wo die kühlen Fluten des blauen Meeres ihnen neue Kraft einflössen. Hier spielen sie, hier treiben sie allen Sport, hier faulenzten sie, wenn die asphaltmüde Großstadtluft sie entnervt hat, hier sucht heimlich die Hand nach den Fingern des Liebend-Geliebten und Augen tauchen leidenschaftlich in Augen mit der Glut, die nur die ewige Sonne des Südens zu verleihen vermag. Es ist ein Jungbrunnen für Alte und Junge, eine blumige Kette von Festen, Freude und Freiheit. — Kommen Sie am Lido und bestellen Sie Ihre Zimmer in „CAPPELLI“; HOTELS“

„Kommunismus der Vorväter“

Von Rabbiner Dr. H. Fuchs (Chemnitz).

In Rudolf Kellers Artikel (Heft 6/1930) sind soviel schädliche Unrichtigkeiten, daß ich es für wichtig halte, sie richtigzustellen.

Unter Kommunismus kann man entweder die Gemeinschaftswirtschaft in Produktion und Konsumverteilung verstehen oder die gewaltsame Verwirklichung des Sozialismus. Von beiden ist in dem Artikel kaum die Rede. Kann es auch nicht sein, denn beides kommt in der Bibel des Alten Testaments nicht vor. Sie steht im allgemeinen auf dem Standpunkt der Heiligkeit des Privateigentums: „Du darfst nicht stehlen, ja nicht einmal begehren“ gehört zu den zehn Geboten. Doch macht die Bibel zahlreiche Versuche, den Auswüchsen der Entwicklung ihren Stachel zu nehmen. Die Propheten, wie Amos, Hosea, Jesaja, eifern gegen die gewissenlosen Reichen ihrer Zeit. Zu dieser Predigt sozialer (nicht sozialistischer oder kommunistischer) Gesinnung kommen Gesetze, die ebenfalls Korrekturen vornehmen, wie das Sabbathjahr- und Jobelgesetz, nach denen Sklaven im siebenten Jahre ihres Dienstes freigelassen werden müssen, wo ferner bestimmte Arten von Schulden erlassen werden mußten oder verkaufte Liegenschaften wieder an ihren ursprünglichen Besitzer zurückfielen. Das sind Versuche, die Auswüchse der kapitalistischen Entwicklung zu korrigieren. Sie erkennen diese also, aber sie sind weit davon entfernt, sie durch eine radikale kommunistische Gesamtrichtung Umordnung der Wirtschaft zu beheben. Sie ordnen sich insofern in die Gesamtrichtung der Bibel ein, durch persönliche Ethik die Uebel der Welt zu heilen. Diese Ethik aber geht darauf aus, die sogenannten irdischen Güter als Mittel zur sittlichen Bewährung zu betrachten, das heißt, sie nicht zu verwerfen, wie später das Urchristentum tat, sondern für ihren Erwerb und ihre Verwendung einschränkende Gesetze zu geben (Ehrlichkeit, Wohltätigkeit, Nächstenliebe, Selbstzucht usw.).

Gesetzliche Beschränkung der freien Privatwirtschaft zugunsten der Allgemeinheit liegt außerdem in einigen Ehegesetzen, die dafür sorgen, daß das liegende Gut der Stämme nicht durcheinandergerät, dadurch, daß etwa Angehörige eines Stammes die Angehörigen eines andern Stammes heiraten (Gesetze über Schwanger-Ehe, Erbtöchter usw.). Es ist klar, daß das kein Kommunismus ist, insofern das Erbrecht grade hier besonders festgehalten wird; daß es aber in der Gesinnung eine ähnliche Tendenz verrät wie dieser, insofern der einzelne hier in

Bad Wildungen

für Niere und Blase

Helenenquelle

Zur Haus-Trinkkur: Bei Nierenleiden · Harnsäure · Eiweiß · Zucker ·
Badeschriften sowie Angabe billigster Bezugsquellen f. das Mineralwasser durch d. Kurverwaltung

seinem an sich persönlich berechtigten Wollen zugunsten der Gemeinschaft sich Einschränkungen auferlegen lassen muß.

Kommunistische Sekten gibt es im Alten Testament nicht. Die einzige Sekte, die im Alten Testament genannt wird, die der Rechabiten, verwirft nur den Weingenuß, vielleicht auch den Ackerbau und die festen Wohnsitze; von kommunistischer Wirtschaft in ihren Kreisen aber ist gar nichts bekannt. Erst viel später, im letzten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, haben die Essäer eine wirkliche Gemeinwirtschaft durchgeführt innerhalb ihres Ordens. Und es ist möglich, daß das Urchristentum von ihnen gelernt hat. — Die Rotte Korah und der Aufstand des Dathan und Abiram, von denen Keller mehrmals spricht, hat mit kommunistischen Prinzipien gar nichts zu tun. Die Revolution, die sie nach dem Bericht der Bibel in der Zeit Moses gemacht haben, richtet sich gegen die Machtverhältnisse ihrer Zeit, nicht gegen wirtschaftliche Verhältnisse. Man kann unmöglich jede Revolution kommunistisch nennen! Auch die zahlreichen Revolutionen, die die Bibel aus der Königszeit berichtet, sind von Privatpersonen zu ihrem eigenen Vorteil angezettelt worden. Nur ein einziger Schuldenerlaß, der des Nehemia, hat wirtschaftliche Hebung der Massen zum Zweck; er ist aber weit davon entfernt, das Privateigentum prinzipiell aufzuheben, sondern ist eine einmalige Notmaßnahme. Höchstens die Fronarbeiten des Volkes für die Staatsgebäude Salomos könnten als ein zeitweiliger Ansatz zur Gemeinwirtschaft angesprochen werden.

Protestiert werden muß aber gegen den Kellerschen Artikel auch deswegen, weil er sexuelle und andre Weltanschauungsfragen zu unrecht mit dem Worte Kommunismus verbindet, und weil er dabei einen Ton anschlägt, der nicht zum Vorteil der Menschentums-Entwicklung sein kann. Diese Dinge vertragen und bedürfen einer sehr ernsten Revision, und niemand wird etwas dagegen einwenden, wenn Menschen aus sittlichen Prinzipien zu neuen Denkweisen kommen und dafür werben. Historisch überwundene Zustände aber dürfen zur Anpreisung solcher neuen Prinzipien wahrhaftig nicht herangezogen werden. Kein vernünftiger Geistlicher wird in solchem Sinne die Bibel benutzen. Ihre Beispiele werden angeführt, weil und soweit sie besonders schlagkräftig Moralgebote illustrieren, die jemand von sich aus empfehlen will. Zur Empfehlung von Amoralitäten aber überwundene Zeiten anzuführen, sollte man sich hüten! Der Einwand liegt so nahe: Wir wollen uns doch über das Altertum erheben!

Wie die Frau den Mann erlebt

Von SOFIE LAZARFELD

NEUES WIENER JOURNAL: „Ein hochinteressantes Werk, das mehr Hemmungen zwischen Mann und Weib beseitigen wird, als alle Eheberatungsstellen vermögen.“ Hier behandelt zum erstenmale eine wissenschaftlich berufene Frau das Problem des weiblichen Sexual-Liebes- und Ehelebens vom Standpunkt des Weibes.

LEINENBAND RM 12.—

In allen Buchhandlungen erhältlich!

**VERLAG FÜR SEXUALWISSENSCHAFT
SCHNEIDER & CO. / LEIPZIG · WIEN**

Bischöfe, meidet die Untergrundbahn!

Unter Grund herab stieg unlängst ein französischer Bischof und ließ sich von der Pariser Métro ein Stück fahren.

Ein Bischof unter der Erde ist kein gewöhnlicher Anblick. Gemeinhin nimmt an, daß diese Gegend dem Teufel reserviert ist, bzw. der verzweigten Familie von Gottseibeius, Beelzebub, Luzifer u. a. Wer in seiner Kindheit die entsprechenden Märchen entweder gelesen oder von denen gehört hat, deren Wort er unbedingt vertraute, der wird diese Vorstellung von der Einteilung der Welt in Himmel, Erde und Hölle für sein Leben nicht los. Wo aber dürfen wir die Hölle vermuten? Nicht in einer Dostojewskyschen Abstraktion (die Hölle ist: wenn wir nicht mehr lieben können), sondern im Innern der Erde. Kinder also, und jene, die es geblieben sind, werden sich baß gewundert haben, einen Bischof im Bischofsgewand die vielen Stufen zur Untergrundbahn herabsteigen zu sehen, auch wenn sie diesen Lindwurm, der sich durch finstere Korridore schlängelt, nicht eben für ein Instrument des Teufels halten.

Und richtig! es sollte sich bald zeigen, daß ein Bischof unter der Erde nichts zu suchen hat. Kaum hatte Ehrwürden in einem der, wie man weiß, immer überfüllten Wagen der Métro Platz genommen, kaum hatte sich die Untergrundbahn in Bewegung gesetzt, als schon der Bischof mit dem balzacromanhaften Namen *Mayol de Lupe* in

die Höhe sprang und drohenden Fingers auf seinen Nachbar zeigte, der ihn auf das furchtbarste beleidigt hätte. Die Beleidigung scheint in der Tat sehr saftig gewesen zu sein, denn der Bischof weigerte sich hartnäckig zu wiederholen, was sein Nachbar ihm zugeflüstert hätte.

Wie es in solchen Fällen vorzukommen pflegt, trägt der einer Häßlichkeit Angeklagte den schlichten und zierlichen Namen *Joly*. Wer so heißt, dem scheint Bosheit fern zu sein — jedenfalls behauptete der Mann, ein Arbeiter, es sei ihm nicht im Traume eingefallen, den Bischof zu beleidigen oder ihm etwas ins Ohr zu beichten, er habe sich nur geräuspert. Der Bischof meinte, das könnte jeder sagen, aber der Arbeiter brachte den nächsten Tag ein ärztliches Zeugnis auf die Polizei, demzufolge er gezwungen und berechtigt sei, sich zu räuspern. Kurz und gut, der Arbeiter behauptet, magenkrank zu sein, so daß man ihm einen Schluckauf oder ein ähnliches Geräusch schon zugutehalten dürfte. So steht die Sache, und wer ist im Recht?

Zweifellos gibt es schluckaufverwandte Geräusche, die herausfordernd, wenn nicht gar unanständig wirken können — in Italien werden sie beispielsweise mit Fleiß geübt und wirken als tödliche Beleidigung. Aber der Arbeiter *Joly* behauptet sogar, ein frommer Christ zu sein, und sein Pfarrgeistlicher würde es ihm bestätigen. Nun,

Führer durch das „lasterhafte“ Berlin

VON CURT MORECK

Das amüsanteste Buch über Berlin, ein Führer für den Einheimischen und Fremden mit vielen farbigen Bildern.

LEINENBAND RM 3.50 ● In jeder guten Buchhandlung!

VERLAG SCHNEIDER & CO. / LEIPZIG - WIEN

der Fall scheint mir nicht gar so rätselhaft zu sein. Wer nämlich die Pariser Métro kennt, weiß, daß sie sehr tief unter dem Pariser Pflaster liegt, viel tiefer als beispielsweise die Berliner U-Bahn; das hängt damit zusammen, daß der Pariser Boden feuchter ist, und im übrigen muß auch vielfach die Seine unterbrückt werden. Wer die Pariser Métro kennt, weiß, daß die Folge dieser Tiefenlagerung dumpfe Luft ist. Ich sage aus internationaler Höflichkeit und um der Verständigung der Nationen meinerseits kein Hindernis in den Weg zu legen, daß diese Luft dumpf ist; weniger rücksichtsvoll, würde ich sie schlechthin als schlecht bezeichnen. Hinzu kommt der großartige Andrang der Passagiere, die von der Métro nicht lassen wollen. Kurz und gut, der Fall ist sehr wohl denkbar, daß die Luft der Métrohöhlen und der vollen Wagen einem Mann zusetzen kann, so daß ihm übel wird; wer wollte ihm unter diesen Umständen übelnehmen, daß er sich räuspert, hustet, seufzt oder ein ähnliches Geräusch zu äußern sich nicht entbrechen kann!

Grade ein Bischof sollte ihm das nicht übelnehmen, denn ein Bischof muß tolerant sein. Aber um allen möglichen Konflikten die Spitze abzubreaken, wäre es doch wohl am einfachsten, wenn sich die Bischöfe untereinander einigten, die Untergrundbahn zu meiden. Es ist tatsächlich eine ver-teufelte Gegend, durch kein Konkordat zu erschließen, und die Untergrundbahn ein Instrument, „nicht für es gebaut“.

Vivo.

Der Ruhm. Arnold Schönberg wohnte lange Zeit in Mödling bei Wien. Dr. Karol Rathaus besuchte ihn öfters, ging mit ihm spazieren, und bemerkte, daß die Jungen scheu zu Schönberg aufblickten, ihn ehrfürchtig grüßten — fragend blickte er Schönberg an. Der sagte: „Oh, in Mödling bin ich sehr bekannt — mein Sohn ist der Mittelstürmer des Gymnasium-Teams.“

Vortragsplatten

Von *Hans Reimann*.

Grammo 23 355: Ueberall dringen die Sachsen hin, an den Rhein, an den Nordpol, nach Indien, nach Bayreuth; und immer wieder darf man Steinach, die Friedenskommission, die Tugend der Frau, den Panzerkreuzer A und den Klapperstorch melken. Otto Reutter tut es mit Gardelegener rrr, in abgeklärtem andante furioso und wie ein beschleunigter Personenzug, an dem die Pointen nach Art der Telegraphenstangen vorüberhuckeln. Auf 23 356 bittet der abgeklärte, verklärte Humorist, sich zum Kinderkriegen zu ermannen, und tröstet mit einem „Es geht vorwärts“. Seine Technik erinnert an Chaplins bewußt altmodische Photographiererei. Gerührt hört man ihm zu. Nun singt er nicht mehr. Grammo 23 070 ist mehr für Schrebergärtner und Portiers. Emil Meysel bringt zwei Sachen, die eine über die Liebe, die andere über die Familie; älteste Schule und doch nicht klassisch (wie der klassische Reutter). Auf 23 696 erscheint Eduard Kandl als Sir John Falstaff redivivus und schwingt eine feuchtfröhliche Predigt mit klangvollem Baß, schalem Chor und mäßigem Orchester. Charles Malos Lied vom „Verlorenen Glück“ (beileibe keine Volksweise) wird von Kate Kühl wunderschön auf 23 121 gesungen, lyrisch, saftig, mit dem Text Bert Brechts aus seiner „Hauspostille“, und Hans Sommer begleitet meisterlich am Steinway. Lisl Karlstadt auf 23 005 ist eine Niete, obwohl Gustl Gstark-Gstettenbauer die Blödelei herzig bekichert. Die „Wohnungssuche“ ist dermaßen gehetzt, daß man den Salat kaum versteht. Joseph Plaut nutzt die Hausse in Otto Gebühr und serviert uns auf 23 695 mit musikalischer Verbrämung eine Ansprache Friedrichs des Großen, des bekannten Komplexes von Werner Hegemann. Nun, ich stelle mir den alten Fritzen entschieden anders vor, und auch Kopischs Gedicht vom Leibkutscher (unter Mitwirkung eines nachgemachten Bierkutschers, der gern General spielen möchte) wird durch die dreimalige Prise Schnupftabak nicht schmackhafter. Zur Abwechslung einen Ludwig Wüllner. Er spricht Goethes „Gott und die Bajadere“ auf Grammo 61 582 mit Verständ-

nis, echtem Gefühl und malerisch. Bei „Verderben“ schaudert man, bei „behaglich“ wird's einem behaglich, bei „tot“ klappert der Sensenmann. An Mühlhofers troidoitschem Geknödel gemessen: eine saubere Sache. Kainz spricht das nämliche Gedicht auf 61576 etwas hurtiger und unter Weglassung der letzten 25 Zeilen, und trotz der damals so mangelhaften Aufnahme-Technik zündet der Künstler bis ins Mark. Auch Al Jolson zündet immer aufs neue. Man sage nichts gegen diesen gewerbsmäßigen Tragiker, der auf Brunswick A 8701 zwei ölige Schlager aus „Mammy“ innig, breit und mit leidenden Vokalen verströmt, ein schwarzbepinselter Chasen. Marion Harris, von einem tadellosen Orchester unterstützt, zerrt auf Brunswick A 8619 die „Macht der Liebe“ und Scherzingers „Nobodys using it now“ sentimentalisch in die Länge. Auf Parlophon B 12214 begibt sich ein Wunder: nachdem das Geläut des Mainzer Domkapitels verklungen ist und die Nadel in leerer Rille rotiert, schwingen die ausgebaumelten Glocken imaginär weiter. Auf der Rückseite gibt sich ein akustisch schlecht gefaßter Chor (Befreiungsfeier, 30. VI. 30) alle erdenkliche Mühe. Paul Graetz erwirbt auf B 12422 seinen Führerschein und rasselt vor lauter Pointen ins Schaufenster. Auf B 12219 schnattert er Tucholskys Tiefsinn von den Löchern im Käse. Das liest man besser selber im „Lächeln der Mona Lisa“, S. 321. Claire Waldoff, mein dionysischer Hund, minutiös, zuverlässig, die Stop-Uhr im Gefühl, das Gegenteil von doof, schmettert auf B 12250 Erich Kerstens „Familie Gänseklein“ und „Das moderne Mädel“. Wenn sie Pestalozzi erwähnt, klingt es wie ein Witz. Auf B 12240 berichtet sie von ihrer Sonntagskluft mit rosaseidenem Veilchenduft und hebt ein kesses Lamento an in bezug auf „wegen ihm“ von Erich Einegg, und daß sie ihre gute Stellung bei Tietz aufgegeben und der Direktrizen-Karriere entsagt habe; und das macht sie reizend mit viel Erlebtem drin. Maria Ney kommt zweimal. Erstens auf B 12330½, wo sie Holländers „In St. Pauli bei Altona“ mit wackerer Harmonika, und auf Odeon 0-11283, wo sie dasselbe und außerdem das juxig parodierte Seemannslos im Dreivierteltakt aufs Lieblichste und mit doppelter Exkursion in gefährlich hohe Lagen



„Mura
ist die
geistreichste
und
charmanteste
Frau Italiens“
Pitigrilli

nur

2

RM

Dieser pikante Zeitroman
bringt die Wiedergabe eroti-
scher Situationen und Ge-
spräche aus dem lesbischen
Liebesverhältnis der Heldin

EDEN-VERLAG • BERLIN W 62

Zu haben in allen Buchhand-
lungen und im Bahnhofsbuchhandel

WALTHER RODE

Knöpfe und Vögel

Lesebuch für
Angeklagte

Kartonierte 3.— RM
Leinen . . 4.80 RM

Ob
Angeklagter
in Gegenwart,
in Zukunft,
ob tadelfreier Bürger:

Sie
werden diese 70
geistvoll witzigen
Kapitel
atemlos gespannt
zu Ende lesen

Um
am Ende festzustellen

**„Amüsiert
und
doch
belehrt!“**

TRANSMARE VERLAG

wiedergibt. Sie hat sich da ordentlich hingeeknet. Ebenfalls an der Waterkant tobt sich Karl Zander mit seinen Mannen aus, indem er einen Schinken Julius Wolffs als zweiaktiges Hörspiel auffrisiert. Sowa mußte polizeilich untersagt werden.

Neue Schallplatten

Geschichten aus dem Wienerwald (Joh. Strauß). Edith Lorand mit ihrem Orchester. Parlophon 9551. — Bei allem weiblichen Charme bleibt die Auffassung großzügig, der Strich männlich fest.

„Die diebische Elster“ (Rossini), Ouvertüre. Berl. Philharm. Dirig. Furtwängler. Grammophon 95427. — Ein Kabinettstück an Akkuratess, Steigerung und Kontrastwirkungen.

Le Sacre du Printemps (Igor Strawinsky). Philadelphia-Symph.-Orch. Dir. Stokowski. Electrola E. J. 626-29. — Enthält alle Schlüssel zu Strawinskys Kunst; wichtiges, brillant reproduziertes Material für seriöse Konzertbesucher.

Offenbach-Potpourri II. Teil. Berl. Philharm. Dir. Mackeben. Ultraphon A 888. — Endlich wieder ein unverfälschter Mackeben, gut klangphotographiert.

„La Favorita“ (Donizetti). Scala-Orch. und Chor. Dir. Cav. Molajoli. Columbia. — Musikenthusiasten genießen dankbar die authentische Wiedergabe dieser in Deutschland leider fast verschollenen Bravouroper.

„Care Selve“ und *Largo* (Händel). Tenor: Louis Graveure. Stadtopern-Orch. Dir. Meyrowitz. Ultraphon F 891. — Händelscher Pomp und barocke Atemtechnik können nicht virtuoser gemeistert werden.

„Furiant“ und *Böhmische Polka aus „Schwanda, der Dudelsackpfeifer“*. Edith Lorand m. ihrem Orch. Parlophon B 12141. — Klanglich und tänzerisch eine Musterleistung, Ia Geschenkplatte.

„Ma-dimmi!...“ aus *Aida* (Verdi). Elis. Rethberg, Lauri-Volpi, de Luca m. Orch. Electrola DB 1458. — Schade, daß wir diese Stimmensation nicht Unter den Linden zu hören bekommen.

„Zweifel“ (Glinka) und „Stenko Rasine“. Schaljapin m. Klav. Electrola DB 1469. — Stimmgewalt und Vortrag wurzeln tief im Folklore; eindruckstarke Platte.

Thurneiser.

ANTON HENSELER, *Jacob Offenbach*. Max Hesses Verlag, Berlin.

Ein Band von fünfhundert Seiten, auf denen das neueste Forschungsmaterial über den Erfinder der Operette nicht bloß „zusammengetragen“ ist, sondern zu einer lebendigen Biographie und Werkanalyse gestaltet. Man weiß aus anderen Musikerbiographien, wie ledern und unmusikalisch gerade die deutschen Lebensbeschreiber schreiben. Von diesen unterscheidet sich Anton Henseler, ohne daß ihm die erlauchte Wissenschaft vorwerfen könnte, er sei ein Feuilletonist. Der Bonner Biograph stellt in Wahrheit einen modernen deutschen Gelehrtentypus dar, der aus seiner gründlichen eine fast fröhliche Wissenschaft macht, ohne zu exaltieren und ohne sich, wie es allzutreue Biographen tun, in seinen Helden bedingungslos zu verlieben. Nein, er charakterisiert Offenbach als Künstler, Theatermenschen, Geschäftsmann mit jener Art einsichtiger Liebe, die die Schwächen nicht verschweigt, damit man ihr die Stärken glaubt. Abgesehen aber vom reichen Material, verfügt Henseler über ein nicht gewöhnliches Musikverständnis, das ihn zweifellos befähigen wird, die erste verlässliche Geschichte der Operette zu schreiben. *Wtt.*

MAX KRELL, *Orangen in Ronco*. Roman. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin. Ein Sommerroman, nicht schwer, nicht zu leicht; musikalisch. Die plötzliche Liebe eines 48jährigen zu einer 20jährigen, eines Mannes von Arbeit zu einem Mädchen von Welt. Der Sprung über das Hindernis von drei Jahrzehnten, der am Ende nicht ganz gelingt. Interessante Charaktere beide, aber glaubhaft und von heute und genügend typisch, um für viele andere Mitmänner und Mitmädchen zu stehen, die sie Vorbildern. Kluge Konversation von der Art, die im Sprechen sich entwickelt, und deren Weisheit also natürlicher wirkt als die Konstruktionen eines Denkdichters, der nur das eine Endziel im Auge hat: quod demonstrandum erat. Stattdessen lebt in Krells Auge anschaulich die nord-südliche Landschaft des Tessins, des Lago Maggiore mit Ascona und Ronco. In der andeutenden Zeichnung dieser Landschaft erweist Max Krell, daß er ein Dichter ist. *Wtt.*

4000 JAHRE WELTGESCHICHTE

MENSCHEN DIE



GESCHICHTE MACHTEN

VERLAG L.W. SEIDEL & SOHN IN WIEN

**4000 Jahre Welt-
geschichte in Zeit-
und Lebensbildern**

Alle, die irgendwie auf den Lauf des Schicksals unserer Welt Einfluß hatten, die im weitesten Sinne des Wortes Geschichte machten, ziehen vorüber, von den Pharaonen bis zu den Politikern der Kriegs- und der Nachkriegszeit: Kaiser und Könige, Heerführer und Diplomaten, Päpste und Reformatoren, Denker und Entdecker.

**3 Bände mit 79 Bildtafeln
in Leinen . . je RM. 12.—**

**Prospekte auf Wunsch
kostenfrei von
L. W. SEIDEL & SOHN
Verlag Wien I, Trattnerhof I**

FÜRST BÜLOW, *Denkwürdigkeiten. Band IV., Jugend- und Diplomatenjahre.*
Verlag Ullstein, Berlin.

Letztes Drittel des neunzehnten Jahrhunderts — goldenes Zeitalter der Bourgeoisie! Windstille auf den Wässern der Geschichte; die Gesellschaft lebensfroh, ohne schlechtes Gewissen; Politik ein Paradezank; Diplomatie ein glanzvolles Spiel; und nur im Grund der See die kranke Unruhe, die den großen Krieg und das Ende Europas ankündigt. Bülow leuchtet in diese Epoche, auf deren Schaumgipfeln er selber wie ein kluges Glückskind herumgondelte, gedächtnisfrisch und liebevoll; und mit erheblich weniger Malice, als er in den anderen Bänden ausgießt. Doch deshalb um nichts weniger amüsant. Gäbe es einen neuen Stendhal, er könnte aus diesem Kompendium diplomatischer Beobachtung zehn Romane destillieren. Er fände darin, in farbiger Mischung, seine zwei Leibthemen: Politik und Abenteuer. Und bliebe vermutlich mit persönlichstem Genuß bei dem Kapitel stehen, das von des Fürsten Liebeswochen in Salzburg handelt. O Salzburg!

-uh.

L. VON KEMEČEY, *Il Duce.* Verlag für Kulturpolitik, Berlin.

Ein Ungar schreibt ein Buch über Mussolini — hm; aber der Ungar lebt nicht mehr — ich nehme das „hm“ pietätvoll zurück. Uebrigens nicht nur deshalb. Mag der große Ex-Journalist, der heute über Italien herrscht, nach dem Gesetz der chemischen Affinität noch so sichtlich mit dem zwischen Theiß und Donau lebenden Volk von Publizisten verknüpft sein, dieses Werk eines frühverstorbenen Jünglings geht in seiner befeuerten Epik, in der Klarheit und Unvernebeltheit seiner Darstellung weit über den Panegyrikus hinaus, den man jener Blutssympathie zufolge erwartet hätte — und noch viel weiter über die Panegyriken, welche bereits erschienen sind. Inwiefern freilich hier das überzeugungsvolle, letzte Wort eines Geschichtsschreibers (der seinem Werk den Ausspruch Mussolinis voranstellt: „Leben in Arbeit, Sterben im Kampf“) auch das letzte Wort der Geschichte ist, das läßt sich bei dem Umstand, daß es dank ihrem ehernen Walten derzeit eine altera pars, die gehört werden sollte, nicht gibt, weder verneinen noch bejahen.

-uh.

A. VON BOROVIČSÉNY, *Graf von Brühl.* Amalthea-Verlag, Wien und Leipzig.

Untertitel: Der Richelieu, Rothschild, Medici seiner Zeit. „S eine z'viel, das andre z'wenig“, sagt bei Gelegenheit einer solchen Titulaturen-Häufung Nestroy. Zugegeben, daß der Held dieses Buchs sehr reich war, daß er den Künsten viel Huld und Anregung gab, daß er auf der Bühne Friedrichs des Großen als starker Gegenakteur stand — drei Drittel geben in der Geschichte noch kein Ganzes. Borovicšénys redliche, hilfsbereite Wärme der Darstellung kommt darum kaum über die Höhe einer Lesebuch-Apologie. Trotzdem ist sein Buch mehr als ein genaues, nützlichcs Quellenwerk; es entwirft in der Art, wie das ganze Europa des 18. Jahrhunderts durch die Brühlschen Palastfenster schimmert, ein neuartiges Bild: das Zeitalter Friedrichs nicht aus dem Gesichtswinkel seiner Lenker gesehen, sondern eines Mitspielers — des Ersten unter den Zweiten.

-uh.

Das große illustrierte Geschichtswerk

PARISER KOMMUNE 1871

Ein geschichtlicher Abriß in Dokumenten und Berichten von Zeitgenossen. Auszüge aus den Protokollen des Föderalrats der Internationalen Association zu Paris, aus den Protokollen der Kommune, Auszüge aus der zeitgenössischen Presse, Manifeste, Plakate, Proklamationen.

456 Seit. 120 Illustrationen. 20 ganzseit. Bildbeilag. 3 Karten. Ganzleinenband 10 RM

NEUER DEUTSCHER VERLAG / BERLIN W 8

GEORG HERMANN, *November achtzehn*. Roman. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin.

Herbstliches Berlin. Auf den beiden Ufern des Landwehrkanals fegt ein rauher Wind die letzten vergilbten Blätter in ein trübes, totes Wasser. Ein unsicher gewordener Polizist, ein aus Erkenntnis und Lebensfurcht philosophierender Sanitätsrat, eine uralte Frau, die in jugendlichem Ueberschwang die Büste Lassalles bekränzt — Figuren, die in diesen Tagen der Ablösung und Erneuerung spukhaft durch den (liebend, daher meisterhaft gesehenen) alten Westen der Stadt geistern. Von diesem unsicheren Grund, der aus morscher Tradition, wackelig gewordener Ordnung, Ersatznahrung und -beleuchtung zusammengesetzt ist und wohl bald zusammenstürzen wird, heben sich Fritz Eisner, berühmter Schriftsteller, und seine „Nuck“ ab, die beide, wie die Welt um sie herum, ihren Halt, ihr Gestern verloren haben. Hermann stellt sie uns gerade in dem Zustand ihrer Entwicklung vor, in dem sie, tastend und irritiert, am Ufer einer neuen Zeit zu gemeinsamer Wiederaufbauarbeit landen. Das alles ist sehr angenehm und anregend erzählt: zwei Menschen ihrer Tage; die Unruhe, das Bewußtsein, etwas Neues, Unbekanntes sei im Werden, macht den beiden Kämpfern um das eigene Selbst auch den Weg zueinander frei: unter der lebendigen Einwirkung einer zur Wirklichkeit gewordenen Idee beginnen sie eine neue Gemeinschaft: die reizende und kluge junge Frau, die statt tagfremder Illusionen ein starkes Lebensgefühl besitzt, und der durch Erkenntnis und Enttäuschung heiter gewordene Mann. Hermann gibt zum Schluß eine Ahnung dieser neuen Lebensform, die sich allenthalben ankündigt und der sich zwei in ihrer Zeit wurzelnde Menschen voll optimistischer Verbundenheit freudig überantworten.

F. H-b.

GRAF TAMAS VON ERDÖDY, *Habsburgs Weg von Wilhelm zu Briand*. Herausgegeben von Paul Szemere und Erich Czech. Amalthea-Verlag, Zürich u. Wien.

Wenn die historische Bedeutung einer Person davon bestimmt ist, wie rasch oder spät sie den Lebenden in Vergessenheit gerät, dann wird Karl der Letzte im Geschichtsbuch nicht besser wegkommen als der letzte Hohenstaufe. Dabei hat die Figur dieses vielleicht Bestwollenden seines Geschlechts (es ist, siehe Ludwig XVI., fast immer das Verhängnis einer Dynastie, daß sich ihr Schicksal grade an dem erfüllt, der vergleichsweise das Beste gewollt hat) etwas knabenhaft Rührendes. „Der Kaiser ist ein braver Mann“ sagte mir einmal ein Tschechenführer, der eben von der Audienz kam, „er läßt sich etwas sagen — —“ und fügte rasch hinzu: „... aber von jedem“. Ja, er hätte gewiß wie sein langlebiger Großoheim mit mancher Machtverminderung vorlieb genommen, vielleicht sogar, wenn der Ehrgeiz der Kaiserin ihn nicht angetrieben hätte, bis zum Grad des Privatmannes — der geheimen Lieblingsrolle der Habsburger. Daß dieser auf den Thron erhobene Privatmann den Lauf der Geschichte aufhalten sollte, war seine besondere Tragödie. Man liest sie nicht ohne Anteil in diesem Erinnerungsbuch eines gräflichen Freundes nach, der Zeuge und Mithelfer seiner mißlungenen Rückkehr nach Ungarn war.

-uh.

„Gewaltiges haben vor uns gesungen die Dichter aller Zeiten.

Das Gewaltigste aber blieb uns zu singen:

WIR SINGEN DEN FÜNFJAHRPLAN.“

JOHANNES R. BECHER

DER GROSSE PLAN

Epos des sozialistischen Aufbaus

Kartonierte RM 4.—, Leinen RM 6.—

AGIS-VERLAG • BERLIN S 14

RICHARD KATZ, Funkelnder ferner Osten. Verlag Ullstein, Berlin.

Ein Mann mit der Reise-Wollust braucht nicht gerade auch Schriftsteller zu sein — und ein guter Schriftsteller wird meist nur einen jammervollen Reisemann darstellen. Das Gefühl für das richtige Reisen und das Gefühl für das richtige Schreiben sind zwei verschiedene Gefühle, und sie hängen an verschiedenen Talenten. Sie hängen an verschiedenen Leidenschaften, an verschiedenen Mentalitäten und an einer verschiedenen Widerstandskraft. Ein richtiger Reisemann hat vor allem eine besondere Kameradschaftlichkeit für Schiffe, Hotels, Zelte, Bahnen, Maultiere, Kamele, Rick-schahträger und Automobile, er hat eine bestimmte Verliebtheit für Wasser und Wüsten, eine gewisse Bereitschaft, vor neuen Dingen tödlich zu erschrecken, er hat die todsichere Wollust des Auges, das sieht, taxiert, abgrenzt und gestaltet. Ein wirklicher Reisemann hat den Instinkt für das Wesentliche, für den Geruch eines Kontinents wie für die Formel eines sozialen Zustands. Ein wirklicher Reisemann fühlt sich im Raum des Reisens so wohl wie ein Karpfen in seinem Teich... er fühlt sich so wohl, daß der Leser meint, Reisen sei eine Bagatelle, es gebe weder Typhus noch Malaria, weder Chinin noch Stürme, weder scheußliche Durststrecken noch unendlich langwierige Partien und langweilige Terrains. Der wirkliche Reisemann fühlt sich so wollüstig wohl im Raum des Reisens, daß die Kritiker, die meinen, über Reisebücher sei genau so voraussetzungslos naiv zu schreiben möglich wie über Bücher der reinen Literatur... daß die Kritiker dieser Reisebücher graziös von dem Reisemann als von dem „Globetrotter“ reden, wofür der Reisemann, mit zwei Gramm Chinin im Magen, ihnen gern stundenlang hinter die Ohren schlagen möchte. Dieser Typus des Reisemanns, der gleichzeitig ein guter Schriftsteller ist, war in der Regel seither, den Fürsten Pueckler und Humboldt ausgenommen, ein Engländer oder ein Skandinave gewesen. Unter den drei oder vier Deutschen, die das heute in Deutschland auch vermögen, ist Richard Katz. Er hat sofort den Geruch eines Landes, er schreibt den Charakter eines Gebiets mit ein paar Dialogen hin. Er ist weder wissenschaftlich dumm noch lyrisch beschränkt. Er ist dafür voll Heiterkeit, voll Anmut, voll Intelligenz und, indem er das Wesentliche aussagt, amüsant. Sein letztes Buch über den Osten ist belehrend und reizend und ein Typus für sich. *Kasimir Edschmid.*

KASIMIR EDSCHMID, Glanz und Elend Südamerikas. Roman eines Erdteils. Societäts-Verlag, Frankfurt a. M.

Edschmid debütierte 1913 in den „Weißen Blättern“ unter meiner Redaktion mit Erzählungen aus exotischen Ländern, die er nie gesehen hatte, aber für deren Vision er die Sensibilität besaß. Erst viel später setzten ihn günstige Lebensumstände in die Lage, diese fernen Länder seiner jungen Träume auch wirklich zu besuchen. Zunächst waren es die europäischen Rendezvousplätze des Exotischen und war davon nicht mehr als Mondänes zu berichten. Dann kam Süd-Amerika, dann Afrika die kreuz und quer. Und die Berichte darüber. Das Mondäne spielt da eine ganz untergeordnete Rolle, mehr im Stil des darauf eingeübten Verfassers als im Gegenstand. Er ist sich aber, gescheuer Mann, der er ist, bewußt, daß es in diesen Berichten weit mehr als auf Faxen auf die Wirklichkeiten ankommt. Und die gibt er: anschaulich, unterrichtet, präcis; aufgefädelt auf eine ihm verwandte Figur, die er Göhrs nennt, was ihm die gute Möglichkeit gibt, in der dritten Person zu erzählen und die unleidige, so sehr ermüdende und beschränkende Ich-Form des Berichtes zu vermeiden. Das problematische Ich hat die gefährliche Neigung, alles in Impressionen aufzulösen. Das ist vermieden. Ein letzter Rest aus der literarischen Vergangenheit des Verfassers war nicht zu tilgen, aber er ist gewissermaßen vaporisiert, schwebt in der Luft, haftet nicht den Dingen an. So erfüllt das Reisebuch das Wichtigste, was man von einem solchen erwartet: nicht daß eine Person sich interessant findet, in dem Lande gereist zu sein, Erfreuliches oder Enttäuschendes erfahren zu haben, sondern: eine gute Beschreibung dieses Landes selber, mit dem Blick, der Wesentliches von Unwesentlichem zu scheiden versteht.

Franz Blei.

W. MÜNZENBERG, Die dritte Front. Neuer deutscher Verlag, Berlin.

In diesen Aufzeichnungen aus 15 Jahren proletarischer Jugendbewegung schildert der Verfasser etwas breitläufig diese und seinen Anteil daran.

SIEBEN JAHRE SOWJET. Unter diesem Titel hat *Paul Scheffer* die Berichte gesammelt, die er für das „B. T.“ aus Rußland schrieb: scharfsinnig, unvoreingenommen, überaus anschaulich, genau. Diese seltenen Qualitäten rechtfertigen die Sammlung im Buch. Sie sind Derivate einer ganz andern Artung und Vergangenheit, als sie meist ein Journalist besitzt, der entweder nur Auge ist und Kolportage macht, oder der ein verunglückter Dichter ist und Stimmung macht. Scheffer hat eine reichliche Jugend im schönen Müßiggang einer reichen denkerischen Tätigkeit hingebacht; er ist die *Via spiritualis* gegangen und hat sie nicht und nie zu verlassen für nötig befunden; er beweist, daß Disziplin im theoretischen Denken eine bessere Vorbereitung dafür ist, mit den Problemen des praktischen Lebens zurechtzukommen, denn jede Ausbildung als Fachmann. Weil der die Welt schief sieht, nämlich von seinem Fach aus, das für die Achse der Welt zu halten er geneigt ist. Scheffer mißt den Kommunismus an seinen eigenen Maßstäben. Er verfällt nicht dem Irrtum, ihn an den westlichen Maßstäben des bürgerlichen Kapitalismus zu messen. Er fällt dem Unternehmer nicht darauf herein, dessen irgendwelche Tätigkeit, deren Zweck Geldmachen ist, wenn auch mit Dreck, für „Unternehmungsgest“ zu halten, weil er Geist darin nicht finden kann. Er macht dieser Behauptung nicht das Kompliment des Ausspruches, daß der Kommunismus diesen Geist privater Initiative unterdrücke. Kurz, diese 430 großen Seiten sind eine überaus instruktive Lektüre und ein stilisierter Genuß, da sich klare Gedanken nicht anders als klar ausdrücken können. (Verlag: Bibliographisches Institut, Leipzig.)

Franz Blei.

Verantwortlich für die Redaktion: Victor Wittner, Berlin-Charlottenburg. — Für die Anzeigen: Herbert Schade, Berlin.

Verantwortlich in Österreich für Redaktion: Ludwig Klinenberger, für Herausgabe: Ullstein & Co., G. m. b. H., Wien I, Rosenbursenstr. 8. — In der tschechoslowakischen Republik: Wilh. Neumann, Prag. Der „Querschnitt“ erscheint monatlich einmal und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen; ferner durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste. — Redaktion: Berlin SW 68, Kochstraße 22-26.

Seien Sie der Mann, der Sie sein wollen!

In der Welt ist kein Platz für Schwächlinge! Die guten Früchte des Lebens fallen dem Starken zu, dem Gesunden, dem körperlich Leistungsfähigen, dessen Gehirn entwickelt ist. Es ist nicht nötig, daß Sie zu den Erfolglosen gehören. Auch Sie können eine kraftvolle, gewandte, unabhängige Persönlichkeit werden, geachtet und beliebt bei Männern und Frauen; im Berufsleben, in der Gesellschaft, auf dem Sportplatz können Sie zu den Ersten zählen. Sie können Ihr Schicksal selbst gestalten ● Alle die Mängel, Schwächen und Beschwerden, die Ihnen bisher hinderlich waren, wie auch die Folgen jugendlicher Fehler können Sie überwinden durch



STRONGFORTISMUS die berühmte individuelle Methode.

Ohne Medizin und Apparate, durch die erweckten Kräfte der Natur werden Sie widerstandsfähige Gesundheit, imponierende männliche Kraft und Ausdauer, einen wohlproportionierten, gewandten Körper erlangen. Strongforts interessantes, reich illustriertes

kostenfreies Buch:

„LEBENS-ENERGIE

durch

STRONGFORT

STRONGFORTISMUS“

wird Ihnen Geheimnisse des menschlichen Körpers offenbaren. Sie werden erfahren, wie Sie mit dem Aufbau Ihrer körperlichen Kräfte Ihre Nervenkraft und Willensstärke, Ihre geistige Spannkraft und Ihre individuellen Fähigkeiten u. Talente entwickeln können ● Verlangen Sie heute noch – ohne Verbindlichkeit für Sie – Ihr **kostenfreies** Exemplar dieses Buches durch Einsendung des Gutscheines oder Ihrer Adresse. Wenn Sie erfolgshindernde Beschwerden angeben, wird Ihnen **kostenlos** individueller, vertraul. Rat zugehen.

STRONGFORT-INSTITUT

BERLIN-WILMERSDORF, Dept. 388

Vertreten auf der

Internat. Hygiene-Ausstellung Dresden, Halle 43

Gratis - Bezugschein

Strongfort-Institut, Berlin-Wilmersdorf, Dept. 388

Bitte senden Sie mir **kostenfrei** und unverbindl. mein Exemplar Ihres Buches „Lebens-Energie“. Die mich speziell interessierenden Fragen habe ich mit x bezeichnet.

- | | |
|--------------------|------------------------------|
| Nervosität | Schlechte Gewohnheiten |
| Katarrh | Sexuelle Schwäche |
| Verstopfung | Größere Kraft |
| Magerkeit | Willenskraft |
| Korpulenz | Seel. Hemmungen |
| Rheumatismus | |

Name:

Beruf: Alter:

Ort und Str.:

Der neue Remarque: „Der Weg zurück“

ist erschienen! Der Autor des erfolgreichsten Buches der Welt zeigt mit einem zweiten Buch, ob er den Erfolg des ersten, diesen nirgends je erlebten Bucherfolg, verdient hat. Das erste Werk „Im Westen nichts Neues“ wurde in 18 Monaten von 3½ Millionen Menschen aller Länder gekauft. In Deutschland allein fand es über 1 Million Käufer! Es wurde in 25 Sprachen übersetzt! Unzählbar die Zuschriften an Verfasser und Verlag! Phantastisch, welche Märchen über Remarque erfunden wurden! Unglaublich, was alles die Nein-Sager gegen ihn vorgebracht haben!

Wird der neue Remarque der Welt ebensoviel zu sagen haben wie der erste? Er stellt in gewissem Sinne die Fortsetzung dar: zeigt den Weg der Frontkameraden in die Heimat, in den Alltag, in eine fremdgewordene Welt. Paul Bäumer, der Held des ersten Romans, ruht in französischer Erde. Aber Ernst, sein Kamerad kommt zurück und mit ihm eine Reihe junger Infanteristen aus der gleichen Kompagnie. Vertraute Namen des alten Romans gewinnen im neuen Roman wieder Gestalt. In einer deutschen Mittelstadt sammelt sich die Gruppe junger Menschen, die der Krieg umgewandelt hat, und sucht den „Weg zurück“.

3 Wochen nach Erscheinen Auflage 185000. In jeder Buchhandlung zu haben! Preis broschiert 5 M, in Leinen 7 M 50.

Propyläen-Verlag

